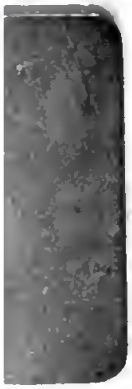

Shell. Zo.

INDIANA
UNIVERSITY
LIBRARY

Digitized by Google

Hausblätter.

Herausgegeben

von

F. W. Hackländer und Edmund Hoefer.

1855.

Zweiter Band.

CB

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.

Digitized by Google

AP 30
.H38
v. 2

Gedruckt bei K. Fr. Hering & Comp.

INDIANA UNIVERSITY LIBRARY

11-9-73

Inhalt des zweiten Bandes.

	Seite
Mädchenbriefe. Von Ottilie Wildermuth.	1. 108
Ein Europäer in Indien. Von Fr. Gerstäcker.	31
Diesseits und jenseits der deutschen Alpen. I. Von München bis zur italienischen Grenze. II. Nach Venedig. III. Von Venedig bis Trient. Von Friedrich Lampert.	42. 285. 467
Die neueste Saison in zwei Weltstädten. II. Mode zu Paris. Von Emma Niendorf.	63
Der Sessel des Ohms Joseph. Von W. O. v. Horn.	81
Eine Eisenbahn-Eröffnung im Nordwesten Amerika's. Von Franz Loeher.	133
Briefe aus Neapel. Von Ferdinand Gregorovius. . . .	144. 386
Am Genfer See. Von Robert Schweichel.	161. 241
Der Spielmann von Bockau. Von A. P.	197
Mondgedanken. Von Theobald Kerner.	211
Eine Wallfahrt zu den klassischen Stellen des Vierwaldstädtersee's. Von Alfred Hartmann.	218
Der Unglückstag eines deutschen Bürgers. Von Julius Risch. . .	265
Jugend-Erinnerungen. Von Friederike von Marées.	275
Am Thore. Von Edmund Hoefer.	302
Das lebende Bild. Von Fanny Lewald.	321
Familien-Concert. Von F. W. Hackländer.	353
Skizzen. I. Aus den Aufzeichnungen eines Arztes. Von Luncken-bein.	373
Pariser Atelierbesuche. I. II. Aus den Briefen eines Künstlers. .	377. 459
Die Tochter der Schauspielerin. Von A. Widmann.	401
Eine Seegeschichte. Von Wilhelm Stade.	426
Ein berühmter Name. Von Fr. Gerstäcker.	451

Mädchenbriefe.

Von

Ottilie Wildermuth.

1.

Liebſte Julie!

Kaum kann ich vor Wehmuth die Feder ergreifen, wenn ich denke, daß uns nun Berge und Thäler trennen, daß wir nun ſo lange, ach wie lange, keine Hoffnung haben, uns wieder zu ſehen. Du von mir fern, die Du meiner Seele innerſtes Meinen verſtanden haſt! Ich bin freilich nicht arm an befreundeten Herzen; da iſt Ida und Klara, die muntere Henriette und Irene, lauter intime Freundinnen, aber keiner, keiner kann ich ſo wie Dir alle Falten meines Herzens enthüllen!

Aber was hilft das Klagen?

Entbehren und Entſagen
Macht hier auf Erden reich,
Das Finden und Erjagen
Iſt nur für's Himmelreich.

Von mir und unſerem hieſigen Leben weiß ich Dir wenig zu berichten, es iſt immer das alte: um acht Uhr Klavierübungen, um neun Uhr italieniſche Stunde, — Du weißt, daß ich mit dem Engliſchen und Franzöſiſchen jetzt fertig bin, — um zehn Uhr Generalbaß (man ſagt uns, daß Kenntniß im Generalbaß wirklich immer von einer Muſiklehrerin gefordert wird); im Inſtitut höre ich nur noch Phyſik, Aſtronomie und die Theorie der Kochkunſt; Zeichnen und Singen, — bei Almorini! — treibe ich nur für mich allein. Es iſt mir leid, dieſe Stunden koſten die Mutter ungeheuer viel, aber ſie ſagt, es ſei ein Kapital für die Zukunft. Ich weiß nicht, wie das iſt, aber wir brauchen immer zu viel um ſparen zu können, und das Geld iſt wieder fort, ehe man dazu kommt, es einzutheilen, dann müſſen wir auf's neue

auf Rechnung nehmen, und ſo können wir gar nie mit dem rechten Sparen anfangen, von dem wir doch ſo viel reden. Die gute Mutter rechnet ſich faſt zu Tode und iſt ganz glücklich, wenn ſie nur wieder weiß, wofür all unſer Geld ausgegeben wurde, aber draußen iſt's, das iſt gewiß.

Die arme Mutter freilich, die in Glanz und Herrlichkeit erzogen wurde und nun ihre letzte Kraft daran ſetzt, um mit den Künſten und Fertigkeiten, die der Zeitvertreib ihrer jungen Tage waren, ihre Kinder zu erhalten!

Nun, ich hoffe einmal als Erzieherin eine recht glänzende Stelle zu erhalten, dann ſoll es die Mutter noch gut bekommen. Ich höre wirklich auch eine Vorleſung über Pädagogik; ich kann es oft kaum erwarten, bis ich junge Seelen bilden kann; am liebſten möchte ich eine Prinzeſſin erziehen, damit die Keime, die ich in ihre zarte Seele legen dürfte, zum Baume würden, der ſeine ſegensreichen Aeſte über ein ganzes Land breitete! — Der Traum iſt kindiſch, aber göttlich ſchön! — —

Wäreſt Du noch am Sonntag in der Kirche hier geweſen! nein, dieſe Predigt von Herrn Lambert! Er ſprach über des Chriſten Kampf und Sieg: Antworten auf die tiefſten Fragen unſeres Herzens. Ich hatte ein wenig nachgeſchrieben und wollte es Abends für Dich in's Reine bringen, aber Don Juan wurde gegeben, und obgleich ich die Mutter nicht gern zu der Ausgabe veranlaſſe, ſo meint ſie doch ſelbſt, es ſei für meine muſikaliſche Ausbildung nöthig; die Nina ſang einzig, ganz göttlich! Ja, was ich ſagen wollte, nun iſt mein Concept von der Predigt verwiſcht, weil's mit Bleiſtift geſchrieben war; ich hoffe ein andermal beſſer Zeit zu finden.

Deinen Hut, liebes Herz, will ich erſt beſorgen, wenn der meine fertig iſt, er muß ganz gleich werden:

Zwei Seelen und Ein Gedanke,
Zwei Herzen und Ein Schlag.

Ich ſage Dir, der meine wird allerliebſt: weiß, auf der Seite nur Eine dunkelrothe Kamelia mit Sammetlaub, die Blume macht ihn ſehr theuer, aber die Mutter meint, es ſei beſſer geſpart, wenn man gleich etwas rechtes nehme, und es iſt wahr, die Kornblumen, die ich im vorigen Jahr kaufte, ſind noch wie neu; wenn man einmal wieder Guirlanden trägt, kann ich ſie gut brauchen.

Aber das Papier geht zu Ende und wie viel wüßt' ich Dir noch zu ſagen! Die Mutter ſchilt, ich ſoll nicht zu viel ſitzen, der Doctor fürchtet eine Bleichſucht, ich ſoll mir Bewegung machen. Bewegung im Schloß-

garten, wo ich jedes Blättlein auswendig weiß, von den langweiligen Pomeranzenbäumen am Eingang bis zu den langweiligen Genien am Ausgang!

Die Bleichsucht? — könnte es nicht auch die Schwindsucht sein? wäre ich die erste Blüthe, die welkt, eh ihr der volle Frühling aufgegangen?

Warum weilst du, stiller Knabe,
Mit dem tiefgesenkten Blick,
Noch verhüllst du deine Gabe,
Streckst die Fackel scheu zurück.
Willst du zagend vor mir fliehen,
Weil mein Lenz mich noch umweht,
Jugendlich die Wangen blühen
Und im Haar die Rose steht?
Ach, die Blum' in meinem Haare
Gieb mir freundlich in das Grab,
Grün begränzt sei meine Bahre,
Eine Rose fall' ich ab — —
— — — — — — — — —

Du meine Theure, Du wirst mein nicht vergessen, wenn ich frühe scheiden sollte, und ich werde Dir nahe sein im Flüstern der Trauerweide auf meinem Grabe.

Aber ich muß schließen, Herz, es ist sechs Uhr vorüber und heut ist unser französisches Kränzchen, und weißt du, ich trinke den Thee gern noch warm.

Leb wohl, du Glückliche, die ausruhen darf am Busen der Natur! Die Mutter grüßt Dich mit mir. In Eile

Deine ewig treue
Fanny.

Wenn Du Deinen neuen Kragen noch nicht angefangen hast, so laß es lieber, man trägt jetzt nur kleine Chemisetten.

2.

Höre und staune, meine Theuerste! Das ist der letzte Brief, den Du aus den todten Mauern der Hauptstadt erhältst, ich gehe auf's Land, liebstes, liebstes Herz, auf's Land.

Fern von der Menschen Streben,
Bin wieder frei gegeben
Der alten Einsamkeit,

Wie's Vöglein ſingt in Lüften,
Ausſtrömt die Blum' in Düften
Wohl all ihr Herzeleid.

Ja, das hat ſich wunderbar gefügt.

Die Mutter und ich wußten kaum, daß Vater einen alten Onkel, Gutsbeſitzer weiß nicht wo, hat, mit dem er ſeit langen Jahren nicht mehr zuſammen kam. Er hat, glaub' ich, Vaters Heirath nicht gern geſehen. — Nun, der Onkel kam, ich glaube ſeit Olims Zeiten zum erſtenmal wieder in Geſchäften hieher, und wollte bei der Gelegenheit doch nach der Wittwe und den Kindern ſeines Neffen ſehen.

Er iſt ein recht guter Mann, der Onkel, etwas eigen, etwas, — ich möchte nicht gern ſagen roh, aber wie man eben auf dem Lande wird, und ziemlich materiell. Er wußte der Mutter ſeine Liebe und ſeinen guten Willen nicht beſſer zu zeigen, als daß er ihr Viktualien aller Art heimlich in die Küche ſtellte, bald eine Weinflaſche, bald Würſte, einmal zog er ſogar einen Haſen aus ſeiner eigenen Taſche. Nun, der Wille war gewiß gut, und er hat mich überglücklich gemacht durch ſeine Einladung auf längere Zeit zu ihm auf ſein Landhaus zu kommen. „Das ſchmächtige Töchterlein geben Sie mir mit, Frau Nichte, die ſoll ſich bei uns rothe Backen holen, wird ihr auch nicht ſchaden, wenn ſie einmal ſieht, wo das Brod wächst und daß man die Milch nicht aus dem Brunnen ſchöpft, wie in der Stadt."

Das war ein Himmelswink für die gute Mutter, die ſich ſchon lang mit Plänen abgequält, wie ſie einen Landaufenthalt für mich möglich machen ſolle, und für mich! — ich hätte laut jubeln können.

Süße, heilige Natur,
Laß mich gehn auf deiner Spur.

Der Onkel reiste gleich ab, morgen werde ich nachfolgen, nachdem endlich, nach unendlichen Mühen, meine Ausſtattung für den einfachen Landaufenthalt beſorgt iſt.

Die gute Mutter! ſie hat ihren Hochzeitſchmuck aufgeopfert, um alles recht herzuſtellen, ſie hatte ihn mir zum Brautſchmuck aufheben wollen, — mir zum Brautſchmuck! — arme Mutter! — ſie weiß nicht, daß ihr Kind dieſe Träume längſt begraben hat und getroſt einer einſamen Zukunft entgegen geht, die es ſich ſchmücken will mit allen Blüthen der Freundſchaft und der Dichtung.

Bereits iſt alles fertig und gepackt. In zwei Koffern, drei Schachteln

nebſt der Hutſchachtel, einer Reiſetaſche und meinem Neceſſaire iſt außer dem kleinen Handgepäck, das noch nachkommt, alles glücklich untergebracht. Die Guitarre hat Er mir noch geſtimmt. — Es iſt etwas viel, aber ich wußte von meiner bisherigen Garderobe nichts zu entbehren, ſelbſt nicht das Mouſſelinkleid, das ich aber im Koffer verborgen laſſen will, damit man nicht denkt, ich mache Anſpruch auf Vergnügungen; — zu ländlichen Tanzfeſten beim Ton der Schallmeien hoffe ich doch, es gebrauchen zu können. Und dann mußte ich mich doch auch mit ſoliden, einfachen Kleidern verſehen, da ich bei der Tante die Haushaltungskunſt lernen werde: zwölf Küchenſchürzen, ein Dutzend Vorärmel, allerliebſte Holzpantöffelchen, ſogar ein Kleid von waſſerdichtem Stoff hat die beſorgte Mutter gekauft, die ſelbſt mit den Bedürfniſſen des Landlebens wenig bekannt iſt; wozu? weiß ich nicht recht, vielleicht für den Fall einer Ueberſchwemmung, wo ich in einem Kahn Menſchenleben durch die wogende Fluth retten könnte.

Dann meine Bibliothek, — die Kinderſchriften, mit denen ich vielleicht die Kinder des Dorfs um mich verſammeln könnte; dann meine Kleinodien, meine lieben Dichter, die ich noch ergänzt, — wie ſüß wird ſich's damit träumen im Schatten ſäuſelnder Linden! und die engliſchen, franzöſiſchen und italieniſchen Bücher, und die Noten, — er ſelbſt hat mir noch neue Muſikalien bezeichnet, die mußt' ich natürlich anſchaffen.

Mein Gartenhut iſt wundernett, ungeheuer groß, er wogt wie Meereswellen, mit langflatternden, himmelblauen Bändern.

Fürchte nicht, Liebe, daß mir die ländlichen Arbeiten ſchwer fallen werden, wie freue ich mich, Morgens eine Schaar munter gackernder Hühner mit einem Regen goldener Körner an mich zu locken! Auch das Melken und Buttern muß allerliebſt ſein; es iſt ſonderbar, daß mir Mutter nicht erlaubte, aus dem neuen Holzwaarenlager einen zierlich geſchnitzten Melkkübel und ein niedliches Butterfaß mitzunehmen, es hätte auf die Großtante gewiß guten Eindruck gemacht, wenn ſie mich ſo wohl vorbereitet auf's Landleben geſehen hätte.

Und nun noch Eins, meine Theure, zum erſten, vielleicht zum letzten Mal, das ſüße, ſchmerzliche, unausgeſprochene Geheimniß meiner Seele, das du längſt errathen. Ich ſcheide von dem Gewühl des Städtelebens, aber ich ſcheide ja auch von Ihm!!

Sein hoher Gang,
Seine edle Geſtalt,

Seines Mundes Lächeln,
Seiner Augen Gewalt. —

O, das iſt ſchmerzlich, und weißt Du, daß er jetzt ſchon zweimal mit mir geſprochen, und ich einmal mit ihm! in der letzten Singſtunde, wo ich wagte, ihm zu ſagen, daß ich austrete, und um ſeinen Rath über Muſikalien bat.

O, er wußte nicht, warum meine Stimme zitterte, er war der Lehrer, ich die Schülerin; — es iſt wohl beſſer, wenn ich gehe, ich werde ihn ja nie mehr ſehen.

Wandle, wandle deine Bahnen,
Hoher Stern der Herrlichkeit!

Ach, ich habe wohl einmal geträumt, — geträumt, wenn ich — es will nicht aus der Feder, — wenn ich Sein wäre! — welch ſelige Zukunft wäre das! Ich weiß wohl, er iſt arm, wie ich, aber das iſt ja eben ſo göttlich, da kann man ſich ſolche Opfer bringen, — er hat Talente, und ich, o, wie hätte ich arbeiten wollen! ich hätte Stunden gegeben den ganzen Tag, — und die Nächte durch hätte ich gearbeitet, — für Ihn! Die Mutter hätten wir zu uns genommen und auf den Händen getragen, — und für alle Mühe hätte mich ein Lächeln von ſeinen Lippen (weißt Du noch, dieſen wunderbar fein geſchnittenen Mund zwiſchen dem ſchwarzen Bart) reich, o wie reich belohnt.

Es ſollte nicht ſein.

Was iſt's, wenn er im Leben
Von mir gewendet geht?
Ich will ihm gern vergeben,
Daß er mich nicht verſteht.

Du kehrſt bald in die Reſidenz zurück, theure Julie, in der Singſtunde denke auch an Deine

entſagende

Fanny.

Bitte, ſchicke mir den Thomas a Kempis, und dein breites blaues Band zur Guitarre, kannſt mein roſafarbenes dafür nehmen; ich denke doch Hut- und Lautenband ſollten gleich ſein.

Den nächſten Brief von Stauffenberg aus, welch romantiſcher Name! Ich kann mir Großonkels alterthümliches Schlößchen ganz vorſtellen, ich werde wohl ein Erkerſtübchen bewohnen, da wird's freilich ein bischen ſchauerlich ſein.

3.

Stauffenberg.

So wäre ich also hier, meine Liebe, ich komme später zum Schreiben als ich geglaubt; — es ist alles so viel anders, wie ich mir vorgestellt, aber doch nett, und ländlich, gewiß ganz ländlich. Ich bin letzten Freitag angekommen, Onkels Gefährt hat mich auf der Post abgeholt, eine etwas sonderbare Kutsche, sie ist grün angemalt und hat keine Thürchen zum Oeffnen, man muß oben hineinsteigen, ein alter Knecht in einem grauen Mantel kutschirte, die Pferde sind angezogen wie Ackergäule, es ist alles recht nett; aber ich war eigentlich doch froh, daß mich niemand aus der Stadt gesehen hat. Eben wollte ich mich dem biedern Alten mit ein paar freundlichen Worten nähern, da fing er an auf eine ganz rohe Weise zu fluchen über mein vieles Gepäck, zu dem außer dem früher beschriebenen nur noch das Notenkistchen und das Guitarrenfutteral gekommen war; wenn mir's nicht Spaß gemacht hätte, als er bei der Guitarre sagte: „dui Geig' kah des Jungferle uf d'Schoß nemma," so hätte mich diese Rohheit recht gekränkt, obwohl er's nur für sich brummte. Er brachte alles unter, ging aber so rücksichtslos mit den Sachen um, daß ich immer in Todesangst war, da bei jedem Stoß auf dem steinigen Weg alles zusammenholperte und rumpelte.

Wir kamen endlich an; ach Julie! das Schloß ist ganz anders, als ich mir gedacht, es ist gar kein Schloß, und ist nicht alt, und hat keinen Erker und steht auf keiner Höhe, — es ist nur ein Haus, lang und gerade mit vielen Fenstern, einige Schnörkel über dem Portal und blecherne Delphine an den Wasserrinnen sind der einzige Schmuck. Und dann steht es mitten im freien Ackerfeld, ringsum nichts als Aecker und ein Gemüsegarten, nur auf der Rückseite sieht man auf den grünen Wald. Ach, Liebste, in so langweiligen Räumen kann sich nichts ereignet haben!

Großonkel und Tante empfingen mich unter der Hausthüre recht freundlich, ich war froh, daß ich den Onkel schon kannte, denn die Großtante sieht etwas trocken aus, sie ist eine ältliche Frau und wird nie schön gewesen sein; sehr einfach gekleidet, aber so gar frisch und sauber, alles wie ganz neu, und doch bemerkte ich später, daß ihr graues Kleid vielfach ausgebessert ist.

Ich glaubte, der Onkel wolle sich krank lachen über mein Gepäck; als ich vollends noch den gestickten Feldstuhl, den mir die Mädchen für meine ländlichen Spaziergänge zum Abschiedsgeschenk gegeben, die Farbenschachtel

und die vielerlei kleinen Sachen ablud, da war er nimmer zu halten, und die Magd ſchien mit großem Reſpekt die vielen Sachen zu betrachten, der Knecht aber ſtimmte mit ein, was mich faſt zu Thränen brachte; ein junger Mann, der etwas anders als ein Bauer ausſieht, obgleich er nicht viel beſſer gekleidet iſt, nahm raſch und leicht einen Koffer und ein paar Schachteln und trug ſie hinein, allmälig kamen die andern Sachen nach, Großtante hatte mir Thee gemacht und es wurde mir ziemlich behaglich, aber doch anders, ſo ganz anders als ich mir gedacht hatte, warum weiß ich ſelbſt nicht recht.

Der junge Mann iſt eigentlich mein Vetter, obgleich er gar nicht ſo ausſieht, er iſt der Enkelſohn Großonkels, ſeine Eltern leben nicht mehr. Er wäre ſchon ordentlich, ſcheint aber ganz ungebildet, und denke nur, aber ich kann's faſt nicht ſchreiben, — auch darfſt Du es niemand ſagen, — denk nur, er heißt Tobias; das iſt doch gewiß gar zu ländlich. Aber nicht wahr, behalt es für Dich. Wenn eines der Mädchen wüßte, daß ich einen Vetter habe, der Tobias heißt!

Ich bewohne ein nettes Stübchen, doch iſt es kein bischen ſchauerlich. Noch bin ich nicht recht daheim, das wird aber ſchon gehen, die Tante iſt ſehr gut gegen mich.

Und Du biſt in der Reſidenz, und wir wären jetzt wieder beiſammen!

Sei ſtille mein Herz, und ſchlage nicht ſo,
Iſt alles denn hin, wenn die Liebe entfloh?

Grüße mir alles viel tauſend, tauſendmal, und wenn du in die Singſtunde kommſt, ſo denke an mich, wenn Du in die ſchwarzen Augen ſiehſt, in deren Tiefe mein Glück verſunken iſt; grüßen darfſt Du ihn nicht, auch nicht leiſe; ich wag's nicht im Traum.

Leb wohl und denk an Deine

Fanny.

Wenn Du etwas neues in Schürzen ſiehſt, ſo theil' mir's doch mit; man geht hier in Schürzen aus.

4.

Es fängt ſchon an, ſich hier freundlicher zu geſtalten, wenn ich auch immer noch vieles anders finde, als meine Träume. Wo im Leben iſt das anders?

Die Lage von Stauffenberg iſt doch freundlich, der Garten freilich unendlich langweilig, Tante gibt mir aber Erlaubniß, Blumen darin zu

pflanzen, ſo viel ich will. Das werde ich denn auch, ſobald ich nur mit meinen eigenen Angelegenheiten ein wenig im Reinen bin. Nur geht das nicht ſo ſchnell, weißt Du, bis ich alles ausgepackt und eingeräumt und ausgebügelt habe; es hält hier ſo ſchwer, heiße Bügelſtähle zu bekommen, die Leute ſind gar nicht darauf eingeſchult, da es nur in der großen Wäſche vorkommt, Tante trägt immer graue Kleider und ſehr einfache Hauben. Dann bin ich mit meißen Arbeiten noch nicht fertig, ich habe angefangen, mir Kragen und Aermel zu einem Morgenröckchen zu feſtonniren, Du weißt, das nimmt viel Zeit. Bei Licht häkle ich mir einen Fenſterteppich in mein Stübchen, um es doch ein wenig herauszuputzen, und ſo gibt es den ganzen Tag zu thun, ich habe nicht zu viel Zeit für die Muſikübungen und Sprachen.

Von Muſik ſcheint der gute Onkel eigene Begriffe zu haben. Neulich kam er bald vom Felde heim, wohin er immer ſelbſt geht, wir ſaßen in der Dämmerung im Zimmer. „Spiel uns auch was, Bäschen," bat er; ich ſagte, daß ich meine Noten noch nicht ausgepackt habe. „Ja was?" rief er, „kannſt Du denn nichts auswendig? ſpiel mal einen Walzer, oder einen Marſch, das hör' ich am liebſten." Ich erklärte ihm, daß ich nur Sonaten, Variationen und größere Muſikſtücke ſpiele, und daß mein Lehrer nicht wünſche, daß ich auswendig lerne. Da hätteſt Du ſehen ſollen, wie ärgerlich der Onkel wurde; „was? wozu gibt man das ſchwere Geld für euch aus, wenn ihr nicht im Stande ſeid, etwas Raiſonnables zu ſpielen!" Tante hatte Mühe, ihn wieder zu begütigen.

Den Vetter ſehe ich ſelten, Morgens iſt er meiſtens ſchon auf dem Feld oder ſonſt in Arbeit, auch Mittags bleibt er nicht lang da, nur Abends, wo er nach Tiſch oft vorlieſt; aber ich muß geſtehen, das Vorleſen iſt mir langweilig, er lieſt meiſt Biographien oder landwirthſchaftliche Sachen, und Sonntags lieſt er aus der Bibel. Das iſt doch etwas ſonderbar von einem jungen Mann; wenn es noch ein Andachtsbuch wäre, aber geradezu aus der Bibel, — freilich, wenn man auch Tobias heißt!

Mit der Oekonomie, die ich hier lernen ſoll, habe ich eigentlich noch nicht angefangen. Sie lachten Alle zuſammen, als ich fragte, ob ich melken ſolle, und bedauerte, daß ich den netten Melkkübel nicht mitgebracht. „Das thut ſchon die Stallmagd," meinte die Tante, und in der That, als ich einmal in den Stall hineinkam, lüſtete mich's nicht nach einem zweiten Beſuch, und der Vetter, der trockene Tobias, wollte ſich wieder faſt krank lachen, als er ſah, daß ich ein parfümirtes Taſchentuch an die Naſe hielt. Auch

das Buttern habe ich verſucht, aber ich kann den ſchweren Stöpſel gar nicht halten. Die Hühner ſind immer ſchon gefüttert und weiden auf dem Wieſenplatz am Hauſe, wenn ich aufſtehe. Mit der Küche will's auch nicht ſo recht gehen, Tante kocht meiſtens allein und ſchickt die Mägde auf's Feld, aber ich kann die rußigen Töpfe doch nicht ſelbſt heben, auch lege ich die Halbhandſchuh nicht gern ab, es gibt ſonſt ſo häßliche Hände, — ich denke ſpäter wird's ſchon noch gehen, und ſagte der Tante, ich wolle vorher mit meinen Sachen in's Reine kommen. Sie lächelte und meinte, das ſoll ich nur thun.

Großtante iſt eine eigene Frau, etwas trocken und macht nicht viele Worte, auch geht ſie nicht ſchnell und thut alles geräuſchlos, aber es iſt, als ob ihr die Erdmännlein hülfen bei der Arbeit, dabei iſt alles nett und ſauber; freilich, ſie trägt im Hauſe Salbandſchuhe, die ziemlich plump ſind, aber ſie geht ſo leicht und leiſe darauf, ihre grauen Kleider ſind immer wie neu, und wenn ſie gekocht hat, ſetzt ſie eine blendend weiße Haube zu Tiſch auf und thut ein ebenſo weißes Halstuch mit ſchmalen Spitzen um den Hals, das ſieht recht nett und friſch aus, wenn auch gar nicht modern.

Onkel und ſie machen nicht viel Worte mit einander, aber es iſt angenehm zu ſehen, wie ſie für ihn ſorgt und denkt und wie großes Vertrauen er in ſie ſetzt. „Fragt nur meine Frau," beſcheidet er in tauſend Dingen die Leute, und wenn die Frauen der Nachbarſchaft hie und da zu Beſuch kommen und von ihren häuslichen Anordnungen daheim reden, ſo ſagt der Onkel gewiß: „da müſſen Sie ſich an meine Frau wenden, die hat eine ganz vortreffliche Methode in dieſen Sachen." Er iſt ſehr gut und freundlich gegen mich, aber ich merke doch, daß er nicht viel auf mich hält, weil ich nun eben wieder anders bin, als ſeine Frau. Aber jede Zeit macht andere Anforderungen.

Es iſt komiſch, wie mich der gute Onkel immer zum Eſſen nöthigt, ich weiß mir oft nimmer zu helfen: entſetzlich fettes Fleiſch und ſchwere Klöße will er mir aufdringen, und ich muß mich wirklich erſt ein wenig an die rauhe Koſt hier gewöhnen, die gute Tante hat mir oft ſchon in der Stille den ſchwer beladenen Teller abgenommen, den ich mit wahrer Verzweiflung betrachtete.

Im Ganzen bin ich gewiß gern hier, und es iſt nicht bloß das thränenfeuchte Lächeln eines reſignirten Herzens, mit dem ich der guten Mutter heitere Berichte ſchreibe.

Nur leiſe will ich klagen,
So lange die Thräne noch rinnt,
Und träumen von ſchöneren Tagen,
Die lange verfloſſen ſind.

O cara memoria!

Denkſt Du der Stimme,
Die uns getönet
Wie Zauberklänge
Aus fernen Welten?

O Theure, ich habe auch Dein Herz wohl verſtanden! Ein Herz und Eine Seele, Eine Liebe, Ein hoffnungsloſes Leid, das muß uns binden für die Ewigkeit.

Geſellige Verbindungen habe ich noch keine angeknüpft, die Frauen der Nachbarſchaft, die hie und da Tante beſuchen, ſchwatzen von Seife und Lichtern, von Hanf und Flachs, von Obſt und Moſt, als ob das Leben dran hinge, die wenigen jungen Mädchen, die ich ſah, ſind ganz flache, gehaltloſe Geſchöpfe, ohne Tiefe und Werth.

Aber mein Brief iſt ein Buch geworden, gute Nacht. Leb wohl, Theuerſte, vergiß nicht

Deine Fanny.

5.

So ganz nüchtern und ohne Geheimniſſe, wie ich glaubte, iſt doch unſer Herrenhaus nicht; ich habe wirklich eine nette Entdeckung gemacht, von der ich Dir berichten will; ich ſage Dir, es iſt faſt wie im Dornröschen.

Unſer Haus iſt ſehr groß und die Zimmer im obern Stock faſt alle unbewohnt, nun habe ich im Dachſtock vom Garten aus hie und da Abends Licht bemerkt, zur Zeit, wo ich wußte, daß keine der Dienſtmädchen oben war; das ſah gar geheimnißvoll aus, ich mochte nicht fragen, es iſt ſo hübſch, etwas Räthſelhaftes ſelbſt zu ergründen. Eines Abends, als ich das Licht wieder erblickte, entſchloß ich mich, ihm nachzuſpüren.

Sie ſtieg hinauf zum Dache
Die Zarte, ganz allein,
Da fiel aus einem Gemache
Ein trüber Lampenſchein.

Mit klopfendem Herzen und zitternder Hand drückte ich die Klinke auf und richtig:

Ein Weiblein grau von Haaren,

das da zwar nicht ſpann, aber nähte; — ich war ſo überraſcht, daß ich, als ſie aufblickte und die Augen mit der Brille zu mir wandte, mit einem Schrei davonſprang, die Treppen hinunter und bis in die Küche zur Tante, die mich ganz verwundert anblickte.

„Tante, was habe ich für ein ſeltſames, altes Weiblein entdeckt!“ „Wo denn, du albernes Kind?“ „Oben, ganz oben in einem verborgenen Dachſtübchen, da ſitzt ſie bei einer Lampe und näht.“ „O du einfältiges Dinglein,“ lachte die Tante, „das iſt ja das Annamreile, unſere alte Näherin.“ „Aber warum habe ich nie von ihr gehört, Tante?“ „Ja, was hätteſt du denn von ihr hören ſollen?“ „Und warum ſitzt ſie ſo hoch oben und ſo allein, und kommt nie herunter?“ „Sie bleibt am liebſten in dem Dachſtübchen, weil ſie da ſchon gewohnt hat, als ſie meine Schwiegermutter in Dienſte nahm, und ſie kommt nicht herunter, weil ſie nicht mehr gut Treppen ſteigen kann, morgen kannſt du ihr neue Flickwäſche hinaufbringen und ſehen, daß ſie keine Fee und kein Erdfräulein iſt.“

Ich wurde noch viel ausgelacht mit meiner merkwürdigen Entdeckung; am andern Morgen kam ich bei Tageslicht hinauf und habe mir alles beſehen. Annamreile iſt kein Weiblein, ſondern eine alte Jungfer, wohl achtzig Jahre alt oder mehr, mit der Brille aber, die glaub' ich auf ihrer Naſe angewachſen iſt, kann ſie noch das Feinſte nähen bei Tag und Nacht, ich wollte ſie malen, wie ſie Abends den Faden am Licht abbrennt, eh ſie einfädelt. Sie ſitzt unverrückt vom Morgen bis in die ſpäte Nacht auf einem alten, runden Tabouret mit drei gedrehten Füßen und einem verſchoſſenen blauen Ueberzug; vor ihr ein Nähkiſſen mit zahlreichen Stecknadeln beſteckt, die ſie aus zerbrochenen Nadeln mit Siegellack verfertigt, zu ihren Füßen eine alte graue Katze, zu ihrer linken Seite ein Korb mit dem ſchadhaften Weißzeug, zur rechten einer, in den das ausgebeſſerte kommt, ſo ſitzt ſie Tag für Tag in ihrer Dachkammer, am Fenſter, vor dem ein Rosmarin- und ein Nelkenſtock ſteht. Das Eſſen wird ihr hinaufgebracht, und wenn ſie bei dieſer Gelegenheit nicht ein wenig plaudert, ſo hört und ſpricht ſie oft tagelang kein Wort. Tante beſucht ſie bisweilen Abends und ſteht ſehr vertraut mit ihr.

Mir kam die Entdeckung ganz erwünſcht. Mein Morgenkleid hatte im Garten einen Riß bekommen und mein Hauskleid einen großen Brandfleck in der Küche, ausbeſſern war nie meine Liebhaberei. Strümpfe ſtopfen, das

iſt ohnehin mein Tod, da hab' ich denn alles dem Annamreile hinaufgetragen, ſie flickt excellent.

Ich habe eine Art von Freundſchaft mit ihr geſchloſſen und verplaudere hie und da ein Stündchen an Regentagen, obgleich die Luft in ihrem Stübchen faſt etwas dumpfig iſt; — es iſt ſüß, ſich für andere hinzugeben, und meine Beſuche ſind gewiß ein Lichtblick in dieſem einſamen Leben.

Zudem, — im tiefſten Vertrauen, meine Theure, ich werde mich hier im Hauſe eben nie, nie ſo daheim fühlen, ich fühle mich ſo unverſtanden unter dieſen guten Leuten.

Fremd dem Ohr iſt meine Sprache,
Fremd dem Herzen iſt mein Leid.

Der Onkel zwar iſt ein prächtiger Mann, mit dem ſchwarzen Sammetkäppchen auf ſeinem grauen Haare, immer zufrieden, immer heiter, aber — ſeine Späße verletzen mich doch hie und da. Auch iſt mir's peinlich, daß er immer verlangt, ich und Tobias ſollen einander duzen, das kann ich doch unmöglich. Tante iſt ſehr gut, gewiß, aber ſie iſt doch gar zu geſchäftig, ich ſehe nicht ein, wozu ſie Mägde hat, wenn ſie alles ſelbſt thut; wenn ich mit meiner Arbeit in der Laube ſitze, iſt mir's immer peinlich, wenn ſie ſo hackt und gräbt, ich meine oft, ſie thut es abſichtlich, nur mir zum Beiſpiel; ich habe mich wohl oft ſchon angeboten, ihr zu helfen, dann weist ſie mir immer Arbeit an, aber von dem Begießen bekam ich abſcheulich naſſe Strümpfe, von dem Setzen wurden meine weißen Aermel ſchwarz und ſchmutzig von Erde, da fiel mir das waſſerdichte Kleid ein, und ich ſagte der Tante, ich wolle das anziehen.

Bis ich mich aber umgekleidet hatte (ich fand ſo lange niemand, der mir das Kleid zugemacht hätte), war Tante mit allem fertig, und ich hatte das ſteife Kleid vergebens an.

Vetter Tobias, der iſt mir vollends unbequem, er hat ſo ſtille Augen, mit denen er einen verfolgt, ich glaube nicht, daß er etwas dabei denkt, o nein, es ſind im Grunde fade, graue Augen, nicht „zwei Königskinder, in Demanten blitzend," wie jene Augen, — aber ſie inkommodiren mich doch, er macht nur hie und da ſeine trockenen Bemerkungen. Als der Onkel neulich mir rief, die Suppe hereinzubringen, ſagte er: „o nein, Fanny würde ihre Handſchuh verderben, das iſt nur für Großmutter." Was geht es ihn an, was ich arbeite oder nicht, ich gehe wahrhaftig nicht müßig, ſchon das ganze Kleid feſtonnirt, und nun habe ich eine Haube auf der Tante

Geburtstag angefangen, obgleich ich mit meinen eigenen Sachen nicht halb fertig bin.

So oft ich mich in ein ordentliches Geſpräch mit ihm einlaſſen will, ſchreckt mich eine Plumpheit zurück, — und er hat nicht einmal ſtudirt und ſpricht nicht Franzöſiſch, das einfachſte Erforderniß höherer Bildung.

Ich brachte neulich das „Wort der Frau“ von Heiden aus meiner kleinen Bibliothek zum Vorleſen, Tobias las es wirklich nicht übel vor, und es fand mehr Beifall als ich geglaubt hätte, obgleich der Onkel ein paarmal dabei einſchlief, und nachher verſicherte, er wiſſe nichts mehr davon, als daß von einem gewaltthätigen Weibsbild die Rede ſei.

„Frau Irmengard iſt auch nicht mein Ideal einer Frau,“ ſagte ich. „Wollen Sie uns vielleicht Ihr Ideal ſchildern, Fanny?“ fragte Tobias. „Ich höre lieber vorher das Ihrige,“ entgegnete ich, denn in der That, ich fand es nicht leicht und nicht nöthig, das ganze Bild ſüßer, hingebender Weiblichkeit, vereint mit dem höchſten Geiſtesadel, ſo wie es mir vor der Seele ſchwebt, vor dieſen profanen Augen zu entfalten.

„Mein Ideal?“ ſagte er, „das iſt nicht weit zu ſuchen, es iſt meine Großmutter.“ Tante war ſchon wieder draußen, ich weiß nicht, was ſie immer zu thun hat.

„Natürlich,“ ſagte ich etwas gereizt und unartig, wie ich nachher einſah, „iſt Ihnen die häuslichſte Frau auch die beſte; je mehr eine waſcht und näht, kocht, pflanzt und ſpinnt, deſto vortrefflicher —“

„Nicht weil die Großmutter kocht und ſpinnt, waſcht und näht und noch viel mehr thut, was Sie, Bäschen, nicht einmal wiſſen,“ fiel er, auch in verſtärktem Tone ein, „ſondern weil ſie alles thut, was ſie kann, um Andere glücklich zu machen, weil ſie mit ſtillem Sinn vor Gottes Augen ihre Pflicht thut, und über der Erde den Himmel nicht vergißt. Und wenn ich Ihnen in Kürze ſagen ſoll, welche ich für die beſte Frau halte, ſo ſage ich, es iſt, die ſich am meiſten ſelbſt vergißt, die am treueſten iſt über das ihr Anvertraute, ſei es nun wenig oder viel.“

Ich weiß gar nicht, wie der ſtille Tobias zu ſo einer Rede und ich zu ſo heftiger Aufregung kam, faſt weinend ſagte ich: „und weibliche Bildung, Talente, Kenntniſſe, verwerfen Sie natürlich, ſelbſt wenn ſie um eines Berufes willen ausgebildet werden?“ eine ſo entſetzliche Ungerechtigkeit bringt mich immer beinahe außer mir.

„Keineswegs,“ antwortete er wieder ganz ruhig, „ſie gefallen mir

ſehr, wo ſie dieſer Treue im Nächſten und Kleinſten nicht in den Weg treten, es kann auch Pflicht ſein, ſie auszubilden, aber wer ſich nicht ſelbſt vergeſſen lernt, wird weder als Hausfrau, noch als Erzieherin glücklich ſein und glücklich machen."

Großtante kam wieder, und Onkel rief: „gut daß du kommſt, die Zwei da wären ſich bald in die Haare gerathen, da ſieh, wie die Fanny ein rothes Köpfchen hat, weil Tobias nicht die Mädchen bewundert, die ſich mit vier Sprachen abgeben und Sternkunde verſtehen."

Ich verließ das Zimmer in höchſter Bewegung, ich begreife wirklich nicht, warum ein ſo ungebildeter Menſch mich ſo kränken kann, noch jetzt hat mich die Erzählung aufgeregt. Gute Nacht für heute, meine Liebe, Du, Du verſtehſt mich, wenn Alle mich verkennen. Leb wohl!

Vergiß nicht die neueſte Nummer der Muſterzeitung.

6.

Wir haben wirklich Regentage, Du haſt keinen Begriff, Theuerſte, wie trübſelig das auf dem Lande iſt. Hier fühlen ſie es nicht. Tante hat angefangen, ihre Kammern zu rangiren, obwohl da nichts zu ordnen iſt, da iſt immer alles wie ausgeblaſen. Aber ſie behauptet, es ſehe ſchrecklich aus, und ſteht in einem ſchauerlichen Chaos von Leinwandballen, von Tuchreſten, von was weiß ich alles. Ich lief im Schrecken davon, als ich verſucht hatte, meine Hülfe anzubieten. Tante ſelbſt iſt aber höchſt vergnügt dabei, und verſichert, ſo oft ſie aus dem Drangſal zum Eſſen kommt, es ſei einem doch recht wohl, wenn man auch wieder einen klaren Ueberblick über ſein Beſitzthum bekomme, — bald fällt ihr über einem alten Bettcouvert ihre Urgroßmutter ein, die einen Staatsrock davon hatte, bald erinnert ſie ein wurmſtichiger Perückenſtock an ihren Papa ſelig; dann hat ſie eine Leinwand entdeckt, die ihre Muhme als ſiebenjähriges Kind geſponnen, — ich gönne ihr die Freude, aber wenn *mein* Beſitzthum aus ſolchem alten Plunder beſtände, ich wäre froh, wenn mir's in Ewigkeit nicht unter's Geſicht käme. Sie hat mir auch Leinwand geſchenkt zu Hemden für die Mutter; es iſt gewiß recht freundlich von ihr, nur ſehe ich nicht ab, wie ich zu einer ſolchen Näharbeit kommen ſolle.

Onkel, der ſtudirt in einem uralten Folianten: „Der kluge und rechtsverſtändige Hausvater." Daß er Vergnügen daran findet, kann wohl ſein

aber daß Tobias mit ſolchem Intereſſe ſeine Vorleſungen daraus hört und die alten Bilder beſieht, — das ſcheint mir faſt Heuchelei. Tobias zeichnet daneben eine Karte von dem Gut und iſt mit Leib und Seele in dieſe Arbeit vertieft. Und in all dieſem proſaiſchen Treiben deine arme Fanny allein, —

Allein, wie in dem Sarg die Leiche,
Allein, wie in des Blau's Bereiche
Die dunkle Wolke ſturmbeſchwert
Am heitern Tag vorüberfährt.

Allein mit ihren ſtillen Thränen, ihren ſüßen Erinnerungen,

unter Larven die einzig fühlende Bruſt.

Das klingt freilich zu hart, iſt aber auch nicht ſo ſchlimm gemeint.

Mit Tobias bin ich noch ernſtlich geſpannt; ich hätte ihm vielleicht das bittere Unrecht verziehen, das er mir kürzlich zugefügt, — mich ſelbſtſüchtig zu nennen, — deren höchſter Wunſch, eine glückliche Zukunft, nur darum iſt, weil ich die Mutter beglücken möchte! Aber verkannt zu werden iſt ja Erdenloos.

Ich habe ſchon vergeben,
Des Friedens Schatten ſchweben,
Wo ſanft ein Herz voll Liebe ruht.

Aber er läßt nicht nach, mich zu kränken. Kürzlich war Beſuch vom Städtchen da: eine Frau Verwaltungsaktuarin und ihre Schweſter, die Frau Amtspflegerin und ihre Tochter, — du kannſt dir nichts Langweiligeres denken. Ich flüchtete mich in meine geliebte Laube mit einem italieniſchen Buch; o dieſe ſüßen Laute! — Da ſtand auf einmal der Vetter Tobias vor mir, „es iſt Beſuch oben, Bäschen," ſagte er in einem rechten Schulmeiſterton. „Ich weiß es," erwiderte ich gleichgültig. „Man weiß, daß Sie da ſind," ſagte er wieder, „es fällt doch auf, wenn Sie allein im Garten ſitzen." „Ich halte nicht für nöthig," ſagte ich ziemlich gereizt, „meine Zeit in einer Geſellſchaft zuzubringen, in der ich nicht verſtanden werde, wo ich weder Genuß, noch Veredlung ſuchen darf." Ich konnte ihm freilich nicht ſagen, daß die Frauen oben und ſelbſt die Mädchen von kleinen Kindern, Windeln und was ſonſt geſprochen hatten, was ein feinfühlendes Weſen doch in etwas genirt.

„Wiſſen Sie das gewiß?" fing er wieder an, „Mathilde, die Schweſter der einen Frau, hat ihre alten Eltern Jahrelang mit Treue gepflegt und mit ihrer Hände Arbeit erhalten, Sophie, die Tochter der Amtspflegerin,

iſt die älteſte von zwölf Geſchwiſtern und mehr als die rechte Hand der Mutter; da wäre es keine verlorene Zeit, wenn Sie ſolchen Umgang ſuchten."

„So verlieren Sie doch keine Zeit, Vetter," ſagte ich etwas aufgeregt, „gehen Sie, um Ihr Ideal zu finden." Er ſah mich ſonderbar an und ging langſam, ſagte aber noch im Gehen: „vielleicht wäre es auch freundlich geweſen, wenn Sie der Großmutter bei Bewirthung der Gäſte geholfen hätten."

Nun, das war richtig, es war vergeßlich von mir, daß ich daran nicht gedacht, aber er brauchte mir das juſt nicht zu ſagen; ich wäre nun gern gegangen, aber dann hätte er gedacht, ich gehe auf ſeinen Befehl, und das wollte ich gerade nicht.

Tante kam nachher mit den Gäſten in den Garten; ich ſchämte mich ein bischen und ſchloß mich an ſie an, pflückte auch den Mädchen einen Blumenſtrauß. Aus meiner Blumenkultur iſt noch nicht viel geworden, vielleicht könnteſt du mir Abſenker von weißen Moosroſen, Tulpenbäumchen und Kameliaſamen von einem Gärtner beſorgen.

Die Mädchen ſind wirklich nicht ſo übel; in Manchem ſind ſie freilich hier ſehr zurück, die Eine trug noch ſtatt der Mantille oder Viſite ein dreieckiges ſeidenes Halstuch! Von tieferem Anklang iſt natürlich keine Rede.

Aber zu dem alten Annamreile habe ich einen wunderbaren Zug; in dieſen Regentagen habe ich mich mit meiner Arbeit ganz bei ihr etablirt, und ſie thaut allmälig auf. Für die nächſte Vergangenheit und Umgebung iſt ihr Gedächtniß etwas ſchwach, ſie begreift nie ſo recht, wer ich eigentlich bin und woher ich komme, und heißt mich oft Bertha, eine längſt verſtorbene Schweſter des Onkels, und oft Eliſabeth — ſo hieß meine Großmutter, — aber in alten Zeiten da lebt und webt ſie.

Vergangene Geſchichten
Aus längſtvergangener Zeit
Iſt ſie mir zu berichten
Mit Freundlichkeit bereit.

Ich ſchreibe Dir nächſtens, was ſie mir aus der Familie erzählte, ich ſchreibe mir's manchmal Abends nieder, eh ich an mein Tagbuch gehe, das wirklich oft vernachläſſigt wird. Was ſollt' ich auch ſchreiben?

Leb wohl und liebe

Deine

Fanny.

Geſchichten der alten Nätherin.

Bertha's Blumengarten.

Unter Annamreile's Fenſter, dicht am Hauſe, iſt ein kleines Gärtchen, verwildert und verwachſen, nur zahlreiche Roſenſtöcke haben ſich unter dem Unkraut erhalten und ſchmücken es zur Sommerzeit. Die alte Nätherin ſieht alle Morgen und alle Abende in das Gärtchen hinunter, — ich habe ihr von den Roſen gebracht, obſchon ſie ſchwer zu pflücken ſind unter Neſſeln und Unkraut, und ſie ſtellt ſie mit beſonderer Freude im Glaſe vor ſich hin.

„Das Gärtchen, mußt du wiſſen — ſie duzt mich immer, — das hat der Bertha gehört; da hat's vor Zeiten zuſammengeblüht wie ein Paradiesgarten: Roſen und Aurikeln und die Beete mit blauen Vergißmeinnicht eingefaßt, du haſt nichts ſo Schönes auf der Welt geſehen. Ich bin als ganz junges Mädchen zu der alten Frau (Großonkels Mutter) in Dienſt gekommen und habe die Kinder alle aufziehen helfen, und ſo ein ſchönes und ſo ein liebes Kind wie die Bertha habe ich vorher und nachher nie mehr geſehen.

Ein ganz beſonderes Kind iſt ſie geweſen, es hat ſich kein Thierlein vor ihr gefürchtet, und wo ſie ein krankes Blumenſtöcklein in Pflege genommen, da iſt es wieder gediehen. Dabei war ſie fröhlichen Herzens und hat geſungen wie eine Nachtigall. Obgleich ſie ſo fein, weiß und roth war wie eine Prinzeſſin, ſo hat ſie ſich doch von keinem Geſchäft abgezogen und die Feldarbeit war ein wahres Plaiſir, wenn die Bertha mit hinausgezogen iſt. Kränze und Blumen hat's überall gegeben, wo ſie dabei war, aber das ſah nur um ſo luſtiger aus, und die Mutter ließ ſie machen und ſagte: „Du biſt eben ein Kindskopf.“

Alle Kinder ſind ihr von weitem entgegen geſprungen, und wenn die Weiber auf dem Feld waren, ging ſie in die Häuſer, wo man die kleinen Kindlein zurückgelaſſen, geſchweigte ſie und legte ſie trocken. Die allerkleinſten Kinder haben zu ſchreien aufgehört, wenn die Bertha ſie auf den Arm genommen.

Der Mutter war zu Anfang vieles nicht recht von ihrem Weſen, ſie war gar eine g'ſchäffnige (rührige) Frau und meinte, man habe alleweil im eigenen Hauſe genug zu thun; aber am Ende hatte ſie nichts dawider, es war — Gott rechne mir's nicht zur Sünde, — faſt als ob der liebe Heiland in's Dorf käme, wenn Bertha hinunterging, und ſie ſelber hat es

gar nicht gewußt, ſie hat nicht anders gethan und geredet als wie ein anderes junges Mädchen, nur die Engel im Himmel haben's gewußt, und auf der Welt hat ihr, glaub' ich, niemand ſo lang ſie lebte eine harte Rede gegeben.

Am Allerglückſeligſten iſt ſie in ihrem Gärtchen drunten geweſen, und wer ihr etwas Liebes hat erweiſen wollen, der hat ihr ſchöne Blumenſtöcke darein verehrt, ſie ſelbſt aber iſt die Allerſchönſte geweſen.

So ſchön und lieb, wie ſie war, hätte man denken ſollen, die Freier um ſie hätten faſt das Haus weggelaufen; es kamen aber doch nicht ſo viele, ſie hat gar ſtill für ſich gelebt und ging nicht gern unter viel Leute, und dann war eben etwas Beſonderes an ihr, es hatten Alle ſo viel Reſpekt, ſo beſcheidentlich ſie war. Sie ſelbſt dachte gar nicht an's Heirathen, es war ihr ſo wohl daheim.

Nun war ich dazumal ſchon nicht gut zu Fuß und hatte das Nähen angefangen; an dem Fenſter da bin ich immer geſeſſen, und es war meine Freude, wenn ich am Morgen und Abend hinausſah, die Bertha zu ſehen, wenn ſie bei ihren Blumen war, die Täublein vom Dach flogen ihr auf den Kopf, und Hündlein und Kätzlein ſchmeichelten ihr.

So ſtand ſie an einem Abend, ich meine, es ſei heut, am Gartenzaun; es war gerade zur Roſenzeit und blühte Alles zuſammen. Da kam den Weg vom Wald her ein junger Jägersmann bis an den Zaun und fragte ſie um den Weg. Ich ſeh die Zwei noch am Zaun ſtehen, ſie innen und ihn außen, nur noch ein heller Streif von der Sonne ſchien auf das Gärtchen, das Haar der Bertha glänzte wie lauteres Gold, der Jäger hatte kohlſchwarze Haare, war aber ein ſchöner Mann, — er ſah die Bertha an, als wollte er ſie durch und durch gucken. Mir hat's nicht recht gefallen, aber ich ſah gleich dazumal, wie es kommen werde.

Der Jäger war Praktikant, oder wie ſie's heißen, beim Förſter in Eichelberg drüben, und er hatte ſich verirrt, weiß Gott, wie er's angegriffen hat, daß er ſo weit herüber gekommen iſt, ich wollt' er wär auf einer andern Seite vom Wald heraus gekommen!

Der alte Herr kam dazu, als der Jäger eben wieder fort wollte, und hat ihn in's Haus eingeladen, er aber bat um Erlaubniß, im Gärtchen bleiben zu dürfen; da ſetzte er ſich auf die Steinbank an der Mauer, an der Bertha ihr Tiſchchen, und ſie brachte ihm Wein und Brod heraus, er hat kein Auge von ihr gelaſſen, wo ſie ging und ſtand.

Nun, daß ich's kurz mache, der Jäger war nicht zum letztenmal da,

er war bald daheim, wie das Kind vom Hauſe. Er war reich und vornehmer Leute Kind, das merkte man wohl an ſeinen fürſtlichen Manieren. Ich konnte ihm nicht mehr feind ſein, wenn ich ſah, wie die Bertha ſo glückſelig war, wenn er kam, — ich habe keine Augen mehr ſo glänzen ſehen ſeitdem.

Mit ſeinem Forſtſtudiren muß es nicht viel geweſen ſein, denn er war oft tagelang hier. Das allein betrübte Bertha oft, daß er nicht mit ihr in die Kirche gehen wollte. Ich hatte das Herz und ſagte ihr einmal: „und ich thät Keinen nehmen, der in keine Kirche geht; wer nicht betet, der glaubt nichts, und wer nichts glaubt, dem frißt eine verborgene Krankheit am Herzen und bricht einmal aus mit Schrecken.“ Da ſchaute ſie mich ſo herzbeweglich an mit ihren blauen Augen und ſagte: „und wenn du Einen recht lieb hätteſt, und du wüßteſt, daß ihm ein geheimes Uebel am Herzen nagt, wollteſt du ihn dann verlaſſen, — allein laſſen, ohne einen Gott? Nein, das thäteſt du nicht,“ ſagte ſie dann wieder, „du wollteſt bei ihm bleiben Tag und Nacht und beten, daß Gott dir Frieden gebe für dich und ihn. Und wenn die dunkle Stunde kommt, wo ſein Herz ſich elend fühlte und gottverlaſſen, da wollteſt du erſt recht bei ihm ſtehen und ſehen, ob dir's Gott verleihe, ihn zurückzuführen.“ Ich hab's immer gewußt, daß ſie ein Engel war, aber dazumal mußt' ich bitterlich weinen, denn ich ſah wohl, daß ſie bei uns nicht bleiben werde.

Es dauerte nicht lang, ſo waren ſie Braut und Bräutigam, und ein Stein hätte ſich freuen müſſen, zu ſehen, wie die Beiden ſo glücklich waren. Er hatte ein Horn, mit dem blies er wunderſchön, wenn er vom Wald herunter kam. Bertha, die meiſt in ihrem Gärtchen ſaß, ſang die nämliche Melodie, dann ging ſie ihm entgegen, und wenn die Zwei mit einander den grünen Weg daher kamen, mußte man ſich freuen, daß die zuſammengekommen.

Sie ſaßen oft und oft auf der Steinbank im Gärtchen, manchmal tief in die Nacht hinein, bis der helle Mond ſchien; ich hätte gern gewußt, was ſie denn immer einander zu ſagen hätten, aber horchen wollt' ich nicht.

Am Tage ging Bertha auch wohl mit ihm in den Wald, und kam wieder mit einem grünen Kranz von Eichenlaub um ihr ſchönes, helles Haar, — ſie wurde alle Tage ſchöner.

Auch von der Hochzeit wurde geredet, der Jäger, — ich will ſeinen Namen nicht nennen, — ſagte, ſeinen Eltern ſei Alles recht, das glaubten wir auch; wem wird denn ſo ein holdſeliger Engel nicht recht ſein? und

auf's nächſte Jahr wollte er Bertha heimführen, er bekomme bis dahin einen Dienſt in ſeiner Heimat; das Alles war recht und im Reinen, der alte Herr hatte nachgefragt.

Damals hab' ich genäht und Bertha hat treulich mitgeholfen, wenn ſie nicht der Mutter half oder wenn der Bräutigam nicht da war. Das war ein luſtiges Schaffen! ſie ſang und jubilirte dazu wie ein Vögelein, Schelmenliedlein und andere, wenn ſie aber das Horn blaſen hörte, da war's, als ob der klare Tag über ihr ſchönes Geſicht ſchiene und ſie warf ihr Nähzeug in alle Weite, — ich mußte nur zuſammenleſen, und drunten war ſie wie geflogen. Ja, das war eine luſtige Zeit.

Einmal, es war des alten Herrn Geburtstag, hatte ſie den ganzen Tag umſonſt auf den Bräutigam gewartet und war voller Angſt, als er nicht kam; es waren viele Gäſte da, denen Allen war es unkommod Angſt zu haben; ſo meinte ſie, er werde eben ſonſt wo ſich verweilen, ſie war zu gut, jemand in den Wald zu ſchicken, aber es ließ ihr keine Ruhe mehr, und ſo ging ſie allein hinaus, ihm entgegen. Ich ſaß eben an meinem Fenſter, nähte und dachte an nichts, da ſah ich ſie auf einmal vom Wald her rennen, ganz athemlos, ohne Hut, ihr Haar flog ihr um's Geſicht.

Sie hatte den Bräutigam in ſeinem Blut im Walde gefunden, ein Wilderer hatte ihn geſchoſſen. „Hülfe, Hülfe!“ rief ſie mit ihrem letzten Athem, ſank am Hauſe nieder wie todt und konnte nur noch ſagen, wo man ihn finde. Man trug ſie herauf und holte den Jäger aus dem Wald, er war ohnmächtig, aber der Schuß nicht gefährlich, Bertha ſtand wieder auf und pflegte ihn, obgleich ſie ſelbſt Pflege gebraucht hätte. Das furchtbar ſchnelle Rennen und der Schrecken hatten ihr einen Treff gegeben, ſie iſt von der Stunde an nimmer geſund geworden.

Der Jäger war bald wieder rüſtig und geſund, Bertha aber hatte einen böſen Huſten und klagte über Schmerzen auf der Bruſt; ſie hat es niemand geſagt, als mir, ich ſagte es der Mutter, man brauchte Thee und Säfte, aber es half nichts. Ihre Wangen waren ſchön roth, wie immer, und ihre Augen noch heller als vorher, aber ich ſah wohl, daß das alte Leben nicht mehr in ihr war. Es ging freilich ganz langſam abwärts mit ihr, aber abwärts gings doch. Daheim hörte ſie ganz auf zu ſingen, nur wenn ſie das Waldhorn hörte, fing ſie immer wieder an, aber es klang ſo traurig, daß ich weinen mußte, ſo oft ich's hörte.

Im Spätherbſt ging der Bräutigam zu ſeinen Eltern nach Hauſe,

Digitized by Google

im Frühling ſollte die Hochzeit ſein, da wollte er wiederkommen, um ſie zu holen.

Nun iſt es eine eigene Sache; die Bertha war ſo ein frommes Kind und hatte in frühen Jahren ſchon ihr Herz zum Tode bereitet; oft und oft, noch eh ſie Braut war, noch als ein halbes Kind voller Leben und Geſundheit, hat ſie mit mir vom Sterben geſprochen; — ſeit ſie aber den Huſten hatte, war es, als ſei der Gedanke an den Tod wie weggewiſcht von ihrer Seele. Wir nähten und nähten an der Ausſteuer wie ſonſt, aber es war nimmer ſo luſtig, ſie konnte wenig ſchlafen vor Huſten und ſpät aufſtehen, aber heiter war ſie immer. „Es ſei ein recht hartnäckiger Katarrh," meinte ſie, „bis zum Frühjahr aber, da ſei ſie ganz geſund;" und ſie ſchrieb Briefe voll Hoffnung und Leben, trug ihr Myrthenbäumchen jedem Sonnenſtrahl nach und ſprach tagelang davon, wie ſie ihr künftig Haus einrichten wolle, — der Bräutigam hatte ein Bildniß davon geſchickt, es war ein ſchönes Jagdſchlößlein, — die Mutter und ich ſahen einander oft nur an und ſagten nichts.

Da kam der Frühling und kam der Bräutigam; — es war am Oſterſonntag, ein ſo wunderſchöner Tag und Bertha war ganz weiß angezogen und ſaß im Gärtchen, da kam der Jäger mit raſchen Schritten, wie vor Zeiten zu ihr herein, ſie wollte auf, ihm entgegen, — ſie konnte nicht, es quoll ihr Blut aus dem Munde und über das weiße Kleid. Man trug ſie in's Haus, da erholte ſie ſich bald wieder und ſaß mit ihrem alten Lächeln bei dem Bräutigam auf dem Sopha und verſicherte, es habe gar nichts zu bedeuten.

Er aber war ſehr erſchrocken und bekümmert; ihr Geſicht war freilich ſo ſchön wie immer, aber ihre Geſtalt war dünn und zart geworden, auch konnte ſie nicht mehr bis in den Wald mit ihm gehen.

So blieb er nun ein paar Wochen da, Bertha war immer und immer glückſelig, wenn ſie ihn nur ſah, und klagte nie. Das Brautkleid war fertig, aber niemand redete von der Hochzeit. Nur Bertha ſprach oft und viel von ſeinen Eltern und von ihrer künftigen Heimat. Wir wußten wohl, wie es ſtand, und Alle wollten noch um ſie ſein, ſo lang es nur möglich war, dem Bräutigam aber ſchien's immer weniger wohl zu werden, er wurde auch ſtiller und ſtiller, wenn er ſo bei ihr ſaß. Ach wenn ich dir's nur ſagen könnte, wie ſanft und holdſelig ſie ihn allemal angeſchaut hat.

Einmal war der Doctor da, den Bertha immer verſicherte, es gehe ihr

ganz erträglich; eh er ging, hörte ich, wie ihn der Bräutigam bat, in die obere Stube zu kommen, es war die Stube neben der meinen; ſie wußten nicht, daß ich da war, und als ſie einmal die Stube geſchloſſen hatten, wollt' ich mich nimmer hören laſſen. Der Jäger fragte den Arzt ernſtlich um den Zuſtand ſeiner Braut; der zuckte die Achſeln: „die Lungen ſind angegriffen, von gänzlicher Herſtellung wird keine Rede ſein, aber wie lange es anſteht, das iſt ſchwer zu beſtimmen, es ſcheint viel Lebenskraft da zu ſein —"

Der Bräutigam ging heftig auf und ab; „ich wünſchte Ihren Rath, Herr Doctor," ſagte er, „mir iſt die Sache natürlich ſehr ſchmerzlich, ich wünſchte zugleich als rechtlicher Mann zu handeln, aber Sie müſſen geſtehen, es iſt eine eigene Zumuthung, ſich mit einer Sterbenden zu verbinden." „Von Hochzeit kann zunächſt keine Rede ſein," meinte der Doctor, „obwohl man ſeltene Fälle weiß, wo eine bereits keimende Schwindſucht nach der Verheirathung ſich wieder gebeſſert hat." „Nun, wenn auch," ſagte der Andere, „ſo iſt dies doch ein höchſt peinlicher Zuſtand; meine Zukunft iſt geſichert, ich muß meine Stelle antreten, meine Eltern wünſchen eine baldige Verheirathung, wie kann ich mich nur auf's Unbeſtimmte an ein Siechbett feſſeln? Zudem habe ich einen wirklichen Horror vor der Krankheit, es greift meine Nerven an, den Huſten zu hören, — ich riskire wahrhaftig meine eigene Geſundheit —" „So reiſen Sie für einige Zeit nach Hauſe," rieth der Doctor, „eine totale Aufhebung des Verhältniſſes könnte bei der Ahnungsloſigkeit der Kranken wirklich von plötzlicher Gefahr ſein." „Meine Meinung iſt," ſagte der Bräutigam wieder, „daß dieſe Ungewißheit, der leidenſchaftliche Wunſch um meinetwillen geſund zu werden, viel aufregender und nachtheiliger für ihren Zuſtand iſt, als eine ſchonende Auflöſung des Verhältniſſes. Ich wiederhole es, ich will als rechtlicher Mann handeln, aber unter dieſen Umſtänden ſcheint mir das Recht vollkommen auf meiner Seite, — ich ſelbſt leide am meiſten darunter."

„Thun Sie, was Sie nicht laſſen können," ſagte der Doctor, ich hörte wohl an ſeinem Ton, daß er nicht viel auf ihn hielt, „wenn Sie mich auf ärztliche Pflicht fragen, ſo muß ich wiederholen, daß Ihre Braut an Lungenſchwindſucht leidet, daß ich aber das Ziel ihrer Krankheit nicht beſtimmen kann. Für die Folgen eines plötzlichen Schrittes kann ich nicht ſtehen."

Der Doctor ging und im Hauſe blieb noch eine Weile Alles beim Alten, der Jäger konnte es ſcheint's doch nicht recht über's Herz bringen;

ſie lebte wie ein Kind, von einem Tage auf den andern, immer in Hoffnung auf beſſere Zeiten.

Da bekam er Briefe, — er mußte ſchleunig nach Hauſe reiſen, wie er ſagte. Bertha begleitete ihn bei ſeinem Gehen noch bis an die Gartenthüre, müde und ſchwach, wie ſie war, ſie ſah ihn ſo ſelig und ſo traurig an mit ihren ſchönen Augen, — „leb wohl, leb wohl," ſagte ſie tauſendmal, „wenn du wieder kommſt, bin ich geſund." Warum hat er ſie nicht ſterben laſſen im Glauben an ſeine Liebe?

Bald nach ſeiner Abreiſe kamen wieder Briefe von ihm, — von ſeiner Frau Mutter, — an Bertha's Vater und Mutter, an ſie ſelbſt, — „man ſollte es ihr recht ſchonend beibringen, — es würde für ihre eigene Ruhe beſſer ſein," — weiß nicht, was ſie als für ſchöne Worte machten, weiß auch nicht, wie man es der Bertha mitgetheilt, — ſie hat nicht viel darüber geſprochen, aber von dem Tage an war ſie auf ihren Tod bereit. Zu mir ſagte ſie nur einmal mit ihrer alten holdſeligen Freundlichkeit: „es iſt recht gut, daß ich nun weiß, wie es mit mir ſteht, ihr Alle ſeid viel zu gut geweſen, nun kann ich mich rüſten zum Abzug."

Ihre Schwäche nahm raſch zu, aber ſie iſt ſchön geblieben bis auf die letzte Stunde, freundlich und geduldig in all ihren Leiden. Kein einzig bitteres Wort über den Ferdinand kam über ihre Lippen, ſie ſagte oft und oft: „ich bin doch recht glücklich geweſen, mein ganzes Leben lang."

An ſchönen Tagen trugen ſie die Brüder noch in ihr Gärtchen, man hatte die Steinbank mit weichen Kiſſen belegt, — da ließ ſie auch noch Kinder zu ſich kommen, im Zimmer konnte ſie kein Geräuſch mehr ertragen. Die Leute vom Dorf, denen ſie ſo viel Gutes gethan, ſchlichen dann nur ſtill am Zaun vorüber, ſie hätten ſie gern noch einmal geſehen, und grüßten ſie von weitem, ſie nickte Allen freundlich mit dem Kopfe, reden konnte ſie nicht mehr viel.

Wie ſie es erfahren, daß der Ferdinand ſich wieder verheirathet, weiß ich nicht, die Eltern und Brüder waren ſo erbittert über ihn, daß ſie vielleicht ſelbſt nicht vorſichtig mit der Nachricht waren; ich dachte mein Theil, ſagte aber nichts über ihn, darum blieb ſie gegen mich zutraulicher als gegen die Andern.

An einem gar ſchönen, warmen Tag im September war ſie zum letztenmal im Gärtchen, ich durfte bei ihr ſein, da zeigte ſie mir ihre allerſchönſten und liebſten Pflanzen und bat mich, die recht ſorgfältig herausnehmen

zu laſſen und an die Frau des Ferdinand zu ſchicken, ich ſolle ſie bitten, daß ſie dieſe Blumen in ihren Garten pflanze, und ihr ſagen, daß ſie bis zum letzten Hauch zu Gott um Segen für ſie gebetet habe. „Es geht ihm gewiß gut," ſagte ſie mit freudiger Zuverſicht. „Man ſagt, gebrochene Treue bringt Unſegen, aber der Tod hat ja unſer Band gelöst, als er mich berührt hat, und ich habe Ferdinand gewiß ſo viel Segen gewünſcht für all ſeine vergangene Liebe, daß ſelbſt der Fluch gehoben ſein müßte."

Am andern Tag nahm ſie mit den Eltern und Allen im Hauſe das Abendmahl. Die Ihrigen mußten ihr feierlich verſprechen, daß ſie keinen Groll gegen Ferdinand mehr hegen wollen. Es dauerte nicht mehr lange. Sie hatte noch einen ſchweren Kampf, aber im Tode war ſie wie ein Engel.

Die Blumen habe ich an die Frau Forſtmeiſterin geſchickt, was ſonſt noch Schönes im Gärtchen war, haben wir auf ihr Grab gepflanzt; eine lange Zeit war das Grab vom ganzen Dorf gepflegt, und wie der ſchönſte Garten. Jetzt iſt es ein wenig verlaſſen und nur Roſen und weiße Lilienblumen ſtehen noch darauf.

7.

Da habe ich Dir eine von Annamreile's Geſchichten mitgetheilt, ſie iſt mir recht zu Herzen gegangen. Ich habe geſtern angefangen, das Blumengärtchen der Tante Bertha herzuſtellen, aber das iſt nicht ſo leicht, wie ich mir gedacht; ich hätte wohl ſchon abgelaſſen, wenn mir nicht Vetter Tobias beigeſtanden wäre, — da gibt's freilich ein Stück, wenn der arbeitet. Er grub Alles um, ſchonte aber recht ſorgfältig der Roſenſtöcke, ich konnte zuerſt nichts thun, als das Unkraut zuſammenleſen, jetzt aber haben wir die Beete hübſch abgetheilt, ich habe Dir gearbeitet, Alles bepflanzt, obwohl das Bücken recht läſtig iſt und meine Finger ein paar Tage lang zu rauh waren zum Sticken.

Du glaubſt aber nicht, wie viel Freude mir die Arbeit machte, Onkel kam und ſah uns auch mit großer Luſt zu, Bertha iſt ſeine liebſte Schweſter geweſen, auch Tante freute ſich: „es war meine Verſäumniß, daß das Gärtchen ſo zerfiel," ſagte ſie, „aber die Pflege ſchickt ſich auch beſſer für eine junge Hand."

Ich ſehe nun alle Tage nach meinen Pflänzchen, Roſen und Lilien

kann man freilich erſt auf's Spätjahr pflanzen, aber die Sommerblümchen wachſen ſchon hübſch.

Tobias war gar gefällig und hülfreich; noch jetzt überraſcht er mich faſt alle Tage mit einem neuen Schmuck im Gärtchen; die verwilderten Reben über der Steinbank hat er zu einer Laube gezogen, die Beete zum Theil mit hübſchgeflochtenen Weiden eingefaßt, dabei iſt er gar freundlich, mir Manches zu ſagen, was ich nicht verſtehe und mich ſcheue zu fragen. Ich habe mich ſo ziemlich mit ihm verſöhnt, und finde es auch angenehmer als in Fehde zu leben.

Du weißt, daß es immer meine Abſicht war, mich der Kinder und Armen und Kranken im Dorfe anzunehmen, bis jetzt aber kam ich nie dazu, es iſt bei Onkels ſelten die Rede von ſo etwas, — Tante geht, glaub' ich, bisweilen in's Dorf, aber ſie ſpricht nicht davon, und bei ihrer etwas trockenen Weiſe glaube ich gerade nicht, daß ſie ſehr zu einem „Engel des Troſtes" taugt. Tobias ohnedies ſcheint mir ziemlich ſtumpf, ich hörte einmal, wie er arme Kinder ausſchalt nnd fortſchickte, — ich eilte ihnen nach und ſchenkte ihnen einen Sechſer, darüber war er ganz ärgerlich als er's bemerkte, und ſagte, das ſei faules Volk, er habe ſie früher Steine vom Acker leſen laſſen wollen, da ſeien ſie davon gelaufen. So iſt er eine nüchterne, rauhe Natur.

Für des Lebens zartgeſchwungene Laute
Iſt denn doch das Weib nur die Vertraute.

Seit mir nun das Bild der Bertha ſo lebendig vorſchwebt, habe ich mir feſt vorgenommen, den Plan auszuführen.

Geſtern ſagte Tante von einer ſehr kranken, alten Frau, ich bat ſie Nachmittags um Erlaubniß, ſie beſuchen zu dürfen. „Du, die Urſel?" ſagte Tante mit einiger Verwunderung, „was willſt du denn bei ihr thun?" Sieh, ſo wenig weiß man hier von Werken der Barmherzigkeit! „Sie beſuchen, ſie tröſten, ihr vorleſen," ſagte ich etwas verlegen. „Nun geh nur immerhin, Lieſe kann dir den Weg zeigen und die Weinflaſche mitnehmen die ich ihr ſchicken wollte, Glück auf den Weg!"

Auch Lieſe ſchien etwas erſtaunt, als ich mich zu dem Gang gerüſtet hatte. Die Kinder im Dorf ſind gar nicht lieb und zutraulich, wie ich mir gedacht, ſie gaffen mich an, und wenn ich ſie anreden will, ſpringen ſie mir lachend davon, ja ich hörte ſchon, wie ſie ſich über mich und meine Kleidung luſtig machten.

Wir kamen bei der Hütte an, ich nahm Lieſe den Wein ab und trat ein. Ach, Julie, dieſer Qualm und Dampf! hinten im Zimmer ſtand ein großes Bett, aber es ſah gar ſchmutzig aus, — und das alte Weib darin! Sehen denn die alten Frauen auch ſo aus, die ihr vom Verein aus beſucht habt? Es ſaßen noch ein paar Weiber in der Stube, dieſe und die Kranke gafften mich an, als wär' ich vom Himmel gefallen. Ich gab der Kranken den Wein, fragte, wie es ihr gehe, — dann aber war ich in der tödtlichſten Verlegenheit, was ich weiter reden ſollte. Die Weiber boten mir einen Stuhl, aber auf d e n konnte ich in meinem hellen Kleide nicht ſitzen. Endlich ſetzte ich mich auf die Bank und fragte die Frau, ob ich ihr etwas vorleſen ſollte, ſie hatte nichts dawider und ich las etwas recht Schönes aus dem neuen Gebetbuch, das ich mitgenommen.

Als ich geendet, fragte ich die Frau, ob es ihr gefallen, ſie meinte ja, es ſei recht ſchön, nur glaub' ſie nicht recht deutſch, die vornehm G'ſprach verſtehe ſie nicht wohl, die Madel leſe ihr aus dem Starkenbuch, das ſei beſſer für „ſottige Leut."

Ich hatte doch nur nach den Vorleſeregeln des Herrn Profeſſor Albert geleſen! Ich ſchenkte der Frau noch ein wenig Geld und war froh fortzukommen. Schreib mir doch, wie ihr es denn macht bei euren Armen- und Krankenbeſuchen? Hier mag ich nicht fragen.

Das Grab der Tante Bertha habe ich auch beſucht, es iſt wahr, die weißen Lilien ſtehen wunderſchön darauf. An dem einfachen Kreuz hängt ein verwelkter Kranz, den ſoll einmal ein fremdes, junges Fräulein gebracht haben, vielleicht eine Tochter des Ferdinand.

Du hörſt bald wieder etwas von Annamreile's Geſchichten. Leb wohl, Du ſchriebſt mir keine Sylbe von i h m!

Deine

Fanny.

8.

Ich habe dem Annamreile das Fehlſchlagen meines innern Miſſionsplans geklagt, ich wußte, daß die mich nicht auslacht; aber ſie iſt, wie ich Dir früher ſagte, oft nicht recht klar über das Nächſtliegende; ſie ſah mich eine Weile an und ſagte: „Du biſt aber auch ſo weit her und ſo fein angezogen, — man muß die Leute kennen."

„Ich glaube, ſie ſind es hier auch nicht gewöhnt, daß man ſich ihrer

annimmt," ſagte ich noch etwas gereizt, „Tante gibt vielleicht den Armen etwas, die auf den Hof kommen, Tobias nicht einmal das, ſonſt aber bekümmern ſie ſich nicht weiter um das Volk."

Annamreile iſt immer gar bedächtig, wo es ſich um Sachen aus der Gegenwart handelt, als traue ſie da ihrem eigenen Gedächtniß nicht recht. Endlich aber hub ſie ſachte an. „Ich will dir von der jungen Frau (ſo nennt man die Tante) etwas erzählen. Vom jungen Herrn (das iſt Großonkel), da kann man gar nicht anfangen, was der im Stillen thut; wenn es ſcheint, er ſpotte die Leute nur aus mit ſeinen Späſſen, ſo bringt er ihnen eine Gutthat bei, und das thut er im Dämmer, wenn man meint, er gucke noch nach den Knechten oder dem Vieh, — es ſieht's kein Menſch als der liebe Gott. Wenn ein armes Weib vom Feld kommt und will nach einer Brodkruſte ſuchen in der Tiſchlade und findet einen großen Laib darin, oder am Sonntag Morgen ein Stück Fleiſch in der Küche, oder wenn dem Aehne ſeine Tabaksdoſe neu gefüllt iſt und ein gutes warmes Wamms am Nagel hängt, dann wiſſen ſie wohl, wo ſolche Stücklein herkommen, aber wenn ſie ſich bedanken wollen, ſo weiß er von nichts. Seine Frau merkt's wohl, wenn er ſo pfiffig herumſucht nach dem Speiskammerſchlüſſel, dann legt ſie ihn verſtohlen hin, wo er ihn finden kann, manchmal wird's ihr auch zuviel und ſie ſagt: „aber Alter, warum haſt du denn das gute Morgenwamms verſchenkt?" „Ha, weißt, das alte zerreißt ſo bald," ſagt er dann mit Lachen, „und der alte Stoffel hat kein Annamreile, die Alles ſo gut zuſammenflickt." Und das Annamreile lachte herzlich über ihren luſtigen jungen Herrn.

„Aber du haſt mir ja von der jungen Frau erzählen wollen." „Ja ſo, freilich, und auch vom Kleinen!" (das nämlich iſt Tobias, der, glaub' ich, ſechs Schuh lang iſt).

„Die junge Frau iſt geſetzter als ihr Mann, und iſt ihr nicht gegeben, daß ſie's den Leuten mit ſo einer heitern Manier gibt, aber ſie thut viel. — Da iſt im Dorf eine alte Ausdingerin geweſen bei ihren Stiefkindern, die war waſſerſüchtig, und das junge Weib klagte einmal der Frau, es ſei arg, daß die Ahne ſo lang nicht erlöst werde, man könne wegen dem Geruch faſt nicht mehr in ihr Stüble. Da kommt meine junge Frau am nächſten Mittag hinaus zu den Leuten, und der Knecht trägt ein Bund Stroh nach. So ein Jungferle wie du wär' ohnmächtig worden, wenn ſie in ſo eine Stube käme; die junge Frau aber zieht ſelber das Weib friſch an und

hilft ihr aus dem Bett in die Stube, läßt den Strohſack füllen und macht warm Waſſer und waſcht die Ueberzüge und überzieht das Bett friſch von ihren eigenen, und lüftet und kehrt die Stube, Alles mit eigenen Händen. Und wie das alte Weib wieder ſäuberlich hineingebettet iſt und meint, ſie ſei im Himmel, da ſchenkt ſie der Söhnerin Seife und ſagt dem großen Enkelkind, die dabei ſtand und 's Maul aufſperrte: „So Kätherle, wenn du jetzt die Ahne und ihr Stüble recht ſauber hältſt, ſo kriegſt du am Chriſttag einen neuen Schurz.“ Die Söhnerin freilich hat geſchimpft, nicht ſchlecht, aber meine junge Frau die geht ihres Wegs. Sie hat freilich nicht viel Zeit, daß ſie den Leuten vorlieſt und mit ihnen betet, meine Bertha ſelig hat das oft und viel gethan, und wäre der jungen Frau ein Töchterlein beſchieden, die das rechte Herz dazu hätte, ſo thät ſie's auch freuen; — aber an Herzen iſt nicht ſo leicht zu kommen, wie an eine verdumpfte Stube.

„Aber Herr Tobias, der kann nicht an ſo etwas denken,“ fing ich wieder an; ich hätte nun doch gern auch von dem gewußt.

„Na, der kann freilich keine Leintücher waſchen, er füllt auch, ſo viel ich weiß, keine Schnupftabaksbüchſen, weiß überhaupt nicht ſo viel von ihm, weil ich faſt nimmer fort komme,“ — Annamreile weiß übrigens alles, obgleich ſie kaum von ihrem runden Stühlchen aufſteht, — „nur ein Stücklein hat mir neulich die Botin erzählt, als die Herrſchaft nicht daheim war. Der Kleine war hinüber gegangen nach Weißburg, um einen Maurer zu beſtellen zu dem neuen Scheuerbau. Wie er nun an des Maurers Haus kommt, da hört er nichts als Aechzen und Winſeln, der Mann war vor ein paar Tagen von einer Leiter gefallen und an allen Gliedern zerſchlagen. Eben wie der Kleine herein kam, ſollte er in ein anderes Bett gebracht werden, und ſein Weib, ein Nachbar und der Kijurg, der gar ein leibarmes Mannchen iſt, plagten ſich und den Kranken ganz jämmerlich. Der Kleine, weißt, iſt gar ſtark und groß von Poſtur, der nahm nun den ſchweren Mann auf die Arme und lupfte ihn hinüber. Der bedankte ſich gar ſchön und ſagte: „ſo gut und ſtät habe ihn noch kein Menſch gehoben.“ Was thut nun mein Kleiner? Von da an geht er alle Morgen zur Stunde, wo der Maurer verbunden wird, nach Weißburg hinüber, das iſt hin und her eine gute Stunde, und hebt und legt den Kranken, und nach wie vor geht er an alle Arbeit wie ſonſt, vier Wochen lang, bis der Mann geſund iſt.“

Nun Julie, was ſagſt Du? das gehört auch noch in's Feld der innern Miſſion. So etwas freilich könnte ich nicht, — aber das Beſte iſt es

doch noch nicht, wenn man den Leuten trockene Kleider und Pflege gibt; ich habe ſogar mit Tobias darüber geſprochen, — gelt, wir werden ganz vertraut! Sei ruhig, Geliebte, er iſt eine ſehr, ſehr ungefährliche Perſonage! — er gab mir darin recht, aber er ſagt, nicht jedes von uns iſt zu geiſtlichem Beiſtand berufen und geſchickt; nur der Heiland hat dem Kranken die Sünden vergeben, eh er ihn aufſtehen und wandeln hieß, und gar Vielen hat er leiblich geholfen, ohne ein Wort der Predigt, — an die Herzen iſt er wohl ſpäter zur rechten Zeit und Stunde gekommen. „Eh wir mit den Leuten beten, Bäschen," ſagte er mit einem ernſten Lächeln, das ihm wirklich gut ſteht, „müſſen wir zuvor gewiß ſein, daß wir von Herzen für ſie beten können." Da hat er wohl recht, und er hat mir viel zu denken gegeben.

Uebrigens iſt mir lieb, daß ich im Frieden mit dem Vetter auskomme, es iſt doch wohl beſſer, wenn man doch einmal unter Einem Dache leben muß.

Nicht wahr, Julie, Du beſuchſt auch die Mutter häufig, es thut ihr gewiß wohl; ihre Briefe ſind oft etwas gedrückt, — ich freue mich ſehr auf Eduards Ferien, die ſie hieher bringen. Wie möcht' ich ihr den Ueberfluß gönnen an all den täglichen Nothwendigkeiten, deren ich hier genieße und deren Anſchaffung ihr ſo viel Sorgen macht. Nun, die gute Tante iſt meinem ſtillen Wunſch durch eine reichliche Sendung zuvorgekommen; das erfuhr ich erſt aus der Mutter Brief.

Adieu, du hörſt bald wieder eine von Annamreile's Geſchichten.

Deine

Fanny.

(Schluß folgt im nächſten Heft.)

Ein Europäer in Indien.

Skizze

von

Fr. Gerſtäcker.

Batavia liefert trotz ſeiner faſt maſchinenartig geregelten Gleichmäßigkeit und Ordnung des ganzen ſocialen, merkantiliſchen und politiſchen Lebens, doch beſonders in dem erſteren manche Widerſprüche, die dem dort Wohnenden und durch eine Reihe von Jahren damit Vertrauten wohl nicht mehr ſo auffallen, auf den Fremden aber einen eigenthümlichen, ſchwer zu vergeſſenden Eindruck machen.

Auf Java ſind die Europäer Herren, die Chineſen Diener und die Eingebornen Sclaven, wenn auch nicht immer in der wörtlichen Bedeutung; die Weißen müſſen deßhalb ſchon dem ganzen Princip nach, als etwas Höheres, Ehrfurchtgebietendes betrachtet werden, um dem unter dem Druck der Knechtſchaft gehaltenen Ureinwohner zu imponiren, und doch kann auch kaum wieder in einem andern Lande der Welt eben der Weiße ſo tief, ſelbſt unter die letzte Klaſſe ſinken, wie gerade in Batavia.

Den erſten Rang nimmt alſo der Europäer ein, dann kommt die gemiſchte Race, die ſchwer von der erſteren zu trennen iſt, dann der vornehme Javane, dann der reiche Chineſe, dann die unteren Klaſſen der Javanen und Chineſen und zuletzt der geſunkene Europäer, der in das Innere des Landes von der Regierung keine Päſſe und keine Erlaubniß bekommt ſich dort aufzuhalten, und auf die Seeſtädte angewieſen, ſich nun dort in den verworfenſten ungeſundeſten Vierteln mit der unterſten Klaſſe der Javanen und Chineſen herumtreibt und ſein Leben in Trunk und Ausſchweifung verzehrt.

Auch der weiße Soldat hat einen nicht viel höheren Rang, wenigſtens

der Gemeine nicht, der, auf die Gesellschaft seiner braunen und schwarzen Kameraden angewiesen und beschränkt, sich nur zu häufig dem Trunk ergibt, jedenfalls von jedem besseren Umgang ausgeschlossen ist. Und doch sind gerade unter den letzteren viele junge Europäer aus den gebildetsten Classen der alten Welt, die ein verzweifelter Schritt, ein Fehltritt vielleicht, oder gar falsch verstandene und dann gewiß schwer bereute Romantik zu dem eigentlich schon halben Grad von Selbstmord trieb, Soldat in Indien zu werden.

Auch die zuerst genannten Europäer, die früher in anständigen Verhältnissen gelebt und sich später aus Leichtsinn oder Verworfenheit dem Trunk und andern Ausschweifungen ergaben, sind meist aus guten Familien und haben sehr häufig früher in glänzenden Verhältnissen gelebt. Es kann nämlich niemand in Batavia landen und dortbleiben, wenn er nicht zwei Bürgen stellt, die für ihn haften, daß er keine Schulden macht, — das Schiff das ihn gebracht darf nicht eher wieder ausklariren, bis die Bürgen für seinen Passagier gefunden und gestellt sind; es muß ihn sonst wieder mit fort, gleichviel wohin, nehmen.

In solchen einzelnen Fällen nun gerathen dann die Bürgen oft in höchst unangenehme Lagen, und es ist auch schon mehrfach der Fall vorgekommen, daß sie, wo keine Besserung zu hoffen war und um weiteren vielleicht noch böseren Folgen vorzubeugen, das Passagegeld zusammengeschossen und ihren Schützling auf das erste beste Schiff gepackt haben, damit sie ihn nur wieder aus den Colonien entfernten.

Ich will den Leser mit einem solchen Manne näher bekannt machen.

Thomas Nitschke, ein früherer reicher Fabrikherr, hatte, wie es hieß, im alten Vaterland durch Krieg oder andere Verhältnisse ruinirt, Bankerott gemacht und war, noch immer mit einem kleinen Vermögen nach holländisch Indien gegangen, um daselbst ein neues Leben zu beginnen. Er fand dort zwei Männer, die durch sein anständiges Aeußere bestochen, für ihn gut sagten, und betrug sich auch jahrelang vortrefflich und ohne den mindesten Anstoß zu erregen. Er war in ein kaufmännisches Geschäft eingetreten und bezog ein hinreichendes Salair, um sehr gut und anständig, wenn auch allerdings ohne besonderen Aufwand, davon leben zu können. Aber der Kobold in ihm ließ ihn nicht ruhen; er fing an zu trinken, machte Schulden, vernachläßigte seine Geschäfte und — wurde von seinem Prinzipal entlassen. Das war der Beginn seines liederlichen Lebens.

Seine Bürgen nun waren Beide sehr reiche Leute, ließen ihn, nachdem

er es eine Weile alſo getrieben, zu ſich kommen, und der eine nahm ihn, um ihm Gelegenheit zu geben ſich wieder herauszuarbeiten, in ſein eigenes Haus auf, welches er auf dem Lande vor Batavia hatte, daß er dort ſeine Leute überſehe und ſeine Bücher führe. Dieſer Bürge hieß Kuhn.

Nitſchke hielt eine Weile aus, und es ſchien als ob er ſich wirklich aus dem Grund gebeſſert habe, aber — es dauerte nicht lange; das ruhige gleichmäßige Leben ſagte ihm auf die Länge nicht zu; er fing damit an, ſich unter der Hand Arrak zu verſchaffen, vernachläſſigte dann natürlich das was ihm oblag, und trieb es zuletzt ſo arg, daß ihn Herr Kuhn, nachdem alle Vorſtellungen, ja ſelbſt Drohungen vergebens geweſen waren, eines ſchönen Morgens mit Sack und Pack vor die Thür ſetzte und ihm ankündigte, daß er ſeine Schwelle nicht wieder betreten dürfte.

Nitſchke trieb ſich jetzt wieder eine Weile in einem dolce far niente in der Stadt umher, verliebte ſich in ein paar malayiſche Mädchen, und lebte herrlich und in Freuden, ſo lange die paar verdienten Gulden aushielten, was in Batavia gewöhnlich nur ſehr kurze Zeit dauert; zog ſich dann in die Wohnungen der Eingeborenen zurück, mit denen er verkehrte und von denen er benutzt wurde, ſo lange ſie hoffen durften noch irgend etwas aus ihm herauszuziehen, und ſank tiefer und tiefer, bis er endlich, von allen Hülfsmitteln entblößt, nicht weiter konnte, und nun in Verzweiflung wieder zu ſeinem früheren Principal ging, dieſem ſeine troſt- und hoffnungsloſe Lage vorſtellte, und ihn bat, ihn wieder bei ſich aufzunehmen, denn er habe von ihm jetzt keinen Rückfall weiter zu fürchten.

Kuhn, ein gutmüthiger Mann, freute ſich des Reuigen, glaubte ihm auf ſein Wort, ſtattete ihn vor allen Dingen mit Kleidern und Wäſche aus, daß er wenigſtens reinlich und anſtändig erſcheinen könne, und ließ ihn ohne weiteres wieder in ſeinen früheren Poſten eintreten. Hat man aber einmal ſolch ein liederliches Leben begonnen, ſo gehört ein wirklich eiſerner Entſchluß dazu, ſich vollkommen frei davon zu machen. So bekam denn auch Nitſchke einen Rückfall, wurde wieder fortgeſchickt und verwarf ſich noch weit tiefer als das erſte Mal. Herr Kuhn hatte ſich diesmal aber feſt vorgenommen, nichts weiter mit ihm zu thun zu haben und lieber ſeine Paſſage auf einem heimwärtsgehenden Schiff zu zahlen, als ihn wieder zu ſich ins Haus zu nehmen. Nitſchke ſelber ſchien auch im Anfang nicht die geringſte Luſt zu haben wiederzukommen; das gebundene ſolide Leben ſagte ihm nicht im mindeſten zu, und er lebte wieder auf eine wirklich unbegreif-

liche Weiſe in den Tag hinein, Geſundheit wie Kaſſe untergrabend, bis er endlich doch dem Einfluß der ſtarken, in dem heißen Klima ſo ſchädlichen Getränke unterlag und in das Hospital geſchafft werden mußte, um wenigſtens nicht auf offener Straße zu ſterben.

Aber er ſtarb nicht; einzelne Naturen haben, allem dieſen unnatürlichen wilden Leben zum Trotz, eine unverwüſtliche Elaſticität und ſind gar nicht zu ruiniren; und wenn auch furchtbar aufgerieben von den Folgen ſeiner Krankheit, fing er doch an, ſich wieder zu erholen. Der körperlichen Reconvaleszenz trat hier, in dem vortrefflich eingerichteten Spital, und von allen ſpiritnöſen Getränken ferngehalten, eine geiſtige bei, und zerknirſcht über ſein bisheriges Leben bat er ſeinen früheren Principal um Verzeihung für die vergangenen Sünden. Im Anfang wollte dieſer freilich nichts davon wiſſen; wer konnte ihm die wirkliche Beſſerung des liederlichen Burſchen garantiren, und ſollte er ſich ſelber den Tod in einem verzweifelten und doch nutzloſen Verſuch an den Hals ärgern, aus dem einmal verliederlichten Menſchen wieder einen braven und ordentlichen Mann zu machen? Sein gutes Herz ſiegte aber trotzdem wieder; als er ihn bleich und elend im Spital ſah, wo er ihn beſuchte, that er ihm doch leid, und er beſchloß endlich ihn, freilich unter viel ſchärferen Bedingungen als bisher, nochmals in ſein Haus aufzunehmen.

Im Hospital hatte Nitſchke alſo wie bemerkt dem Genuſſe ſpirituoſer Getränke vollkommen entſagen müſſen, und war dadurch viel ordentlicher, aber auch ſchwach und matt und hinfällig geworden; aber auch jetzt unterſagte ihm ſowohl der Arzt den Gebrauch derſelben, damit er ſich ihrem ſchädlichen Einfluß nun erſt einmal wieder gänzlich entzöge, wie auch Herr Kuhn ſelber, der ihn verſicherte, er würde auch bei ihm keinen Tropfen Branntwein über die Zunge bekommen. Nitſchke erklärte ſich mit allem einverſtanden und betrug ſich muſterhaft; ſein Körper war aber ſo herunter gekommen, daß er wirklich Monate bedurfte, um ſich nur einigermaßen zu erholen, und ſelbſt dann mehr einem Skelette als einem lebenden Menſchen ähnlich umherging.

In dieſer Zeit war es, daß ein Brief an ihn aus Europa, ich glaube von ſeiner Schweſter kam, die von ſeinen Ausſchweifungen und dem entſetzlichen Leben welches er führte gehört, und ihm nun die bitterſten aber auch zärtlichſten Vorwürfe darüber machte, ihm die furchtbaren Folgen eines ſolchen Lebens vorhielt, und ihn bei Allem, was ihnen beiden heilig war, beſchwor, ſich zu beſſern und ein anderer Menſch zu werden. Nitſchke las

den Brief mit wirklich tiefer Zerknirſchung; dabei noch überdies aufgeregt in ſeiner Schwäche, weinte und jammerte er und betrug ſich ſo auffallend, daß eine der malayiſchen Frauen zu Herrn Kuhn lief und ihm ſagte, ſie fürchte der Weiße thue ſich ein Leides, er möchte einmal zu ihm hinüber gehen. — Herr Kuhn, der an einen Selbſtmord bei Nitſchke nicht ſo recht glauben mochte, ſchüttelte mit dem Kopf und ließ ihn endlich zu ſich herüber rufen.

„Was machen Sie denn für dumme Streiche?“ redete er ihn an, „was iſt denn nun wieder vorgegangen? Sie bringen mir ja das ganze Haus in Allarm.“ „Herr Kuhn!“ rief aber Nitſchke, bei dem das weiche Element wieder die Oberhand gewann — „ich bin ein nichtsnutziger erbärmlicher Kerl“. — „Nun ja, das wiſſen wir ja ſchon Alle hier im Haus, das brauchen Sie doch nicht mehr mit einem ſolchen Skandal in die Welt hinauszuſchreien“ ſagte Herr Kuhn. — „Ich bin ein Lump!“ brach Nitſchke aus. — „Niemand zweifelt daran“ ſetzte Herr Kuhn hinzu. — „Ich verdiene die Sonne nicht, die mich beſcheint,“ rief Nitſchke nochmals. — „Ach, ſeien Sie nicht langweilig“ ſagte Herr Kuhn, „wärmen Sie die alte Geſchichte nicht auf; wenn Sie weiter nichts wollen, darüber brauchen Sie keinen ſolchen Lärm zu ſchlagen. Was iſt denn übrigens vorgefallen, das Sie auf einmal zu dieſer Selbſterkenntniß gebracht hat? — Haben Sie einen lichten Moment?“

„Da leſen Sie ſelber“ ſagte der arme Teufel und gab ihm den offenen Brief ſeiner Schweſter, „leſen Sie, mit welcher Liebe die Meinen noch an mir hängen, und urtheilen Sie dann ſelbſt, wie mir jetzt, mit dem Bewußtſein deſſen was ich gethan und wie ich gelebt, zu Muthe ſein muß.“

Herr Kuhn nahm den Brief, durchflog ihn und gab ihn dann achſelzuckend an Nitſchke zurück. — „Nun, was ſagen Sie dazu?“ fragte Nitſchke mit thränenden Augen. „Lieber Gott, das iſt eine alte Geſchichte; daſſelbe, Wort für Wort, haben Ihnen ſchon alle tauſend und tauſendmal geſagt, die es hier früher gut mit Ihnen meinten, haben Sie denn hören wollen? Gott bewahre! Wenn man einmal glaubte, man hätte Sie auf dem rechten Weg und ſauber abgewaſchen, dann ſprangen Sie wieder rechts oder links ab von der Straße mitten in den Schlamm hinein, und wälzten ſich mit dem größten Wohlbehagen darin herum. Ebenſo oft haben Sie Beſſerung verſprochen und gelobt, und ebenſo oft, was Sie verſprochen, nicht gehalten. Wie Sie ſich ſelber dabei herunter gebracht, wiſſen Sie am Beſten, Sie brauchen auch niemand dazu, Ihnen das noch einmal vorzuhalten, gehen

Sie nur vor den nächſten Spiegel und betrachten Sie ihre Jammergeſtalt — Ihre eingefallenen Backen, Ihre hohlen Augen, Ihre zitternden Hände, Ihre dünnen Haare; wenn man ſich nicht über Sie ärgern müßte, könnte man wirklich Mitleid mit Ihnen haben. Und wie ſoll das enden? Jetzt halten Sie ſich nun einmal wieder eine Zeit lang, aber wie lange wird's dauern und das alte Leben beginnt von neuem. Ihre Schweſter hat ganz recht wenn ſie ſagt, daß Sie ein verlorener Menſch ſeien."

„Das bin ich auch — das bin ich auch," ſprach Nitſchke in dumpfer Verzweiflung, „ich bin verloren — rettungslos verloren, ja was ſchlimmer iſt, ich bin nicht einmal werth, daß ich lebe, und das Beſte was ich thun könnte wäre, daß ich ins Waſſer ſpränge, wo es am tiefſten iſt — beſſer von Krokodilen, wie von ewiger Reue gefreſſen zu werden."

„Ja wenn Sie das nur thäten!" ſagte Herr Kuhn ruhig. „Bei Ihnen bleibt es aber immer bei den guten Vorſätzen; Sie haben uns ſchon oft etwas derartiges verſprochen."

Nitſchke ſah ihn wild und verſtört an und ſtrich ſich die Haare drei- oder viermal wie krampfhaft aus der Stirne; es war, als ob er mit irgend einem Gedanken kämpfe, den er nicht wolle aufkommen laſſen, den er aber auch ſchon nicht mehr bewältigen könne. Er ſprang auf von dem Stuhl, auf dem er ſich, wie in ſich ſelbſt zuſammengebrochen, niedergelaſſen, lief ein paar Mal mit raſchen Schritten im Zimmer auf und ab, blieb dann plötzlich vor ſeinem Principal, der ihm dabei ruhig mit den Augen folgte, ſtehen und rief: „Herr Kuhn" — „Herr Nitſchke?" — „Ich bin mit mir im Klaren!" — „Wäre mir lieb zu hören." — „Ich mache dieſem Zuſtand ein Ende." — „Jedes Mittel dazu wäre zu empfehlen." — „Ich kann dieſes Leben nicht länger ertragen." — „Ich habe Ihre Ausdauer ſchon lange bewundert." — „Ich werfe es von mir." — „Es wäre ein Vortheil für die Colonie." — „Ich ſchieße mir eine Kugel durch den Kopf." —

„Dort hängen meine Piſtolen" ſagte Herr Kuhn mit einer halben einladenden Verbeugung über ſeinen Schreibtiſch deutend, wo zwei große Duellpiſtolen hingen.

Nitſchke warf einen ſcheuen, verzweifelten Blick dorthin, ſah noch einmal, wie unſchlüſſig, den Mann an, bei dem er vielleicht Troſt zu finden erwartet, der ihn jetzt aber mit ruhigem Lächeln nur noch mehr dem furchtbaren Entſchluſſe zudrängte, und plötzlich ſeinen Hut mit der linken Hand

faſſend ſprang er zum Schreibtiſch, ergriff eine der Waffen, riß ſie mit dem Nagel aus der Wand an ſich und ſtürzte der Thüre zu.

„Sie iſt ſchon geladen!“ rief ihm Herr Kuhn nach, ohne auch nur einen Finger zu bewegen, um ihn etwa noch zurückzuhalten.

„Leben Sie wohl — grüßen Sie meine Schweſter!“ ſchrie aber Nitſchke, warf die Thüre hinter ſich in's Schloß, daß die Fenſter klirrten, und ſprang hinaus ins Freie. Herr Kuhn aber blieb in ſeinem chineſiſchen Bambusſtuhl liegen und ſchaute, mit der Hand auf der Lehne einen der gewöhnlichen malayiſchen Tänze trommelnd, ſtill lächelnd eine lange Zeit vor ſich nieder.

Nitſchke kam aber nicht wieder; der Platz an der Wand, wo die Piſtole gehangen hatte, blieb leer, und Herr Kuhn ſtand endlich auf und ging langſam im Zimmer auf und ab. Der Teufel hatte den Burſchen doch nicht geplagt, daß er wirklich einen dummen Streich machte und ſich eine Kugel vor den Kopf ſchoß? — Bah, dazu hatte er gar nicht Courage genug; aber wo blieb er? — Das malayiſche Mädchen, das ihm die Wirthſchaft beſorgte, hatte ſich ſchon ein paar Mal in der Thüre gezeigt, zur Anmeldung, daß das Frühſtück fertig ſei, und Nitſchke wußte, daß er pünktlich dazu erſcheinen mußte. „Pinju!“ rief er das Mädchen endlich an — „apa Tuwan Nitschke?“ — „Tra tau Tuwan!“ verſetzte das Mädchen achſelzuckend — „habe ihn nirgends geſehen.“

„Hm!“ ſagte Herr Kuhn und ging wieder eine ganze Weile im Zimmer auf und ab, aber es wurde ihm unbehaglich zuletzt — die fehlende Piſtole ſtörte ihn, und er horchte ein paar Mal wirklich zum Fenſter hinaus, weil er glaubte einen Schuß gehört zu haben. Es wäre ihm doch nicht einerlei geweſen, wenn ſich Nitſchke wirklich todtgeſchoſſen hätte.

Nitſchke kam aber nicht zum Eſſen, und die Malayen im Hof wurden jetzt examinirt, wo ſie ihn zuletzt geſehen und was er gemacht hätte. Hierbei ſtellte ſich heraus, daß er mit der Piſtole den Weg nach einem kleinen Fruchtdickicht genommen, durch das hier nur ein ſchmaler Pfad in den nächſten Kampong (Dorf der Eingeborenen) führte. Schießen wollte niemand gehört haben.

Herr Kuhn mochte ſich übrigens nicht anmerken laſſen, daß er wirklich um Nitſchke beunruhigt ſei, dieſer hätte es ſonſt am Ende, wenn er ſich wieder einſtellte, erfahren und ſich etwas darauf einbilden können; er ging alſo wieder in ſein Zimmer zurück und hielt ſeine Sieſta, aber der

Gedanke an den in ſolcher Aufregung Fortgeſtürzten ließ ihn nicht ſchlafen. Der ſonſt vollkommen charakterloſe Menſch konnte doch am Ende, vom Teufel geplagt, und mit der geladenen Waffe in der Hand, einen dummen Streich gemacht haben. — Er hätte auch nicht leiden ſollen, daß er das geladene Piſtol mit aus ſeinem Zimmer nahm — dachte Herr Kuhn.

So kam der Abend heran, von Nitſchke war noch immer nichts zu hören noch zu ſehen, und Herr Kuhn ſchickte jetzt allen Ernſtes Leute nach verſchiedenen Richtungen aus, um ſich nach ihm zu erkundigen und zu ſehen, was aus ihm geworden ſein möchte. Die Meiſten kehrten unverrichteter Sache bald zurück, nach Einzelnen ſollte er aber an dem Vormittag im Kampong geſehen ſein, dann jedoch wieder den Weg nach Herrn Kuhns Plantage zurück eingeſchlagen haben. Auch ſollte daſelbſt in der Nähe zweimal geſchoſſen worden ſein, aber die Leute hatten ſich nicht weiter darum bekümmert, weil dort mehrere Holländer wohnten und alle Europäer Gewehre in ihren Häuſern hielten.

Herr Kuhn ſtand auf der Verandah ſeines Hauſes, rauchte ſeine Cigarre und ſchaute ſtill und ernſt vor ſich nieder, als ein kleines Malayiſches Mädchen in den Hof geſprungen kam und einem ſeiner Arbeiter etwas zurief, dieſer ſchaute beſtürzt nach ihm um, und ſprach etwas zu einem Andern. „Hallo, was gibts da vorn, was iſt, Ketjil, was bringſt du? her mit dir, was haſt du dem Jungen da oben erzählt?“ rief Herr Kuhn raſch, der nicht ohne Grund glaubte, es könne eine Kunde von dem Vermißten ſein.

Die Kleine kam ſchüchtern näher; ſie fürchtete ſich vor dem weißen Mann, aber ſie wagte auch nicht ſeinem direkt gegebenen Befehl entgegen zu handeln, und erzählte nun ſtotternd, daß draußen am kleinen Fluß neben dem Bambusdickicht, nicht weit von den einzelnen Hütten, in denen ein paar Chineſen wohnten, der weiße Tuwan hier aus dem Haus auf der Erde ausgeſtreckt liege und todt ſei.

„Todt“ — es iſt ein häßliches Wort, eine ſtete unwillkommene Mahnung für den Lebenden, und Kuhn ging ein paar Mal mit raſchen Schritten auf der Verandah auf und ab. Endlich rief er dem kleinen Mädchen zu, auf ihn zu warten bis er wieder herauskomme, zog ſich an, rief ein paar ſeiner Burſchen um ihn zu begleiten, und verließ ſeine Plantage, den Leichnam des unglücklichen tollköpfigen Menſchen aufzuſuchen, den er heute, wenn auch unabſichtlich, doch als Urſache, einem ſo gewaltſamen Ende ſeiner Laufbahn entgegen gejagt.

„Ich wollte den Lump lieber bis an ſein Ende füttern!“ flüſterte er dabei leiſe vor ſich hin, als er dem ſchmalen Pfade an dem kleinen Strom hinauf folgte, „wenn er nur nicht den dummen Streich gemacht; jetzt werd ich die albernen Gedanken nicht los werden, Gott weiß wie lange.“

Das kleine Mädchen lief indeſſen raſch voran, bis ſie ſich der wohlgemerkten Stelle näherten, dann aber fürchtete es ſich den Ort wieder zu betreten, wo es vor einer Stunde zufällig den weißen Mann liegen gefunden und faſt ſelber den Tod gehabt hatte vor Schreck und Entſetzen.

„Da — der Tuwan!“ ſagte es ſcheu und ſchüchtern und deutete mit dem kleinen ausgeſtreckten Händchen nach einem ziemlich dichten Gebüſch blühender Mangabäume, die ſich an das Bambusdickicht anſchloſſen — „da drinn weißer Mann — ausgeſtreckt — todt!“ Und als ob ſie ſelbſt die Nähe des unheimlichen Körpers ſcheue, floh ſie mit raſchen Sätzen den Weg zurück, den ſie gekommen.

Kuhn ſah ihr kopfſchüttelnd nach; war es ihm doch ſelber nicht recht, daß er den Platz jetzt betreten ſollte, und als er die Hände in die Taſchen ſchob, und einen Augenblick wie unſchlüſſig da ſtand, als ob er überhaupt noch eine Wahl habe, fühlte er den Brief von Nitſchkes Schweſter, den jener in ſeiner Stube hatte liegen laſſen, und den er in Gedanken zu ſich geſteckt, und er zog die Hand wieder aus der Taſche als ob er ſie verbrannt hätte.

Durch Zögern wurde aber hier nichts gebeſſert, im Gegentheil eher verſchlimmert, denn die Malayen, die er mitgenommen, ſahen ihn ſchon erſtaunt von der Seite an und flüſterten mit einander. Indem er ſich alſo zuſammennahm betrat er das Dickicht in der bezeichneten Richtung, und brauchte nicht einmal weit vorzugehen, denn gleich hinter den erſten Bäumen, auf einer kleinen offenen Raſenſtelle, lag der Vermißte lang ausgeſtreckt auf dem Rücken; die Büſche hingen ihm dabei über das Geſicht nieder, daß er dieſes nicht gleich erkennen konnte, aber die weißen Hoſen hatten vorn auf den Knieen große Grasflecken, als ob er ſich vorher noch auf die Kniee geworfen und gebetet, und Kuhn blieb wirklich einen Augenblick erſchüttert ſtehen.

„Tuwan!“ flüſterte da der eine ſeiner Malayiſchen Burſchen, indem er leiſe den Arm ſeines Herrn berührte — „Tuwan Nitzi trada mati; — trada — ada mabuk!“ (Herr Nitſchke iſt nicht todt, bewahre, er iſt betrunken.)

„Mabuk? — den Teufel auch!“ rief Kuhn ſich raſch nach ihm um-

drehend. Nitſchke betrunken ſtatt todt? Der Gedanke war ihm noch nicht einmal gekommen. Dem erſt einmal geweckten Verdacht folgte jetzt aber auch bald die Ueberzeugung. Zuerſt warf er einen ſcharfen forſchenden Blick auf den vor ihm ausgeſtreckten langen Körper, dann bog er ſich zu ihm nieder ſeinen Puls zu fühlen, warf aber die glühend heiße Hand auch ſchon im nächſten Augenblick wieder ärgerlich von ſich, nnd ſprach mit einem halb verſchluckten, aber deshalb kaum weniger herzlich gemeinten Fluch: „Da hört denn doch Alles auf! hat ſich der nichtsnutzige Geſell von Haus fortgemacht, um ſich hier zu betrinken, während wir uns daheim ſchon freuten, daß er endlich einmal einen geſcheuten Einfall gehabt, und ſeinem doch nutzloſen Leben ein Ende gemacht habe. Wenn ich nur wüßte, woher er den Arrak bekommen, denn keinen Deut Geld hatte er und hier in der Nachbarſchaft wahrſcheinlich auch keinen Credit. — Das begreif ich nicht.“

„Da drüben liegt die Flaſche, Tuwan,“ ſagte einer der Malayen, der ſich indeſſen überall auf dem Platze umgeſehen — „iſt ganz leer.“

„Ja, das glaub ich, entgegnete ſein Herr, ſich jetzt ebenfalls überall umſchauend, „da iſt die Flaſche, aber wo — wo zum Henker iſt denn meine Piſtole?“

Die Piſtole war nirgends zu finden. Einer der Malayen wurde jetzt nach dem nur wenige hundert Schritte entfernten Kampong geſchickt, dort nähere Erkundigungen einzuziehen, und Kuhn ging indeſſen nach den nicht ſehr entfernten Chineſiſchen Häuſern hinüber, um zu ſehen, ob er dort nichts Näheres über den Betrunkenen erfahren könne, und was dieſer beſonders mit der Waffe gemacht habe. Er ſollte darüber nicht lange im Zweifel bleiben, denn ſchon in dem erſten Haus fand er ſeine Piſtole, die Nitſchke hier vorbeikommend zur Hälfte verzweifelt und zur andern Hälfte durſtig, für eine Flaſche Arrak verſetzt, oder vielmehr verkauft hatte, denn der Chineſe erzählte, der Weiße habe ihn verſichert, er würde nie mehr kommen die Waffe abzuholen, aber wenn ſie ihn fänden, ſollten ſie ihm ein ehrliches Begräbniß geben.“ Der Chineſe verſicherte natürlich, er habe geglaubt, der Weiße mache Spaß, noch dazu da er die Piſtole zurückließ, denn mit der Flaſche konnte er ſich doch nicht gut umbringen.

Herr Kuhn ſagte nichts darüber, löste aber vor allen Dingen ſeine Piſtole wieder ein, ließ den Betrunkenen dann durch die Burſchen zu ſeinem Hauſe ſchaffen und auf ſein Bett legen, und hatte große Luſt, ihn am

nächſten Morgen wieder aus dem Haus zu jagen. Den Aerger über den wirklich komiſchen Leichtſinn des nichtsnutzigen Menſchen hob aber auch wieder zum Theil das beruhigende Gefühl auf, daß er ſich keine Vorwürfe über ſeinen Tod zu machen brauche, und er beſchloß, es noch einmal eine Zeit mit ihm zu verſuchen.

Als Nitſchke übrigens am andern Morgen wieder zu ſich kam, den Brief ſeiner Schweſter über ſeinem Bett feſtgenagelt fand, und ſich der Vorgänge des letzten Tages anfing zu erinnern, gerieth er außer ſich, und verlangte jetzt ernſtlich eine Piſtole, ſeinem elenden Leben ein Ende zu machen. Herr Kuhn verſicherte ihn aber, daß er ihm „nicht mehr traue", da es ihm ſchiene, als ob er mit Waffen „nicht ordentlich umzugehen wiſſe", und verweigerte ihm dieſelbe nicht allein, ſondern ſchickte ihn auch, nach einer tüchtigen Epiſtel über die Vorgänge des letzten Tages, wieder an ſeine Arbeit.

Dieſſeits und jenſeits der deutſchen Alpen.

Wanderſkizzen

von

Friedrich Lampert.

Das Weltleben in München hatte ſeinen Höhepunkt erreicht; es war gar zu ſtürmiſch und aufregend: von der Induſtrie- in die Gemäldeausſtellung, von den Baſiliken in die Pinakotheken und Muſeen, es folgte Alles gar zu raſch auf einander, und dann Abends noch die Muſtervorſtellungen — es war Alles recht ſchön und herrlich, allein es ermüdete, man ſehnte ſich nach Ruhe, nach Ausruhen dort, „wo keine Menſchen treiben." Und als eines Abends am Fuß der Bavaria die fernhergeſandten Grüße der Alpen mir gar zu lockend in's Herz drangen, da war der Entſchluß ſchnell gefaßt, dorthin zu eilen, woher die Grüße kamen. Noch einmal ward ein fröhlicher Abend im Kreiſe der Künſtler, welche ſo lebenskräftige Gebilde der deutſchen Poeſie uns vorgeführt hatten, verbracht, und der andere Tag — es war der 2. Auguſt — ſah uns reiſefertig. München war mir der Rendezvousort mit zwei theuren Freunden geweſen, mit denen ich ſchon vor Jahren einmal die Herrlichkeiten der Alpen geſchaut hatte, und die nun wieder ihr Wanderloos dem meinen verbinden wollten. Erwarte der Leſer nicht von mir, daß ich ihm „Tagebuchblätter" gebe, welche ihn in alle Details unſerer Auguſtfahrt einführen ſollen; damit will ich ihn verſchonen — ich will ihn nur um freundliche, ſehr flüchtige Begleitung durch die ſchönſten Scenerieen der ſchönſten aller deutſchen Gebirgslande bitten, ihn dann auf ein wenig nach Heſperien hineinführen, und dann ganz höflich wieder durch die Berge nach Hauſe geleiten; er braucht nicht lange mit meiner Führerſchaft ſich zu befaſſen, es lieſt ſich ſo etwas leichter, als es ſich ſchreibt, und man kommt dabei ſchneller weg, als wenn man ſelber die Leiden und Freuden eines fünfwöchentlichen Touriſtenlebens durchmachen muß.

Digitized by Google

I. Von München bis zur italieniſchen Grenze.

Die Eiſenbahn von München nach Starnberg harrte noch ihrer Vollendung; ſie lief bei der Station Gauding buchſtäblich im Sande aus. Das Entferntſein eines erträglichen Wartlokals, ein gelind ſich entwickelnder Regen und langes Warten auf die nach Starnberg führenden Omnibuſſe machte dies plötzliche Abreißen der Weltfäden nicht ſehr angenehm. Doch endlich kam ein Wagen und dann auch wieder etwas Sonne und endlich auch Starnberg mit ſeinem lieblichen See. Dieſer See führt nun zwar auch Namen und Rang eines Gebirgſees, allein man darf bei ihm nicht an jene bergumſchloſſene Waſſerkeſſel denken, wo die Rieſen ihre Füße in den grünen Wogen baden; er liebt die Alpen, wie Heine das Volk, „par distance“ — ſie liegen ihm noch ziemlich fern. Auch darf man die Schilderung, er ſei von einem „Kranz von Dörfern, Luſtſchlöſſern“ u. ſ. w. umgeben, nicht allzugenau nehmen: denn die einzelnen Blüthen dieſes Kranzes liegen etwas weit auseinander; aber doch und trotz alledem iſt er ſchön dieſer große Seeſpiegel, und es zieht ſich gar angenehm im kleinen Dampfboot auf ihm dahin, wenn ſo alle dieſe hübſchen Uferpunkte, hier das Schlößchen Berg, Lerni in ſeinem Baumverſtecke, dort Poſſenhofen, Tutzing, vorübergleiten. In Seeshaupt mündet die Waſſer- in die Landſtraße ein. Es geht hügelauf — hügelab; bei Weilheim laſſen wir uns den hohen Peißenberg zeigen; die Gebirge, einer Mauer gleich ſich vorlegend, kommen allmälig immer näher; Murnau liegt ſchon hart an ihrem Fuße. Und da waren ſie auch wieder die alten, lieben Bekannten, die grünen, ſchwellenden Matten, die friedlichen Almen und Schwaigen, die freundlichen Häuſer mit den ſteinbeſchwerten Dächern, den blumengeſchmückten Altanen; es wehte eine andere, als die bisher eingeathmete, eine reinere, friſchere Luft; Harzduft quoll ſtärkend vom Wald herüber; eine Repräſentantin der klaren, friſchen, luſtigen Alpengewäſſer kam auch ſchon angerauſcht, die fröhlich dahin tändelnde Loiſach; Abendglocken ſandten ihre hellen Klänge bald da aus den Bergen, bald dort von den Thälern her — wir waren mitten in der Alpenwelt drinnen, als wir in ſpäter Abendſtunde in Partenkirchen anlangten. Da war Alles überfüllt; wir mußten froh ſein, in einem Gaſthaus wenigſtens dritten Ranges Unterkommen zu finden. Am andern Morgen zog ich frühe aus, durch die Gaſſen des zwiſchen den Bergen ſchon recht niedlich eingekeilten Dorfes ſchlendernd, um die Zugſpitz, welche bekanntlich Partenkirchen

dominirt, näher anzuſchauen; allein Nebel verhüllte mir das Haupt des baieriſchen Bergkoloſſes, und wich auch nicht, als wir ſpäter mit dem Eilwagen tiefer in die Bergwelt hineinfuhren.

Es kam gleich recht hoch, öd, wild; die Nebel wallten über die dunklen Tannenwälder hin, Schneehäupter tauchten zerriſſen und zerklüftet auf; es ward uns ganz winterlich zu Muthe. In Mittenwalde traten Mädchen mit Alpenroſenſträußen an den Wagen, freudig nahm ich die Blumen als die lieblichen Schlüſſel zu den Blüthenreichen, deren Wundern ich nun nahe kam. Nachdem wir kaum einige Schritte gefahren, mußten wir am Eingang eines großen Schuppens wieder ausſteigen, wir waren an der Grenze; durch das andere Thor ſtand jedem der Paß in die k. k. öſterreichiſchen Lande frei, den die Herrn Zöllner als unverdächtig entließen. Eine ſchöne, junge Wienerin war mit mir die Erſte, die ſich in das neue Territorium hinauswagen konnte; wir waren glimpflich behandelt worden; bald war auch die ganze Geſellſchaft viſitirt und vidimirt wieder beiſammen, und es ging immer ſteiler an Höhen hinauf, durch die alte hochberühmte „Porta Claudia," den Engpaß der Scharnitz, und bald konnten wir in Seefeld im „friſchen rothen Tiroler" dem lieben, ſchönen Lande den Willkomm trinken. — In Seefeld darf man nicht mehr im Wagen bleiben; da muß man zu Fuße gehend den Wechſel beobachten, in den nun allmälig die Scenerie der Umgebung übergeht; die Straße ſenkt ſich, hier und da kann ſchon einmal ein neugieriger Blick in die Tiefe dringen, aber dann auf einmal liegt alles offen und enthüllt vor dem erſtaunten Auge da: da drunten das reiche, geſegnete Innthal, die Matten und Fluren, der ſtolze, wilde Fluß, jugendkräftig daherziehend, an ſeinen Ufern Dorf an Dorf — und da drüben die lange, ſchöne, enggeſchloſſene Bergkette, zu der anmuthige Vorberge hinanſteigen, während hinter ihr gleich fernen Eispyramiden die Gletſcher des Oetzthales hervorragen. Bei der letzten Wendung der ſehr ſteilen Straße waren wir in Zirl; einer der jene Wege unaufhörlich kreuzenden Stellwagen kam uns zur Mitnahme äußerſt gelegen; wir flogen auf der glatten Straße dahin, unter der Martinswand vorüber, immer mannigfaltiger ward die Landſchaft, immer breiter und mächtiger der Fluß, und endlich tauchten Häuſer und Kirchen auf, immer mehr und mehr; durch eine trotzige Brücke wogte der Inn, an beiden Seiten ſtattliche Häuſerreihen, freundliche Quais, ſchattige Alleen, und rings herum die majeſtätiſchen Bergwächter — ein prächtiges Stadtbild entfaltete ſich — das war Innsbruck.

Mit der Durchwanderung und Beſichtigung der Stadt und ihrer arkadenreichen Straßen ſind wir bald fertig; wir haben dem goldnen Dach, der Burg, der Marienſäule, dem Muſeum, der Triumphpforte unſern Beſuch abgeſtattet, wir haben unſere Schuldigkeit gethan, wir könnten gehen, allein das „da draußen," was ſo herum iſt um die ſchöne Stadt, das lockt, das feſſelt und läßt uns nicht ſo geſchwinde los. Da müſſen wir doch nach der Weiherburg, dem Jagdſchloſſe Maximilians, hinauf und von ihrer Altane aus eines der entzückendſten Bilder aufnehmen: ſtolz und ſchönheitsbewußt ruht Innsbruck in ſeinem breiten Thale, in mächtiger Schlangenwindung zieht der Inn durch den von Segen und Fruchtbarkeit ſtrotzenden Thalboden, unabſehbare Maisfelder wogen an ſeinen Ufern, ſtromaufwärts ſchließen Berge den Blick ab, abwärts aber folgt das Auge lang dem glänzenden Waſſerband bis dahin, wo es das ſtattliche Hall umſchlingt. Und dort, uns gegenüber im Süden, erheben ſich über den bewaldeten Vorbergen des Brenner, aus welchen ſich leicht und graziös die nach ihm benannte Straße herabwindet, die Dolomitpyramiden des Rockſpitz und der Waldraſterſpitz und der hohe Kegel des Patſcherkofel — ein jeder iſolirt ſtehend, eiferſüchtig den andern anſchauend — ein gewaltiges Triumvirat. — Und weiter müſſen wir dann nach dem reizenden Dorfe Mühlau, wo im hochgelegenen, ausſichtbezaubernden Kirchhof Eßlairs einfaches Grab, und dann auf der Kettenbrücke über den Inn, und ſpäter über die Sill, durch die Maisfelder hindurch nach dem weithin lockenden Hügel, auf dem Schloß Ambras thront. Es iſt wenig mehr zu ſehen in den alten Gemächern und Sälen, es iſt faſt alles bemerkenswerthe in Wien, aber auch in den leeren Räumen gefällt man ſich, die romantiſche Liebe ihrer einſtigen Bewohner durchweht ſie mit Erinnerungszauber, und die prächtige Ausſchau von der Zinne des Schloſſes hat man nicht wegtragen können, die erfreut noch heute das Herz, wie zu Philippinens Tagen. — Haben wir Ambras verlaſſen, ſo wandeln wir auf dem Fürſtenweg nach dem Berg Iſel zu, biegen aber vorher etwas in den Wald ein, um da in dem „Tummelplatz," wo mächtige, alles in Halbdunkel hüllende Tannen die kreuzgeſchmückten Schlummerſtätten von 8000 Tirolern beſchatten, einen Kirchhof ganz eigener Art zu ſchauen, — und nach der Trauerſtille, die da immer herrſcht, ſehen wir uns auf einmal in den Anlagen des Berges Iſel in eine frohe, heitere Welt verſetzt, die den Klängen eines Militärmuſikcorps lauſcht und uns in ihrer lebensfriſchen Gegenwart faſt vergeſſen macht,

wie einſt die Vergangenheit auf dieſer Höhe ſo ſchwer und heiß geſtritten hat. — Hatte uns ſo ein Tag in der Umgebung Innsbrucks des Schönen viel geboten, ſo war der zweite faſt noch reicher; wir ſtiegen da hinauf nach „Heilig Waſſer," dem vielbeſuchten Wallfahrtsorte, der dem zur Stadt Kommenden ſchon weither von der Mitte des Patſcherkofels entgegenwinkt. Es war in ſtiller Sonntagsfrühe, durch ſchweigendes Waldesdunkel führte der Weg hinauf, Wallfahrer zogen mit uns, des Kirchleins Glocken tönten durch die Morgenſtille, in wunderbarer Abgeſchiedenheit liegt das kleine Gotteshaus, ein Heiligthum der Natur. Ueber die Tannennacht des Vordergrundes herüber ſchauen die ſilberhellen Spitzen der nördlichen Gebirgskette, lange Wolkenbänder flattern unter ihnen hin. Im Zimmer des kleinen Wirthshauſes, — einer ächt tiroliſchen Wirthsſtube, — trieb es ſich bunt durch einander, Männer und Frauen; wir ſaßen unter ihnen und freuten uns des natürlich ſchönen Weſens dieſes Volkes, durch die kleinen Fenſterſcheiben blitzten die Schneehäupter herein, im Glaſe funkelte der Tiroler, im fröhlichen Plaudern ſchwanden die Stunden. Wir hätten gerne noch etwas von der Brennerſtraße nicht nur geſehen, ſondern auch unter den Füßen gehabt, weil wir wußten, daß wir ſie dieſſeits des Brenners nicht mehr berühren würden; ſo vertrauten wir denn der Führung eines heimkehrenden Aelplers, mußten einen etwas halsbrechenden Steig hinab- und dann wieder einen hinaufklettern, tröſteten uns aber mit einem unvergleichlichen Blick auf die Gletſcher des Stubegthales, und waren endlich auf der geſuchten „berühmten" Straße angelangt. Ich hatte mich von jeher in dieſe Berühmtheit mehr hineingedacht, als wirklich an ſie geglaubt; aber es wäre unrecht, wenn man dieſe trotzigen, kühnen Bauten, dieſe gewagten und doch ſo leichten Schlangenzüge, in denen die Berge durchbrochen werden, nicht bewundern wollte. Und dann, wer muß nicht ergriffen, bezaubert ſtille ſtehen, wenn auf einmal, durch nichts angedeutet und vorbereitet, dem aus der Felſenſchlucht Hervorkommenden das Innthal ſich aufthut und ihm auf ſchwellendem Kiſſen ſeine Perle: Innsbruck entgegenhält! Im Weſten ſtiegen finſtere Gewitterwolken auf und hielten wie mit einem ſchwarzen Schleier das Thal geſchloſſen, Blitze zuckten flammend aus ihnen vor — ſo blitzt oft, wo jetzt längſt wieder des Alltaglebens düſterer Schleier die Seele umhüllt, des Reiſeglücks Erinnerung auf und ein leuchtender Schimmer flammt da vor allen um der lieben Tirolerhauptſtadt Bild.

An einem etwas trüben Morgen, der alle Berge mit friſchem Schnee

beſtreut hatte, fuhren wir das Innthal hinab. Dörfer und Städte zogen vorüber; unter letzteren Hall mit ſeinem Kirchhof, auf dem Speckbacher ruht, und Schwaz, das aus Kriegsbrand wiedererſtandene; Schlöſſer und Burgen grüßten von den Höhen herab. Wir kamen nach Straß, in deſſen Nähe der Ziller in den Inn ſtrömt. Die Straße zieht da weiter nach Salzburg; uns feſſelte und lockte das Thal, das hier links von der Heerſtraße im Süden ſich öffnet — das Zillerthal. Ihr habt ſicher Alle ſchon von ihm geleſen, gehört, es iſt das gerühmteſte, gefeiertſte der nordtiroliſchen Thäler. Und wohl, wenn man es durchwandert und ſieht, wie es auf beiden Seiten anmuthige Bergformen begränzen, auf der einen Seite etwas ſchroffer zwar, auf der andern aber wirklich lieblich anzuſchauen, wie da an ihren Abhängen Alpen und Matten, dunkle Fichtenwäldchen und lichte, grüne Grasflächen in pittoreskem Contraſte wechſeln, wie in der Thalfläche bald da, bald dort ein ſpitzer Kirchthurm auftaucht und um ihn herum ein ſchmuckes Dorf erſcheint; wie wir eigentlich keinen Augenblick einſam ſind, ſondern faſt von Minute zu Minute uns ein anderes Haus oder Gehöft begegnet, und dieſe alle wirklich das poetiſche Gepräge tragen, mit dem wir uns eben jene Wohnungen immer umkleidet denken: die vorſpringenden Dächer, die rund herum laufenden Altanen, auf dieſen allen Blumen die Fülle, Blumengärtchen vor den Thüren, über dieſen die frommen Sprüche und unter ihnen die freundlichen Bewohner, dem Wanderer mit dem traulichen: „Grüß Gott!“ entgegentretend, — wenn man das alles ſo ſieht und in Herz und Gemüth aufnimmt, da muß man wohl einſtimmen in das Lob des ſchönen Zillerthales, man findet, daß es ſich da gut wandern und noch beſſer raſten läßt. Da öffneten ſich uns gar manche gaſtliche Häuſer — im ſtattlichen Fügen bei Sänger Rainer, der einſt die Lande „da draußen“ durchzogen und ſich nun ſeine Ruhe erſungen hat, — dann dort an einem der ſchönſten Punkte des ganzen Thales, wo auch ein Sängerwirth haust, zum „Löwen“ heißt der Schild; ein Doppeltes mag da anziehend feſthalten, die zauberiſche Lage und ein wunderſchönes Mädchenbild. Des Thales Mittelpunkt iſt und war auch für uns Zell; wie liegt das ſo maleriſch an den Ufern des raſch hinſtrömenden Ziller, geſchützt und bewacht von den ſtolzen Höhen des Hainzenberges und der Gerloswand, der Eispyramide des Triſtenſpitz und den Schneefeldern des Ingentkahrs. Ich ſah es leider nur im Alltagskleide, nicht im Feſtſchmuck an einem Kirchtage oder Markte, wenn faſt alle Thalbewohner hier ſich zuſammenfinden und in allen nationalen ungetrübten

und unverkümmerten Formen das eigenthümlichſte Leben ſich entfaltet. Es gingen mir hier überhaupt nur ſehr wenig Wünſche in Erfüllung, auch der Himmel hatte ein ſehr ungemüthliches Alltagskleid an, und ſeine regneriſche Laune vereitelte meinen ſchönen Plan, das Thal weiter aufwärts zu verfolgen, bis dahin, wo die an ſeinem Anfang und Mittel ſich zeigende Anmuth und Lieblichkeit in die wilde Erhabenheit der Gletſcherregion übergeht. Es war mir unmöglich, Hinterdur zu erreichen, wo die „gefrorene Wand" emporſtarrt, und ich mußte mich mit einer Streiferei nach Mayrhofen, dem aus der Geſchichte der Emigration wohlbekannten Finkenberg und dem wildromantiſchen Teufelsſteg begnügen, unter welchem tief und reißend der Durerbach brauſt.

Lieber Leſer, ich bitte dich, ein wenig die Karte zur Hand zu nehmen, da ſiehſt du öſtlich in das Zillerthal ein anderes Thal ſich öffnen, das Gerlosthal, und wenn du das verfolgſt, wirſt du einen Weg bezeichnet finden, der etwas über die Berge hinüber und dann wieder hinabführt in das Pinzgau nach dem Dörflein Krimml, das dir vielleicht noch nicht oft genannt worden iſt und doch einer der merkwürdigſten Orte unſeres Vaterlandes iſt. Dahin wolle uns nun begleiten, denn dahin ging von Zell aus unſer Weg. Gleich am Orte, wo die Arbeitshäuſer für die Ausbeute des Hainzenberger Goldbergwerkes ſind, überſchritten wir den heftig aus ſeiner Thalſchlucht herausſtürzenden Gerlosbach und ſtiegen an ſeinem ſteilen linken Ufer hinauf. Dieſer Weg nun durch das Gerlosthal und über den Paß gleichen Namens iſt gar ſchön und anziehend, ein ſteter Wechſel, bald offene, prächtige Almen und Matten, im reichſten Blumenſchmuck prangend, bald tiefe Waldesnacht, Felſenklüfte, von den Bergen herabtoſende Waſſerfälle, hohe majeſtätiſche Bäume, ſchwellendes Moos, üppige Farrenkräuter, dann wieder Lichtungen, überraſchende Blicke bald auf das allmälig verſchwindende Zillerthal, bald auf rieſige Bergketten — dazwiſchen freilich immer auf ſteiles Steigen — und endlich ein ziemlich kahles Hochthal und in deſſen Mitte das ärmliche Dorf Gerlos. Wir trafen Geſellſchaft in dem kleinen Wirthshaus, Herren und Damen mit Führern, Eſeln, Pferden, rieſenmäßigen Gebirgsſtöcken, kurz allem möglichen Apparat, um das Touriſtenleben würdig durchzuführen, auch einen Reiſenden ſeltener Art mit eigenthümlichem Gepäck, einem großen Lederkoffer nämlich, den er ſich über die Berge tragen ließ. Die Damen hatten uns auf unſern Weiterweg begierig gemacht, denn ſie hatten durch ihre braunen Schleier hindurch gar herrliche

Gletſcher geſehen und ſchwärmten über dieſen Anblick. Wir zögerten nicht lange mit dem Aufbruch, tauſchten von den Herübergekommenen einen Führer ein, einen kräftigen, unterhaltenden Burſchen, und wanderten mit ihm der Pinzgauer Platte zu, einer ſumpfigen Alpe, über welche der Weg nach Krimml geht. Wirklich prachtvolle Gletſcher erſchienen, ganz nahe liegend, zur Rechten, die Umgebung wurde unfreundlicher und unwirthlicher, Alpenroſen blühten am Wege, Pfähle bezeichneten die Grenze Salzburgs und Tirols. Die Höhe war endlich erreicht, in einer Sennhütte konnten wir uns etwas ſtärken nach dem nicht unbeſchwerlichen Steigen. Aber die Gewißheit einer uns ganz nahen Ueberraſchung trieb uns vorwärts; wir ſtanden am Rand der „Platte," — gewaltig war das, was dem Auge ſich bot, wohin ſollte es zuerſt blicken? Da links that ſich zu Füßen das geſegnete Pinzgau, das Thal der Salzach auf, bergumgrenzt, flurenreich, in ſeiner blühenden Lebendigkeit mit der Oede der uns zunächſt umfangenden Natur wunderſam contraſtirend, — und dort rechts ſtieg, eine impoſante Schnee- und Eismaſſe, der Krimmler Tauern empor, ein Strom dringt zwiſchen ſeinen beiden Vorbergen heraus, in jähem Fall ſchießt er zur Tiefe, in Schlangenwindung verſchwindet er dann im Walde, tritt wieder hervor und wirft ſich in einem zweiten Fall hinab, wieder fließt er ruhiger und langſamer einher, da kommt wieder ein Felſenſturz und zum drittenmal braust der toſende hinab. Es war der Waſſerfall der Krimmler Ache, den wir vor uns ſahen; ſo wie hier aus der Ferne, zeigt er ſich in der Nähe nicht, nur von der Platte aus überſchaut man die drei Fälle auf einmal. Es iſt der Waſſerfall, der ſeines Gleichen in deutſchen, ja ich behaupte, in europäiſchen Landen nicht mehr hat, vor dem ſich alle andern, und ſeien ſie auch noch ſo gewaltig und großartig, beugen müſſen, der dieſen verſteckten Winkel der Alpenwelt zu einem der ſchönſten und erhabenſten Punkte macht.

Es war wohl ſchon nahe an Sonnenuntergang, als wir den ſchlimmen „Saumpfad" von der Platte vollends herabgeklettert waren und in Krimml das Ende der Tagfahrt gefunden hatten; allein ich mußte den Waſſerfall noch ſehen, ſein Donnern war immer ſtärker und lauter geworden, es klang mir jetzt wie ein unwiderſtehlicher Ruf. Und ich ſtand dorten, umtost von dieſem Aufruhr der Elemente, eingehüllt von dieſen hochauf wirbelnden Staubwolken, betäubt von dieſem erſchütternden Donner, allein mitten in

dieſer gigantiſchen Einſamkeit, vor dieſer jungfräulichen Majeſtät, alles ſah ich ſich beugen vor dieſen entfeſſelten, wilden Gewalten, die Bäume zitterten und bebten, und ich — ich geſtehe es — ich zitterte und bebte mit. Was ich in jener Abendſtunde empfunden, können nicht Worte wiedergeben, allein meine Seele beugt ſich noch heute vor jener Erinnerung. Daß ich es beſchreiben könnte, das einzige Schauſpiel! Da iſt es mir, als hielt eine höhere Stimme mich von der Vermeſſenheit zurück, das nachzeichnen zu wollen, dem der Schöpfer ſelber vielleicht kein Gleiches, kein Aehnliches geſchaffen hat. Da wage ich nur anzudeuten, wie man über eine blumige Wieſe ſchreitet, um dem Wald ſich zu nähern, wie der auf Augenblicke den Fall ganz dem Auge entzieht, wie man dann um ſo überraſchter, ja betäubt ſtille ſteht, wenn man ſich plötzlich in der Lichtung des Waldes in einem großen Berghalbkreis ſieht, aus deſſen hinterſtem Winkel die Ache herunterſtürzt. Ich wage nicht zu ſchildern, wie der Waſſerſtrom, welcher den erſten Fall bildet, aus der tannenbewachſenen Felſenſchlucht herausdringt, wie ſich ihm ſchroffe Steinmaſſen entgegenſtemmen, die er nun in raſendem Sprunge überſetzt; wie unten die im Felſenkeſſel ſich ſammelnden Fluthen hoch aufziſchen und in ewigem Kampfe mit den von oben kommenden zuſammenſtoßen; wie da Dome von Staubwolken ſich heben und ſenken; wie da das Menſchenwort ſtille ſchweigen muß vor dieſem Getöſe; — ich wage nicht, euch hinaufzuführen auf den zerklüfteten Tauernweg zum zweiten Fall, und euch da hinabſehen zu laſſen in die ſchwindelnde Tiefe, in welche der Fluß ſich ſenkrecht von der ſchwarzen Felſenwand nieder wirft. Ich wage nicht, euch ein Bild von dem dritten und höchſten Abſturz zu entwerfen, wo tauſend Fuß die furchtbare Höhe meſſen, an welcher ein unendlich mächtiger Strom herabſchäumt. Da oben ſammeln ſich alle Schauer und Zauber dieſer majeſtätiſchen Offenbarung der Natur wie in ihrem Culminationspunkt, für das dort oben Geſchaute und Empfundene verſagt jedes Wort, jeder Ausdruck. Hier rauſcht ein Schöpfungshymnus ſeine ewigen Melodieen, er gehört zu denen, die „erzählen des Ewigen Ehre und verkündigen ſeiner Hände Werk.“ —

Dem erſten abendlichen Beſuch am Waſſerfall war ein zweiter, umfaſſenderer, am Morgen gefolgt; und wie des Nachts das Donnern und Brauſen in Schlaf und Traum hineingetönt hatte, ſo ſandte es uns noch lange ſeine mächtigen Abſchiedsgrüße nach, als wir in der Mittagsſtunde

das freundliche Wirthshaus des Dorfes Krimml verließen. Wo für uns das Krimmlthal aufhörte und das Salzachthal anfing, weiß ich eigentlich nicht recht zu ſagen, der Uebergang geſchah ganz unbemerkt; kurz, ſie war auf einmal uns zur Seite, die alte, liebe Bekannte, die kecke, friſche Salzach, und ihrem Lauf hatten wir nun ein gutes Stück zu folgen. Sie hat kaum erſt ihre heimatlichen Felſen verlaſſen, nur wenige Schritte in der Fremde gethan, — allein ſchon iſt ſie die freie, ſelbſtändige Gebirgsmaid, die ſich freut, ein bischen mehr von der Welt zu ſehen, und frank und froh zieht ſie das lange Thal entlang, bis zu ihrem Ende die friſche Urſprünglichkeit bewahrend, die ſie als Erbtheil vom eiſigen Vaterhauſe mitgenommen. Wir waren im Oberpinzgau; ein ziemlich breites Thal, von nicht allzu ſchroffen Höhen begrenzt, auch nicht allzu dicht bewohnt, reich an Wieſen und Kornfeldern, im Ganzen recht lieblich anzuſchauen, ſo iſt ſein landſchaftlicher Charakter. Mehr als vorne oder zur linken Seite findet der Blick zur rechten, denn da öffnen ſich immer in faſt regelmäßigen Zwiſchenräumen eng- und tiefeingeſchnittene Thäler — es ſind Tauernthäler, und wo ſie ſich aufthun, erſcheinen in ihrem fernen Hintergrunde die Schnee- und Eiskoloſſe der gewaltigen Tauernkette, welche hier wie ein impoſanter Grenzwall zwiſchen Nord und Süd von Weſten nach Oſten zieht. Gleich bei Wald, eine Stunde ungefähr hinter Krimml, ſchauen wir ſo in das Salzachthal hinein, und der prächtige Eisdom, der ſich an ſeinem Ende aufthürmt, iſt der Großvenediger, der Höhenrival des Großglockner. Wir waren ſchon etwas vorwärts gekommen in unſerer Wanderung — die Tauern waren uns ſchon nahe, — Ein Tag noch, dachten wir, und wir ſind an ihrem Fuße und über ſie hinweg. In der Tagesneige langten wir in Mitterſill, dem Hauptorte des Pinzgaues, an, einem ziemlich großen Orte, dem das alte, weitläufige Schloß auf einem benachbarten Hügel ein ganz ſtattliches Anſehen gibt. Von hier fährt jeden Tag ein ſogenannter Poſtomnibus nach Zell am See, und wir benutzten folgenden Tags, da ſich weiter abwärts der Salzach das Fußgehen nicht ſehr verlohnt, dieſe höchſt eigenthümliche Beförderungsanſtalt. Ein vierſitziger, enger, kleiner Wagen, wo möglich nach allen Seiten offen, mit einem Leinwanddach überſpannt, von zwei magern Roſſen gezogen und einem pygmäenhaften Kutſcher gelenkt, hielt am früheſten Morgen vor der Thüre des „Bräus" und führte uns in ein reizendes, über Nacht losgebrochenes Regenwetter hinaus. Die

Zeiten, da man bäueriſchen Stolzes vom Oberpinzgau ſprach: „Stuhlfelden iſt nur ſich ſelber gleich, Mitterſill gar ein Königreich," ſind vorüber; die großen Sumpfſtrecken und weiten Riethgrasfelder des Flußthals bieten wenig Erfreuliches, die zu paſſirenden Orte wenig Bemerkenswerthes, und ſo wüßte ich von dieſer Fahrt nichts zu erzählen, als etwa die feſtliche Kleidung einer ſchmucken Pinzgauerin, die ſich unterwegs mit auf unſern Wagen geſetzt hatte, zu einem Excurs über die originelle, in meinen Augen durchaus unſchöne Tracht jenes Gaues zu benutzen. Wir hatten unſere Straße bei Bruck zu verlaſſen, wo die von Saalfelden kommende in ſie fällt; allein es regnete in Strömen, wir mußten die kleine Strecke von unſerer Richtung abbiegen und auf unſerem Poſtomnibus bis zu ſeinem Stationsorte Zell am See ausharren. Es iſt ſehr angenehm, alte Bekannte wiederzuſehen, aber dann müſſen dieſe und wir in der rechten Wiederſehensſtimmung ſein. Zell am See und wir waren alte Bekannte; vor drei Jahren hatten wir hier, von Berchtesgaden und aus dem Mitterpinzgau kommend, einen halben Tag zugebracht, allein diesmal war uns das Wiederſehen aufgenöthigt worden, und das ärgerte uns ſchon; und als uns das liebe, im Sonnenſchein mit ſeinem klaren, grünen See gewiß ſehr ſchöne Städtchen ein um gar nichts freundlicheres Geſicht machte als damals, ſondern als es gerade ſo, ja noch mehr vom Himmel niederſtrömte, dieſelbe dumpfige Stube uns einengte, da ging der Reiſehumor ſo ziemlich in lautem und ſtillem Ingrimm auf, welcher ſich endlich in einer lebhaften Klageimproviſation über das „ſchöne Zell am See" Luft machte, die ſicher in das Fremdenalbum niedergelegt worden wäre, wenn eines vorhanden geweſen, ſo aber im Notizenbuch verblieb.

Unerträglich lange Stunden ſchlichen hin, endlich ſchien das Wolkenheer ſich etwas zu lichten; beſſer aufgebrochen als hier geblieben, hieß es, es handelte ſich um nichts weniger als um ein paar Tage früher oder ſpäter jenſeits der Tauern. Und ſo ging es denn muthig hinaus, die Gefährten in einem kleinen Wagen, ich bei ſolchen Wegen, wie ſie hier, abſeits der großen Straßen, ſind, nur meinen Füßen trauend und mich dieſen überlaſſend. Eine halbe Stunde mochte der Weg ſich am Seeufer hinziehen, dann bog er wieder in die Hauptſtraße ein; ich ließ dieſe weiter in das enge Salzachthal fortgehen, gab ihr viel herzliche Grüße an das Sneewittchen der Alpen, das ſchöne Gaſtein, mit, ſchritt raſch über ſie hinüber, dann durch

Bruck, und ſtand am Eingang des hier von Süden ſich einladend öffnenden Tauernthales der Fuſch.

Ein paar Stunden lang, bis zum ganz von Bergen eingekeilten Dorfe Fuſch geht es noch eben fort und das Thal hat bis dahin noch vielfach den fruchtbaren Charakter der Ebene; allein höher hinauf wird es bald ſteiler und öder, die wilde, gletſchergeborne Fuſch durchſtrömt das Thal, ſtets dem Wanderer zur Seite, ſelten ruhig hingleitend, meiſt brauſend und tobend, beſonders in ihrem obern Laufe, wo ſie tief unter dem Pfade hinbraust, oft prachtvolle Fälle bildend. Es war ſtill auf dem Wege, niemand begegnete mir, als ein ärmlicher, kleiner Leichenzug, ein ſchmuckloſer Sarg auf einem Wagen, ein oder zwei Leidtragende hinter ihm; es paßte zu dem trüben Nachmittag, zu dieſer ganzen Umgebung, wo die Natur ſelbſt den größten Theil des Jahres durch eine Leiche iſt. Ueberhaupt hat dieſes Thal etwas geheimnißvoll Großartiges und Erhabenes, was wenig andern zukommt: man merkt, daß es die Vorhalle des Königspalaſtes der Gletſcherfürſten iſt. Immer höher ſteigt der Weg, an ein Fahren iſt lange nicht mehr zu denken, ſchroffer und ſchroffer werden zu beiden Seiten die Bergwände, wenig Bewaldung iſt auf ihnen, hier und da nur ein paar verkrüppelte Fichten, Cascaden ſtürzen vielfach links und rechts herab, ihr munteres Rauſchen zu dem wilden Brauſen des Alpenbaches geſellend und die Stille der Einſamkeit durchtönend. Endlich verengt ſich die Schlucht, in der man aufwärts ſteigt, ſo, daß man ſie durch ein Thor ſchließen könnte, und iſt man durch dieſe Stelle hindurch, ſo thut ſich ein ziemlich breites Hochthal auf, von großen, zerklüfteten Bergen umſchloſſen, das Naßfeld genannt, und in deſſen Mitte liegt eine von einander getrennte, doppelte Häuſergruppe; in der rechts zeichnet ſich ein etwas größeres Haus vor den andern aus — ein Thürmchen iſt auf ſeinem Dach, ein kleines Kapellchen ſteht ihm zur Seite — es iſt das Tauernhaus Fehrleiten. Wir waren am Ziele; die Bewohner des Tauernhauſes ſtanden und ſaßen vor der Thüre, neugierig die Kommenden anlugend, unter ihnen bewegten ſich ein paar fremde Geſtalten, die der erſte Blick als Maler verrieth; dieſe ſchienen ſehr ſtumm, die Wirthin ſehr verdrießlich, die Knechte und Mägde ſahen ſo unſauber und finſter aus, — man mußte Alpenpoeſie im Kopf und in der Phantaſie haben, um dieſe Wirklichkeit zu paralyſiren, dazu dann noch eine uns gleich wieder hinaustreibende glühend heiße Stube, draußen das neblige, trübe Wetter, — es vereinigte ſich alles, um den erſten Eindruck dieſer

letzten Wohnung am Fuße der Tauern etwas unheimlich zu machen. Allein es mußte hier geblieben werden, vielleicht länger als uns lieb war, und da galt es, an unſerem Domicil die freundlichſten Seiten herauszufinden. Und noch am ſelben Abend wußten wir ſchon von ſolchen zu reden, und als am andern Morgen abermals der ſtrömende Regen an unſere kleinen Fenſter ſchlug, wir alſo ſahen, daß wir elendiglich gefangen ſeien und nun ein eigentliches Tauernhausleben beginnen müſſen, da fanden wir uns immer beſſer hinein, und am Ende hatten wir dies Fehrleiten ſo liebgewonnen, daß wir faſt dem anfangs ſo ſchwarz erſcheinenden Geſchicke dankten, das uns das ſchöne Bildchen von einem Tage im Tauernhaus in das Album der Erinnerung legen ließ. War einmal die erſte Verſtimmung durchgekämpft und war es klar, daß es nun nicht anders ſein könne, — denn die Führer riethen einhellig vom erzwungenen Uebergang ab, — ſo ſaß es ſich ganz behaglich im warmen Verſchlag neben der großen Stube, welche Verſammlungs-, Speiſe-, Wohnſaal für die Hausbewohner und nebenbei für allerlei Gethier war; die Leute wurden freundlich; Reſi, die gewandte Tauernwirthin, zeigte ſich auf einmal als die Aufmerkſamkeit ſelber, die Maler thauten auf und gebahrten ſich als ganz liebe Menſchen, ſogar unſer Tiſch brachte hier ganz unerwartete Dinge; man verſtand ſich die Zeit zu vertreiben, man ſchrieb, las, plauderte. Dazwiſchen kam ſo manches, was die Aufmerkſamkeit auf ſich zog, Stoff zu neuer Unterhaltung, Anregung der Neugierde und ſtiller Beobachtung gab. In ſolcher Abgeſchiedenheit von der Welt ergeht es einem faſt wie dem auf hoher See Schiffenden, dem alles, was ſein einförmiges, abgeſondertes Leben unterbricht, als ungewöhnliches Begegniß erſcheint. Da bereitete uns ſchon Morgens beim Frühſtück ein Wanderer aus dem fernen Norwegen, der trotz des Abrathens uns voran über den Tauern eilte, ein paar genußreiche Stunden, dann kam Mittags in brauner Kutte, den Strohhut hintenüber gehängt, ein Kapuziner den Tauernweg hergeſchritten, ehrfurchtsvoll ſtanden die Hausbewohner vor ihm auf, Reſi eilte, ihm Speiſe und Trank zu bringen, und er erzählte uns, wie er von Innichen nach Salzburg verſetzt und nun auf dem Wege nach ſeinem neuen Beſtimmungsorte ſei. Wie es in den ſpätern Nachmittagsſtunden doch ein wenig heller wurde, machte ich einen kleinen Abſtecher in das hoch in einem Seitenthal der Fuſch gelegene Wolfgangbad, eine ſehr beſcheidene, aber von wilder Romantik umgebene Kuranſtalt, und als ich des Abends nach Fehrleiten zurückkehrte, war abermals ein Paſſant dage-

weſen, diesmal eine beſondere Perſönlichkeit, ein Glocknerbeſteiger, der mitten in Sturm und Regen auf dem Gipfel des Alpenkönigs geweſen war. Die Maler hatten ein paar markirte Geſtalten unter den Hausbewohnern gezeichnet zur größten, ſtolzeſten Befriedigung der Abconterfeiten, und ſpielten nun Karten, welche ſie mit echtem Künſtlerhumor, allen Eingebungen der genialſten Laune folgend, ſelbſt verfertigt hatten. Wir ſaßen heiter und fröhlich beiſammen, und in der feſten Ueberzeugung, daß unſere Geduld und Ausdauer belohnt werden würde, ſagten wir den Genüſſen dieſes Tages Lebewohl und uns gute Nacht, um in dem engen, kleinen Stübchen, in dem man ſich, ohne überall anzuſtoßen, kaum umdrehen konnte, einen lichten, hellen Morgen herbeizuträumen.

Wir hatten uns nicht getäuſcht. Als wir um 4 Uhr Morgens vom Führer geweckt vor die Thür des Bauernhauſes traten, war es uns, als hätte in der Nacht ein Zauberer mit uns ſein Spiel getrieben; hätte uns nicht die allernächſte Umgebung unſres bisherigen Gefängniſſes die Gewißheit gegeben, daß wir nicht von der Stelle gerückt ſeien, wir würden uns an einen andern Ort verſetzt geglaubt haben. Am Abend noch alles rings umher voll Wolken, die uns nicht zwei Schritte weit deutlich ſehen ließen, und nun dort wo die Nebelſchleier hingen, alles licht und frei und unverhüllt das Fuſcher Eiskahr, jene Gletſchergruppe, welche zu den großartigen der Centralalpen zählt, — ein Anblick, der in dieſer Plötzlichkeit überwältigend wirkte. Sie ſchließt im Süden das Thal; ganz nah erſchien uns die ſchimmernde Pracht, voll und wunderbar glänzend ſchwamm noch die Mondkugel in dem ganz wolkenreinen, von der rothen Dämmerung überkommenen Morgenhimmel und goß auf die Gletſcher ein magiſches Licht. Wie ſilberne Rieſencandelaber ſtrahlten ſie herüber, an denen der Sonntag ſeine Opferfeuer entzünden wollte. Wir brachen auf. Nichts ſtörte die tiefe Stille, die hier unten ſchon beginnt, dort oben aber immer mächtiger und ergreifender wird. Eine halbe Stunde ungefähr gingen wir noch eben fort, am Ufer der Fuſch hin, dann aber wandte ſich der Pfad links, gleich anfangs recht ſteil und jäh den Fuſcher Tauren hinan. Ueber und über in ihre rothen Blüthen gehüllte Alpenroſengebüſche ſtanden zahlreich am Weg; das Auge nahm Abſchied von dem allmälig verſchwindenden Fehrleiten; der Richtung des Thales folgend ſah es weit im Norden zackige, ſcharf abgezeichnete Gebirgsreihen aufſteigen, die bizarren Formen des „ſteinernen Meeres.“ Auf den ſilbernen Firnen der Nähe begannen des Tages Lichter

zu glänzen; des Mondes bereits matter Strahl erblaßte gänzlich vor den über den öſtlichen Bergen heraufflammenden Sonnenſtrahlen; das dämmernde Grau des Himmels ging in ein tiefes, alles Trübe und Düſtere ſcheuchendes Blau über. Aber wie die Sonne auch höher ſteigen mochte, wir hatten doch mit empfindlicher Kälte zu kämpfen, und als wir in eine Gebirgsbucht einbiegend den Petersbrunnen, den erſten Raſtpunkt beim Tauernübergang, erreichten, ließ uns Reif und Eis nur ſehr kurze Ruhe halten. Aber der Blick von dieſer eiſig friſchen Quelle, neben der ein Bildſtock ſteht, iſt einzig ſchön; er umfaßt ein großartiges Amphitheater von Gletſchern, zunächſt des Fuſcher Eiskahr, an deſſen Fuß im wildöden Lüfnithal mächtige Waſſerfälle brauſen, und dann nach einer Reihe kleinerer eis- und ſchneegekrönter Berge das gewaltige Wiesbachhorn, das gewiß als einer der beſten Vorbereitungsanblicke für den Großglockner gelten kann. In der oben erwähnten Gebirgsbucht höher ſteigend führt der Pfad zu rauheren Regionen; die Bäume, der eigentliche Wald, hat uns längſt verlaſſen; bald iſt auch das Knieholz zu Ende, aber noch blüht bereift und beeist eine überreiche, unſre Sammlungen glücklich vermehrende Alpinenflora zu unſeren Füßen. Wir ſtanden bald am Fuſcher Thörl, einem kleinen Steinbollwerk, der Grenze der Thäler von Fuſch und Kauris. Die Berge der erſteren waren zurückgetreten und bis auf das noch lang uns nachwinkende Wiesbachhorn bereits unſichtbar geworden; die der letzteren ſtiegen vor uns auf. Wild und zerriſſen erſchien der Theil des Kauris, den wir nun berührten; die weitere Richtung unſerer Wanderung zeichnete ſich aber beſtimmt und gläuzend genug vor, denn eine ungeheure ſchneebedeckte ſchiefe Fläche, erhob ſich der Heiligenblut-Kauriſer Tauern. Ihn zu überſteigen galt es nun als ſchwerſtes Stück des anſtrengenden Marſches.

Auf einer kleinen Wieſe blühten die letzten Genzianen; dann kamen nur noch an den Felsblöcken kümmerliche Flechten, und endlich war alle Vegetation verſchwunden; ringsum alles Stein, Gerölle, Eis, Schnee; tiefe, ſtille, nur manchmal durch das grollende Donnern der Gletſcher unterbrochene Einſamkeit, Stätte und Zeichen eines jahrtauſend langen Kampfes der Zernichtung und Zerſtörung, — ein Sonntagmorgen voll ewiger Eindrücke. Vier Stunden waren wir faſt ununterbrochen aufwärts geſtiegen, nun ging es eine weitere Stunde noch ſteiler und höher, über Gerölle und Schneefelder, und endlich war es überwunden; wir waren 8058 Fuß über dem Meer, am hohen Thor des Heiligenblut-Kauriſer Tauren. Unter dem Kreuz,

an dem der Heiland, auf daß er nicht friere, von andächtiger Liebe mit einem Röcklein bekleidet worden ist, hielten wir eine, wenn auch nur kurze Rast. Es zog uns weiter, dem neuen Lande zu, das vor uns sich aufthat. Eine andere Alpenkette, als die, der wir bisher nahe gewesen, entfaltet sich — die Glocknergruppe. Wieder Eisberg an Eisberg, zu Füßen ein tiefes Thal, in seinen Einzelheiten uns aber noch gänzlich verborgen. Doch wo war Er, dem zu lieb wir gekommen waren? brauchten wir ihn uns noch lange zeigen zu lassen? Da gab es kein langes Fragen und Suchen — unter all den gewaltigen und hohen Genossen konnte es nur der sein, der dort alle überragte, in hoher, selbstbewußter Majestät sich aufthürmte, ein kolossaler Eisobelisk, keine schwarze, dunkle Stelle zeigend, ganz in die von der Ewigkeit gewobene weiße Hülle gekleidet, — und er war es auch, der königliche Berg, der Imperator augustus der norischen Alpen, der Großglockner. Wie war auf einmal vor solchem erstmaligen Grüßen und Gegrüßtwerden alles Müde und Mattsein verschwunden! Es war ein rechter Sonntagaugenblick, der uns hier geworden: rein, unverhüllt, in ungetrübter Herrlichkeit stand die Glanzerscheinung vor uns da. Und wie selten ist das der Fall! Ich denke noch der Klagen, die ich einst aus dem Munde einer schönen jungen Dame vernahm, welche drei Tage drunten in Heiligenblut auf nur einen Liebesblick des Bergriesen wartete, all ihr Harren und Hoffen umsonst sah und am Ende die Ufer der Möll verlassen mußte, ohne ihn, den launigen Herrn, nur einmal gesehen zu haben. Es geht uns bei erhabenen, von keinen andern übertroffenen Naturscenen wie mit unsern besten, schönsten, tiefsten Gedanken: wie diese selten ganz rein, nur dem Idealen und Ewigen zugewandt, auftauchen, so ist uns auch jene nur in besonders geweihten Momenten ganz ungetrübt zu schauen vergönnt. Und daß nun wir einen solchen begnadigten, alle Wunder jenes Bildes unverschleiert uns offenbarenden Augenblick gefunden, dafür hatten wir doch gewiß alle Ursache dankbar zu sein.

Es ging nun wieder bergab, aber noch war das Ziel ziemlich fern, denn unter zwei starken Stunden mag man vom hohen Thor schwerlich Heiligenblut erreichen. Und dieses Hinabklimmen war auch nicht so ganz unbeschwerlich; die Absenkungen des Tauern auf dieser Seite sind fast schroffer und jäher als auf der andern, dazu brannte nun die Mittagssonne glühend auf unsere Häupter nieder, und kein Baum, kein Schatten erquickt den ermatteten Wanderer. Das Thal begann indessen allmälig in bestimmteren

Conturen hervorzutreten, die dunkle Fichtenbeſäumung ſeiner Seiten erſchien wohlthuend dem ſo lange nun alles Grün entbehrenden Auge, ſchon ſahen wir auch die vom Glockner herſtrömende Möll in Schlangenwindung in der Thalſchlucht ziehen, es kamen auch wieder Wieſenflächen, Almen, menſchliche Wohnungen zu Sicht, Menſchenſtimmen wurden wieder hörbar, und zwar in der alten, halbverfallenen Bricciuskapelle, wo ein kleines Häuflein Andächtiger die Litanei betete; immer tiefer ſtiegen wir — aber noch immer zeigte ſich nicht das ſichere Kennzeichen der Nähe Heiligenbluts, ſein ſchlanker, ſpitzer Kirchthurm — da plötzlich bei einer raſchen Wendung des Pfades rief der Führer: dort iſt's! — und wirklich, wir hatten nur noch wenig Schritte zu thun und zogen in Heiligenblut ein. Es ſchlug eben zwölf Uhr, wir hatten alſo acht Stunden gebraucht.

Ihr wißt Alle, man macht ſich von einem Orte, von dem man viel gehört hat, der einem aus irgend einem Grunde liebgeworden iſt und den man darum gar zu gern ſelbſt einmal ſchauen möchte, im Voraus ein Bild, malt ſich das ganz genau und detaillirt aus, und meint am Ende, es könne in der Wirklichkeit gar nicht anders ausſehen. Und manchmal ſieht es auch wirklich ſo aus, viel häufiger aber ſchaut ſich das Ding ganz anders an, geradezu umgekehrt, und wir haben zu thun, in unſerem Kopf das vermeintliche und das wirkliche Bild hübſch auseinanderzuhalten. So ging es mir auch wieder einmal mit Heiligenblut. Wie hatte mich dieſer Name von jeher ſchon gefeſſelt, wie klang er mir ſo wallfahrtslockend, wie hatte es mich ſchon früher von Gaſtein her herübergezogen! Natürlich ſtand alſo die ganze Scenerie hübſch feſt und klar vor meiner Phantaſie: ein paar Häuſer mit einem Kirchlein mitten in den Gletſchern drin, ganz eingefroren, nirgends faſt ein Ausgang, alles voll Schnee und Eis, kein Grün, kein Wechſel — nur die trübe Monotonie der Gletſcherregion. Wie war das nun in der Wirklichkeit alles ſo anders! Ich hielt es anfangs für ganz unmöglich, daß dies Heiligenblut ſei, was ich da vor mir ſah. Nicht im Mindeſten ein Schreckniß und Erſtarren von Eis und Schnee, ſondern das kleine Dorf auf friſchen, üppigen Wieſen hingebettet, eine großartige, aber doch dabei ungemein liebliche Umgebung, nahe genug die ewige Einſamkeit, aber doch auch ein munteres, freundliches Vermitteln mit der Welt. Der in ſeiner Alleinherrſchaft unbeſtrittene Hotelbeſitzer in Heiligenblut, Herr Pichler, hatte ein ſehr volles Haus. In der Kirche war die Veſper zu Ende, die letzten Orgeltöne klangen aus, die Leute ſtrömten daher,

Ortsinſaßen und noch mehr Fremde, zur Sonntagfeier Heraufgekommene; ſie ſtanden in Gruppen zwiſchen Kirche und Wirthshaus, oder ſetzten ſich hinein in die große Stube, wo der Herr Amtmann hinter einem großen Stoß Akten und einem mächtigen Tintenfaß Mann für Mann der edlen Bergbewohner vorrief und jedem ankündigte, wie viel er zu dem „freiwilligen Anlehen" zu zahlen habe. Ich war ſehr befriedigt, zu den botaniſchen, mineralogiſchen, phyſikaliſchen, äſthetiſchen Notizen dieſes Tages auch noch kulturhiſtoriſche hinzufügen zu können.

Was ich nun dieſen Sonntag-Nachmittag in Heiligenblut angefangen? Es mag manchem ſehr lächerlich vorkommen, wer aber nur einmal ſelber da geweſen, den wird es nicht ſo gar abſonderlich dünken: ich ſchaute faſt immer den Glockner an, deſſen Thronſchemel ja Heiligenblut iſt; wenn man ſich auf die kleine Bank an der Weſtſeite des Wirthshauſes ſetzt, hat man ihn herrlich vor Augen; er hatte mir es wahrhaftig angethan, ich konnte den Blick nicht wegwenden von dieſem Silberberge, den nach wie vor nichts verdüſterte, nichts verdunkelte. Und als des Abends die Fremden, welche ſchon vor uns im Hauſe geweſen, von einer Excurſion nach der Paſtorzo heimkehrten, Chemiker und Botaniker, Maler und Dichter, ſtändige und wandelbare Gäſte, aus allerlei Volk und aus aller Herren Ländern, und ſich in das große Zimmer zuſammenthaten, da ſaß ich noch lange draußen und ſchaute meinen Berg an, wie die Abendwolken, ihn matt verklärend, unter ſeinem Haupt hinzogen, wie es rings Nacht wurde, und er noch immer klar und ungetrübt herübergrüßte, — ein niemals müder, nie der Ruhe bedürftiger Gotteswächter.

Schwer zugänglich iſt aber doch dies Heiligenblut, dies höchſte Dorf der öſterreichiſchen Lande; die nächſten Wege aus Tirol und Salzburg führen nur über die Tauern, die einzig bequemere und auch fahrbare Straße iſt die für Tirol wenigſtens ſchon viel umgehende vom Drauthal herein. Ihr hatten wir nun zu folgen, wenn wir in etwas raſcherer Weiſe, als bisher geſchehen, der Grenze Deutſchlands näher kommen wollten. Es iſt gut, wenn man einen ſo trefflichen, alsbald das Herz gewinnenden Führer hat, wie die Möll iſt; die rauſcht immer friſch und munter neben her, läßt es nicht an herrlicher Unterhaltung fehlen, indem ſie ein überraſchendes Bild im Strom und am Ufer nach dem andern vorführt, macht es auch geradezu unmöglich, daß man vom rechten Weg abkommen kann, da ſie ſich zwiſchen den Bergen meiſt ein ſo enges Bett gegraben hat, daß ſie kaum oft

ſelbſt recht Platz findet, und entläßt uns am Ende ganz artig ihrer Leitung, nachdem ſie ſich überzeugt hat, daß wir ganz gewiß nicht mehr fehlgehen können, ſondern dicht vor dem Kirchthurm von Winklern ſtehen. Winklern nämlich iſt das kleine Dorf, wo wir die Möll verlaſſen müſſen, die nun auf großen Umwegen der Drau zuzieht, während wir gerade durch über die Berge hinüber an die Ufer dieſes Stromes wandern. Ehe wir aber nach dieſem Winklern kamen, mußten wir von Heiligenblut ſchnellen Abſchied nehmen, denn das iſt den Blicken raſch entſchwunden; wir kamen an Pockhorn vorüber, deſſen Kirche ganz in Erlengebüſchen verſteckt liegt, und in deſſen Nähe, uns aber verborgen, die Möll bedeutende Fälle bildet. Da, wo das Thal etwas breiter wurde, freuten wir uns des lieblichen Wechſels von Wald und Wieſe und Korngefilden, auf welchen rege Erntethätigkeit herrſchte; in Döllach raſteten wir beim Bäcker, welcher uns, die nun tagelang aller politiſchen Novitäten beraubt Geweſenen mit abenteuerlichen Zeitungsmären bewirthete. Auf der Brücke dort ſahen wir noch einmal den Glockner in ſeiner ganzen Herrlichkeit, und ſtanden vor allen bewundernd vor dem prachtvollen Inngfernſprung, einer glänzenden Cascade, deren Waſſerſtrahl hoch oben vom Felſen in graziöſeſter Bogenſchwingung zu Thale fällt, und der gegenüber all die zahlreichen Waſſerfälle des Möllthales um beſcheidenes Verſchweigen ihrer Namen bitten.

Bald war von Winklern die Höhe des Islsberges erreicht, des niedrigen Bergrückens, der Kärnthen von Tirol trennt. Wir ſtanden alſo ſchon wieder an einer Grenze; die Bergmarken beider Provinzen waren uns ſichtbar zum Lebwohl und Willkomm: hinter uns ſchloſſen ſich die Bergketten des Möllthales und die letzten Angehörigen der Glocknergruppe, vor uns tauchten ſchon einzelne der höchſten Spitzen der juliſchen Alpen auf. Wir hatten nur den Bergrücken zu überſchreiten, um dann von den Strahlen der Nachmittagsſonne beleuchtet ein neues, ebenſo großartiges, als durch ſeine Lieblichkeit feſſelndes Landſchaftsbild zu überſchauen. Es war von ganz anderem Charakter als die von dem Rahmen der letztvergangenen Tage umſchloſſenen, andere Thal-, andere Bergformen. Die wunderbarlichen, abenteuerlichen, bizarren Felszacken jenes Kalkgebirges ſtanden vor uns da, deſſen ſonderbare, von der originellſten Laune der ſchaffenden Natur zeugenden Geſtaltungen vielleicht nur ihres Gleichen in den Bergketten des alten Edom finden. Vor allen kenntlich erheben ſich uns gerade gegenüber in den wildeſten, zerriſſenſten Formen der Rauh- und der Spitzkofel. Aus dieſer

Bergreihe dringt von Weſten ein Thal hervor, das Puſterthal, aus ihm fließt die Drau; ihr entgegen eilt von Norden her die Isl, und vereinigt ſtrömen beide oſtwärts das breite, reich und geſegnet angebaute Thal hinab. Dort, wo die beiden Flüſſen ineinander münden, wo die aus allen Seitenthälern heraustretenden breiten, großen Straßen ihren Ausgang finden, wo von einem Hügel ein ſtattliches Schloß auf ſie niederſieht, liegt eine Stadt hingebreitet, Lienz, die erſte oder letzte Stadt Tirols oder Kärnthens, wie man will, mit ſeinen vielen Thürmen und ſeiner freundlichen, gartenreichen Umgebung ſchon von weitem ein erfreuender Anblick. Und wir täuſchten uns in dieſer vorweg gefaßten guten Meinung auch nicht, als wir nun in die Stadt ſelber kamen, die ſchönen Straßen und freien Plätze ſahen, und in der Poſt und dem Herrn Poſthalter ein Unterkommen und einen Wirth fanden, wie man ſie beſſer und zuvorkommender wohl nirgends aufzutreiben vermag.

Noch am Abend ward großer Rath gehalten, auf welche Weiſe man nun, wenigſtens in zwei Tagen, das Geſtade des adriatiſchen Meeres erreichen könne, am ſchnellſten, am billigſten und am bequemſten. Des Herrn Poſtmeiſters unmaßgeblicher Rath ging dahin, wir ſollten am andern Morgen mit dem nach Brixen fahrenden Omnibus auf der Puſterthalſtraße bis Sillian fahren und dort Pferde nach Cortina nehmen, wo wir dann den dreimal wöchentlich von Innsbruck-Brixen kommenden Eilwagen erwarten könnten, der uns um Mitternacht auf der Ampezzoſtraße weiter führen würde. Das war auch wirklich der praktiſchſte Vorſchlag. Die Kirchenglocken läuteten zur Morgenmeſſe, als wir Lienz verließen. Es war Mariä Himmelfahrt; ein gutes Omen jedenfalls, daß wir am Siegestage der Madonna das Land zum erſtenmal begrüßten, das ihrem Dienſte die heiligſten Altäre gebaut hat. Eine Feſtſtimmung trug faſt der ſtille Morgen ſelbſt an ſich, natürlich um ſo mehr die uns begegnenden Kirchgänger, ja ſelbſt die Inſaßen unſeres Wagens. Mein Gefährte im Coupé war der Fremde aus Norwegen, der uns ſchon im Tauernhaus begegnet war, mit dem uns ein günſtiges Geſchick wieder in Heiligenblut und nun auch hier zuſammengeführt hatte, und der nun nach Brixen und über den Brenner nach Baiern u. ſ. w. wollte. Sein anfänglicher Plan war eigentlich auch Venedig geweſen, allein die Ausführung war ihm auf einmal unmöglich erſchienen. Wie wir aber nun ſo zuſammen plauderten und ich ſchon jetzt von all den Wundern der Lagunenſtadt träumte, wie wir morgen Abend ſchon auf der piazza di San Marco

umherſchlendern würden, und dazu das Thal immer näher kam, welches uns die Thorpforte zum Wunderlande ſein ſollte, da keimte auf einmal ein raſcher, herrlicher Entſchluß in ſeiner Seele auf, ich rief: gehen Sie mit uns! — und topp! hatte er eingeſchlagen und ich einen theuren Begleiter gewonnen. Erſt nach und nach brachte ich heraus, daß eine wiſſenſchaftliche Notabilität erſten Rangs, der würdigſte und genialſte Schüler Liebigs ſich zu uns geſellt hatte; doch das darf bei Reiſen nicht allein den Ausſchlag geben, da entſcheidet allein die geiſtige und gemüthliche Perſönlichkeit über Werth oder Unwerth der Begegnung. Und da darf ich ſagen, daß mir mein Wanderglück der trefflichſten, edelſten Menſchen einen entgegengeführt hatte.

Ich wage nicht, ſchon wieder mit der Schilderung eines Tiroler Thales zu kommen, obwohl das Puſterthal gar nicht ſo bedeutungslos und ungewöhnlich iſt, denn die ſtarren, gar ſeltſam hoch emporragenden Felſen auf ſeinen beiden Seiten ſchauen mit ihren Zacken und Klippen ganz anders daher, als die Bergwände mancher anderer Thäler, und unſer ſkandinaviſcher Gefährte ſagte, gerade ſolche Partien wären auch in Norwegen zu finden. Schöne, wohlthuende Blicke nach links und rechts ſind auch hier aufzufangen, und die Drau, welche der mühevoll gebauten Straße zur Seite faſt drei Stunden lang durch die enge, den Weg an vielen Stellen ſehr eindämmende „Klauſe" ſtrömt, fordert auch ein gutes Theil Aufmerkſamkeit. In Erinnerung an das im Reiſeanfang berührte, fanden wir auch hier ein Mittenwalde, fuhren da noch zur guten Stunde der Prozeſſion aus dem Wege, und waren um die Mittagszeit in Sillian, einem kleinen Städtchen, das ſehr ſtolz auf ſeine „alt-karolingiſche" Kirche, aber ſehr arm an Fahrgelegenheiten iſt, denn auf einem Einſpännerlein hatten wir vier Mann hoch uns unterzubringen, um nach dem oben bezeichneten Plan weiter zu kommen. Weit ging's nicht mehr auf der Puſterthalſtraße, denn hinter Innichen, auf der Toblacher Hochebene ſtand an einer Wegſäule mit großen Buchſtaben zu leſen: „Strada per Ampezzo," das waren alſo ſchon wälſche Laute, und zur Linken that ſich ein enges, in ſeiner Thormündung ſehr wild ausſehendes Thal auf, das Ampezzothal. Und dahinter lag Wälſchland.

Die neueſte Saiſon in zwei Weltſtädten.

Von

Emma Niendorf.

II. Mode zu Paris.

Es iſt recht verträglich von den zwei Weltſtädten — auch ſchon vor der großen Allianz — ihre Saiſons ſo einzurichten, daß man beide mitmachen kann, und dazwiſchen noch Zeit findet, ſei es dieſſeits oder jenſeits, in Brighton oder Boulogne den Staub vom Sommercarneval zu London in der Woge des ewigen Ozeans abzuſpülen, bevor man ſich in die Wintermärchen von Paris ſtürzt. Wenn die Oktoberſtürme an den hohen Kaminen der Seine-Reſidenz rütteln, und noch mehr nach der „Toussaint“ (Allerheiligen), welche vordem die Rückkehr des Hofes in die Metropolis zu bezeichnen pflegte, ſtrahlt es Abends in den Spiegelfenſtern noch verführeriſcher auf, mit noch blendenderen Farben als ſonſt, und trotz dem eiſigen Athem des Novembers, trotz den Schneeflocken der folgenden Monate, drängen ſich Gaffer aus der in den Straßen ſich unabläſſig auf und ab ſchiebenden Prozeſſion vor den Scheiben. Es iſt noch das nämliche Paris vom vorigen Jahre, nur wo möglich noch geſteigerter, noch feenhafter, trotz Krieg und Theurung und den rabenſchwarzen Trauergeſtalten, welche gegenwärtig, Dank den Schlachten und noch mehr der Cholera, über die Hälfte der Bevölkerung bilden. Nichts iſt neu in Paris, weil das ganze Paris nur ein täglich ſich wiedergebärendes Neues iſt. Aus tauſend blitzenden Magazinen lächeln uns überall, ſtatt der Oſtentation von London, Geſchmack und Grazie entgegen.

Paris wäre nicht mehr Paris, wenn ſich hier der Frauenblick nicht zuerſt nach den Moden wenden wollte. Um den Rücken zu decken, wählt euch ſogleich etwas aus dem Proteusgeſchlechte der Mäntelchen; ſeht dieſe „calèches de soirée,“ dieſe „sorties de bal.“ Oder entſcheideſt du dich für

dieſen ſchwarzen Sammet mit reicher Guipure von unten bis oben, für dieſe roſa Mantillenkragen, an den Armen offen flatternd und mit Spitzen beſetzt? Jene von Plüſch, amaranth mit ſchwarzer Guipure und Franſen, grau mit Beſatz und Spangen von ſchwarzem Sammetband; für Kinder lila und weiß. Doch ihr ſeid ſchon bei den Häubchen. Sind die von weißen Spitzen mit dem Boden von ſchwarzen, oder von einem Netze aus Sammetbändern nicht etwas launenhaft? Weich mögen ſich jene Chenille-Kapuzen um die Ohren ſchmiegen. Zur Abendtoilette Bandeaus von ſchwarzen Sammetrouleaus, nebſt langwehenden Bändern, mit geſtickten Goldſternen, in deren Mitte ein weißes Perlchen ſchimmert. Auch braunrothe oder ſonſt farbige Schleifen zwiſchen Sammet bilden einen grazieuſen Kopfputz. Mehr noch die mannigfache Collektion der fortwährend beliebten Schleiertücher und Netze, einige ganz aus weißen oder rothen Perlen zuſammengereiht, andere von ſchwarzem Flor, der Grund goldgeſtickt, mit weißen Perlen umſäumt, nebſt einer von Chenille genähten Guirlande aus Purpurnelken mit goldenem Laub; wieder andere mit ſchwarzen Chenillen und Schmelz. Sogar kirſchrothe Filettücher mit gelben Franſen — vielleicht für Britinnen. Tülle mit Trauben von Perlen geſtickt, die Blätter weiße Chenille mit Gold. Und daneben zeigt ſich auch Trauercrepe mit Gold und weißer Chenille geſtickt.

Man trägt dieſes Jahr wieder mehr weiße Schleier, und die ſchwarzen dichter als im vorigen, oder auch ſchwarze mit roſa oder gelben Punkten durchſäet. Habt ihr die Bandſtreifen um Hände und Hals ſchon bemerkt, für letztern nur etwas breiter und mit großen Schleifen, ganze Paruren? Wie gefallen euch dieſe Manſchetten von farbigem Sammet mit Flitterchen beſtreut? Da haben wir ſogar ein Paar, an denen Wieſenblümchen zwiſchen Tülle hervorſchauen. Andere ſind mit Goldſternen geſtickt, aber nicht maſſiv wie die britiſchen Sterne und Halbmonde. Und überall noch wie viele Variationen! So um nur noch dies zu erwähnen: ſchwarze Bänder mit Schmelz verziert, große Silber- und Goldperlen in der Weiſe von Juwelierarbeit angefädelt, ſo daß ſie faſt antiken Armbändern ähnlich ſind.

Nicht minder luſtig nehmen ſich die Schuhe aus, obgleich ſich die Gegenwart der Choleraepidemie auch gerade durch die Menge wattirter Fußbekleidung ſchon in jenen ſommerlich glühenden Herbſttagen, verrieth. Hier gelber Atlas, mit ſchwarzen Spitzenroſetten; dort wieder ſchwarzer, kornblau gefüttert mit gleichen Bändern, wie denn überhaupt jetzt kornblau für die Chauſſure begünſtigt ſcheint. Dort ſchwarzer Atlas rothgefüttert

mit rothen Roſetten. Die Pantoffeln nun vollends erſcheinen aufs grazieuſeſte. Da findet ihr Roſaatlas mit weißen Roſen geſtickt, ein Paar ſogar mit duftigen Blondenroſetten; ein anderes außen ſchwarzer, innen Roſaatlas, rings mit Spitzen garnirt, ſammt großen Schleifen von Roſaband, oder violeter, weiß gefüttert, mit weißen Chenillen und Schmelz geziert, blauer, goldgeſtickt, vorne mit großer Goldwurſt und goldgewirkter Schleife. Wie allerliebſt ſind wieder dieſe goldgeſtickten Pantoffeln auf goldnen Stöckchen! Auch an den Schuhen ſind ſolche rothe, grüne Stöckchen, — kurz es erſcheint da ein ganzes Kapitel aus der Renaiſſance. Ein eben ſolcher Luxus zeigt ſich in den Stiefelchen zum Ueberziehen, von Chenille und Gold gehäkelt. Schon Mitte September bei Hundstagshitze gewahrte man ſeidene wattirte Bottines jeder Art, oben mit lichtgrauem Pelze beſetzt. Vergeſſen wir nicht jene Brodequins, ſo fein als hätte Ariel ſie fabrizirt: die untere Hälfte ein ſchwarzer Atlasſchuh, die obere durchbrochene und roſa gefütterte, weiß- oder ſchwarzſeidene Halbſtrümpfe, auf der Seite geſchnürt, feenhaft patent, ein Meiſterſtück des Leiſtens. Die bequemen Bindſtiefelchen der Nachbarinnen von jenſeits des Kanals nennt die Pariſerin ſpöttiſch: „bottes de curé“ und wehe auch der Deutſchen, die ſich, bei dem ohnehin ſprichwörtlich gewordenen Schürzen des Rockes „dans la boue de Paris,“ auf ſolchen betreffen läßt!

In vorherrſchender Anzahl treten Diademkämme auf, von Gold, Silber, Perlen u. ſ. w., jeder in ſeinem Schachtelgehäuſe; dieſer aus Elfenbein geſchnitzt, hat eine leichte Guirlande oben, ganz einfach, im ſehr guten Geſchmack, „100 francs“ ſteht darauf. Willſt du das Eleganteſte von Sonnenſchirmen? Schwarzer Tülle, bunt unterlegt, außen um den Rand mit einer Spitze von einer halben Elle Breite garnirt, die Roſette oben von einer ſchmäleren. Dann kommt das ganze ſpaniſche Ballet der Fächer, von dem zu ſechs Sous, der mit Limonade und Eis im Theater ausgerufen wird, bis zu dem von Perlmutter und Gold mit Edelſteinen, der Hunderte von Franken koſtet. Hier ſind Eventails von ſchwarzem Flor hübſch mit Goldflittern geſtickt, oder von Roſaflor mit Silber; dort roſa oder blaues Spitzenpapier mit Elfenbeingriff, oder auch venetianiſche am koſtbaren Stiel, und von Federn, reich und fein übermalt, Vögel, ſelbſt Blumen darſtellend. Dort z. B. einer von ſchwarzen und roſa Federn; auch von ſchwarzem Crêpe mit Stahl verziert, wieder runde, oſtindiſch geſtickte, in der Mitte mit einem kleinen Spiegel; einer ſogar von Pfauenfedern, bildet

das volle vieläugige Rad, und zeigt im Centrum als überzähliges Auge, noch ein Spiegelchen im Goldrahmen.

Wer kauft Chemiſetten? Die Kräglein derſelben und die Umſchläge von Unterärmeln ſind blau oder roth getupft. Die auf ungebleichten Zeug geſtickten Kragen ſehen aus, wie in Kaffee getaucht. Einen heitern Eindruck machen die mit Atlasbändern durchzogenen Unterärmel und Negligées. Wen feſſelten nicht die Kinderanzüge? Das Basque-Leibchen über weißer Chemiſette aus grünen Sammetbändern geformt, das Röcklein, welches unten als Beſatz ein ähnliches Netz trägt (von Modefarbe), erinnern an ſpaniſche Trachten. Daneben auch elfenhafte roſafarbene Kleidchen mit ſchwarzen Spitzen. Alle dieſe Toiletten gleichen — man möchte ſagen — kleinen ausgebälgten Genien. Aber wieder fallen uns Magazine von Trauermodiſten auf, voll Hauben und Hüten in Maſſe, wie man es ſonſt niemals hier, ſondern nur in London ſah. Es macht überhaupt einen ſonderbaren Eindruck, die Leute überall ſo heiter, ſo weltlich zu ſehen, und Alle doch, faſt Alle in Trauer; und zwar iſt das nicht die Modetrauer, die ſpaniſche Sitte, welche ſeit der Heirath der Herzogin von Montpenſier in Paris heimiſch, und durch die neue Kaiſerin noch mehr befeſtigt wurde. Nein, man trifft wirklich jetzt zu viel Memento-mori; ja es ſieht faſt aus wie Nationaltrauer in einem Lande. Wäre ich Kaiſer — wenn ſich das Sterben nicht verbieten ließe — ich verböte wenigſtens das Trauern.

Zu dem Lockendſten gehören hier jederzeit auch die Juwelierläden. Ueberſehen wir nicht die Damenuhren, welche immer kleiner, immer ſchmächtiger werden. Wer möchte ſich nicht dieſe wählen, mit dem Rücken von blauem Email, dicht mit Röslein überſäet, deren Blätter in Gold gravirt, deren Kelche kleine Diamanten ſind? Man hat auch allerliebſte Medaillons von Gold, die wieder Miniaturen ſolcher Diminutivuhren vorſtellen. Minder zierlich erſcheinen jene Brochen von der jetzt ſo beliebten Stahlimitation, der Kopf eines Newfundländers mit langen Schlappohren. Hier habt ihr eine andere, blos aus einem Laube geformt. Und hier ſogar ein einziges Roſenblatt mit einem Brillanten als Thautropfen — Dinge, die eigentlich mehr in ein Feenreich gehören als auf den poſitiven Asphalt. Auch ein Gänſeblümchen von Email, und Roſenknospen in himmelblauen Sammetfutteralen. Wie reizend ſind z. B. dieſe Roſenknospen mit mattgoldnen Blättern, das Weiße von einer Perle gebildet! Um ſo nimrodartiger gebahren ſich die eiſernen Vorſtecknadeln für Männer, alle dieſe

Pudel-, Schweins-, Bären-, Löwenköpfe. Jener Leopard ſieht aus, wie ein wahres kleines Ungeziefer, das da kriecht. Gar deutlich ſpricht dieſe glänzende Broche, die auf das Treuſte einen — Marſchallhut! nachahmt, aus Perlen-Coque und Gold. Aber auch Bremſen als Brochen, oder eine Fliege, der Leib eine Perle, die Flügel Brillanten und Gold. Wie kann man nur ſo geſchmackvoll geſchmacklos ſein! Ferner viel Korallennachahmung, beſonders niedliche Fuchſien zu Ohrringen und Brochen. Da iſt auch eine Sirene als Bracelet, deren Fiſchſchweif ſich vielmal um den Arm ſchlingt. Minder „bon goût“ möchte die große goldene Nadel ſein, auf der ein Papagei ſitzt wie auf ſeiner Stange, das Geſider ein „pavé“ von Perlen und Smaragd, die Aeuglein diamanten; und — noch beſſer! — ſogar ein Dudelſack wird zur Vorſtecknadel!

Eine ſcheinbar harmloſe, aber doch ſehr ausſchweifende Modetändelei beſteht in den „berloques“ — Anhängelchen. — Bei näherer Betrachtung begreift man faſt, daß ſie zur Leidenſchaft werden können. Es iſt eine Liliputwelt für ſich voll Chriſtkindverſuchungen: hier habt ihr nicht nur einen goldnen Armſtuhl, ſondern auch noch eine darauf Sitzende. Daneben nicht mehr und nicht weniger als ein ganzes Dampfſchiff mit Rädern und Schlot. Es geht ins Unglaubliche, die Vollendung in der Zierlichkeit, der Reichthum en miniature, hunderterlei, chineſiſch kindiſch, aber pariſeriſch allerliebſt! Dieſe reizenden Fauteuils mit Blumenemail, blauer Grund und Roſenbouquets; dieſe Doppelperſpektive, dieſe goldnen Lünetten zum Auf- und Zumachen; dieſer offene Fächer, feinſtes Email, ein Rokokogemälde, wie auf den großen — ein Herr, der vor einer Dame kniet. Auf Goldleiſtchen ganze Gruppen von Email, Kinder, auch Hühnerfamilien, alles kleine Kunſtwerke in der Gattung; daneben Lokomotiven, auch den Compaß nicht zu vergeſſen, der ſich dutzendweiſe aufdringt. Hier eine blaue Halbmaske, dort die Palette, der chineſiſche Theetopf, ja ſogar eine goldene Staffelei mit dem Gemälde darauf; Schloß Chillon am Genferſee, ein ganzer Hausrath von Gold, eine wahre kleine Ausſtattung. Ja goldene Blasbälge; auf einem ſogar — es iſt kaum zu glauben wenn man es nicht mit eigenen Augen geſchaut hat — in trefflicher feinſter Malerei ein ecce homo! — Dieſe Pariſer werden aus Raffinement umgekehrt wieder naiv — eine auf den Kopf geſtellte Naivetät — wie die alten Meiſter. Alſo ein Ecce Homo zufällig auf den Blasbalg gerathen! Reizend niedlich iſt das Dornenhaupt, wenn man ſich ſo ausdrücken dürfte. So iſt es mit

der Religioſität der Pariſer: wenn ſie das Chriſtenthum hineinmiſchen, — wird es ein Bonbonchriſtenthum. Hier ein goldner Hanswurſt mit baumelnden Gliedlein neben den Todtenſchädeln und kleinen Skeletten, deren Knöchlein ebenfalls in einander klirren, noch überdies geſtiefelt und geſpornt, denn ſelbſt das Sterben iſt jetzt Mode geworden in Paris — durch die Cholera. Der Zug darf culturhiſtoriſch heißen; ſelbſt die Regence mag nichts Grelleres aufweiſen können. Was vermöchte das Nichtsnutzige, Verfaulte der Epoche ſchärfer zu zeichnen, den frechen Hohn, den Humor der Verzweiflung, als dies Geripplein vom feinſten Gold? Das Modejournal hat wahrhaftig manche Seiten tiefſter Sittengeſchichte. Oder jene Broche mit dem Todtenkopfe auf ſchwarzer Folie! Heißt das nicht mit dem Tode kokettiren, ſtatt das Unſchöne keuſch zu verhüllen? Ich wiederhole es, ſo wird hier alles Mode — ſelbſt das Sterben. Ueber allem, über der ganzen Welt ſchwebt dieſe dunkle Macht, ſelbſt über der Geſchichte, deren Schreiten wir heute doch nahe genug um uns vernehmen.

Von dem Glanze der Flakons will ich gar nicht anfangen zu erzählen. Einige blitzen uns von ihrem hellblauen Sammetlager mit Netzen von Gold und Edelſtein entgegen, welche Strohgeflechte vorſtellen, und der Stöpſel bildet eine reiche Krone. Dieſe Ueberſchwemmung von Flakons wie die von wattirten Schuhen und Pantoffeln ſchon vor der Saiſon, war verdächtig in Beziehung auf die Herrſchaft der Epidemie. Die Feenfläſchchen, ſonſt nur gewohnt Roſenöl, Veilchenextrakt und dergleichen zu faſſen, mußten ſich zum Kampfergeiſt herablaſſen, der jedermann begleiten ſollte, um im Nothfalle aus der hohlen Hand geſchlürft zu werden, das einzige Mittel, welches die Aerzte zuletzt nach reiferer Erfahrung noch anerkennen und anwenden wollten, abgeſehen von einigen glücklichen Erfolgen der Homöopathie. Aber auch dieſer „esprit“ hat ſeine Gefahren, wenn man ihn mißbraucht. Nicht ſelten ließ man ſich zu Exceſſen hinreißen, indem man ihn als Präſervativ benützte. Eine ziemliche Anzahl von Perſonen raſch nach einander mußte, wie es ſcheint an den Folgen, in Irrenhäuſer gebracht werden; man will bemerkt haben, daß der Kampfergeiſt, häufig genoſſen, zum Wahnſinn reizt. Mißtraut alſo dieſen kleinen Zaubergeſchöpfen der Mode, es ſind liebliche Illuſionen, aber ſie mögen zuweilen auch buchſtäblich Gift bergen.

Will man ſich vom Luxus in den Geräthen überzeugen, ſo trete man in der rue de la Paix in das Magazin voll eingelegter Tiſche, Käſten, Etagèren, Chatouillen, nichts als Citronen- und Cedernholz, Porzellanminia-

turen, Bronze und Email. Von allen Girandolen möchte ich dieſen Lilienzweigen den Vorzug geben: Stamm und Stiel ſind von Gold, Knoſpen und Blumen, welche die Kerzen tragen von Silber. Auch die Leuchter von der neuen Eiſenbronze ſind beliebt, ſammt den Uhren, welche häufig geharniſchte Ritter und Reiſige zu Fuß und zu Roß vorſtellen. Dieſe modernſte Compoſition benützt man zu den kleinſten Dingen, zu Petſchierſtöckchen, deren Griff irgend eine Heldenfigur vorſtellt, zu den Berloquen, wie z. B. da zu dem Eſelchen mit ſeinen zwei Tragkörbchen. Für Services zu Schalen, Flaſchen, Salzfäßern ꝛc. ſind jene dunkelblauen Gläſer im Silbergeſtelle, wie man ſie noch bei uns auf Tafeln in den Schlößern antrifft, etwa aus der Zeit des erſten Kaiſerreichs, mit dieſem ſelbſt wieder hohe Mode. Wir bewundern koſtbar gravirte Kriſtalldoſen in Sammetetuis. Laßt uns auch die gläſernen Briefbeſchwerer mit ihren wie aus klarer Flut beſpiegelten Bildern muſtern, Landſchaften, Portraits u. ſ. w. bewundern. Einmal fand ich ſogar Napoleon I. Ellbogen an Ellbogen mit dem hl. Ludwig!

Bei dem Sèvresporcellan überraſcht uns die wirklich täuſchende Nachäffung von Gewändern, iſt es doch gerade als hätten die Porzellanfiguren, beſonders jenes ſpaniſche Tänzerpaar, Kleider von wirklichen Stoffen. Dann die „Porcelaines en dentelles“, die ihre Spitzenverſchwendung zumeiſt an den umſchleierten Geſtalten der Bräute entfalten. Die „Porcelaines en broderie“ — z. B. Kinder, welche betend auf Kiſſen knien, die mit Stickereien garnirt ſind, Deſſins, wie ich ſie täglich am Kräglein meiner Pariſer Zofe, ja meiner jungen Fruitère wiederfinde. Alſo zeigt ſich auch hier beſonders die Technik vollendet, ein Luxus des Materials, der zuletzt doch nur wie Spielerei erſcheint. Gegen die Heere von Flakons muß ich auch hier noch einmal Klage führen. Wie niedlich unter den Bronzewaaren dieſer Ziehbrunnen als Schreibzeug, jener Nachen als Feuerzeug! Einladender noch Oblatenkörbchen und kleine Vaſen aus Perlen-Coque. Als praktiſch, und zugleich mit allem Schmelze Pariſer Blumen, mögen ſich die Bouquetſchirme für Lampen empfehlen, in zwei Hälften, einen Blumenglobus bildend. Viel Effekt machen, auf Chatouillen, Albumdecken ꝛc. Oel-Landſchaften mit Gebäuden, Brücken ꝛc. von gemaltem Perlmutter.

Ein Ueberfluß herrſcht an ſchönen Elfenbeinarbeiten aller Art, oft zart wie Spitzengewebe; Kruzifixe, Madonnen in ihren Altarniſchen. Eine angenehme Miſchung von Elfenbein und brauner Holzſchnitzerei dient als

Rahmen um Kreuz und Muttergottes, und macht oft durch reiches Laubwerk den Eindruck, als ſchaue das Heiligenbild wie in Sagen aus dem Baume. Ferner ähnliche von braunem Holze geſchnitzte Bücherdecken, die mit Sammet unterlegt werden. Andere blos von ſchwarzem Sammet und dann auf jeder Eine Blume in ihren natürlichen Größen trefflich gemalt. Beſonders ſchön erſcheint die Lilie, daneben aber auch Flieder, eine Tulpe u. ſ. w. Man könnte in ſolcher Weiſe eine Kritik der Autoren in der Blumenſprache einführen. Von der Potochomanie will ich nichts erzählen, denn ſie verfolgte mich bis über den Rhein, dieſe Chineſen- und Japaneſenſucht, die ſich zuweilen auch in Herkulanumwuth verliert. Wie heute bei uns, iſt ſie dort vor einigen Monaten das große Wort des Tages geweſen und man fand nichts als Firniß, nichts als Bilderbogen für große Kinder. Weil unſere Zeit nichts mehr kann, muß ſie ausſchneiden und pappen, weil unſere Zeit keine Zeit mehr hat. Ich begnüge mich damit die Etymologie des Wortes zu geben: „Potoches“ heißt man nämlich in Frankreich die zu allen Zeiten ſo beliebten chineſiſchen Töpfe, die ächten und die nachgeahmten der Zopfperiode. Ich überſetze „Potoches“ mit „Topfungeheuer.“

Laſſen wir die chineſiſchen Illuſionen, an denen es in keiner Art gebricht, um in den ſchwarzen Sammetetuis die prachtvoll gearbeiteten, großen Taſſen ſammt Löffel, von Silber, Vermeille, ja ſogar koſtbarem Email zu bewundern. Wer kauft niedliche Körbchen von Leder, Naturfarbe, mit Seide unterfüttert, häufig kornblau? Jenes Ballbüchlein aus Perlmutter in Form eines Füllhorns dürfte ſich als verheißende Allegorie in der Noth der Zeiten und des Kriegs den Tänzerinnen empfehlen. Oder wollen wir auf den Boulevard Poiſſonière dem „Bazar de l'industrie française“ einen Blick gönnen? Welcher Unterſchied mit den britiſchen Kaufhäuſern! Wie anmuthig, ſchwungvoll iſt es hier, vielleicht ein wenig zu emphatiſch, faſt ein kleines Theater des Gewerbfleißes. Sprüche, Fresken, Darſtellung wichtiger Erfindungen, Portraits von Künſtlern und Gelehrten drängen ſich um den Plafond, alles iſt reich, wie ein Feſtſaal. Unten ſind Hausgeräthe, Metallwaaren, oben auf den Gallerien Luxus, Laune, tauſenderlei und alles ſehr hübſch. Wenn euch die Neugierde nach der „maison du pont de fer“ auf der andern Seite vom Boulevard treibt, findet ihr eine eiſerne, blumenbedeckte Brücke, die gleich den hängenden Gärten der Semiramis wirklich über dem Hofe ſchwebt. Die Gallerien tragen Kaffeehäuſer, mit Statuen

verziert, eine ſtumme Geſellſchaft in Ermanglung der Lebendigen, und Magazine, wie unter andern den „Bazar du voyage," mit allen erſinnlichen Abtheilungen: „Tents, lits de campagne" u. ſ. w. Wenn es nur nicht ſo nach Oelfarbe röche! Man wird ſeekrank von all dem Terpentin; er hat die Blütendüfte und Eſſenzen verdrängt, welche ſonſt die Atmoſphäre von Paris füllten. Alle Häuſer ſollen laut Dekret mit einem neuen Kleide aufgeputzt werden, hat doch neuerdings das vornehme Grau vom Palais royal rings um den Garten, der gelben Tünche weichen müßen. Alles für die „exposition," den großen Jahrmarkt?

Die „haute nouveauté en habillement d'hommes" in der Rue St. Honoré bietet euch Mützen, Pantoffeln u. dgl. in Perlen geſtickt, ſehr reich, faſt der Moſaik ähnlich; auf den Scheiben lieſt man: „Achi (d. h. aqui) se habla español." (Hier ſpricht man ſpaniſch.) Unfern davon ein Gewölbe mit duftigen ſchneeigen Vorhängen von Stickerei und Spitzen. Jeder Spitzenhändler breitet ſeine Waare auf roſa Unterlage. Gute Hausfrauen, betrachtet euch bei dem „fournisseur de l'Imperatrice" das „depôt" von feiner Leinwand — „Belfast. Irland" — in kleinen Ballen, ſo elegant umwunden, mit ſo reizenden Bildern als Etiketten, daß man ſie beinahe zum Album abſchneiden könnte. Alſo kauft — doppelter Profit! Habt ihr in der Rue Vivienne die märchenhaften Teppichladen bemerkt, ganz perſpektiviſch drapirt, wie Feengemächer oder eine morgenländiſche Bühne auf der Seite Couliſſen und von rückwärts theatraliſch beleuchtet? beſonders dieſe himmelblauen ſammetartigen Gewebe mit großen leichten Roſenſträußen ſind entzückend. Noch mehr aber blüht in üppigen Farben eine andere zeitgemäße Neuigkeit „velours à l'orient." Eine Seite von Sälen voll Kleiderpracht der Saiſon, eröffneten die „Salons St. Germain" in der Rue du Bac. Es gibt auch eigene Gewölbe für „Trousseau," wo man ſich an den ausgebreiteten Brautſchleiern ergötzen mag. „Spécialités pour les enfants" betitelt ſich an der Ecke der Rue de la Paix und des Vendômeplatzes ein reiches Magazin für Kinderkleider. Abends in den goldſchimmernden Wänden ſitzt auf dem Marmortiſche bei den jungen Damen — als gehöre das mit hinein in die Handlung — eine Kindergruppe, lebendige, allerliebſte Kinder, niedlichſt gekleidet und von den hübſchen Mädchen geliebkost, was ein gar artiges Bild gewährt. — „Au Zéphire" heißt ein anderes Gewölbe für Kinderſpezialitäten. Auf dem Boulevard im Trauergewölbe hebt ſich Nachts das Schwarz der Putzgegen-

ſtände auf weißen ſcharfbeleuchteten Tüchern gleich Ausſchnitten; und die Laden-Demoiſelle iſt auch kohlſchwarz gekleidet — als trage ſie die Livrée ihres Magazins.

„A l'enfant Jésus“ heißt ein Pelzgewölbe in der ſonſt ſehr weltlichen neuen Verlängerung der Rue Rivoli, wahrſcheinlich dem Felle des Jeſuskindleins und des kleinen Johannes zu Ehren. Ein Spielwaarenladen tauft ſich hingegen „zum kleinen Hans“: „le petit Jean“. Gelüſtet euch im Palais royal vor den „Comestibles“ zu flaniren — zum Contraſte zwiſchen Buchhandlungen gelagert — dem cosmopolitiſchen, weltberühmten „Chevet“, deſſen Goliathkrebſe und Trauben, ſammt Fiſchen Schildkröten ꝛc. auch den Nicht-Gourmand ſchon als holländiſche Stilleben gewinnen, ſelbſt wenn er keinen Angriff wagen will auf das Porzelan-Sebaſtopol von Paſtetenbüchſen, die „Water cakes“ (Waſſerkufen) mit gemaltem Deckel, die „Anchovi pate,“ die Bouteillenbatterie im Allerheiligſten des Gewölbes. Er dürfte es nun mit beſſerem Gewiſſen, denn „die einzige Guadiana für die Cholera“ iſt längſt von den Scheiben der Pharmacien verſchwunden.

„Mesdames, de charmants articles à un sou, admirez les!“ ruft ein Mann am Guichet vom Louvre, indem er dem Vorübergehenden eine ganze Heerde kleiner Cupidos und ſonſtiger Figürlein hinſtreckt. Ein Anderer bietet wirklich trefflich ſingende und zwitſchernde Kanarienvögel von Wachs feil; jeder ſitzt ganz gelb in einem grünen Kranze, wie Salat und Eier, und es pfeift gerade als wenn alle Gaſſen von Paris voll Kanarienvögel wären. Jene Frau mit ihrem Spielwaarenkram ſchreit aus: „petit jeu qui ne finit jamais“. — Ihr Nachbar an der Straßenecke handelt bei hellem Tage mit auf einem Tiſche aufmarſchirten Nachtlichtchen; ſie brennen ſo geduldig und demüthig, ſie haben für mich etwas Rührendes — die klugen Jungfrauen. Luſtig ſind die Thermometer und Barometer von Pappendeckel; auf einem ſchauen wir Napoleon I. mit einem Kriegerſpruche; auf dem folgenden ein Bauermädchen, welches der Madonna in ihrer Niſche Blumen bringt und fragt: „Irais-je à la rencontre du beau grenadier?“ — Auf dem nächſten ein Heiliger vor dem Altare mit frommem Gebetsreim. Kauft „abats jours“ für die langen Winterabende, Lichter und Lampenſchirme für wenige Sous, ganze Hecken voll bunter tropiſcher Blumenbüſchel, unter allen Thorwegen der Häuſer. Doch gibt es auch Gewölbe voll „ombrants,“ Lithophanien aller Art, farbig und weiß, gemalte Scheiben, wie Kirchenfenſter in Miniature, kleine Schiöſſer, Altar-

niſchen, Kapellen von Alabaſternachahmung, welche das Nachtlicht mild durchglänzt und transparent macht.

Kaum hatte man von den originellen, in Bomarſund gefundenen Madonnenbildern des griechiſchen Kultus gehört, ſo erblickten wir auch im Palais royal bereits Gemälde, welche Nacheiferung davon ſein ſollten, mit Gold, Silber, Sammet und Seide dekorirt, etwas Relief, halb Puppe, halb Gemälde. An einem Kunſtladen in der „passage de l'opéra“ bemerkte ich das Conterfei eines lachenden jungen Mädchens, das ſich eine Brille auf das Näschen geſtülpt hat und durch dieſelbe den Beſchauer anlugt. Solches ſind die Motive der heutigen Bilder: höchſtens ein artiger Scherz; zu andern als zu ſolchen frivolen Gedanken bringt man es nicht. Ebenſo iſt es in der Plaſtik, z. B. hier von Alabaſtercompoſition eine junge Dame, die ſich einen Strohfauteuil zum Beichtſtuhle erwählt hat, darauf kauert und ihr Ohr an die Lehne legt, indeß ein junger Mann hinter eben der Lehne kniet und die Lippen an dieſes reizende Ohr preßt, ob zum Kuſſe oder Bekenntniſſe bleibt ungewiß. Wie findeſt du jene — ich möchte ſagen dramatiſche — Karten vom Kriegsſchauplatze, vom ſchwarzen Meere, der Krim, mit Heeren von verſchiedenfarbigen Stecknadeln, darunter auch viele mit Wimpeln und Flaggen, die reſpectiven Stellungen bezeichnend? Stecknadelſchachbrette, wo man auf eigene Fauſt je nach Bedarf die Flotten und Armeen gewinnen laſſen, oder gewiſſenhaft Schritt für Schritt — Stich für Stich ihren Bewegungen folgen kann.

Nicht nur die Stecknadeln, ſogar die Nähnadeln ſind unter das Militär gegangen: wir begegnen einer Maſſe niedlicher Trommeln, ein ganzes Arſenal: „aiguilles anglaises à 5 sous.“ Auch ſonſt allerlei bunte Schächtelchen, meiſt ſchottiſch, oder mit einer einzelnen Blume verziert: „épingles anglaises, 50 centimes.“ Oder ſucht ihr kokettes Briefpapier? „Papier Hortense à filigran.“ „Papier impériai à filigran.“ — Ihr habt die Wahl. Wer es für ſchicklich findet politiſche Demonſtrationen zu machen, oder ſich Kriegsbegeiſterungen hinzugeben, dem empfehle ich die Oktavblätter, welche oben in der Randecke die vereinten Flaggen der Weſtmächte tragen, ſchmuck in Farben und Gold gepinſelt: „alliance franco-anglaise, 15 centimes.“ — Eine Entdeckung erwartete mich nicht weit davon in jenem Bronzemagazin: „Cure dent impériale.“ Iſt das nicht ſchlagend? Nichts geht über die Satire des Lebens ſelbſt. „Cure dent impériale!“ Da ſteht ein kleiner Gußeiſennapoleon mit dem dreieckigen Hütlein neben einem Kanönlein und dem

Adler ſammt ſonſtigen Trophäen; und die Zahnſtocher, denen ſie als Stütze dienen, bilden ein Zelt über ihm, über dem Mann mit dem weltberühmten dreieckigen Hütlein!

Wer kann ſich nächſtens ohne Orden behelfen? Dieſes Zeitalter hat die unſterblich praktiſche Erfindung des Bändchens an einem Knopfe, nur an Einem Knopfe, machen müſſen, der blos ſo ein- und ausſchlüpft am Rocke und in jeder Sekunde umgetauſcht werden kann, noch leichter als der Gurt jenes Tirolers, den wir im Achenthal trafen, und der auf der einen Seite den Namen des Kaiſers von Oeſtreich, auf der andern den des Königs von Baiern, ſauber geſtickt auf dem Herzen trug. Armer Knopf, ſie haben dich am Bändchen! Sieht man es den Leuten jetzt an, daß ſie Dutzende von Orden, daß ſie alle Orden in der Taſche haben? Bei ſolchem Bedarf muß es denn auch funkelnde Niederlagen geben. Der Laden im Palais-Royal „aux armes des maréchaux de France“, iſt im In- und Ausland bekannt wegen zierlichſter und verhältnißmäßig wohlfeiler Bedienung. Zwiſchen allerliebſten kleinen Rüſtungen in Stahl aus den verſchiedenen Jahrhunderten liegen, gleichſam von jenen bewacht, die Ordensſterne, die Komthur- und Großkreuze auf Miniaturparadebetten von ſchwarzem Sammt in einem Särglein von Glas, als trauerten ſie um den Marſchall St. Arnaud oder die Marſchälle, die Sebaſtopol nicht macht. Sonſt alles gar bunt und ſchmuck, eine Spielbude für große Kinder.

Am Ende gefallen mir doch beim Conditor in der Rue St. Honoré die zierlichen Liliput Bureaus, Toiletten, Kinderwiegen, Maltiſche mit Pinſeln und Palette noch beſſer, die netten Trommeln ſammt Schlägeln; noch mehr die Zeltſchildwachhäuſer, genau wie die, welche hier, nach Möglichkeit geſchmackvoll, an den Tuilerien ꝛc. üblich ſind; und in der Oeffnung eines jeden auf dem ſchwarzen Hintergrund ein Soldätlein fein gemalt, in allen beliebigen Uniformen der Kaiſerarmee. Man begreift, daß dies die heftigſte Nachfrage haben muß, bei kleinen und großen Kindern. Wie mancher Schönen kann man ſo ihre Herzensſchildwache ſchenken, ſei es ein Rother oder Blauer, Helm, Cépi oder Bärenmütze, Silber oder Gold! Kauft, kauft die ganze Armee! Sollten die kleinen Schildwachhäuſer, je weiter der Krieg wandert, nicht auch bald in der Fremde, im Abendland und Morgenland, reißenden Abgang finden? Aus Anlaß der kleinen Conditortrommeln muß ich der neuſten Anekdote erwähnen, mit der man ſich

in Hofcirkeln trägt. Kürzlich war in den Tuilerien ein Diner, bei welchem ſich der neue p.ſche Geſandſchaftsattaché, ein junger Fürſt R., befand, und der Kaiſerin ziemlich nahe gegenüberſaß. Beim Deſert nahm dieſelbe aus einem Teller von Bonbons, der vor ihr ſtand, eine allerliebſte Zuckertrommel, legte ſie auf ihre Aſſiette und befahl dem Pagen, es dem Fürſten R. zu überbringen; und ſprach zu letzterem dabei, über den Tiſch hin: „à condition que vous ne vous en serviez pas contre la France.“ — Man ſetzt hinzu: „das wurde ſehr gracieus geſagt und machte viel Effekt.“

Eine Strecke weiter hinab begegnet man, recht pariſeriſch, Pius IX. als Stickmuſter auf der einen Seite des Schaufenſters, auf der andern Seite ein Corſet von himmelblauem Moiré. Die Corſetläden ſind im Fortſchritte jetzt ſo weit, daß ihre Wachsfiguren mit dem Neſtel in der Hand ſich auch drehen und drehen; z. B. jene ſchöne Pariſerin im ſchwarzen, mit blauen Streifen kokett geſchmückten Atlasmieder; die lebensgroßen Puppen aber ſind bereits ſo vervollkommt, daß ſie ganz lebendige Glasaugen haben, blau, von ſchwarzen, langen Wimpern umbortet. Auch darin ſteigert ſich der Luxus ſo ſehr, daß nun bei einem Friſeur in der Rue Lafitte eine Odaliske wie aus dem Ballete hingegoſſen ruht, im roſagefütterten Spitzengewande, und vom Scheitel bis zu den Fußſpitzen mit einem Flore überſchleiert. Die Meiſten zeigen ihre Haare „à l'Eugenie“ gemacht. So heißt man, obſchon die Kaiſerin ſie nicht mehr trägt, die jetzt ſo beliebte Friſur ohne Scheitel, welche die Stirne frei läßt.

Mehr Ergötzen gewähren mir die nicht für alte, ſondern für junge Kinder beſtimmten Puppen, z. B. dieſe Stutzerin von Papier in ihrer zierlichen Cartonſchachtel voll Papiertoiletten, Kleider, Hüte, Cravätchen, Chemiſette, eine ganze „corbeille de nôces“, alles einzeln, zum An- und Ausziehen, nach dem letzten Modejournal, ſelbſt ein Modejournal. Es zeigt nur zu deutlich, auf was hier ſogar ſchon das Spielen hinausgeht. An die mechaniſche Kraft unſerer Zeit erinnern die kleinen Jungen, die man häufig auf Pferdchen reiten ſieht, welche ſie durch eiſerne Schrauben ſelbſt fortbewegen. Zu den neuen Erſcheinungen gehört auch unter den „Bébis“ (Kinderchen) mit Fallbänſchen und Gängelbändern in den Spielwaarenläden ein angehender Tumultuant: „Enfant criard. Imitation de la voix humaine. Brevet d'invention.“ — Unter den Püppchen ſpielen die barmherzigen Schweſtern eine Rolle; ihr könnt ſie in ſchwarzer, grauer, blauer Ordenstracht wählen, und auch der Geiſtliche und Beichtvater fehlt nicht.

Selbſt bis in das Spielzeug beurkundet ſich ſeit dem vorigen Jahre von neuem eine förmliche Ueberbietung an Luxus. Wie aus Titanias Reich ſcheinen dieſe Puppentoiletten geholt, Mahagony mit Marmorplatten, Kriſtall, alles wie bei den Großen und hoch im Preiſe. „On n'en que l'embarras du choix", ſagte mir ſelbſt eine Dame aus dem Hofſtaate der Kaiſerin, die im Kabinet des Kaiſers den Auftrag von ihm empfangen hatte „d'acheter des joujoux pour les enfants du duc d'Albe." — In dieſer Feenwelt für kleine und — ich ſchäme mich nicht es zu ſagen — große Kinder, ſieht man eine Prinzeſſin in prächtigen Gewändern, die auf einer Ziege reitet. Eine Braut mit Spitzenſchleier und Orangeblüthen, ein Jüngling im Frack an ihrer Seite, beide von der Größe neunjähriger Kinder, Equipagen, Zelter jeder Art, hier ein Elephant, dort ein ſtolzer Vogel Strauß ſammt ihren Reitern. Dazwiſchen ſind Anzeigen vom „bal d'enfant" hinter den Spiegelſcheiben zerſtreut. Zierlich geſchnitzte Schenktiſche — „buffets" — für die Puppenſpeiſezimmer, mit vollſtändigem Service von Kriſtall, Silberbeſteck, Tafelaufſatz, alles in der Proportion von etwa zehnjährigen Kindern — ſo etwas träumten wir einſt bei unſern „Katzentiſchchen" nicht, und ſelbſt nicht einmal in den kühnſten Schilderungen von Chriſtkindchens Märchenreich. Nicht zu vergeſſen die Schränke mit Spiegelwänden und künſtlicher Dreherarbeit, ſammt andern koſtbaren Geräthen, wie man ſie in den modiſchen und reichen Apartements der Erwachſenen trifft. Welche reizende kleine Cocobütte: Riemen von rothem Sammet und Atlas, oben Henri IV und ein Fähnlein, über den Achſeln die angeſchnallten Silberbecher. (Solche Gefäſſe tragen die Cocoverkäufer auf dem Rücken, Hauptfiguren des Pariſer Straßenlebens.) So ließen ſich noch hunderterlei unglaubliche Dinge aufzählen. Die heutige Welt, die nichts unmöglich findet, wird aus lauter Wunderloſigkeit und Realismus wieder zauberhaft.

Ich bin zu tief in dieſes Gebiet gerathen, das ſelbſt im Alter noch ſeinen Zauber für uns bewahrt, als daß ich mich ſo ſchnell losreißen und der Verſuchung widerſtehen könnte, des Theaters Seraphin zu gedenken. Von der Oper, der comédie française, dem Hippodrome und wie ſie alle heißen, berichtet jedermann. Wer aber ſchreibt vom „Théâtre Séraphin" im Palais royal, in der Gallerie Valois? Iſt es nicht liebenswürdig und doch zugleich auch bezeichnend, daß die Pariſer ein eigenes Theater für die Kinder haben? Das Théâtre Séraphin iſt das Paradies der Kleinen. „Wie

glücklich ſind doch auch die Kinder in Paris!“ dachte ich, als ich darin ſaß. Was iſt dagegen mein Nürnberger Chriſtkindlesmarkt? Allein vielleicht haben ſie es hier zu gut. Es iſt ein niedlicher Raum, auch voll rothem Sammet, auch voll Gas, auch voll Gold und Malerei, wie in der „grand opéra.“ Der Vorhang ſtellt den Garten vom Palais royal dar mit ſeinen Springbrunnen, Statuen, Blumen, Heerden von hüpfenden Kindern und Bonnes. Ueber der Bühne, gleichſam als Wappen des Theaters, fliegen zwei dicke kleine Seraphe, trotz ihrer Corpulenz behende. Das Publikum beſteht meiſt aus Eltern, Wärterinen, Kindern, herzigen kleinen Geſchöpfen, es gibt ſchon vorher ein Schauſpiel im Schauſpiel. Einige haben ihre Puppen mitgebracht, Bébés, welche vernehmlich quikſen. Ein junger Menſch zeigt ſich, in der Abſicht das Piano zu ſchlagen. Zuerſt tritt ein Polichinel in Scene, ſehr reich und hübſch aufgewichst, der etwas vom „Suisse“ hat, aber auch jene heiſere Fiſtelſtimme entwickelt wie ſein plebeiſcher Vetter beim Marionettenſpiele in den „champs 'elysées.“ Hier unterhält nicht wie dort der Geiger, ſondern zuweilen eine weibliche Schickſalsſtimme das Geſpräch von hinter den Couliſſen. Nach jenem erſcheinen Windmühlen, welche ſich in Rococodamen verwandeln, aus deren Reifröcken und „Pochen“ ſich ganze Legionen kleiner Menſchen losſchälen. Folgen die zierlichſten Tänzer aller Art, und ſelbſt an ihrer mechaniſchen Grazie, ihrem geſchickt arbeitenden Füßchen erkennt man noch die Vollkommenheit des franzöſiſchen Tanzes. Wie gewandt läßt jener Jongleur ſeine Hölzer balanciren! dieſes Paar bietet in treuer Kopie eine unfreiwillige Satire auf die Ballettänzer und ihre ausgeſtreckten Beine. Mich erobert die allerliebſte Spanierin, welche das Tambourin ſo gut zu handhaben, und beim Gehen wie beim Kommen ihre kleine ſchwarze Halbmaske abzunehmen und ſich dazu ſo artig zu verbeugen weiß.

Sie macht der Scene Platz, in welcher ſich Polichinel mit den zwei Orangeweibern ſtreitet, von denen die eine ſich ohnmächtig ſtellt — alſo „cas d'évidence“ in der Sprache der Straßenpolizei — um die Patrouille herbeizuziehen, ganz nette franzöſiſche Miniaturſoldätlein. Zur Verſöhnung fährt Polichinel nachher die beiden Fruitières in ſeiner Eſelsequipage ſpazieren und wirft ſie um. Später präſentirt ſich Arlequin, der die Kerzen auf der Tafel anzuzünden, den Wein einzuſchenken verſteht und dem Polichinel alles wegtrinkt und alle Macronen wegißt. Da erſchien mir dieſer zum erſtenmale als ächter deutſcher Hanswurſt. Er kommt zuletzt

auf einem lebendigen weißen Pudel angeritten, macht allerlei Kunſtſtücke mit ihm, wie ein Hanswurſt von Fleiſch und Bein, welche ſich der Pudel trefflich gefallen läßt; er ſpringt über die Beine des Geſellen, läßt ihn, während der Hund wie todt daliegt, weidlich auf ſich herumtreten. Endlich wird der Pudel mit einigen ihm vom Himmel fallenden „plaisirs“ (Gebäck) belohnt.

Dies hindert nicht, daß im Zwiſchenakte die Logenfrau mit ihrem Korbe voll Plaiſirs umherwandelt, an denen ſich ſämmtliches Publikum, groß und klein erlabt, auch eine ſchwarze Katze mit eingerechnet, welche unter den Bänken umherſchlich. Der wieder aufrauſchende Vorhang läßt einen Schnitter gewahren, welcher in üppiger Saatenlandſchaft eine ſentimentale Arie abſingt. Darauf beginnt die Hauptſcene: die guten Feen in ihrem prächtigen Palaſte, deſſen Architektur — mit zufälliger Ironie — Verwandtſchaft im Stil mit den neuen „Häuſern“ an der Themſe offenbart, in denen das Parlament tagt. Welche goldſtrotzenden Gewänder und Zauberſtäbe, welcher Hofſtaat von beſchwingten Genien, die Poſt fliegen! Aus den Wolken entwickeln ſich verſchiedene Lebensbilder tugendhafter Kinder, die unter Feenſchutz ſtehen: das fromme Mädchen am Fauteuil der ſterbenden Mutter, der fleißige Knabe unter ſeinen Büchern. Auch an eingeſtreuten artigen Couplets fehlt es nicht. Nun folgt die eigentliche Galacour der guten Feen. In der Mitte thront die Feenkönigin, zu beiden Seiten auf ſchwanen- und greifenbeſpannten Wagen fahren vorzüglich beliebte Märchenpaare herein, z. B. „la princesse aux cheveux d'or“, deren Goldhaar weit herabflattert. Auch Polichinel, Arlequin, Pierrot ꝛc., die beſonders begünſtigten Schauſpieler des Theaters Seraphin, die zu den Unterthanen des Feenreichs gehören, weil ſie den Kindern Vergnügen machen, treten vor die Stufen des Herrſcherſitzes. Zu ſeinen Füßen thut ſich ein Korb auf voll buntem Krame, Feengeſchenke: „joujoux und bonbons.“ Dieſelben werden im Zwiſchenakte vertheilt. Die Logenfrau, die man ſelbſt für eine gute Fee halten könnte, weil ſie ſich den Kindern in allem ſo freundlich erweist, ihnen unermüdet Schemelchen u. ſ. w. herbeiſchleppt, wandert mit dem Körbchen umher, dem nämlichen Körbchen, das unter dem Throne der Feenkönigin ſtand, und ſäet mit freigebiger Hand aus — jedes Kind bekommt etwas: Bonbons und Spielzeug. Jetzt aber, Gott ſeis geklagt! hebt das tollſte Konzert an von all den Feeninſtrumenten — Koboldinſtrumenten. Jedes Kind läßt das ſeinige erſchallen,

das ihm in die Fäuſtchen gegeben ward. Rätſchen, Pfeifen, Miauen, Bellen, Blöcken wie ein Kalb — man meint alles ſei wahnſinnig geworden. Am ärgſten bricht das Getöſe los, ſo oft das Theater ſich verdunkelt, vor und während der „ombres chinoises“, wo ſich die Kleinen durch ihre muſikaliſchen Kunſtleiſtungen in der Finſterniß zu zerſtreuen ſuchen.

Vorher erblickt man einen Saal mit bunten Lampengewinden im Stil der „cafés chantants“ und „jardins dansants.“ Eine Marionettendame in großer Toilette erſcheint, verneigt ſich, ſetzt ſich an den Flügel und accompagnirt d'rauf und d'rein, indeß ein Herr im Fracke ein Liedchen ſingt: von allem was man verlieren kann; wobei — freilich etwas im Gegenſatze mit der Feenmoral — auch vorkommt, daß die jungen Mädchen ihr Herz verlieren, und ſogar ein Wort von der Kokette fällt. Auch die, ſchließt der Sänger, hätten ihre Zeit verloren, die ſeine Strophen anhören. Aber ſchon fängt das chineſiſche Schattenſpiel an. Durch einen kolorirten hellen Wald laufen ſie, die Giraffe, der Löwe, welcher mit dem Schweife die Luft peitſcht, der Pfau, der ſein Rad ſchlägt, der Hirſch, der ſich mit dem Geweihe kratzt und von Hunden gehetzt wird. Ein eleganter Salon löst das Jagdrevier ab, um ein kleines Drama darzuſtellen, vom Knaben, der nicht in die Schule will, woraus ihm mit Wahrung der poetiſchen Gerechtigkeit viel „ennui“ und Herzleid erwächst. Dabei iſt das Umſchnappen der Schattenriſſe höchſt poſſirlich, wenn ſie nach einer andern Seite agiren ſollen.

Darauf mögen wir auch die eigentliche „laterne magique“ bewundern. Den Koch, der einen Schweinskopf auf der Schüſſel ſervirt, auf der bald ſein Kopf, bald der des Schweines liegt, und ſo umgekehrt auf ſeinen Schultern der nämliche Tauſch. „Les jeunes écoliers qui se portent réciproquement:“ Ein Eſelein, auf dem ein Schüler mit ſeinem Bücherranzen reitet; auch ſie wechſeln plötzlich um die Wette die Häupter; blitzſchnell hat Einer dasjenige vom Andern auf. Endlich der Oger, der „l'enfant qui n'a pas eté sage“, mit Einem Schlucke verſpeist. Die Vorſtellung krönen die verſchiedenartigſten Nebelbilder: z. B. eine italieniſche Kapelle mit einer Kreuzigung von Marmor. Zuletzt ſieht man nur das Crucifix. Sogleich jedoch verwandelt es ſich in die Auferſtehung, aber in Farben. Der junge Menſch am Piano ſpielt dazu einen Choral. Ich dachte, mit dieſem religiöſen Eindrucke würde es ſchließen, allein da kennt ihr den Franzoſen ſchlecht. Unmittelbar darauf folgt nicht mehr und nicht weniger als „un volcan!“ ein ganzer feuerſpeiender Berg, den alsbald die Mühle ablöst,

deren Waſſer jetzt rauſchen und rauſchen am grünen Hange, plötzlich aber erſtarren im Eiſe, mitten im Schneegefilde; und das iſt noch nicht genug, auch vom Himmel fallen dichte Flocken. Den Beſchluß macht ein Kaleidoſkop: die ſchönſten, im Nu wechſelnden Roſetten, mit ächt franzöſiſchem Geſchmacke, die faſt zu Blumen ſich füllen, dehnen, ungeheuerlich ſchwellen, roth, blau, grün, zuletzt wieder roth, um gleich einem Feuerwerke zu erlöſchen.

Als wir herauskamen aus dem Feenhauſe, hackte der Chiffonier in der Straße St. Honoré ſeine Beute aus dem Rinnſteine. „Diogenes" heißen die mit der Laterne, welche bei Nacht wandern. Die Rue Mouſetard iſt der Sitz dieſer Aermſten. Vor einigen Jahren ſtarb im Hoſpital „la comtesse des chiffoniers." So nannte man ſie. Nach den Revolutionen friſtete ſie ſich mit dieſem Handwerke des Lumpenſammelns ihr Leben. Wenn die Feſte, welche ſie feierte — vor 1848 — vorüber waren, behauptet man, pflegte ſie ſich in einer goldenen Schale in Champagner die Pariſer Füßchen zu baden. Das ſind die hieſigen Exiſtenzen. In London freilich enthüllt ſich im Allgemeinen neben dem übermüthigen Luxus das Elend in noch grauſigeren Gegenſätzen. Dieſe Nachtſeiten heiſchen ebenfalls ihren Zeichner. Es thut noth, daß wir auf die ſchwarzen Mahner horchen, die mit unaufhaltſamem Finger an die Schwelle pochen, deren Glanz durch den drängenden Jammerſchrei um ſo dämoniſcher wird. Nach welcher Richtung wir indeſſen beide Weltſtädte beobachten mögen, immer beſtätigt ſich die Erfahrung, daß London zwar uns in Staunen ſetzt, aber Paris allein uns zu bezaubern weiß.

Da habe ich nun Modeartikel gemacht, Frauenzimmerarbeit wie natürlich. Dennoch iſt in dem Zuſammengeſtichelten, Zuſammengeſtückelten — die Harlequinsjacke der Gegenwart — auch Zeug für den Hiſtoriker, weil die kleinen Dinge oft die beredteſten ſind, ein Spiegel der großen. Und bekanntlich gilt es als Nagelprobe für die Richtigkeit einer Zeichnung, wenn der Maler ſeine Umriſſe im Handſpiegel unterſucht.

Der Seſſel des Ohms Joſeph.

Eine Mainzer Stadtgeſchichte aus der goldenen Luft.

Von

W. O. v. Horn.

1.

Es iſt eine allgemeine Klage, beſonders bei alten Handwerksmeiſtern, daß das fabrikmäßige Betreiben der Handwerke das Verarmen der nicht ſelbſtändigen Meiſter mit reißender Schnelligkeit herbeiführt, indem es ſie zwingt, für Einen ihres Gleichen zu arbeiten, den die Gunſt der Verhältniſſe zum ſchwunghaften Betriebe befähigte, während ſie deſſen abhängige Geſellen werden. So iſt es in der alten Rheinſtadt Mainz auch mit dem Schuſterhandwerke ergangen, und wer in der Schuſtergaſſe und in den neuen Hallen am Rheine, auch wohl in andern belebten Theilen der Stadt die Schuh- und Stiefelläden ſieht, wer es weiß, daß auf allen nahen und fernen Märkten und Meſſen Mainzer Schuhfabrikanten ihre Läden aufſchlagen mit ihrer wirklich ſchönen, dauerhaften und preiswürdigen Waare, dem wird es begreiflich, daß viele arme, herabgekommene, darbende Meiſter für den Einen reichen Zunftgenoſſen arbeiten, der den Preis beſtimmen kann, um den ſie ſich plagen, und der dem Glücke im Schooße ſitzt, während ſie an der Werkbank, neben demſelben, ihre Tage friſten im Schweiße ihres Angeſichts.

Davon wußte mit ſchweren Seufzern Einer zu reden, dem das Glück nie ſonderlich freundlich gelächelt. Es war der alte Meiſter Glöckner, der in der goldenen Luft wohnte, in einer Straße, die jedes Mainzer Kind wohl kennt und auch weiß, wie ſie in ſchweren Zeiten dieſen Namen gewonnen, der heutzutage wie ein bitterer Spott klingt, da dort wohl Luft in Hüll' und Fülle, auch, wie damals, reine und geſunde, zu athmen iſt, des Goldes aber nicht ſonderlich viel gefunden wird.

Es lagen nun ſchon ſiebzig Jahre auf des braven Mannes Nacken und hatten ihn gar tief gebeugt, und der Schnee der Jahre lag auf dem Haupte nicht erſt ſeit kurzem. Auch er war fröhlichen Muthes aus der Fremde gekommen, weil er etwas Tüchtiges gelernt hatte und jung und kräftig war; auch er hatte den ſtrengen Anforderungen ſeiner Zunft in Prüfung und Meiſterſtück genügt und war mit Koſten und Ehren Meiſter geworden; auch er hatte ſich in ſicherer Ausſicht ausreichender Kundſchaft geſetzt, hatte ein Nachbarskind heimgeführt und blickte voll Hoffnung in die Zukunft, denn man ſagt ja, das Handwerk habe einen goldenen Boden. Es war auch gut gegangen, aber nun kamen Kriegszeiten und das ſind Sorgen- und Jammerzeiten; es kam ein Bombardement der Stadt, eine lange Belagerung, alles wurde theuer, jedermann behalf ſich und, was noch ſchlimmer war, es kam eine peſtartige Krankheit. Aller Verkehr ſtockte und auch Meiſter Glöckner wurde von Krankheit und Noth heimgeſucht. Seine Kinder ſtarben dahin, er und ſeine Gattin genaſen zwar wieder, aber er war weit zurückgekommen. Sein Vaterhaus, ein zweiſtöckig Haus von altem Anſehen und alter Bauart, war, als ein Holzhaus, baufällig geworden; ſollte es nicht die Bewohner unter ſeinen Trümmern begraben, mußte es erneuert werden. Da blieb denn keine Wahl, er mußte das Haus mit dem kleinen Gärtchen in eine Hypotheke legen und es herſtellen. Um aber arbeiten zu können, brauchte er Leder — und Geld fehlte. Es blieb alſo nichts übrig, als daß er borgte bei dem Lederhändler, und das Borgen reimt auf nichts beſſer als: Sorgen alle Morgen.

Als er die bekümmerte Miene ſeiner Frau ſah, ſagte er tröſtend: „Nettchen, vom Verdienſte wird's gleich wieder bezahlt.“ Der Verdienſt ging indeſſen nicht gleich ein, da Glöckner auf Rechnung für viele Kunden arbeiten mußte; um zu leben, bedurfte man aber des Geldes, wie beſcheiden man auch lebte, und als die Rechnungen bezahlt wurden, — blieb ein Theil der Schuld ſtehen, und neues Borgen ſteigerte des Lederhändlers Guthaben. Glöckner, der früher mit zwei Geſellen arbeitete, ließ einen davon ziehen und ſaß halbe Nächte an der Werkbank. Mittlerweile waren die Zünfte mit der Franzoſenherrſchaft zuſammengebrochen. Wer ein Patent löſte, durfte ſich als Meiſter ſetzen. Die Zahl derſelben in der goldenen Luft mehrte ſich. Die jungen Meiſter riſſen die Kundſchaft an ſich und drückten die Preiſe. Meiſter Glöckner entließ bald auch den letzten Geſellen und arbeitete allein und hämmerte manchen Seufzer in die Sohlen hinein, die er auf ſeinen

Knieen ſchlug. Es ſollte aber noch herber für ihn kommen. Sein Nettchen, die treue Gefährtin ſeiner Tage, ſchenkte ihm noch eine Tochter und ſtand aus dem Wochenbette nicht mehr auf. Das beugte ihn unendlich tief, aber er raffte ſich gewaltſam empor, denn er hatte nun noch ein Weſen, für das er ſorgen mußte, und ein ſo hülfloſes, ſo theuer erkauftes!

Durch die lange Krankheit ſeiner Frau war ſeine Kundſchaft noch mehr zuſammengeſchmolzen, da er Krankenpfleger ſein mußte und ſie daher nicht raſch genug bedienen konnte. Da blieb nichts übrig, als auf's Stück für die Schuhfabrikanten in der Stadt zu arbeiten. Er war Zunftmeiſter geweſen und nun war er Geſelle eines Mannes, der bei ihm das Handwerk erlernt und nicht einmal Zunftmeiſter war, ſondern nur ein Patent hatte, — aber es war ſo. Dennoch hatte er ſein Auskommen und konnte auch die Zinſen ſeiner Hypothekar- und ſeiner Lederſchuld bezahlen, denn er nahm Miethsleute in das zweite Stockwerk und behalf ſich mit ſeinem Kinde, das lieblich heranwuchs. Er ließ es im Nähen und Kleidermachen unterrichten und es überhaupt lehren, was er vermochte, um ihm eine beſſere Zukunft zu ſichern. Und das Mädchen hatte viel Geſchick und Verſtand, aber Glöckner wurde alt und ſchwach. Das Arbeiten während ganzer Nächte ging nicht mehr, der Verdienſt wurde ſchmäler. Waren die Zinſen bezahlt, ſo blieb zum Leben nur zu wenig übrig. Nun, das Entbehren wurde Glöckner nicht ſchwer; war er doch nie ein Wirthshausgänger, hatte ſein Glück nie außer den ſtillen Mauern ſeines Hauſes geſucht und war ſtets mit Wenigem zufrieden geweſen. So konnte er's tragen, wenn nun das Wenige noch weniger wurde, und nur für ſein Käthchen that ihm das Darben wehe. Nach und nach beſſerte ſich das zwar wieder, denn Käthchen ging nun aus in die Häuſer zu nähen und Kleider zu machen. Alle Frauen und Mädchen von der goldenen Luft bis in die Gaugaſſe waren ihres Lobes voll, denn ſie nähte außerordentlich fein und die Nadel flog ordentlich, und dennoch nähte ſie nicht „wie (nach dem rheiniſchen Sprüchworte) der Schneider Puff, dem, was er heute näht, geht morgen wieder uf," ſondern es war feſt und dauerhaft. Ueberdies nahm ſie das Maß ausgezeichnet, ſchnitt ſicher nach dem Pariſer Modejournal aus freier Hand, ohne Patronen, und hatte einen Geſchmack wie die feinſte Modeſchneiderin auf dem Boulevard des Italiens in Paris. Außerdem konnte ſie die Hüte vom vorigen Jahr nach dem neueſten Pariſer Muſter umarbeiten und machte und verzierte Häubchen zum Küſſen ſchön. Rath wußte ſie in allen Fällen zu geben, wie eine erfahrene

Frau, wenn es auf Stoffwahl ankam, ob's zum Geſichte und Haar ſtehe, und wenn etwa an der Geſtalt irgend ein kleiner Mangel war, etwa eine höhere Hüfte oder dickere Schulter, ſo wußte ſie im Korſette die Geſchichte ſo kunſtfertig zu verdecken, daß kein Menſch es ahnte, — und ſie war doch erſt achtzehn Jahre alt! — War ſie ſchon durch ihre Geſchicklichkeit ein Liebling der Leute, ſo war ſie es in eben dem Maße durch ihre ſtete Freundlichkeit und Dienſtfertigkeit. Auch wenn man nichts als ihren Rath wollte, ſo kam ſie gelaufen und gab ihn mit Freuden. Ihre anmuthige Erſcheinung nahm vollends für ſie ein und der fleckenloſe Ruf vollendete ihren Werth in den Augen aller Leute. Man wußte, daß ſie mit Schambattiſt Kugler ſo gut wie verlobt war, und das ſtellte ſie vollends über etwaiges böſes Gerede weit hinaus.

Aber obgleich Käthchen viel verdiente durch ihren Fleiß und ihre Geſchicklichkeit, ſo konnte das doch den völligen Ausfall des Verdienſtes ihres Vaters nicht erſetzen. Der alte Mann war brodlos, weil er nicht mehr arbeiten konnte. Seine Augen waren blöde geworden, ſeine Arme und Hände kraftlos. Das Alter, eine Krankheit, die allen andern zur Grundlage dient, war ſchnell und mächtig über ihn gekommen. Der Lederhändler hatte grade ſo lange Geduld geübt, als Meiſter Glöckner Leder bei ihm nahm. Da das aufhörte, brach auch der Faden ſeiner Geduld und Milde. Er drängte den Greis unabläſſig und wurde endlich klagbar, zumal Glöckner etliche Jahre die Zinſen ſchuldig geblieben war. So kam es denn nothwendig dahin, daß er die Pfändung eintreten ließ.

2.

Eines Tages ſaß Käthchen am Fenſter und nähte mit großem Fleiße. Sie hob das ſchöne Auge nicht ein einziges Mal zur Höhe des Fenſters, um etwa zu erfahren, wer draußen vorübergehend den Schatten geworfen, der über ihre weiße Näherei hinglitt. Dann und wann ſeufzte ſie tief, doch ſuchte ſie ſolche Seufzer vor dem Greiſe zu verbergen, der in ſeinem Lehnſtuhle mit gefalteten Händen ſaß und ſeine kummervollen Blicke bald zur Decke erhob, bald auf dem lieblichen Kinde ruhen ließ, das ihm Gott als einen Segen ſeines Alters geſchenkt und erhalten hatte. An ſeiner Seele gingen die Erlebniſſe vorüber, deren wenige geeignet waren, heitere Erinnerungen zu wecken. Sie reiheten ſich in düſterer Folge an einander bis zu den kummervollen Tagen, die er jetzt durchlebte, da er in jedem Augenblicke

ein Ereigniß zu befürchten hatte, das, wie kaum ein anderes, ihn drückte. Plötzlich ſtieß Käthchen einen Schrei aus.

„Haſt du dich geſtochen, Kind?“ fragte der erſchrockene Greis voll banger Sorge, da er das Mädchen leichenblaß daſitzen ſah. Ihre Hand war herabgeſunken, das weiße Kleid, an dem ſie arbeitete, ſank langſam neben ihr zur Erde. Sie ſchwieg; aber in demſelben Augenblicke wurde, ohne anzuklopfen, die Thüre geöffnet und zwei Männer, ein älterer und ein jüngerer, traten herein. Was ſie wollten, war weder Glöckner noch Käthchen zweifelhaft. Der ältere war eine lange, klapperdürre Figur, mit einem Geſichte, deſſen Anblick das Herzblut konnte ſtocken machen. Mühſam waren die wenigen langen Haare des Hinterkopfes über den entblößten Schädel geſtrichen, ohne daß ſie die Wüſte, welche dort herrſchte, verdecken konnten. Einzelne derſelben ſtanden gerade in die Höhe, weil ſie ſich dem Striche der Hand entzogen, welche ſie alle paar Augenblicke in die gezwungene Lage zu bringen verſuchte. Die Stirne war ſchmal und hoch. Unter ungemein buſchigen Brauen blitzte ein kleines, tiefliegendes Auge hervor. Die große Habichtsnaſe ſenkte ihre ſcharfe Spitze weit über den eingefallenen, faſt zahnloſen Mund, und das ſpitze Kinn trat ſo weit in aufwärts gehender Richtung vor, daß es ſchier die Naſenſpitze berührte. Boshaft, tückiſch, gefühllos war der Ausdruck des gelben Geſichtes. Eine Brille ruhte auf dem tiefeingebogenen Sattel der Naſe und ſchien nur die Beſtimmung zu haben, die unheimlichen Blitze der Augen etwas zu verdecken. Es war in der That ein entſetzlicher Menſch und ſeines Zeichens ein Gerichtsvollzieher. Der andere war ein junger Mann, deſſen in Saffian verhüllte Papierrolle ſeine Eigenſchaft als Schreiber des Gerichtsvollziehers Crambolini verrieth. Sein ſanftes Geſicht war der entſchiedenſte Gegenſatz zu dem ſeines Brodherrn.

„Guten Tag,“ ſagte der Gerichtsvollzieher barſch und mit einem ſchneidenden Tone, und warf ſeinen Strohhut auf den Tiſch. „Ich bin doch hier recht? Ich ſuche den Schuſter Glöckner.“ In dem Augenblick ſah er Käthchen. „Der Tauſend!“ rief er aus, und ſein diaboliſches Geſicht nahm einen noch widerlicheren Ausdruck an, „der Tauſend, ſolch eine Perle hätte ich in der goldenen Luft nicht geſucht!“ Er faßte ihre kleine Hand und wollte ſie küſſen, doch zog ſie das Mädchen empört zurück, und zwar ſo raſch und heftig, daß ſie mit ſeiner Naſenſpitze in eine ſehr unangenehme Berührung kam. Der Gerichtsvollzieher fuhr zurück. „Nun, nun,“ ſagte er, „nicht ſo heftig, Mamſellchen! Sprödeſein hat ſein Schönes, doch nur

unter Umſtänden. Sehr artig war das nicht für ein ſo reizendes Mädchen.“ Der alte Mann war beim Eintritt der Beiden aufgeſtanden, um ſie zu begrüßen. Er zitterte vor Schrecken; dennoch ergriff ihn ein tiefer Unwille, und er ſagte: „Arm ſind wir, aber unbeſcholten, Herr Gerichtsvollzieher. Thun Sie, was Ihres Amtes iſt, und laſſen Sie mein Kind in Frieden.“

Roth, wie ein geſottener Krebs, fuhr Crambolini herum. Ein giftiger Baſiliskenblick aus den kleinen Augen traf den Greis, und heftig ſagte er: „Ihr habt recht. Es ſoll geſchehen. Setzen Sie ſich, Lederer, und dreſſiren Sie den Kopf des Aufnahmeprotokolls. Schonung iſt hier nicht am Orte.“

Der Schreiber gehorchte und der Gerichtsvollzieher ſchlug trotzig die Arme übereinander und blieb mitten in der Stube ſtehen, indem er ſeine Augen auf das Geräthe richtete, welches umher an den Wänden hing und ſtand, was jedoch nicht verhinderte, daß dieſe Augen bisweilen auf Käthchens Geſtalt weilten, die leiſe weinend in der Nähe der Thüre ſtand, wohin ſie ſich zurückgezogen hatte, um nöthigenfalls ſchnell zu fliehen. Nach einer Pauſe peinlichen Schweigens, in der der alte Mann dem Gerichtsvollzieher einen Stuhl hinſetzte und ihn einlud, ſich niederzulaſſen, hub der Gerichtsvollzieher an: „Ihr wißt, daß ich hier bin, um in Folge richterlicher Verfügung eine Pfändungsaufnahme für den Lederhändler X. vorzunehmen.“ „Ich weiß es,“ ſagte Meiſter Glöckner mit ſchmerzlichem Ausdruck. „Lederer, ſind Sie fertig?“ fragte der Gerichtsvollzieher, „oder hat Sie das Flennen des ſpröden Gänschens hinter Ihnen confus gemacht?“

Der Schreiber warf dem Langen einen Blick des Unwillens zu und erwiderte: „Diktiren Sie, wenn es Ihnen beliebt!“ „Gut, ſo fangen Sie an: Ein Spiegel, eine Kommode, — wahrſcheinlich liegen darin die Fähnchen des ſchönen Kindes? Muß ausgeräumt werden, weil ſonſt der Inhalt mit geht.“ — So fuhr er fort, alle Mobilien des Zimmers aufzeichnen zu laſſen. „Ein Bild,“ ſagte er nach einigem Schweigen, in dem er die Züge des Bildes mit denen des Mädchens verglichen hatte, denen ſie ſprechend ähnlich waren.

„Um Gottes willen, haben Sie Erbarmen, es iſt das Bild meiner ſeligen Mutter!“ rief das Mädchen mit krampfhaft vor der Bruſt gefalteten Händen. „Laſſen Sie es uns; es wird ja doch für ſonſt niemand Werth haben.“ Er blickte ſie mit einem böſen Blick an und ſagte mit ſchneidendem Tone: „Wenn es ſo viel Werth für Sie hat, Mamſellchen, ſo können Sie es ja erſteigern und ſo einen Theil der Schuld bezahlen.“ Das Mädchen

zuckte in ſich zuſammen. Sie bedeckte ihre Augen mit ihren Händen und weinte wieder leiſe. Er trat zu ihr und flüſterte ihr etwas in's Ohr. Empört ſtieß ſie ihn zurück und eilte hinaus. Der Herr Gerichtsvollzieher lachte hell auf. Der Sekretär beugte ſich tief auf ſein Protokoll, um ſeinen Zorn zu verbergen, und der Greis ſtand da, wie eine Bildſäule. Er wollte reden, aber er konnte nicht. Seine Lippe zitterte wie ſeine Glieder.

Der Gerichtsvollzieher wandte ſich jetzt gegen ihn und ſah den Seſſel. „Ei," rief er aus und trat näher, „wie kommt denn Saul unter die Propheten? Das iſt ja ein köſtlich Stück alter Kunſt. Habt's wohl einmal geſteigert irgendwo? Hm, wirklich ſchön, doch etwas fremdartig." „Nein," ſagte der Greis, der ſich kaum ſammeln konnte, „es iſt ein Erbſtück in der Familie."

„So?" fragte höhniſch der Gerichtsvollzieher. „Ihr ſtammt wohl von irgend einer adeligen Familie ab oder von dem berühmten Glöckner von Notre-Dame de Paris?" „Meine Voreltern waren ehrſame, unbeſcholtene Bürger der Stadt Mainz," ſagte der Greis. „Ein Bruder meines Vaters aber war in Oſtindien und dem gehörte der Seſſel." „Aha, ich merke," ſpottete der Gerichtsvollzieher, „er war wohl Nabob von Myſore?"

„Ich verſtehe Ihre Worte nicht," ſprach der Greis, „aber daß es Hohn iſt, fühle ich. Es iſt nicht fein des Unglücks zu ſpotten," ſetzte er hinzu. „Mein Oheim war nur ein Kaufmann, aber ein unbeſcholtener Mann." „Ohne Zweifel aber ein Millionär?" ſagte in etwas verändertem Tone der Gerichtsvollzieher, dennoch aber mit ſpöttiſcher Miene.

„Auch das nicht," entgegnete der Greis. „Unter dem Wenigen, was er hinterließ, war dieſer Seſſel. Mir iſt er ſehr theuer. Mein Vater hat ſchon darin geſeſſen und ſtarb darin. Meine liebe Frau hat ihren letzten Seufzer darin ausgehaucht, und ich dachte vielleicht auch darin einſt ſterben zu können, wenn es Gottes Wille wäre." „Wenn das nicht zwiſchen heute und morgen früh neun Uhr geſchieht, ſo wird nichts draus," ſagte der Gefühlloſe; „denn ich muß ihn wegnehmen. Er iſt weitaus das Beſte, was Ihr habt. Die kunſtvolle, fremdartige Schnitzerei daran dürfte ihn hoch im Werthe bringen. Für Euch iſt ſo etwas ohnehin nicht."

„O Herr Gerichtsvollzieher," flehte der Greis mit gerungenen Händen, „nehmen Sie alles, was ich habe, nur laſſen Sie mir altem, lebensmüdem Greiſe dieſen Seſſel! Sie wiſſen nicht, welchen Werth er für mich hat." „Ihr ſitzet auf einem Strohſtuhle eben ſo gut," entgegnete der Ge-

richtsvollzieher. „Ich kann nicht den thörichten Einbildungen nachgeben. Wenn es von Euch abhinge, ſo bekäme ich nichts. Ab! Schreiben Sie, Lederer: Ein Seſſel von ausländiſchem Holze mit ſchönem Schnitzwerk.“ Der Gerichtsvollzieher verließ nun die Stube, um in die Küche zu gehen. Nach einiger Zeit kam er wieder herein und nannte dem Sekretär eine Anzahl Küchengeräthe, welche dieſer aufſchrieb.

„Wie ſieht es oben im Häuschen aus?“ fragte er dann den Greis. „Leer,“ verſetzte dieſer ſchmerzlich. „Unſere Miethsleute, die zwölf Jahre bei uns wohnten, mußten ausziehen, ſeitdem wartet das Geſchoß auf neue Miethsleute, die ſich aber in dieſem Theile der Stadt ſelten finden. Wollen Sie die Zimmer einſehen?“

„Nein,“ ſagte kurz der Gerichtsvollzieher. „Schließen Sie ab, Lederer,“ bemerkte er dann und wandte ſich zu dem Greiſe. „Ihr bürgt mit Eurer Perſon und ebenſo Euer Töchterlein, dafür, daß von allem, was ich aufgenommen habe, kein Stück bis morgen früh acht Uhr abhanden kommt. Merkt Euch das. Fehlt das Geringſte, ſo laſſe ich Euch verhaften.“ Er ſetzte ſeinen Strohhut auf und ging, der Schreiber folgte ihm, zuvor jedoch trat er zu dem Greiſe und ſprach leiſe: „Fluchet mir nicht! Ich weiß, wie es der Armuth iſt; aber ich ſchreibe um mein täglich Brod bei dieſem Menſchen.“

Der Greis ſah ihn freundlich an. „Ach,“ redete er, „auch ihm will ich nicht fluchen. Er hat ſeinen Lohn dahin. Gott vergelte Euch Euer Mitleid.“ Der Schreiber drückte dem Greiſe die Hand und ging ſeinem Meiſter nach. Der Alte aber faltete ſeine Hände und ſprach: „Es iſt eine ſchwere Heimſuchung, aber ich beuge mich demüthig unter Deine gewaltige Hand. Nicht, wie ich, ſondern wie Du willſt, o Herr, ſo geſchehe mir!“

3.

Die Sonne dieſes für Meiſter Glöckner und ſeine Tochter ſo traurigen Tages war endlich hinabgeſunken und die Dämmerung trat ein. An ein Nachteſſen hatten Vater und Kind nicht gedacht, weil das Bedürfniß vor dem Schmerze nicht aufkommen konnte. Treue Nachbarn und Nachbarinnen waren bis zu der Stunde bei ihnen geweſen, die ſie ſelbſt in den Kreis ihrer Häuslichkeit zurückrief. Jetzt waren ſie allein und ſaßen ſtill und ihr Loos überdenkend da. Es war nämlich mit Grund zu befürchten, daß nun auch

der Hypothekargläubiger ſeine Rechte geltend machen werde und — was ſollte dann aus den Armen werden? Aus den theuren Räumen des Vaterhauſes getrieben, mußten ſie irgend ein Dachſtübchen miethen und zu den Koſten der Erhaltung des armen Lebens kam noch die Zahlung der Miethe. Das und anderes bewegte ihre Herzen und machte ſie ſchwerer als ſie ſchon durch die heutige Erfahrung waren. Ach, dachte ſtille in ſich hinein der Greis, Nettchen, dir iſt wohl. Ich habe tief, tief um dich getrauert und doch danke ich heute meinem Gott und Herrn, daß du das nicht haſt erleben und durchmachen müſſen! Wär' ich bei dir, wie wohl wäre mir! — Doch nein, Gott, vergib mir den Wunſch! Ich will warten in Geduld, bis Du mich abrufſt. Müßte ich doch mein Kind hier allein laſſen, wo Rohheit ſich alles gegen die Armuth erlaubt.

Dieſen Gedankengang unterbrach ein leiſes Klopfen an die Thüre. Auf den Ruf: Herein! traten zwei Perſonen in das Zimmerchen, eine betagte Frau und ein junger Mann. „Guten Abend!" grüßten ſie vertraulich. „Ach, dacht' ich's doch, Ihr kommt heute zu uns an dieſem ſchweren Tage!" ſagte Glöckner und räumte der Frau den Seſſel ein, die ihn jedoch nöthigte, ſitzen zu bleiben und ſchnell auf einem der Strohſtühle Platz nahm. Der junge Menſch war zu Käthchen getreten und hatte innig ihre Hand gedrückt. Sie ſprachen leiſe mit einander, während Meiſter Glöckner der Frau alles berichtete, was an dieſem traurigen Tage ſich ereignet hatte. Es war Frau Kugler und Schambattiſt, ihr Sohn, Käthchens Bräutigam, wie man in der goldenen Luft unbedingt anzunehmen ſich für berechtigt hielt.

Frau Kugler war die Wittwe eines Muſikanten, der ſeine erſte Geige ganz wacker geſpielt hatte, ſo lange er konnte; aber eine langſame Zehrung hatte ihn vor zwei Jahren weggerafft. Lange Jahre waren Kuglers Miethsleute Meiſter Glöckners geweſen und all die vielen Jahre war die Freundſchaft der Familien nicht einen Augenblick unterbrochen worden. Die Kinder wuchſen auf wie Geſchwiſter, und erſt in ſpäteren Jahren zeigte es ſich, daß eine tiefe und treue Liebe ihre Herzen verband. Dagegen hatten die Eltern nichts einzuwenden, und ſo waren ſie denn als ein Paar betrachtet worden, das ſo recht für einander beſtimmt ſei, und ſie ſelbſt fühlten ſich unendlich glücklich in dieſem Verhältniß und Bewußtſein.

Schambattiſt war ein braver Schüler der Realſchule geweſen, und als er dieſe durchlaufen hatte, Schreiber bei einem alten Notar geworden, was ihm ein recht hübſches Stück Geld abwarf. Nebenbei beſorgte

er von dem Notar, der ihn als treu und zuverläſſig empfahl, ihm zugewieſene Geſchäfte, und zeichnete auch, da er in dieſer ſchönen Kunſt ſich ausgebildet hatte, allerlei zierliche Titelbogen für eine große Muſikalienhandlung in der Stadt.

Da er zu weit zum Notar zu gehen hatte und zu viel Stiefel zerriß, gab die Mutter die Wohnung auf und zog in die reiche Claren-Gaſſe, in ein enges Stübchen; aber die lieben Freunde in der goldenen Luft vergaßen ſie nicht, obgleich Schambattiſt nie ohne die Mutter in das Haus ſeiner Braut trat. Er plagte ſich recht; aber viel brachte er doch nicht vor ſich, da auch die Wittwe wegen der langen Krankheit ihres Gatten noch vieles zu zahlen hatte.

Wie traf ſie das Schickſal ihrer Freunde ſo ſchwer! Wie innig fühlten ſie es mit, wie trauerten ſie mit ihnen!

„Ach," flüſterte Käthchen, „denke dir nur, Schambattiſt, der abſcheuliche Crambolini hat ja meiner Mutter Bild mit aufgenommen! Vergeblich hab' ich ihn um Schonung dieſes theuern Gutes gebeten. Der Menſch hat einen Stein, wo andere Menſchen das Herz haben." „Sie ſind Blutſauger," ſagte Schambattiſt. „Ich möchte ſolch ein Amt nicht und wenn es noch ſo viel einbrächte." „Ach, da haſt du recht, lieber Schambattiſt," verſetzte das Mädchen. „Es iſt entſetzlich, Andern gefühllos das Theuerſte zu nehmen."

„Und doch müſſen ſie's," ſagte Schambattiſt; „aber ihrer harten, gehäſſigen Pflicht das Bittere, das Verwundende zu nehmen, verſteht kaum einer der Berufenen, die Gewohnheit erſtickt das Gefühl. Was das Bild betrifft, Käthchen, ſo gräme dich nicht, du wirſt es nicht verlieren." „O du Guter!" lispelte das Mädchen und lehnte ihren Kopf an ſeine Schulter. Er drückte ſie innig an ſich. „Hätte ich nur die Mittel, euch alles zu erhalten," meinte er bewegt. „Aber leider konnte ich das nicht ahnen, und erſt heute habe ich unſere Miethe bezahlt."

„Ich wollte gern alles miſſen," ſprach im Laufe der Erzählung Glöckner zur Frau Kugler, „könnte ich nur zwei Dinge retten: das Bild meiner Frau und den Seſſel — Ihr wißt ſchon warum, Frau Kugler." „Hat er auch das aufgenommen?" fragte ſchmerzlich berührt die Wittwe. „Wohl kann ich mir denken, wie Euch das drückt. Ach, wer doch die Mittel hätte! — Nun, wenn's nicht unſere ſchwachen Kräfte überſteigt, wird mein Schambattiſt ſchon ſorgen," ſetzte ſie nach einigem Sinnen hinzu.

Glöckner faltete ſeine zitternden Hände und ſprach halblaut: „Ach, wenn er das könnte!“ „Wir wollen hoffen,“ ſagte bedeutſam Frau Kugler. „Wie iſt das eigentlich mit dem Seſſel?“ fragte Schambattiſt. „Vater Glöckner, Ihr habt mir nie geſagt, wie Ihr dazu kamet?“

„Das will ich dir erzählen, mein Sohn,“ verſetzte der Greis. „Es ſind ſchmerzliche Erinnerungen, die ſich daran knüpfen, ſo früh als ſpät. Zuerſt reiht ſich daran eine bittere Täuſchung. Von der will ich reden, das ſpätere erläßſt du mir heute. Mein Vater hatte einen Bruder, der frühe ſchon ein unruhiger Geſelle war; ſein Sinn ſtand immer in's Blaue hinein und oft, wenn er ſein tolles Weſen trieb und mein Großvater ſagte: Junge, ich wollte, du wärſt, wo der Pfeffer wächst! — entgegnete er: da geh' ich auch einmal hin! Wie oft, erzählte mein Vater, lachten wir über dies Wort; aber es ſaß ihm feſt im Kopfe und wurde auch wahr. Er lernte wenig, aber er hatte beſondere Gaben. Um jedoch für ſeine Zukunft zu ſorgen, that ihn mein Großvater zu einem Sattler in der Schuſtergaſſe. Kaum war er Geſelle, ſo ging's in die Welt und niemand hörte etwas von ihm. Jahre gingen hin und ſie hielten ihn für todt oder doch verſchollen. Er war wirklich hingezogen, wo der Pfeffer wächst, nämlich nach Oſtindien. Dort war er aber vom Sattlerhandwerk abgegangen und wurde Bedienter bei einem reichen Engländer, der ledig war und ihn beſonders liebgewann. In ſeinem Teſtamente bedachte ihn der Herr wie es ſchien reichlich. Jetzt hatte er Mittel und ſein Spekulationsgeiſt trieb ihn an, Handelsgeſchäfte zu machen, wie er ſie bei ſeinem Herrn kennen gelernt hatte, erſt klein, dann als ſie glückten, größer und umfangreicher, bis er endlich einen blühenden Handel hatte und ſchweres Geld erwarb. Er verheirathete ſich dort, aber ſeine Ehe war kinderlos, und als er alt wurde, kam ihm der Gedanke an die Heimat wieder, wie das allemal ſein ſoll bei Leuten, die in der Fremde alt werden. Er war aber ein Krittelkopf, dem's ſelten jemand recht machte, und hatte ſich gewöhnt, alles nach ſeinem Kopfe zu machen. Seine Frau ſtarb ihm noch in Oſtindien, und nun bekam er noch mehr ſeltſame Gewohnheiten und fing ein einſiedleriſches Leben an. Er wurde mißtrauiſch, und es war recht ſchwer, mit ihm zu leben und umzugehen. Endlich kam er wieder nach Mainz. Mein Großvater und meine Großmutter waren todt und Geſchwiſter hatte er weiter keine als meinen Vater, der ein armer Schuſter war und viele Kinder hatte.

Die Freude war ungeheuchelt und groß, den verlorenen Bruder wieder-

zuſehen, denn mein Vater war ein gar treues Gemüth; weil er aber arm war, ſo meinte der Ohm Joſeph, die Freude gälte bloß ſeiner Habe, ſeinem Gelde. Er mochte, das will ich nicht läugnen, bittere Erfahrung von Habſucht und Scheinheiligkeit gemacht haben, daß er kopfſcheu wurde — aber er hätte doch nicht in Bauſch und Bogen urtheilen und richten ſollen. Das war unrecht. Mein Vater fragte ja nicht: Haſt du etwas oder biſt du wie eine Kirchenmaus aus dem Lande gekommen, da der Pfeffer wächst? Er lieferte ihm das kleine väterliche Erbe aus, das er auch nahm, und blieb ſich in ſeiner Liebe gleich.

Ohm Joſeph blieb nicht lange in Mainz. Gott weiß, was ihm im Kopf ſteckte. Was kann man ſagen von den Gedanken der Menſchen? Wer kennt ſie? Er nahm ſeine ſieben Sachen, darunter auch den Seſſel, den er aus Indien mitgeſchleppt hatte, und zog nach Aſchaffenburg. Mein Vater hörte wenig und ſah noch weniger von ihm. Erſt nach längeren Jahren, da wir Buben groß wurden, kam von Zeit zu Zeit ein Päcklein Geld, das bald hier, bald da zur Poſt gegeben worden war, bei meinem Vater an, und das half manches Schwere überwinden. Niemals war etwas dabei geſchrieben, aber mein Vater wußte wohl, woher es kam, und dankte es ſeinem Bruder herzlich.

Es iſt ein altes Wort: Alter ſchützt vor Thorheit nicht, und wahr iſt es allewege. Der Ohm Joſeph heirathete plötzlich ein blutjunges Mädchen, die Tochter ſeiner Hausleute. Wie das gekommen war, weiß ich nicht, nur das weiß ich noch, daß mein Vater die Achſeln zuckte und zu meiner Mutter ſagt: „Das iſt Joſephs dummſter Streich. Es iſt gut, Mutter, daß wir auf eine reiche Erbſchaft keinerlei Hoffnungen gebaut haben.“ Ich war der Aelteſte und arbeitete bei dem Vater. Daher hörte ich denn auch manchmal ein Wörtlein über die Wirthſchaft des Ohms Joſeph in Aſchaffenburg. Sie muß kapitaltoll geweſen ſein, denn mein ſonſt ſo mild richtender Vater äußerte ſich oft herbe darüber.

„Weißt du was, Mutter,“ hörte ich ihn einſt zu meiner Mutter ſagen, „wenn's die Frau Schwägerin in Aſchaffenburg ſo forttreibt, ſo kann's noch kommen, daß mein Bruder in ſeinem Alter lernt, wie das Brod der Armuth ſchmeckt.“

„Es ſchadet ihm nichts,“ erwiderte ſie. „Er hat's ja ſo haben wollen. Des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich oder ſeine Hölle.“ „Wenigſtens die Thüre dazu,“ ſprach ſeufzend mein Vater. — Kinder hatten ſie in Aſchaf-

fenburg nicht und es muß doch recht arg im Hauſe hergegangen ſein, denn mein Ohm Joſeph trennte ſich von ſeiner Frau, das heißt, von Tiſch und Bett, weil er nichts mehr von ihr wiſſen wollte.

Wie's nun ging, weiß ich ſelber nicht genau, aber es ſcheint am Ende ſeines Lebens eine Verſöhnung ſtatt gefunden zu haben, denn als ſein Ende nahe kam, war ſeine Frau wieder bei ihm und alles ſcheint gut geweſen zu ſein.

Plötzlich erhielt mein Vater einen Brief von der Frau Schwägerin, die er nie geſehen hatte, darinnen ſtand, daß Ohm Joſeph nicht mehr ferne von der dunkeln Pforte ſtehe, die in's andere Leben führt, und daß er den Bruder noch einmal ſehen wolle.

Mein Vater machte ſich auf die Socken und ging nach Aſchaffenburg, denn ſeine Armuth erlaubte eine andere Art des Reiſens nicht. Er traf ſeinen Bruder noch am Leben. Er nahm ihn liebevoll auf und ſagte ihm: er habe ihn bedacht im Teſtamente. Vorzugsweiſe vermache er ihm dieſen Seſſel. Er ſolle ihn in Ehren halten, denn es ſei ein theures Gut, deſſen Werth er erſt kennen lernen werde. Mein Vater mußte ihm ſchwören, ihn mit nach Mainz zu nehmen und ihn nie in fremde Hände kommen zu laſſen. In dieſer Unterredung wurde er durch die Schwägerin unterbrochen, die nun dafür ſorgte, daß er meinen Vater nicht mehr allein ſprach. In der folgenden Nacht wurde er ſchwächer und ſchwächer und ſein Ende nahte ſchnell. Kurz vorher wollte er meinem Vater noch etwas in das Ohr flüſtern, aber es war zu ſpät — ein Schlag endete ſein Leben, ohne daß er es vermocht hatte.

Als das Teſtament eröffnet wurde, zeigte es ſich, daß er ſeine Frau als Haupterbin eingeſetzt hatte. Mein Vater erhielt zweihundert Gulden und den Seſſel. Das war alles. — Die zweihundert Gulden reichten hin, eine Schuld zu zahlen und mein Vater ſegnete den Verſtorbenen dafür. Seinen Schwur hielt er. Der Seſſel, obgleich er viele Liebhaber fand, blieb ſein und wurde ihm in ſeinen alten Tagen und in ſeiner langen Leidenszeit ein rechter Segen, ſo daß des Verſtorbenen Wort recht prophetiſch war. Er ſtarb darin. Und mir iſt er auch ein Segen im Hauſe geweſen — doch, was hilfts, wenn ich die Leiden vergangener Tage wach rufe im Herzen? Ihr, liebe Frau Kugler, wiſſet, was ich ſagen müßte; Ihr habt meine ſchweren Prüfungstage treu mit durchgemacht. Ihr wißt

auch, warum dieſer Seſſel mir ſo theuer iſt. Ach, ich hatte gehofft, auch einſt darinnen zu ſterben. Das iſt nun vorüber."

Er ſchwieg und die liebenden Herzen, die ihn umgaben, fühlten ſein Weh recht tief mit. Ihre Thränen waren Zeugen davon.

Dies Geſpräch war im dunkeln Gemache geführt worden, weil es ſich ſo traulicher redet. Keins ſah den Schmerz in des Andern Zügen und doch empfanden ihn alle gleicherweiſe. Es trat ein langes Schweigen ein, das nur durch Käthchens Schluchzen unterbrochen wurde.

Endlich ſchieden die Freunde in der Noth und ſtumm drückten ſie ſich die Hände.

4.

In Bingen wohnte zu damaliger Zeit ein Geſchwiſterpaar, das in ſeiner Art ganz eigenthümlich war. Es waren ledige Leute von etwa fünfzig Jahren, mit allen Launen behaftet, die das eheloſe Leben im Hageſtolzen hervorzurufen pflegt. Umgang hatten ſie mit niemand, und wenn ſie genöthigt waren, die Dienſtboten zu wechſeln, was freilich ſelten geſchah, ſo war die erſte und oberſte Bedingung der Auf- und Annahme die, daß ſie ſich mit niemand in der Stadt einlaſſen wollten und ſollten. Sie waren Bruder und Schweſter, reich und bei allen Beſonderheiten ſeelengut. Jedes der Geſchwiſter bewohnte die eine Hälfte des Hauſes und trieb dort ſein Weſen in ſeiner Art, ungeſtört vom andern; denn ſie kamen niemals zuſammen, außer bei Tiſche. Wer aber hätte ſchließen wollen, ſie ſtünden deßwegen feindlich gegen einander, der hätte ſich ſehr getäuſcht, denn ſie waren höchſt innig und einträchtig. Der Bruder, in der Stadt lediglich unter dem Namen Monsieur oder, wie man's dort ausſprach: Musje Anton, bekannt, hatte alle Räume ſeiner großen Haushälfte mit tauſendfach verſchiedenem altem Zeuge angefüllt. Bilder, die ſo gedunkelt waren, daß man nicht mehr erkennen konnte, ob der Gegenſtand eine Landſchaft oder ſonſt eine Darſtellung ſei; alte Bronce- und Porzellan-Figuren oft fratzenhafter Art; chineſiſche Taſſen und Schüſſelwerk; römiſche Alterthümer, beſtehend in zerbrochenen Urnen und dergleichen; Schwerter, Lanzen, Harniſche und Helme aus den Zeiten des Ritterthums; Armbrüſte, Morgenſterne und Waffen aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges; dann altes, ſchönes Schrein- und Schnitzwerk verſchiedener Art und zu den verſchiedenſten Zwecken beſtimmt. Es war in den weiten und ſchönen Gemächern kaum ſo

viel Raum, daß man ſich frei bewegen konnte. Obwohl dies in Wahrheit der Fall war, ſo reiste er doch jedes Jahr nach Mainz, und die Trödler und Antiquare waren nie froher, als wenn ſie Herrn Anton Drewes, denn das war ſein eigentlicher Name, daherkommen ſahen. Was kein Menſch kaufte, dafür gab er namhafte Preiſe, wenn es nur irgend ſeinem barocken Geſchmacke zuſagte.

Seine Schweſter, Mamſell Julchen, hatte ihre Liebhaberei an ausländiſchen Vögeln. Ihre Gemächer waren eine wahre Menagerie von Papageien, Kakadu's, Ara's und dergleichen, deren Geſchrei jeden andern Menſchen längſt um ſeinen Verſtand gebracht hätte. Mamſell Julchen war's unendlich wohl, weil ſie an einem beträchtlichen Gehörmangel litt. In der Wartung und Pflege dieſer Schreihälſe, die eine Plage für die Nachbarſchaft in weiteſter Entfernung waren, ging ihr ganzes Leben hin. Schiffer, die nach Holland fuhren, machten ihre Sammlung ſtets reicher nnd vollzähliger — und keine ſchlechten Geſchäfte dabei, denn ſie zahlte reichlich, wenn ſie nur etwas Beſonderes brachten.

So mild und freundlich Bruder Anton war, ſo kam's doch vor, daß er, wenn die Beſtien der Schweſter einmal im Chore ſchrieen, ſie auf den Blocksberg wünſchte und ſeinem Aerger durch einen halblauten Ausbruch der Erregung Luft machte. Das änderte aber im Gange der Dinge nichts.

Die Zeit war denn nun auch wieder gekommen, daß Herr oder Musje Anton nach Mainz ging, und grimmig ärgerte es ihn, daß einer der ſpottſüchtigen, ſcharfzüngigen Schiffer, der ihn an die Diligence (wie man damals die kleinen Yachten nannte, welche in unausſprechlicher Langſamkeit den Verkehr zwiſchen Mainz und Coblenz unterhielten) fuhr, fragte: „Gehen Sie wieder nach Mainz, Herr Drewes, altes Gerölle kaufen?“ Er ſtrafte ihn mit ſtiller Verachtung und ſchwelgte in dem Gedanken, daß und wie er ſeine ſchöne Sammlung würde bereichern können.

Die Lichter der Häuſer am Rheine, ſo zu Kaſtell wie zu Mainz, erglänzten ſchon in langer Reiſe in die dunkle Nacht hinaus und das Geplätſcher der Wellen am Borde des Fahrzeuges miſchte ſich in das allmälig näher rückende Rauſchen der Rheinmühlen, als endlich das Lärmen und Rufen auf dem Verdecke dem Alterthumsfreunde das Zeichen gab, daß endlich das alte, goldene Mainz erreicht ſei. Bis zum wirklichen Landen war es nun freilich noch weit, allein ſein Herz hüpfte vor Freude, denn morgen war Fruchtmarkt, dann wurde regelmäßig am Theater eine Ver-

ſteigerung alten Trödels und gepfändeter Mobilien gehalten. Da hatte er ſchon manchen köſtlichen Fang gethan, und es wollte ihn gemahnen, als ſei morgen wieder ſo eine Glücksſtunde für ihn. Er nahm daher auch immer ſeine Wohnung im rothen Hauſe, aus deſſen Mittelſtockfenſtern er eine Ueberſicht alles deſſen hatte, was dem Kaufluſtigen dargeboten und angeprieſen wurde.

In ſüßen Hoffnungen ſeine Seele wiegend, ſchlief er endlich ein; aber kaum erklangen die Glocken zur Frühmeſſe, ſo lag er ſchon, völlig angekleidet, am offenen Fenſter, ſchmauchte ſeine Morgenpfeife und ſah dem erheiternden Treiben zu, das ſich überall zu entfalten begann. Die Dorffrauen und Mädchen der benachbarten Orte kamen mit ihren Gemüſen und Früchten und ſchichteten ſie lockend auf. Die Wagen mit hoch aufgethürmten Fruchtſäcken rollten daher. Mit jeder Minute wurde das Leben und Weben bunter, mannigfaltiger und anziehender. Er nahm raſch ſein Frühſtück, das man ihm auf die Stube brachte, und poſtirte ſich dann wieder an's offene Fenſter. Jetzt rollten die langen Schiebekarren daher, belaſtet mit Bettladen, Kommoden, Spiegeln, Bettzeug, Tiſchen und Stühlen. Alles wurde aufgeſtellt; ein langer Tiſch diente dem Ausrufer, der, Herrn Drewes wohl kennend, herauf grüßte und ihm ſein: Auch einmal wieder hier? — zutraulich zurief. Die Karren kamen und gingen. Der Schreiber ſaß ſchon da. Alte Frauen muſterten die käuflichen Gegenſtände, aber noch hatte ſein Auge nichts entdeckt, was es hätte feſſeln können. Da — ſein Auge öffnete ſich wieder, ſein Herz ſchlug heftiger — kam der lange Schiebekarren noch einmal und trug einen Seſſel von ſo abſonderlicher Form, ſo ſeltſamer und ſchöner Arbeit, wie er weder etwas Aehnliches beſaß, noch jemals geſehen. Er warf ſeine Pfeife rückſichtslos in eine Ecke und ſtürmte über den engen Gang, die Stiege hinab, auf den Platz. Hier unterſuchte er den Seſſel, um den ſich ſchon Neugierige geſammelt hatten.

Er war aus einem unbekannten, aber ſehr feſten, dunkeln Holze gefertigt. Ueberall bedeckten Schnitzereien das Holzwerk und dieſe beſtanden aus Zuſammenſtellungen und Verſchlingungen von Thiergeſtalten und Pflanzengewinden. Die eine Armlehne zeigte einen Löwen, den eine gräßliche Rieſenſchlange umwand, im Todeskampfe rang der König der Thiere und dieſer war mit eben ſo viel Kunſt der Arbeit, als richtigem Ausdrucke dargeſtellt; die andere zeigte den Kampf eines Tigers mit einem Krokodile. Jeden Zwiſchenraum, den die Thierformen ließen, füllten Blumen und Blätter von der zierlichſten Arbeit. Ebenſo zeigten die Füße verſchiedene

Affenarten in den seltsamsten, bald kämpfenden, bald lustig spielenden Stellungen. Der Bezug des ungemein bequemen Sessels war gepreßtes Leder, dessen Farbe aber längst verblichen und verfleckt war, so daß ein neuer Bezug geboten war für den, welcher in den Besitz des Kunstwerks gelangte. Immer größer wurde der Kreis der neugierig Beschauenden um das schöne Stück.

Niemand beachtete es, daß in eben dem Maße als sich jener Kreis vergrößerte, die Miene eines jungen, schönen Mannes sich verdüsterte, welcher sich gegen die Mauer gelehnt hatte und dem Treiben der sich mehrenden Menge zusah.

Neben diesem jungen Manne stand der Schreiber Crambolini's, des Gerichtsvollziehers. „Lederer," hatte er zu ihm gesagt, „das Bild aus Glöckners Wohnung muß ich haben. Sie ersteigern es um jeden Preis." Der Schreiber, der Zeuge des Auftrittes im Hause des armen Glöckner gewesen, empfing mit innerem Grimme und Unzufriedenheit diesen Auftrag. Gern hätte er dem Mädchen das Bild zurückgegeben. Um aber doch ein Maß zu haben, bat er um nähere Bestimmung des Preises; es sei nur mit Wasserfarben gemalt und schlecht dazu.

„Das ist richtig," versetzte Crambolini. „Man kann Butter zu theuer bezahlen, und die ist doch lauter Fett, sagen die Frauen, und das Bild ist nichts Besonderes. Nun, es werden auch wahrscheinlich keine Liebhaber dafür sich finden. Geben Sie etwa drei Gulden dafür; steigert aber das Mädchen, welches Sie ja auch gesehen haben und kennen — dann gehen Sie mit, wie hoch es auch komme."

Der Schreiber sah sich jetzt auf dem Platze überall um, aber das schöne Mädchen konnte er nicht erblicken.

Die Versteigerung begann mit Bettladen, Tischen und dergleichen. Endlich kam das Bild. Der junge Mann neben dem Schreiber des Gerichtsvollziehers bot diesen ab. „Für wen bieten Sie," fragte er ihn freundlich. „Für jemanden, dem das Bild überaus theuer ist," war die Antwort. „Vielleicht für Glöckner?" — „Ja." — „Nun so ist das Bild für Sie," sagte der Schreiber und entfernte sich. Schambattist, denn der war's, der geboten hatte, sah dem jungen Menschen bewegt nach. Er kannte ihn nicht.

Nach kurzer Zeit kam er jedoch wieder, weil er im Auftrage des Gerichtsvollziehers anwesend sein mußte. „Haben Sie das Bild?" fragte er Schambattist. Dieser reichte ihm die Hand und sagte: „Ich danke Ihnen! Doch sagen Sie mir, was bewegt Sie, solchen Antheil an der Familie zu

nehmen?" — „Ich bin ſo unglücklich, Crambolini's Schreiber zu ſein," entgegnete Lederer offen, „und war daher geſtern Zeuge von Auftritten, die mir tief in das Herz ſchnitten. Könnten wir dem braven Greiſe doch auch den Seſſel erhalten!"

Schambattiſt blickte ihm dankbar in die treuen Augen. „Wenn er nicht allzu hoch kommt, werde ich ihn ſteigern," ſagte er zu Lederer; „allein mehr als fünfundzwanzig Gulden hab' ich nicht." „Victoria!" rief Lederer, „ſo iſt er unſer, denn zehn Gulden leg ich dazu; ich hab' es heute vor Gott gelobt."

Schambattiſt hatte nicht Zeit, ſeiner Dankbarkeit Worte zu leihen, denn ſchon rief der Ausrufer: „Ein Seſſel von koſtbarer indianiſcher Arbeit, aus Oſtindien ſtammend! Wer bietet?" „Fünfundzwanzig Gulden!" ſagte Anton Drewes mit vor Begierde nach dem Seſſel zitternder Stimme. „Sechsundzwanzig!" rief Lederer. „Sechsunddreißig!" Drewes. —

Schambattiſt erbleichte. — „Muth!" rief Lederer leiſe ihm zu; „Vierzig!" — „Fünfzig!" bot Drewes. — „O mein Gott!" ſeufzte Schambattiſt. — „Gut!" ſagte Lederer. „Der Kerl ſoll ihn bezahlen, wenn er ſo darauf erpicht iſt. — Sechszig!" — „Siebzig!" rief Drewes, erſtaunt nach dem Mitbietenden blickend. — „Achtzig!" ſetzte Lederer darauf. — „Ich bitte Sie um Gottes willen!" ſagte Schambattiſt, ſeine Hand faſſend. — „Laſſen Sie mich!" flüſterte Lederer. „Ich kenne den Narren. Er läßt nicht nach. So retten wir wenigſtens das Uebrige für die Familie, denn der muß Kapital und Zinſen des Lederhändlers bezahlen." Drewes blickte auf den Seſſel und bot hundert Gulden.

Aller Augen richteten ſich auf die beiden ſich ſteigernden Liebhaber. „Der Schreiber Crambolini's hat Aufträge von hohen Perſonen, die Geld haben!" ſagte jemand halblaut. — „Das hab' ich auch!" ſagte Musje Anton, und lief kirſchroth um. „Gut," verſetzte der Mann, „ſo bieten Sie!" Drewes hatte im heiligen Eifer vergeſſen, daß er der Letztbietende geweſen und bot fünfzig Gulden weiter. Ein ſchallendes Gelächter erhob ſich. Lederer ſchüttelte ſich vor Luſt und rief: zweihundert Gulden. „Noch fünfzig!" ſchrie Drewes. „Dreihundert!" rief Lederer in luſtigſter Stimmung. „Noch fünfzig!" war Drewes' Gebot.

„So!" ſagte Lederer und rieb ſich die Hände vor Luſt. „Nun bleibt nach Abzug der Koſten eine hübſche Summe übrig. Dafür kaufen wir in Bembe's Magazin dem alten Manne einen gepolſterten Seſſel und das übrige

Geräthe geht zurück.“ Schambattiſt ſtand wie eine Bildſäule dabei. Lederer trat zum Ausrufer. „Halten Sie ein,“ ſagte er, „die Summe iſt gedeckt.“

Das Protokoll wurde unterzeichnet, das Geld baar erlegt und ein langer Schiebekarren lud Glöckners Geräthe auf, um es heimzufahren. Schambattiſt, ſein Bild unter dem Arme, folgte dem Karren, während Lederer als Bevollmächtigter ſein Geſchäft mit dem Ausrufer abmachte. Als dies beendet war, trat er zu Drewes und ſagte: „Sie haben da einen Erwerb gemacht, wozu Sie ſich gratuliren können. Wollen Sie übrigens den Seſſel abgeben, ſo bietet Ihnen jemand das Doppelte.“ „Nicht für tauſend Gulden!“ lachte Herr Drewes und folgte den Trägern, die den Seſſel in's rothe Haus trugen.

„Und doch,“ ſprach Lederer, der ihm beharrlich folgte, „würden Sie als reicher, aber ehrenhafter Mann ſich nicht glücklich im Beſitze fühlen, wenn Sie wüßten, was ich von dem Seſſel weiß.“ — „So?“ erwiderte Drewes, deſſen Gutmüthigkeit ſich zu regen begann. „Was wiſſen Sie denn?“ — „Wenn Sie mir erlauben, Sie zu begleiten, theile ich Ihnen alles mit.“ „Thun Sie das,“ ſagte Drewes, und beide ſchritten der nahen Thüre zu, innerhalb welcher bereits die Träger des Seſſels verſchwunden waren.

Lederer, der ſchnell den Mann durchſchaut hatte, mit dem er verhandelte, ſetzte ſich in der Stube zu ihm und erzählte, was er am geſtrigen Abende erlebt und was er aus dem Zwiegeſpräche des Gerichtsvollziehers und des alten Glöckner von dem Seſſel vernommen. Er hatte die Gabe, recht beweglich zu erzählen und that's nach beſter Kraft. Die Erzählung fand den Weg zum Ziele, dahin ſie wollte und ſollte. Drewes war tief ergriffen, aber es entſtand ein Kampf in ſeiner Seele zwiſchen dem Gedanken, den Lederers Erzählung geweckt, und ſeiner Liebhaberei. Unruhig rückte er auf dem Sopha hin und her, darauf beide ſaßen. Hätte nicht der Seſſel mit ſeiner unübertrefflich ſchönen Arbeit vor ſeinen Augen geſtanden und dieſe immer auf's neue die Luſt des Beſitzes geweckt, Lederer hätte ohne allen Zweifel ſein Ziel erreicht.

Als er ſchwieg und auf dem Geſichte ſeines Nebenmannes den Eindruck ſeiner Erzählung zu leſen ſuchte, ſagte dieſer: „Freilich, freilich — ich erkenne, wie theuer dies Gut dem Manne ſein muß, aber — thut's denn nicht ein anderer Seſſel auch? — ich — würde — im Nothfalle —“ „Wir haben geſchickte Arbeiter hier,“ fiel ihm Lederer in's Wort. „Ich würde

mich verpflichten, Ihnen einen auf's Haar dieſem gleichen Seſſel zu ſchaffen."

„Aber der wäre ja nicht alt, nicht aus Indien!" unterbrach ihn Drewes. „Hören Sie, Herr, nehmen Sie mir's nicht übel, das iſt ſo ein Päcklein Narrheit," rief Lederer aus. „Ich wollte dem neuen Seſſel das älteſte Anſehen geben laſſen und — bei Liebhabereien läuft immer ein bischen Lüge mitunter. Entweder belügt man ſich ſelbſt und Andere oder wird belogen. Was hätte es denn auf ſich, wenn Sie daheim ſagten: Es iſt aus Tippo-Sahibs Palaſt und ſtammt von deſſen Urgroßmutter, die ihn in Kairo von dem Paſcha von Egypten als Alterthum zum Geſchenke erhielt, — denn er ſtammt aus der Nachlaſſenſchaft des Pharao, der im rothen Meere ertrank, und kam Erbtheilungs halber in andere Hände u. ſ. w. Ich wette, die Leute glauben's." Drewes mußte lachen. „Sie haben eine gute Anlage zum Antiquar und Advokaten," ſagte er. „Ich will mir die Sache überlegen. Kommen Sie morgen wieder zu mir."

Damit hatte die Unterredung ein Ende und der junge Menſch ging, freilich um ein Bedeutendes an Hoffnung ärmer als er heraufgekommen war.

5.

Als Lederer weg war, beſah ſich Drewes ſeinen Seſſel von allen Seiten. Es iſt ein Prachtſtück, rief er, von Freude ſtrahlend, aus. Alles, was ich daheim habe, iſt purer Schund und Trödel dagegen. Er ging zehnmal drum herum und in jeder Minute wurde er des Beſitzes froher.

Was thut's denn, ſagte er zu ſich, wenn der alte Schuſter einen neuen Seſſel erhält? Kann ja auch darin ruhen und wenn er's abſolut ſo will, auch meinetwegen — ſterben. Selbſt wenn ich ihm einen der koſtbarſten Seſſel kaufe, iſt dieſer noch ſpottwohlfeil. — Er ging wieder drum herum — kauerte ſich auf die Erde und betrachtete die Schnitzerei. Prachtvoll! rief er aus. Drewes, du wäreſt ein koloſſaler Simpel und in Erz gegoſſener Narr, wenn du um der Grille eines alten Schuſters willen dir dies Prachtſtück wegmanipuliren ließeſt. Bei dem Manne iſt es ſentimentale Faſelei. Den eigentlichen künſtleriſchen Werth capirt er nicht. — Aber — fuhr er plötzlich auf — das alte, nach Pech riechende, verblaßte und verrutſchte Leder muß herunter, heute noch herunter. Ich gehe zu einem tüchtigen Tapezierer nnd dann zu Muffany's und kaufe Purpurſammet zum Ueberzug. Ein Schreiner muß ihn abpoliren und — ganz Bingen muß in Aufruhr

kommen über den Seſſel, der eines Königs würdig iſt. Er nahm den Hut und Stock, ſchloß vorſichtig ab und rannte fort.

Es war Mittags zwei Uhr, als der Sattler mit ſeinen Werkzeugen in die Stube trat, wo ihn Drewes mit Ungeduld erwartete. Nachdem der kundige Mann den Seſſel nach Verdienſt bewundert hatte, gab er ſich daran, die Nägel auszuziehen. „Herr," ſagte er, dieſe betrachtend, „der Seſſel muß ſeiner Zeit in reichen Händen geweſen ſein, dieſe Nägel ſind von Silber!" „Was ſagt Ihr?" rief Drewes und ſprang haſtig auf. Er unterſuchte die Nägel — es war richtig. „Wahrlich!" brummte er in den Bart, „der arme Schelm von Schuſter wußte nicht, was er da hatte. Dafür ſoll er aber von mir entſchädigt werden, denn vor einem Unrecht bewahre mich Gott."

Der Sattler arbeitete weiter. Als er die Roßhaare wegnahm, um ſie auszuſtäuben, rief er aus: „Was zum Kukuk iſt denn da?" „Was?" fragte Drewes und drängte ihn zur Seite. „Da ſehen Sie nur, da iſt ja ein verborgenes Schubfach an der Rückſeite des Sitzumfangs und — richtig! Hier die Feder öffnet es!" Der Arbeitsmann wollte auf die Feder drücken, aber Drewes riß ihm die Hand weg. „Halt!" rief er, „was da drinnen iſt, gehört dem Manne, von dem ich ihn erſtanden."

„Fehlgeſchoſſen, Herr," bemerkte der Meiſter. „Sie haben den Seſſel, wie Sie mir ſagten, in öffentlicher Verſteigerung erſtanden und ehrlich bezahlt. Es iſt alles Ihr Eigenthum, da beißt keine Maus einen Faden ab."

„Wie Ihr denkt, geht mich nichts an," erwiderte Drewes. „Jetzt kommt mit mir. Es muß alles ſo bleiben, wie es iſt. Wir gehen zum Friedensrichter. Der muß die Feder öffnen." „Sie ſind ein grundehrlicher Mann," ſagte lächelnd der Meiſter, „und ich bewundere Ihre kitzliche Rechtſchaffenheit, obgleich —" „Still, ſtill!" rief Drewes und zog ihn fort, indem er ſorgfältig abſchloß und den Schlüſſel in die Taſche ſteckte. „Kommt!" Beide gingen und der Meiſter führte Herrn Drewes zu dem Friedensrichter, der ſich mit ihnen ſofort an Ort und Stelle verfügte.

„Seien Sie ſo gütig, ein Protokoll aufzunehmen, Herr Friedensrichter, ehe wir zur Oeffnung ſchreiten. Doch halt! — Der Meiſter Glöckner muß ſelbſt hierher. Er muß dabei ſein, warten Sie noch, bis er da iſt." — Er klingelte und der Hausknecht mußte eilends in die goldene Luft laufen, um den alten Glöckner herzuſchaffen.

Dort ſaß Schambattiſt bei dem alten Manne und Käthchen, die ihre

Augen nicht von dem lieben Bilde der Mutter wegwenden konnte, und wenn ſie es that, ſo geſchah es nur, um ſie mit dem Ausdrucke von vollſter Liebe und Dankbarkeit auf dem Manne ruhen zu laſſen, den ihre Seele liebte. Zwar theilte der Greis die innige Freude ſeines Kindes über das wiedererhaltene Bild der Verſtorbenen in vollſtem Maße, aber ſein Geſicht trug doch den Ausdruck eines wehmüthigen Gefühls über den Verluſt des Seſſels, der ihm ein ſo werthvolles Gut geweſen war. Er ſegnete den braven Lederer und ſeine uneigennützige Menſchenliebe; er freute ſich der wiedererlangten Mobilien, der vollſtändig bezahlten Schuld, aber als Schambattiſt den Plan ausſprach, den Lederer erſonnen, vom Ueberſchuſſe einen bequemen Seſſel zu kaufen, da ſchüttelte er das ſchneeweiße Haupt.

„Nein," ſagte er, „nicht nach dem behaglichen, bequemen Sitze gelüſtet es mich, Crambolini hat recht, ich ſitze eben ſo gut auf dieſem Strohſtuhle. Es waren andere Dinge, die mir den Seſſel ſo werth machten, die Erinnerungen — und die, guter Schambattiſt, kann mir ſelbſt der koſtbarſte Prunkſeſſel nicht wiedergeben, die knüpfen ſich allein an den alten Stuhl."

Schambattiſt hatte das vorausgeſehen. Er ließ den Kopf traurig ſinken. „Ach," bemerkte er, „warum bin ich nicht ſo reich, daß ich dem Alterthumsnarren den Seſſel abringen könnte!" „Es ſoll nun einmal ſo ſein," meinte mit Ergebung Meiſter Glöckner. „Ich habe Theureres hingeben müſſen. Ich will mich um ein Stück zerbrechlichen Geräthes nicht kränken. Es iſt Gottes Wille, redet nicht mehr davon." So ergeben auch ſeine Seele ſich in dieſen Worten ausſprach, der Ton, in dem ſie geſprochen waren, deutete doch auf tiefes Weh, das durch die Seele des alten, vielgeprüften Mannes zog.

Es trat eine lange Pauſe ein, in der jeder ſeinen Gefühlen Raum gab. In dieſem Augenblick klopfte es an und Lederer trat mit freudeſtrahlendem Geſichte herein.

„Ach," ſagte er, „ich habe einen Wetterſturm ausgehalten wegen des Bildes — aber er hat mich doch nicht gebeugt. Crambolini wüthete; doch ſein Zorn überſtieg alles Maß, als er, nach Abzug der Koſten, mir dieſe Quittung des Lederhändlers und dieſe ſchöne Summe baaren Geldes einhändigen mußte, um ſie Euch zu bringen, Meiſter Glöckner. Dafür aber müſſet Ihr Euch einen andern Seſſel kaufen, denn der Drewes iſt zwar ein grundguter und ehrlicher Menſch, aber in ſeiner Narrheit ſo verrannt, daß er wohl ſchwerlich den Seſſel hergeben wird. Ich hab' ihn nach allen Kanten

bearbeitet, aber es verfing nicht. Zwar beſtellte er mich noch einmal auf morgen früh — und ich glaube, er kauft Euch am Ende noch einen andern Seſſel, aber den ſchönen, alten werdet Ihr verſchmerzen müſſen."

Den Strom der Dankbarkeit, welcher eben aus dreien Herzen brechen wollte, unterbrach der Hausknecht aus dem rothen Hauſe, der faſt athemlos hereinſtürzte. „Ihr ſollt ſogleich in's rothe Haus kommen, Meiſter Glöckner, zum Herrn Drewes von Bingen," berichtete er. „Sogleich, habt Ihrs gehört? Es eilt!" —

„Was iſt denn zu thun?" fragte Schambattiſt, als Glöckner vor Erſtaunen nicht zum Worte kommen konnte. „Was weiß ich?" verſetzte der Hausknecht. „Macht Euch nur ſchnell auf die Lappen. Der Drewes kann nicht langen Aufſchub vertragen, ich kenne ihn. Der bremmst mich was herum." „Gebt acht," rief, die Hände vor Luſt reibend, Lederer, „mein Wort hat doch bei dem durchgeſchlagen. Nun aber, Meiſter Glöckner, macht, daß Ihr geht!"

Käthchen eilte, des Vaters Hut und Rock zu holen, den er Sonntags zu tragen pflegte, wenn er nach dem Dome ging. „Ich denke, wir beide gehen mit dem alten Manne," ſagte der ehrliche Lederer zu Schambattiſt, Käthchen, die vor Freude ſtrahlte, ſtimmte ein, und bald gingen alle drei hinaus. Dem alten Manne wurde der Weg aus der goldenen Luft bis zum rothen Hauſe hinab recht beſchwerlich. Obwohl ihm Schambattiſt den Arm reichte, wurde es doch ziemlich ſpät, bis ſie in das Gemach traten, wo Drewes, der Richter und der Sattler in geſpannter Erwartung ſaßen. „Aha," rief Drewes, „kommt Ihr endlich!"

Glöckners Blicke ruhten mit Schmerz auf dem Seſſel, der wie zerriſſen in der Mitte des Zimmers ſtand. „Was ſoll ich hier?" fragte der alte Mann unwillig. „Wollt Ihr mir den Schmerz bereiten, mein theuerſtes Eigenthum zu erblicken, das Ihr mir entriſſen und nun zerreißet? Wollt Ihr Euch an meinem Schmerze weiden?"

Drewes ging das Wort des alten Mannes durch die Seele. Er faßte ſeine Hand und ſagte: „Glaubet das nicht, Meiſter Glöckner, ich weiß von dem braven jungen Manne dort, wie Ihr zu dem Seſſel ſteht; aber — da iſt etwas ſichtbar geworden, das nur in Gegenwart des Herrn Friedensrichters und Eurer geöffnet werden darf, da ich kein Recht daran habe. Herr Richter, laſſen Sie gefälligſt öffnen!"

Verwundert blickten alle auf den Sattler, der jetzt auf eine kaum

merkbare Feder drückte. Ein Käſtchen ſprang auf. Es lag ein Papier darin, etwa zehn lange Rollen und eine kleine Schachtel. „Bitte, leſen Sie die Schrift, Herr Friedensrichter," ſagte Drewes. Dieſer entfaltete das ziemlich vergilbte Papier und las:

An meinen Bruder Gerhard Glöckner, Schuſter in Mainz.

Mein lieber Bruder!

Als ich noch in Benares wohnte und Geſchäfte trieb, kaufte ich einſt dieſen Seſſel von einem alten Hindu, den ich nicht kannte, auch nicht habe wieder auffinden können. Woher er ſtammt, weiß ich nicht. Als ich ihn genau unterſuchte, berührte ich unvermuthet eine Feder und die Rückplatte des Sitzes ſprang auf. In dem Käſtchen lag ein Schatz von Gold und Edelſteinen. Sie legten mit dem Golde den Grund meines Reichthums. Einen Theil der Edelſteine behielt ich. Sie ſind von hohem Werthe und liegen in dem Käſtchen. Ich brauchte ſie nicht zu veräußern und hielt ſie für etwaige Wechſelfälle in meinem Leben zurück. Gott ſei Dank, ſie ſind nicht eingetreten! Gott ſegnete mich mit Reichthum, aber ich wurde hart und mißtrauiſch. Ich kam nach Mainz zurück und Deine Liebe ſah ich für Heuchelei und Streben nach meinem Erbe an. Gott verzeihe mir's. Du weißt, ich verheirathete mich, weil — ich bethört wurde; aber ich lernte mein Weib kennen und verließ ſie. Wem ſollte ich meine Habe zuwenden, als Dir? Aber Du ſollteſt es nicht gleich ahnen, deßwegen verbarg ich den Dir zugedachten Theil in dem Seſſel, den ich Dir hinterlaſſe. Die Feder zeige ich Dir, ehe ich ſterbe. Vergib meine Thorheit und bete für Deinen

Bruder Joſeph Glöckner.

Der Friedensrichter hatte längſt das Papier neben das Käſtchen gelegt und noch dauerte die tiefe Stille fort, die während des Leſens geherrſcht hatte.

„Ach, nun weiß ich, warum mein Ohm Joſeph meinem Vater den Seſſel ſo gewaltig auf die Seele band. Nun weiß ich, was er ihm in's Ohr flüſtern wollte, als der Tod das Band ſeiner Zunge feſſelte," ſagte mit Thränen im Auge Meiſter Glöckner.

Drewes ſtand mit heiteren Zügen neben ihm. „Nehmt Euer Eigenthum, Meiſter," ſprach er, „und den Seſſel ſchenke ich Euch dazu. Ihr, junger Mann, habt mir heute verſprochen, daß Ihr mir ein gleiches Kunſtwerk hier wollet machen laſſen. Ich halte Euch beim Wort." „Das ich halten werde," ſagte freudig Lederer; „aber Geld wirds koſten!" „Dar-

nach habe ich nicht gefragt," verſetzte Drewes. „Ich gebe Euch Vollmacht. — Meiſter," wandte er ſich darauf an den Sattler, „nagelt den Bezug wieder drauf." — „Mit den Nägeln von Silber?" fragte dieſer bedenklich. „Verſteht ſich — denn mich geht er nichts mehr an. Ihr habt ja gehört, daß ich ihn Meiſter Glöckner geſchenkt. — Meiſter nehmt Eure Schätze!" — „Darf ich denn?" fragte Glöckner.

Der Richter ſagte: „Ihr ſeid der Erbe Eures Vaters, da Ihr von Euren Geſchwiſtern allein übrig bliebet und alle ehelos ſtarben." „So will ich's thun," redete der alte Meiſter, „unter der einzigen Bedingung, daß ich Euch, Herr Drewes, den neuen Seſſel machen laſſe."

„Stille," ſagte der Richter. „Wir wollen erſt ſehen, was in den Rollen iſt." Er nahm eine heraus und öffnete ſie. Es waren Doppelguineen. „Nun könnt Ihr's thun," meinte er. „Ich wünſche Euch Glück!" — „Wird aber die Wittwe des Erblaſſers keine Anſprüche erheben?" fragte Lederer den Richter.

„Sie iſt längſt todt," ſagte Meiſter Glöckner. „Ueberdies iſt der Seſſel im Teſtamente ausdrücklich meinem Vater vermacht. Ich beſitze eine Abſchrift des Teſtaments." „Dann hat's gute Wege," verſetzte der Friedensrichter, „und Ihr, Herr Drewes, könnt das Abbild des Seſſels mit gutem Gewiſſen nehmen."

6.

Ein Jahr ſpäter ſagte Drewes zu ſeiner Schweſter, unter deren Papageien ein arges Sterben gekommen war: „Julchen, in Mainz iſt der van Aacken mit ſeiner Menagerie. Laß uns zuſammen dorthin reiſen, dann kannſt du dir neue Exemplare kaufen. Ich muß doch hin, denn der alte Glöckner hat mir geſchrieben, mein Seſſel ſei fertig, aber ich müſſe ihn ſelber holen, zumal ich Pathe bei dem Erſtgeborenen ſeiner Tochter geworden und die Kindtaufe bis zu meinem Kommen ausgeſetzt ſei." — Das gefiel Jungfer Julchen über die Maßen, und die zwei Geſchwiſter reisten zum erſten Mal in ihrem Leben mit einander nach Mainz. In einem ſtattlichen, ſchönen Hauſe auf der großen Bleiche hielten ſie an. Zwei junge Männer und ein Greis empfingen ſie wie alte, liebe Freunde an der Thüre.

„Nun, das iſt ſchön," ſagte Drewes, „daß ich auch Sie hier finde," und reichte mit dieſen Worten Lederern die Hand.

„Wiſſen Sie denn nicht, daß wir einen Holzhandel in Gemeinſchaft führen, Kugler und ich," fragte Lederer, „und daß er köſtlich geht?" „Nein," ſprach Drewes, „aber das freut mich. Ihr ſeid zuſammengeführt worden in den Tagen der Sorge und des Unglücks, ſo müßt ihr auch zuſammenbleiben in den Tagen des Glückes." Die Alten wurden hinaufgeführt und ein ſchönes, blühendes Weib brachte einen prächtigen Knaben dem Herrn Drewes entgegen und ſagte: „Segnen Sie Ihren Pathen, der mit ſeinen Eltern Ihnen Glück und Segen verdankt."

Drewes beugte ſich über das Kind und küßte es auf die Stirne, und es währte länger als ein gewöhnlicher Kuß, bis er ſich aufrichtete, weil — er eine Thräne verbergen wollte, die dagegen Käthchen ſich keine Mühe gab, in ihrem ſchönen, glänzenden Mutterauge zu verbergen.

Lederer, der unten im Hauſe geblieben war, kam erſt ſpäter und führte eine allerliebſte junge Frau herein. „Herr und Fräulein Drewes," ſagte er, „laſſen Sie mich Ihnen meine Frau vorſtellen." Jungfer Julchen war bald mit den jungen Frauen im tiefen Geſpräche. Man ſah, es herrſchte eine innige Verbindung zwiſchen den drei Familien, die nicht von heute war.

Nachdem ſich die beiden Ankömmlinge von Bingen einigermaßen erholt hatten, nahm Glöckner Drewes an der Hand und führte ihn in ein größeres, nebenanſtoßendes Zimmer. Dort ſtanden zwei Seſſel — einer wie der andere, beide gleich mit purpurrothem Sammet bezogen.

„Nun, theurer Freund," ſagte Glöckner, „welches iſt der alte, ächte Glücksſeſſel?" Alle waren gefolgt. Drewes ging prüfend um beide herum. Er beſah alles ſo genau wie möglich. Endlich, nach langer Prüfung, richtete er ſich auf, ging auf Lederer zu und ſprach: „Sie ſind ein wahrer Hexenmeiſter!"

„Ich nicht," lachte dieſer, „ſondern einer unſerer geſchickten Arbeiter. Nun, welcher iſt's?" „Ehrlich geſtanden, — ich weiß es nicht," meinte Drewes etwas kleinlaut.

„Da ſehen Sie, wie wahr das iſt, was ich Ihnen im rothen Hauſe ſagte. Man kann die Leute mit ſehenden Augen blind machen und mit der Alterthümelei gehts in der Regel auf ein bischen Lug und Trug hinaus. Herr Glöckner," fuhr er fort, „zeigen Sie ihm den neuen, denn — ich kenne ihn ſelber nicht mehr." Glöckner drückte auf die geheime Feder und ſagte: „Dies iſt der alte."

Wirklich war der neue ein Meiſterſtück und der Schreiner, der ihn gefertigt, hatte durch künſtliche Beize dem Holze auf's Täuſchendſte dieſelbe Farbe gegeben. Glöckner zog Drewes in den neuen Seſſel, wo er ſich ſetzen mußte. Dann umarmte er ihn und redete: „Gott laſſe Sie lange darin geſund und ohne Sorgen ruhen.“ Alle ſtimmten in dieſen Wunſch aus treuem Herzen ein.

Am folgenden Tage war die Kindtaufe, wo dann der Friedensrichter und der Sattler, wie auch der öffentliche Ausrufer nicht fehlten, der Drewes den Seſſel zugeſchlagen. Sie verlebten einen glücklichen Tag, und Drewes und ſeine Schweſter ſonnten ſich recht in der Liebe, die ihnen ſo innig gezollt wurde. Sie blieben mehrere Tage bei ihnen in Mainz.

Schambattiſt half Jungfer Julchen die ſchönſten Papageien kaufen, und als ſie endlich ſchieden, war das kleine Verdeck der Diligence ganz von den Käfigen der ſchreienden Vögel bedeckt, aber die Mitreiſenden hatten nur Augen für den köſtlichen Seſſel, der in der Kajüte ſtand, was Drewes große Freude bereitete, zumal ihn jedermann für alte, köſtliche Schnitzarbeit anſah.

Mädchenbriefe.

Von

Ottilie Wildermuth.

Geſchichten der alten Mätherin.

Der luſtige Robert.

Es iſt nicht immer ſo ſtill und ruhig im Haus zugegangen, wie jetzt; mein junger Herr iſt freilich heitern Sinnes, aber er macht nicht viel Lärm, die Frau iſt allezeit ſtill geweſen, und der Kleine redt auch nicht zu viel.

Wie aber meine alte Frau noch jung war und die vier Kinder ſo heraufgewachſen ſind, und jedes von ihnen hat ſeine Kameradſchaft mitgebracht, da war es oft laut und luſtig genug, und ich habe nicht viel gute Ruhe gehabt zum Nähen. Keine ſchönern Kinder hat's auf der Gottes Welt nicht gegeben, als unſere vier, die drei Buben und die Bertha, — aber der allerſchönſte von ihnen iſt doch mein Robert geweſen. Und gar ein luſtiger Käfer! Wie oft haben ſie mich geplagt, ich ſoll mit ihnen in den Wald, in's Erdbeerenſuchen; wenn ich mich aber herunterbückte, um Beeren zu brechen, flugs ſaß mir der Robert auf dem Buckel und ich mußt' ihn reiten laſſen, wohl oder übel; er war aller Streich voll und hatte immer das halbe Dorf von Buben hinter ſich, da haben ſie Schifflein gebaut und Bäche abgegraben und Eichhörnlein gefangen und oft den Kühen die Schwänz zuſammengebunden, — Alles hat er können und mögen, nur nicht ſchaffen und lernen, und er hat erſt noch ſo einen guten Kopf gehabt! — Der Schulmeiſter hielt's nicht mit ihm aus, bald hatte er aus dem Stecken einen Butzenmann gemacht, bald das Buch mit Vogelleim zugepappt oder am Subſellium ein Hexenklavier ausgeſchnitten, — es kam alle Tag ein anderer Streich heraus; der Papa hat nicht gern zugeſchlagen, und als ihn die Mama einmal in's Ofenloch geſperrt hat, da ſtieg er oben zum Kamin heraus auf's Dach, und man mußte ihn mit Todesängſten herunter holen.

Man that ihm einen Informator in's Haus, aber da ging's nicht viel beſſer. Wenn der meinte, er ſei endlich im Zug mit Lernen oder Aufſagen, flugs ſtand er hinter ihm auf ſeiner Stuhllehne, und einmal machte er einen Purzelbaum über des Informators Kopf und über den Tiſch hinüber, gerad in's Tintenfaß, das war eine ſchöne Geſchichte!

Es hätten die Schelmenſtücklein nicht viel geſchadet, — der Heinrich war auch luſtig, — wenn er nur ein Bischen gelernt hätte, aber er iſt grundfaul geweſen.

Wie die Buben größer wurden, machte man aus, was aus ihnen werden ſollte. Karl, das iſt der junge Herr drunten, ſollte des Vaters Gut übernehmen, Heinrich wollte Kaufmann werden, — ich glaube, es war ihm nur drum in die Welt hinaus zu kommen, denn das Schenie zu einem Kaufmann hatte er nicht; der Robert, der doch kleiner war, hatte ihm immer die wurmigen Aepfel für gute und um Weihnachten alte Butterkrapfen für Lebkuchen verhandelt, — der Robert, der wollte hardu ſtudiren, natürlich nur, weil er gern ein Student geworden wäre.

Dem alten Herrn war's nicht recht, er wußte, daß Robert nicht gern lerne, und fürchtete die Koſten, er hatte das Gut in ſchlechtem Zuſtand übernommen, und es koſtete viel, es aufzubringen; aber dem Robert hat niemand etwas abſchlagen können. So that man ihn denn in ein Gennaſium, da kam er gleich daher wie ein Prinz, aber die Zeuguiſſe die waren nicht ſo fürnehm, die Mutter und auch die Bertha ſprachen ihm oft recht beweglich zu; auf Bertha hat er noch am meiſten gegeben, aber es that nicht auf lange gut.

Wie er auf die Univerſität wollte, hat man ihn zuerſt gar nicht genommen, weil er nicht genug könne. Ich hab' freilich geglaubt, darum ſtudir' man grad, weil man nichts könne, aber es muß, ſcheints, anders ſein. Nun hat man ihm wieder einen extra Informator gehalten und weil er ſo gar gern Student worden wäre, ſo hat er diesmal auch gelernt.

Das war eine Herrlichkeit, wie der Robert zum erſtenmal als Student in die Vakanz kommen iſt, in einem polniſchen Rock mit Zotteln und Schnüren, und ledernen Hoſen und hohen Stiefeln auf einem Reitgaul! Ein bildſchöner Menſch iſt er geweſen, iſt ihm Alles wohl angeſtanden. Der Heinrich war aber aus der Lehr getreten und ein beſcheidentlicher Ladendiener, dem kam's oft hoch herauf, wenn die andern Studenten, die den Robert gar oft in der Vakanz beſuchten, etwas ſpöttiſch fragten: „iſt das

der Bruder Schwung?" Karl, der junge Herr, der iſt immer der Brävſte geweſen, er war zurückgekommen aus einer Ackerbauſchule, — ich hab' auch vorher nicht g'wußt, daß man das Ackerbauen in einer Schule lernt, — jetzt arbeitete er treulich mit, wie ſein Vater; aber wenn er, wie's hier im Hauſe der Brauch iſt, hie und da ſelbſt hinaus fuhr auf den Acker und daneben die Studenten mit Jodeln und Singen hinausritten, ſo iſt's ihm doch vielleicht auch etwas verbärmlich geweſen.

Der alte Herr hatte gar keine erſtaunliche Freude an dem Weſen, er fragte oftmals: „haſt du denn auch ſchon etwas gelernt, Robert?" — Er wollte auf einen Oberamtmann ſtudiren. — „Im erſten Jahr lernt kein Student nichts!" rief der luſtig, „wart' nur Papa, wie ich im nächſten Jahr ſtudiren werde."

Da kam das nächſte Jahr, wo er ſo viel lernen wollte, man hat aber nicht viel davon geſpürt; Geld brauchte er viel und viel, daß es ein Graus war, einmal ſchrieb er an den Vater, dann wieder an die Mutter, dann an beide zuſammen, oft g'ſpaßige Briefe, oft ganz demüthige, — aber Geld iſt in allen geſtanden. Die Mama hat ihm zugeſchoben, was ſie gekonnt, ſie hat ihre ſchönen Granaten und ihre großen Ohrenringe zuletzt einmal für ihn hergegeben, er gab die allerbeſten Wörtlein, und man glaubte ihm immer wieder Alles. Weil der Informator ſchon geſagt hatte, er habe ſo einen guten Kopf, und die vornehmen Herren Lehrer am Gennaſium auch, ſo war man gewiß, daß er lernen könne, was er wolle, ſobald er nur einmal recht wolle.

Der alte Herr war oft grauſam bös über ihn, eh er in die Vakanz kam, aber wenn er ſo hereinſchaute mit ſeinem guten, ſchönen, luſtigen Geſicht und ließ dann Alles über ſich ergehen und verſprach das allerbeſte, da konnte ihm niemand mehr feind ſein. Und wenn die Mama oder der Vater krank war, verpflegte er ſie wie der beſte Doctor. War dann die Vakanzzeit zu End, da ſchlich er ein paar Tage lang ganz degenmäßig (zahm, kleinlaut) herum und hatte ein ganz feines Stimmlein, bis er dem Vater die Konto gezeigt hatte, da ging's dann allemal arg her, der alte Herr fluchte im ganzen Jahr nicht ſo viel, wie in der einen Stunde, der Robert muckste nicht und ließ Alles über ſich ergehen. Zuletzt zahlte der alte Herr, und der Robert kam heraus wie ein gebadeter Pudel, wurde aber gleich wieder ganz luſtig, und ſchrieb dann noch von der Univerſität einen ganz

ſchönen Brief, in dem er die beſten Verheißungen gab, ſo daß die Mama weinte und ſagte: „'s G'müth, das hat er doch von mir.“

So ging das eine lange Zeit; der alte Herr iſt auch ſelbſt einmal auf die Univerſität gereist und wollte ihn heimnehmen, da haben ihm aber die andern jungen Herren ſo ſchön gethan und ſolche Flattuſen gemacht über ſeinen talentvollen Sohn, daß er ihm wieder Friſt gegeben hat.

Dazwiſchen hinein kam der Tod der Bertha, darüber war Robert auch im tiefſten Herzen betrübt und es war ihm, glaub ich, Ernſt, den Eltern den Jammer zu vergüten, und es blieb eine Weile ruhig.

Er hatte ſchon vier Jahre lang ſtudirt; um das Geld, was er gekoſtet, hätte man zehn Reiter mit ſammt den Gäulen ausſtaffiren können, und er war immer noch nicht fertig; da ſchrieb er auf einmal, er habe jetzt auch eine Braut, die er ſchon liebe, kein Menſch weiß wie lang, und ſie ſei ein wahrer Engel und ihr zu lieb werd' er jetzt Alles thun, — und kurz, das war noch ſein allerſchönſter Brief. Der Vater aber war bös und wollte ihm alles rund abſchlagen. Hatte noch keiner der älteren Brüder an's Heirathen gedacht, was ſollte er, der unſers Herrgotts Garnichts ſei, daran denken; — die Mutter betrübte es freilich, daß er jetzt einer jungen Braut zu lieb thun wollte, was er ſeinen Eltern nie zu lieb gethan, aber ſie meinte, man ſolle ihm nicht entgegen ſein, das werde ihn doch anſpornen.

So brachte er denn die Braut einmal heim, ein nettes, feines Fränlein, klein und hüpfenig wie eine Bachſtelze, und ſie hatten einander recht lieb, — die Mutter hatte ſie gar gern, — der Vater ſchüttelte den Kopf, als Robert alle lieben Tage mit den Ackergäulen die Braut kutſchenführen wollte und ein Chaiſchen von der Stadt kommen ließ; und wir hatten doch die ſchöne Kutſche, in der heut noch der junge Herr fährt! Die Mama der Braut war auch mit da, eine gute, dicke, dumme Seele in einer großen Haube mit breiten Strichen, ſie ſaß immer auf dem Sopha und legte die Hände übereinander, und wenn der alte Herr oder die Frau etwas Ernſthaftes mit ihr redeten, ſo ſagte ſie nur: „ja, 's iſt erſtaunlich!“ Der Herr meinte, es wäre beſſer geweſen, die jungen Leute hätten mit dem Verlöbniß gewartet, bis Robert ein Examen gemacht hätte, die Frau Mama aber ſagte: „o, mein Mann ſelig hat gar kein Examen gemacht und iſt doch Salzfaktor geweſen.“ Es war nichts mit ihr anzufangen.

Ein nettes Pärchen war's freilich zuſammen, ſie ſo „rahn und züchtig“ (ſchlank und fein gewachſen) und er ſo robuſt; ſie lachten, ſangen und jubi-

lirten den lieben, langen Tag, und als Robert ging, war er wieder aller guten Vorsätze voll, — aber selbst die Mutter hatte keinen rechten guten Muth mehr.

So viel der alte Herr vernehmen konnte, ist es mit dem Studiren beim Robert nicht viel besser worden; jetzt mußte er auch noch der Braut Besuche und Präsenter machen und Lustfahrten mit ihr anstellen, das Wirthshaus hat er daneben nicht versäumt, und wie man dem alten Herrn einmal berichtet, daß er an einem Morgen ein Schampanierfrühstück gehalten und ausgerufen habe, wie der Pfropf in die Luft flog: „ich sauf' Schampanier, mein Alter kann Most trinken!" — da hat er lang nichts mehr von ihm hören wollen. Die nächsten Ferien kam er nicht heim, er wolle mit der Braut ihre Verwandten besuchen.

Auch zu Weinachten ist er nicht mehr gekommen, wo sonst noch alle die Kinder zusammengekommen sind, „er wolle diesmal recht fleißig arbeiten," hat er heimgeschrieben, — ich meine, wenn er vorher was gethan hätte, wär' er wie ein ordentlicher Sohn über die heilige Festzeit nach Hause gegangen; — es war ein trauriger Christtag.

Weiß nicht mehr, wie lang er's mit dem Studiren trieb, er kam noch manchmal mit der Braut, und redete jetzt immer vom Examen. Ach du liebe Zeit, ich habe vorher gar nicht gewußt, was ein Examen ist, und nachher hat es mir so viel Drangsal angethan! Endlich ist er heimgekommen von der Universität, der Papa hat ihn geholt, — ist gut einpacken gewesen, er hat nicht mehr viel Gutes mitgebracht, wenig Kleider, keine Uhr, nur so lange Säbel und Handschuh von steifem Bockleder und Affengesichter von Draht.

„Hast du jetzt dein Examen gemacht, Robert?" fragte ich ihn. „So schön," sagte er mit Lachen, „daß ich's den Herren noch einmal vormachen muß," es ist ihm aber nicht halb so lächerlich zu Muthe gewesen.

Nun hat er sich in dem obern Stübchen eingerichtet, und ging an's „Ochsen," wie er sagte. Verzeih mir's Gott, er ist mir wahrhaftig wie ein Ochs vorgekommen, wenn er so auf die Bücher hineingestiert hat, und es schien mir oft, er versteh' nicht mehr davon als ich. Dazwischen kamen wieder Kameraden, die ihn abholten oder mit denen er gefochten hat im Saal drunten, oder ging er auf einen Ball, dann war's mit dem Ochsen wieder drei Tage aus. Die Braut kam auch noch einmal, es ging aber nicht mehr so lustig her bei den Zwei, es sah aus, als sitzen sie nur noch brauchshalber

zuſammen; ſie war gar freundlich, aber er war oft verdrießlich, und wußte manchmal nicht, was er nur mit ihr reden ſollte, — ich glaube, er ſchämte ſich auch ein bischen vor ihr und vor ſich.

Er reiste wieder in's Examen; diesmal hat er nicht gelacht, als er zurückgekommen iſt, — im Haus hat niemand mit ihm geredt, der Vater iſt fortgegangen, nur die Mutter ſtieg nachher in ſein Stüblein hinauf und hat da bitterlich mit ihm geweint.

Die Frau Schwiegermama hat auch geſchrieben, ihre Tochter ſei jetzt neunundzwanzig Jahre alt, ob er nicht probiren wolle, ob's nicht zum Salzfaktor reiche. Er hat allerlei probirt, wollte Schreiber werden und Apotheker, — aber ich glaube, es gibt keinen ehrenwerthen Beruf, in den Einer taugt, der ſeine Kraft und Zeit ſo ſündlich verſchlenkert hat.

Es war ein rechter Jammer und that mir das Herz im Leibe weh, wenn ich den ſchönen, ſtolzen Menſchen, der ſonſt dahergezogen war wie ein Fürſt, ſo erſchrocken und demüthig herumſchleichen ſah, und ausweichen, wenn ihm jemand begegnete.

Es war um die Zeit, daß der Heinrich eine gar ſchöne, junge Braut heimbrachte, — war zwar dem alten Herrn anfangs auch nicht ganz lieb, doch war große Freude im Hauſe; Robert machte wohl hie und da ſeine alten Späße, aber es ging nimmer ſo recht. Er ging bisweilen auf Beſuch zu alten Freunden, die waren meiſt in Amt und Brod, oder doch auf dem Weg dazu, auch beſuchte er einmal die Braut, die ſei jetzt ſo kränklich, habe Zahnweh und Nervenleiden, — da iſt, ſcheint's, die Freude auch nicht groß geweſen.

Dann kam er wieder und fing friſch an mit dem Studiren, es kam eine ganze Kiſte voll Bücher und ich glaube, er iſt jetzt fleißig geweſen, aber 's ſcheint, er hat ſich den guten Kopf doch verderbt durch das luſtige Leben und 's iſt nicht mehr ſo recht gegangen. Unſers Schulmeiſters Ludwig, der zwei Jahre nach ihm angefangen hat und den er und ſeine Kameraden mit Reſpekt zu vermelden, einen Nachtſtuhl geſcholten, war jetzt ſchon lang Aktuar in der Stadt drüben, der kam manchmal und hat ihm geholfen, und am Ende iſt er wieder in das Examen gegangen.

Der alte Herr hat in der letzten Zeit nicht viel mit ihm geredet, es ſind immer wieder und wieder alte Schulden herausgekommen und er mußte vom Gut ſelbſt einige Stücke verkaufen, das hat ihm grauſam weh gethan; wie Robert aber wegreiste zu dem verwünſchten Examen, da bot er ihm die

Hand und ſagte: „mach, daß du wieder zu Ehren kommſt.“ Der Karl, unſer junger Herr hat allezeit wie ein rechter Bruder an ihm gehandelt, ihm beim Vater zum Beſten geredt und ihn niemals an die Zeit erinnert; wo er mit den Studenten an ihm vorbei geritten iſt und geſungen hat:

Was macht der Musjeh Frähr?
Was macht der lederne Musjeh Frähr?
Er treibt die Ochſen aus,
Er treibt die ledernen Ochſen aus — —

und ſolche Schelmenliedchen mehr; der wünſchte ihm auch alles Glück auf den Weg. Der Mutter iſt kein Auge trocken worden in dieſer Zeit, und wenn ſo ein Examen ſich erbeten und erbitten ließe, es hätte müſſen gut gehen; aber ich denk, der liebe Gott hat den Söhnen den Verſtand nicht darum gegeben, daß zuletzt die Mutter das Examen herausbeten ſoll.

Nach vierzehn Tagen kam Robert wieder, ziemlich heiter, er meinte, es ſei ihm gut gegangen, in ein paar Tagen werde es ſchriftlich kommen. Er redte davon, daß er nun vielleicht bald fortkomme, und ich mußte ihm ſeine Halsbinden überziehen und ſeinen Schlafrock herſtellen, — aber es trieb ihn eine beſtändige Unruhe um, er lief durch's Haus, durch den Garten, auf die Straße, dem Boten entgegen, er hatte nirgends Ruh. Karl ſagte einmal zu ihm vor meinen Ohren: „wenn's wieder mißglückt, ſo bleibſt du eben bei mir auf dem Gut, Beſchäftigung findeſt du immer.“ „Gelt, ich Knecht und mein Weib Magd?“ ſagte der Robert mit einem unguten Lachen, „paß nicht dazu.“ Und es iſt wahr, er hatte es oft ungeſchickt genug angegriffen, wenn er etwas thun wollte, auch hätte das Gut, heruntergekommen, wie es durch die großen Ausgaben war, wohl keine zwei Familien mehr erhalten.

Nach acht Tagen, glaub' ich, kam der Bote mit einem großen Brief an Robert. Er war allein daheim und mir hat er verboten, etwas davon zu ſagen, hat mir auch nichts geſagt, was darin ſteht, aber mir war nichts Gutes vor. Seine Schlafſtube iſt unter der meinen geweſen, da hörte ich ihn die halbe Nacht herumgehen. Ich dachte, ich wolle mit der Mutter reden oder mit ihm ſelbſt, aber er iſt früh am Morgen aus dem Haus gegangen.

Siehſt du das grüne Plätzlein mit den vier Tannenbäumen dort oben, eh der Laubwald anfängt? Das war in jungen Jahren des Robert ſein Lieblingsplätzchen geweſen und er iſt ſpäter, ſo lang die Bertha noch lebte, auch gar manchmal mit ihr dort geſeſſen, eh der Bräutigam kam. Von

dort her hat man einen Schuß gehört, und dort hat man den Robert todt gefunden. Er hat zwar Briefe hinterlaſſen an die Braut und an die Eltern, was darin ſtand, weiß ich nimmer, — er könne nicht mehr leben ohne Ehre und ſo allerlei; aber er hat Gottes Barmherzigkeit angerufen, die möge ſich ſein erbarmen.

Gott behüte dich davor, einen ſolchen Jammer auch nur mitanzuſehen, liebes Kind. Sie waren Alle nicht zu tröſten und der alte Jammerruf David's ertönte wieder von des Vaters Lippen: „mein Sohn, mein Sohn, o daß ich hätte für dich ſterben dürfen!“

Das Mitleid war groß mit dem armen, verirrten Menſchen, er wurde gar ſchön und in allen Ehren begraben. Es ſind auch noch von ſeinen alten Freunden gekommen und um das Grab her geſtanden, da haben ſie einen ſchönen, beweglichen Geſang angeſtimmt. Weiß nicht, ob's Keinem unter ihnen eingefallen, daß auch er mit Schuld trage an dieſem Tode, weil er mit zu einem Spaß und zu einer Freude gemacht, was eine ſündliche Verſchleuderung des anvertrauten Pfundes geweſen.

Alle Morgen und alle Abend, wenn ich nach meiner Bertha Blumengärtchen hinausſchaue, das du wieder ſo ſchön gemacht haſt, blicke ich auch hinauf zu den Tannen und bete ein Vaterunſer für meinen Robert.

Wenn ich ſo luſtige junge Herren ſehe, denen ich's ja von Herzen wohl gönnen mag, ſo möchte ich ihnen doch auch gern von dem armen Robert erzählen und ihnen den Spruch von Salomo ſagen: „So freue dich, Jüngling, in deiner Jugend und laß dein Herz guter Dinge ſein in deiner Jugend. Thue was dein Herz gelüſtet und deinen Augen gefällt, aber wiſſe, daß dich Gott wird um dies Alles vor Gericht führen.“

9.

Wer hätte gedacht, liebe Julie, daß durch dieſe Räume, die ſo gleichgültig, ſo gewöhnlich ausſehen, ſo viel tiefes Leid gegangen wäre! Es thut mir faſt leid, daß mir die poetiſche Fröhlichkeit des Studentenlebens nicht mehr in ſo anziehendem Lichte erſcheint. O, dieſe rauhe, kalte Welt mit ihren Forderungen!

Aber Theuerſte, ich bitte Dich, kann denn wahr ſein, was mir die Mutter, — die gute Mutter, ſo ahnungslos welchen Todesſtoß ſie ihrem Kinde verſetzt, — von Almorini, — einmal will ich doch den Namen

ausſprechen, — in ihrem letzten Briefe ſchreibt? Er ein Betrüger, ein Schwindler, ein muſikaliſcher Uhrmachergeſell, der mit ſeiner ſchönen Geſtalt und Stimme und ſeinem italieniſchen Ausſehen ſelbſt die Vorſteher des Inſtituts zu berücken gewußt und nun wegen Schulden und Betrügereien ſchimpflich fortgewieſen?! — Es kann nicht ſein, es darf nicht!

Dieſe Bruſt voll Kraft und Liebe,
Dieſer liederſüße Mund.

Dieſe adelige Geſtalt und das tiefe, tiefe Auge, — o, ich bitte Dich, ſchreib' mir umgehend, daß Alles Irrthum und Verleumdung iſt. Wäre es aber doch ſo, — nein, es darf nicht ſein! — dann, Theure, ſchweig und laß uns weinen, daß ſo das Schöne enden muß. —

Wird Alles denn zu Jammer,
Was Jugend hofft und glaubt?

Hier natürlich muß ich ſchweigen von dem was mich ſo tief bewegt, wäre aber dieſer Schatten nicht, ſo wäre ich mit jedem Tage lieber hier.

Ich kann jetzt da und dort der Tante helfen, habe auch ſchon einmal ganz allein gekocht, dem Tobias hat's geſchmeckt; es iſt freilich faſt proſaiſch ein ſo großer Appetit, aber es freute mich doch.

Habe auch wieder einen Krankenbeſuch gemacht, diesmal ging Tante mit mir hin, ſie meinte, ich ſolle bei den beſſern anfangen; wir waren bei einem jungen Mädchen, die an einem ſchmerzhaften Fußleiden ſchon ſeit Jahren darnieder liegt. Sie iſt oft tagelang allein, da ihre Eltern in's Feld gehen, aber ihr Stübchen iſt nett und reinlich. Tante bat mich, ich ſolle ſie häkeln lehren, da ſie mit den Händen arbeiten kann, das macht jetzt uns Beiden Freude, ich bin nicht mehr ſo verlegen, auch Chriſtine iſt gerade nicht ſchüchtern; ſie hat ſehr viel geleſen, zwar nur die Bibel und den Arndt und ſolche Bücher, Du glaubſt aber nicht, welche Ruhe und Klarheit das Mädchen hat. Ja, liebes Herz, das Blättchen wendet ſich, hier ſitze ich und laſſe mich belehren, obgleich es Chriſtine nicht merkt. Dieſer Frieden und dieſe Heiterkeit bei einem ſo jammervollen Leben! — Ich ſchäme mich faſt meiner Freuden und — meiner Thränen.

Gegenwärtig habe ich überhaupt ungeheuer viel zu thun, meine Stickereien liegen ganz darnieder, aus dem Fenſterteppich in mein Stübchen will ich jetzt dem Onkel eine Bettvorlage machen, Kragen und Aermel und Chemiſetten habe ich genug auf lange, ich habe an ſo viel anders zu denken.

Tante hat eine arme Wäſcherin vom Dorf, wenn die hier iſt zur Wäſche, ſo kommen ihr fünf kleine Mädchen nachgekrabbelt nnd treiben ſich im Hof herum, ein Nanele und ein Minele, ein Rösle und ein Luisle und ein Hannele, ganz gleich, wie ein Schachteleinſatz, nur immer Eine ein bischen größer als die Andere; wie es neulich ſo kühl war, hieß mich die Tante ſie in die Geſindeſtube führen, da bin ich ſo nach und nach mit ihnen bekannt worden, ich wollte ihnen Unterricht geben, wie das ja in den engliſchen Erzählnngen ſo hübſch kommt, aber Tante meint, die Größern lernen was ſie brauchen in der Schule, ich ſoll mich lieber mit den Kleinen ein bischen befaſſen. Nun habe ich ihnen Puppen gemacht, hätteſt du dieſe Glückſeligkeit geſehen! und Annamreile hat mir Jäckchen für ſie geſchnitten; Nachts ſtricke ich Strümpfe, — ich weiß nicht anzufangen vor Geſchäften nnd wünſche mir nur die gute Ruhe der Tante, die immer zu Allem Zeit hat und mit Allem fertig wird. Sie ſelbſt ermahnt mich oft, die Muſikübungen nicht liegen zu laſſen, ich habe aus den alten Noten der ſeligen Bertha, die auf der Bodenkammer liegen, einen Menuet und ein paar Lieder gelernt, — früher wollte ich nur italieniſch ſingen, Dn weißt warum, — wenn ich die anſtimme, da lacht und weint der Onkel vor Freude und Rührung, — ich habe mich nie eines Beifalls ſo gefreut.

Und Tobias, was meinſt du? der iſt jetzt mein Schüler im Franzöſiſchen, damit ich's nicht verlerne, ſagt er. Das iſt eine ſonderbare Lection; mein Schüler fragt mich eine Menge Dinge, auf die ich mich ſelbſt noch nie beſonnen habe, dann unverſehens nimmt er die Grammatik und fängt an mich zu belehren. Ich höre jetzt erſt, daß er ganz gut Latein und Griechiſch verſteht. Er iſt gar nicht ſo trocken, wie ich meinte, und es geht oft ganz luſtig zu in unſerer Stunde.

Im ſtillen Kämmerlein, da freilich erwacht oft wieder die ſchwere Frage: iſt es wirklich? iſt er in Staub geſunken der hohe Stern der Herrlichkeit? —

Heimlich muß ich immer weinen.
Aber freundlich kann ich ſcheinen
Und ſogar geſund und roth,
Wären tödtlich ſolche Schmerzen
Meinem Herzen,
Ach, ſchon lange wär' ich todt!

Dazu iſt nnn freilich keine Ausſicht, es iſt mir etwas bang bis du mich wieder ſiehſt, ich bin faſt zu blühend, die Bleichſucht iſt wie weggeblaſen.

Meine Haare trage ich jetzt in tiefen Scheiteln, die Chinois coiffure

gefiel der Tante nicht. Annamreile hat mir nun auch die Heirathsgeſchichte von Großonkel nnd Großtante erzählt, Du ſollſt ſie das nächſtemal bekommen.

Und nun, Herz, antworte bald, ſei es nun Leben oder Tod,

Deiner

bekümmerten Fanny.

Geſchichten der alten Rätherin.

Rahel und Lea.

Ich habe dir ſchon erzählt, daß Heinrich, der Kaufmann war und ein ſchöner, ſtattlicher Mann, wenn auch nicht ſo ſchön wie der Robert, unverſehens eine Braut ins' Haus gebracht hat. Eliſabeth hieß ſie, und war die allerſchönſte Jungfer, die ich nur geſehen habe. Ganz anders als die Bertha ſelig; ſie hatte kohlſchwarze Haare, die glänzten wie ein Spiegel, und ſchwarze Augen, — eine doppelläufige Flinte hat's der Robert einmal im Scherz genannt, und ſchöne, ſchöne rothe Backen, wie Sammet, und ſie ging einher wie eine Herzogin.

Nun war ſie aber ganz arm, ihr Vater war ein bankerotter Kaufmann geweſen; der Heinrich hatte ſie kennen gelernt wie man dem Vater ausverkaufte, und hatte ſich gleich am andern Tag mit ihr verſprochen. Heinrich ſelbſt war noch jung, und der alte Herr war der Meinung, ein Bischen Warten wäre klüger geweſen, ein Kaufmann ſoll nicht nur ſo nach Guſto zulangen, ſondern auch auf's Zeitliche denken. Als die Mama meinte, die habe er jetzt eben lieb gehabt, da ſagte der Papa ärgerlich: „Dummheit, kann man ſich denn nicht auch in vermögliche Mädchen verlieben?"

Nun, geſchehen war geſchehen, dem alten Herrn gefiel das ſchöne, fröhliche Töchterlein ſelbſt, und wäre er nicht durch den Robert ſo gar ausgeſchöpft geweſen, er hätte gleich von Anfang nichts dawider gehabt.

Alles hat mir an der ſchönen Braut nicht gefallen: ſie brachte drei Hüte mit und drei paar Zeugſtiefeln, aber keinen guten Lederſchuh; alle Morgen kam ſie in der Stille zu mir herauf, damit ich ihr die Haare flechte, weil ſie es nicht ſelbſt konnte, überhaupt war ſie gegen mich gar zutraulich, weil ſie alleweil ſo gar viel zu flicken hatte, — nein, die Löcher, Kind, wie die zuſammengezogen waren, und ein ſchwarzſeidenes Kleid, da waren die ſchadhaften Stellen mit engliſchem Pflaſter verpappt, einen ſchönen Sammtſalopp, den ihr der Bräutigam verehrt, zog ſie Morgens zum Friſiren an

und hatte dazu ein Handtuch um den Hals geſchlungen, weil ſie juſt ihr Halstuch nicht gefunden, — und die geſtickten Kragen waren nur ſo obendrauf auf's Kleid genäht, — nein Kind, das iſt keine Kaufmannsfrau, und wenn ich ein Mann wäre und mir ein Mädchen gefiele, — ich ließe erſt eine gute Näherin nach ihren Sachen ſehen, um zu wiſſen, ob ſie auch eine rechte Hausfrau gibt. Mit Stecknadeln und Haarnadeln war's wie geſät, wo ſie geweſen war, und ihren ſchwarzen Atlasſtiefel hat ſie einmal mit einem alten Bindfaden geſchnürt. Ein Suchen und Jagen war den ganzen Tag: „Annamreile, hat Sie mein Sacktuch nicht geſehen? Marie, wo ſind meine Handſchuh? Herz (das war nämlich der Heiner), du haſt gewiß meinen Geldbeutel gefunden," und ſo ging's fort. Die Mama dachte wohl auch ihr Theilchen, aber ſie ſagte nichts, und wenn die Eliſabeth mit ihren Sonnenäuglein einen anblickte, ſo vergaß man Alles. Der Papa hatte ſeine größte Freude an ihr und getröſtete ſich eben, Karl müſſe dann um ſo vernünftiger wählen.

Heinrich etablirte ſich, auch gegen des Vaters Willen, in einer kleinen Stadt. Er war in Bremen, in Hamburg, in all den großen Handelsſtädten geweſen, nun ſollte er auf einmal Schnupftabak verwiegen und den Käſe kreuzerweis verkaufen.

Aber er wollte eben heirathen und dachte an ſonſt nichts, kam ihm Alles lauter Herrlichkeit vor. Die junge Frau ſagte zwar mit Lachen, daß es all ihr Leben lang ihr ſchauerlichſter Gedanke geweſen ſei, einen Detailkaufmann zu heirathen, der Hering und Stockfiſch führe, und verlangte mit Thränen, er ſoll eben Banquier werden, oder doch ein Modewaarenlager in der Reſidenz errichten; wie ſie aber einſah, daß es nicht gtng, ſchickte ſie ſich drein. Sie machte nur die Eine Bedingung, daß ſie nie den Laden betreten dürfe, und richtete ſich dann in den obern Zimmern wie eine Prinzeſſin ein, — Plüſchmeubel, geſtickte Vorhänge, glaube gar ein gläſernes Waſchbecken auf ihren Toilettentiſch; — Tiſchzeug und Bettlinnen machte man dann von Baumwolle, ihre Küche mußte man ſchließen, damit kein ordentlicher Menſch hineinſehe, ſtatt einer rechtſchaffenen Waſſerſchapfe hatte ſie ein zerbrochen irden Töpfchen, — kein Zinn natürlich, nur Porzellanteller, das gab den ganzen Tag Muſik vom Zerbrechen, und der kleine Hof hinter dem Haus hatte das ſchönſte Pflaſter von Porzellanſcherben aller Farben. Sie ſchickte ſich ganz gut in ihre Verhältniſſe, wie ſie glaubte, und fand es recht kommod, Zucker und Kaffee umſonſt zu haben.

Die alte Frau hatte manche ſtille Sorge darüber; da kam aber Roberts Tod, der nahm allen kleinen Kummer mit fort und gab ihr einen ſchweren Herzſtoß. Sie trug es nicht zu lange mehr.

Sie lag wochenlang krank. Heinrichs Frau kam herüber, um ſie zu pflegen, ſie that ihr alles mit dem beſten Willen, wenn ſie nur nicht ſo oft den Speiſekammerſchlüſſel verlegt hätte, eben wenn man etwas brauchte; auch legte ſie den einen Tag der alten Frau zum Eſſen eine feine Damaſtſerviette auf's Bett, die man nur bei den höchſten Feſten nehmen ſollte, bald wieder ein ſchmutziges Trockentuch, wie's ihr eben in die Hand kam, und lächelte eben ſo holdſelig, wenn man Haarnadeln in der Suppe fand, als wenn alles in Ordnung war. Das machte die alte Frau ungeduldig und ich mußte ſie bald allein beſorgen.

Von allen Beſuchen war ihr Einer der liebſte, das war die Fräulein, des Amtmanns Tochter von Seeburg drüben. Schön iſt die gar nicht geweſen, auch gar nicht buhs von Farbe (ſchlicht, unſcheinbar) und von ſtillem Weſen, aber wo ſie ging und ſtand, wurde alles recht und ſäuberlich, es ſah immer aus, als ob ſie ausruhe, und doch hat ſie zweimal ſo viel gethan als andere. Sie war gar eine reiche Jungfer, ein einziges Kind, und hatte anerſtorbenes Großmütterliches, weiß kein Menſch wie viel, aber ſo beſcheiden dabei und ſo gut, — wenn ſie den Gulden verſchenkte, ſo achtete ſie doch auf den Kreuzer, — eine Ausbundsjungfer das. Sie war einmal da zur Zeit, wo auch Heinrichs Frau hier war, und ſaß am Bett der kranken alten Frau, da lag unter dem Stuhl ein prächtiger Florſhawl der Frau Eliſabeth, wie denn immer etwas von ihr herumlag. Sie hob ihn ſtill auf und legte ihn zuſammen. „So ſollten Sie ſich einen kaufen," ſagte ich. „Wozu?" fragte ſie und ſah lächelnd in den Spiegel, „ſehe ich einem ſolchen Shawl gleich?" Nun, es iſt wahr, der Eliſabeth hat er prächtig geſtanden.

So lieb ſie der alten Frau war, ſo kam ſie doch gar ſelten herüber, es ſchien beinah, als ob ſie unſerem jungen Herrn, dem Karl, aus dem Wege ging, und ſie hätte das nicht nöthig gehabt: außerdem daß er ſie grüßte, nahm er ſie gar wenig in Acht; ich ſah wohl, daß das der alten Frau weh that, ſah auch, wie die Luiſe ganz beſonders eifrig ſtrickte oder nähte, und nicht aufſah, wenn der junge Herr in die Stube kam, und wenn ſie eben vorlas, ſo klang ihre Stimme auf einmal ganz anders; aber er, wie geſagt, machte ſich nicht viel aus ihr, und nöthig hatte ſie's nicht, ſich

um ihn zu kümmern; du lieber Gott, wo ſo ein Vermögen iſt, da gibts Werber im Ueberfluß.

Die alte Frau iſt geſtorben. „Gönnt mir's nur," bat ſie, und es war ihr zu gönnen, ſie iſt recht müde geweſen. Sie war mit Karl noch viel allein und hat ihn tauſendfach geſegnet als ihren lieben Sohn, der ihr keine trübe Stunde gemacht. Was ſie alles mit ihm geſprochen, weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß ſie ihm gewiß nichts anbefohlen hat, dazu war ſie zu geſcheidt; ſie wußte, daß es Gottes Sache iſt, die Zukunft der Unſrigen zu ordnen, und nicht Sache der Sterbenden, die keine Stunde vorauswiſſen und kein Wort mehr zurücknehmen können.

Es iſt eine ſchwere Trauer, wo ſo eine Hausfrau fehlt; der liebe Gott wolle mich das nicht noch einmal erleben laſſen. Frau Eliſabeth kam über die Zeit der Theilung, ſie ſah wunderſchön aus in der Trauerkleidung, und war ihr von Herzen leid um die gute Mutter, aber ein Durcheinander gab's, wo ſie ging und ſtand, und ſo lieb ſie dem alten Herrn war, er athmete doch leicht auf, als ſie mit einander gingen; — es ſchien bei Heinrich nicht ſplendid zu gehen: eh er ging, hörte ich jedesmal die Geldkaſſe des alten Herrn klingeln, und doch war der Heiner geſchickt und fleißig; — die Herrlichkeit mit der Liebe war auch nicht mehr ſo groß, wie dazumal, wo ſie einander ſo gern hatten, daß es eine Schande war und er ſie auf den Händen trug und ſich den Kopf abgeriſſen hätte und ihr zu Füßen gelegt, wenn ſie's gewollt, und wo ſie dummer als die kleinſten Kinder mit einander geredet hatten.

Ich hörte jetzt manch ſcharfes Wort fallen, dann weinte die junge Frau und ſchloß ſich ein, und er klopfte, bis ſie aufmachte, und ſie küßten ſich einander wieder, — ein närriſches Leben das.

Jungfer Luiſe vom Amthaus war nur ein einzigesmal dageweſen, — am Tag der Leiche, und hatte einen Kranz von grünem Epheu in den Sarg gelegt. Nachher kam ſie nicht mehr, aber Herr Karl ging nun manchmal nach Seeburg hinüber, und als er nach einem Halbjahre kam als ihr Bräutigam, da waren wir gar nicht verwundert, aber recht vergnügt; wir wußten wohl, was das für eine gute Frau in's Haus gebe, der alte Herr weinte vor Freude.

Nach dem Trauerjahr ſollte die Hochzeit ſein, — die Braut kam manchmal auf Beſuch, und als ſie der alte Herr darum bat, nahm ſie ſich auch da und dort ſchon um das Hausweſen an, in aller Beſcheidenheit, aber was ſie nur anrührte, hatte eine Art.

Braut und Bräutigam waren freilich nicht so zärtlich zusammen, wie früher der Heinrich und vorher Robert, der arme Junge, mit seiner Braut gewesen war. Sie gaben einander nicht so kindische Namen, sie hatten nie keinen Hehling (Geheimniß) miteinander, sie redten von vernünftigen Sachen und begehrten nie allein zu sein. Es war so recht gescheidt, aber ich dachte doch manchmal, es könnte anders sein, und ich meine fast, Jungfer Luise dachte es selber.

Wenige Wochen vor der Hochzeit war sie noch einmal hier. Der alte Herr wollte den jungen Leuten alles übergeben, so war Manches zu besprechen, die Braut kam da herauf zu mir, um wegen der Gesindebetten zu reden, wir besahen eben die alten Sachen, was noch zu brauchen sei, als wir den alten und den jungen Herrn miteinander in die äußere Stube kommen hörten. In der äußern Stube stand der Schrank mit den Schriftlichkeiten, da hatten sie etwas auszumachen. Wir dachten an keinen Hehling und wollten nur still bleiben, bis die Herren fertig seien, um nicht zu stören; die wußten nicht, daß Luise oben sei, und an mich dachte man nicht, — wenn man so lang in einem Hause ist, so ist man am Ende wie gar niemand.

Der alte Herr legte ihm, wie's scheint, Papiere vor und sagte: „so, nun siehst du, was deine Brüder schon empfangen haben, es ist freilich viel mehr, als jetzt noch frei auf dem Gute steht, und Robert, der arme Junge, hat sein Erbtheil reichlich vorausbezogen, aber mit dem schönen Vermögen deiner Braut —"

„Natürlich!" brach jetzt der Karl los, so hitzig, wie ich ihn niemals gesehen, „mit dem Vermögen meiner Braut! Für mich ist alles gut. Die Brüder gehen hin, treiben was ihr Herz gelüstet, genießen das Leben nach allen Seiten, verlieben und verloben sich nach ihres Herzens Wunsch, während ich daheim der Lastesel bin, zuletzt bin ich gut genug, ohne Liebe um des Geldes willen zu heirathen, damit dem Gute aufgeholfen wird. Natürlich!" und er schritt heftig auf und ab; ich zitterte wie ein Espenlaub und wagte nicht, die Braut anzusehen.

„Aber lieber Karl," sprach der alte Herr, selber ganz erschrocken, „es hat dich ja niemand gezwungen." „Gezwungen? nein, man hat mich nicht mit Gewalt hinübergeführt, aber der Mutter Wunsch, und dein Wunsch, und das herabgekommene Gut, und Heinrich, der immer noch daran melkt, das Alles trieb mich dazu, und ich redete mir ein, es sei ein edles Opfer, und jetzt, wo es Ernst wird, sehe ich, daß es eine Niederträchtigkeit ist."

„Aber Karl, hat denn deine Braut keinen Werth als ihr Geld, haben wir's wirklich ſo ſchlimm mit dir gemeint?" „Eben weil ich ihren Werth erkenne, ſehe ich, wie ſchlecht es iſt, ihr eine Hand ohne Liebe zu bieten." „So geh in Gottes Namen und hol' dir ein ſchönes Weib, und verlaß deinen alten Vater," ſagte gebeugt der alte Herr, „um meinetwillen darfſt du keine Reiche nehme, ich habe, was ich brauche für meine paar letzten Tage." Wie nun der Karl ſeinen Vater ſo unglücklich ſah, that's ihm leid, denn er hat das beſte Herz. Er tröſtete ihn wieder und verſicherte ihn, er ſelber ſei nicht unglücklich, es ſei ihm nur unedel vorgekommen, es gehe gewiß gut, und er wolle ſeiner Frau alles Gute und Liebe thun, damit ſie nicht empfinde, daß er ſie eben nicht ſo recht gern haben könne. So gingen die Zwei in gutem Frieden miteinander, die Luiſe aber lag auf ihren Knien und hatte ihr Geſicht auf dem Stuhl liegen, und weinte und ſchluchzte als wir allein waren, — Kind, ich habe ſchon viel weinen ſehen, aber ſolche Thränen noch nie.

Endlich ſtand ſie auf und ging auf und ab, ſo heftig wie Karl vorhin, und ſie war doch ſonſt ſo ſanften und ſtillen Sinnes. „Er ſoll mein Geld haben, alles, alles!" ſagte ſie, „ich aber will fort, weit, weit, — mein Brod mit meinen Händen verdienen, er ſoll nie wieder von mir hören, o, er ſoll wählen nach Liebe!" Dann weinte ſie wieder bitterlich und zog den Verlobungsring ab und gab ihn mir, ich ſoll ihn ihm bringen; — ich wußte mir nicht zu helfen. Endlich faßte ich mir ein Herz und ſtellte ihr all das Elend vor, das ihr Zurücktreten ſo kurz vor der Hochzeit über Alle bringen würde, das Leid ihrer Eltern, den Jammer des alten Herrn; davon, daß es auch Karl leid wäre, wollte ſie nichts hören, aber das ſah ſie ſelbſt ein, daß er ihr Geld ohne ſie gewiß nicht annähme und daß er auch nicht glücklich werden könnte, wenn er all den Jammer verſchuldet. Aber ſie wollte eben doch nimmer, ſie war ganz wie von Sinnen. „Nun," ſagte ich zuletzt, „wenn Sie ganz gewiß glauben, daß es Gottes Wille iſt und nicht der Wille Ihres ſtolzen Herzens, ſo thun Sie es in Gottes Namen." Da iſt ſie lang ſtill geblieben und hat ihr Geſicht wieder verhüllt, dann blickte ſie auf und ſagte: „in Gottes Namen! ich glaube, es iſt ſein Wille, daß ich das Loos der Lea tragen ſoll. Du," ſagte ſie zu mir, „verſprich mir, daß niemand erfährt, was hier vorgegangen, auch mich ſelbſt darfſt du nie, nie daran mahnen, aber beten darfſt du für mich, daß Gott mir hilft meines Weges zu gehen mit demüthigem Herzen." So haben wir geſchwiegen.

Sie war eine lange Zeit gar ſtill, und an der Hochzeit ſah ſie aus wie

ein Opferlamm, das demüthige Weſen ſtand ihr aber gut an, ſie war nie ſtolz geweſen, aber ſo ſicher und gerade aus. Den Karl focht es manchmal an, ob ſie keinen ſtillen Kummer habe, und ſo bekümmerte er ſich mehr um ſie, als wenn ſie ſo ruhig und ſicher wie zuvor geweſen wäre.

Eine treuere Haushalterin über Gottes Gaben, als die junge Frau nun war, iſt gewiß noch nie auf Erden geweſen. Unermüdet vom Morgen bis zum Abend auf das Kleinſte wie auf das Größte bedacht, vor keiner Arbeit ſcheu, als ob ſie blutarm geweſen wäre, und das alles in ſanftem und ſtillem Geiſt, ſo daß man wohl ſah, daß ſie zu ihrem irdiſchen Tagewerk ſich die Kraft von oben geholt. Die alte Frau, Gott hab ſie ſelig, war eine rechtſchaffene Hausfrau, aber man hörte, was ſie that, und ſie war der Meinung, wenigſtens einmal in vier Wochen müſſe das ganze Hausperſonal von der Küchenmagd bis zum Stallbuben tüchtig abgerumpelt werden. Das war nicht der jungen Frau ihr Sinn, und doch iſt alles in der Ordnung geſchehen; freilich ſetzte es die Leute in Reſpekt, daß man wußte, wie eine reiche Tochter ſie war und ſie doch arbeiten ſah wie eine Magd.

Und wie ſie den alten Herrn in Ehren hielt und verſorgte, und wie ſie auf den Herrn bedacht nahm, und wie ſie ihm an den Augen abſah, was er dachte und wünſchte, — ſo hab' ich noch nichts geſehen, — es mußte ihm wohl dabei ſein, und der Segen und das Gedeihen kam über's Haus wie im Schlaf.

Aber viel Freude iſt nicht dabei geweſen. Etwas Scheues und Stilles war an der Frau, wenn ſie bei dem Herrn allein war, — ich, ich einfältiges altes Ding merkte oft, wie ihm das Herz voll war und wie er ihr gern geſagt hätte, was ſie für ein Weib ſei, aber ſie merkte es ſcheints nicht, und er konnte nicht beikommen, es ihr zu ſagen; ſie that ſo viel, aber ſie that es faſt nur wie eine treue Haushälterin, nicht wie eine Frau. Ich hätte gern etwas geſagt, aber ich war nicht ſo keck, weil ſie ſelbſt wollte, ich ſolle nicht mehr an das denken, was wir damals zuſammen gehört.

Da wurde die Frau krank. Sie hatte ihren Vater verpflegt, der am Schleimfieber geſtorben war, und lag nun ſelbſt ſchwer darnieder. Ich durfte ſie verpflegen, und ſie verbot den Herrn zu ihr zu laſſen, wegen der Anſteckung; er ließ ſich aber nicht abhalten und ging immer ab und zu. Am ſiebenten Tage ſah es gar ſchlimm aus, und eh der Doctor Abends ging, ſprach er noch mit dem Herrn und ſagte ihm wohl nichts Tröſtliches.

Die Frau lag da wie todt, ich war allein bei ihr, um die Nacht zu

wachen; da kam der Herr herein ganz todesbleich. „Laß mich da," ſagte er, ich wache die Nacht hier." Ich wollte das nicht zugeben, da wehrte er mit der Hand und ſagte leis: „wenn's doch vorüber iſt, ſo will ich noch bei ihr ſein, ich ganz allein." Dann ſank er zuſammen am Fuß des Betts und drückte den Kopf in die Decke und weinte und ſchluchzte wie ein Kind. Kind, es iſt furchtbar, wenn ſo ein Mann weint. „Es war zu viel Segen, ich war dieſen Schatz nicht werth," ſagte er noch, dann aber nahm er ſich zuſammen, ließ ſich alles von mir ſagen und ſetzte ſich ſtill an's Bett, eine von ihren Händen lag auf der Decke, da legte er leiſe die ſeinige darauf. Ich ging in die Nebenſtube, um bei der Hand zu ſein.

Mitten in der Nacht hörte ich leiſe reden. Ich fürchtete, es gehe zum Ende und ſah heraus. Die Frau lag noch ſo matt da wie immer, aber der Herr hatte den Kopf zu ihr herabgebeugt und ſie redten mit einander. Es war mir ſeltſamlich zu Muth, aber ich wagte nicht hereinzukommen und ging ſtill wieder fort.

Am nächſten Morgen lag die Frau immer noch ſo da, ich wußte zuerſt nicht, ob ſie geſtorben war, wie ich aber herauskam, da lächelte ſie ſo glückſelig wie ein Kind, und ſie und der Herr ſchauten einander an, Kind, mit ſolchen Augen! ich ſage dir, die ſchöne Frau Eliſabeth iſt mir nie ſo ſchön vorgekommen wie meine junge Frau, die nie ſchön geweſen, an dem Morgen, krank und ſchwach wie ſie war. Ich fürchtete, ſie werde ſterben, weil ſie ausſah wie ein Engel.

Aber ſie iſt nicht geſtorben, ſie iſt geſund geworden und hat wieder gethan, was ſie vorher that, aber eine ganz andere Freude nnd Luſt und Liebe iſt in Allem geweſen. In ſelbiger Nacht iſt ſie's inne worden, wie lieb er ſie hat. Sie nnd der Herr haben freilich auch jetzt noch nicht ſo dumme Sachen miteinander gemacht, wie vor Zeiten der Heinrich und ſeine Braut, aber wenn ſie nur einander angeſehen haben, ſo iſt einem ein ganz helles Licht aufgegangen. Der Herr hat niemalen zu ihr geſagt: „du biſt eben mein Stern und meine Roſe und mein Engel und meine Nachtigall!" wie der Heiner zu der Seinen, auch nicht ſo kindiſche Wörter wie Robert, der arme Junge, der ſo dumm redete, daß ich mich ſchäme zum Wiederſagen, aber wenn ſie Nachts, wenn Alles in Ruhe war, auf den Sopha zuſammenſaßen und die Hände ineinander legten und redeten, oft nur von dem Tagesgeſchäft und was morgen geſchehen ſollte, und wenn man ſo ſpürte, wie er ſich auf ſie ſo von ganzem Herzen verließ in allen Dingen, und wie

ihr ſein Vertrauen wohl that, — Kind, das wäre mir lieber als ſo ein Abend in einer Roſenlaube.

„Aber Annamreile, ich möchte einmal glücklich in der Roſenlaube ſitzen und nachher erſt noch auf dem Sopha.“

„Du biſt nicht dumm, geht dir wie dem Schulbuben, der einen gemäſteten Ochs mit Liebe begehrte, als man ihn über den bekannten Spruch befragte; — kann auch geſchehen, nur dünkt mich, iſt das Brautglück ein goldenes Samenkörnlein, läßt man's nur ſo liegen und ſpielt mit, ſo ſtirbts ab. Du mußt ihm guten Boden bereiten und es treulich pflegen, dann wächst's mit Gottes Sonnenſchein und Regen und trägt hundertfältig Früchte.

Der alte Herr hat noch glückſelige Tage mit erlebt, und wenn er die Zwei ſo vergnügt beiſammen ſah, hat er nur mich oft hehlings angeſtoßen und mit den Augen gewinkt; — ich war dazumal noch öfter unten.“

„Und die ſchöne Eliſabeth?“ fragte ich, — denn Du mußt wiſſen, Julie, daß das meine Großmutter war, ich möchte wiſſen, ob ich ihr ein wenig gleich ſehe.

„Die Eliſabeth? ach, da iſt's traurig gegangen. Sie konnte nicht ſparen und that allezeit vornehmer als es reichte, — wenn ſie einmal eine Waſſerſuppe kochte, ſo buck ſie einen Kuchen dazu, daß es nicht gar ſo ſchlecht ſei. Der junge Herr half und ſtützte ſo viel wie möglich, aber der Wagen war im Fallen. Zuletzt war nimmer zu helfen, dem Heinrich ging's wie ſeinem Schwiegervater, und er und ſeine Frau kamen hieher ſammt ihrem einzigen Kind. (Sie vergißt immer wieder, daß dies Kind mein Vater war.) Liebes Kind, Gott bewahre dich, daß du nie aus deines Mannes Munde ein Wort hören dürfeſt, wie die arme Eliſabeth viele hören mußte! Von der Roſenlaube waren ſcharfe Dornen übrig geblieben.

Heinrich fand eine Stelle als Buchhalter, Eliſabeth blieb hier und Frau Luiſe hat wie eine rechte, treue Schweſter an ihr gehandelt. Sie war ein gutes Kind, die arme, ſchöne Frau, ſie nahm Vernunft an und was ſie noch lernen konnte, das hat ſie gelernt.

Später ſind ſie wieder zuſammen gekommen und iſt ihnen noch leidlich gut gegangen, aber Frau Eliſabeth hat nicht lange mehr gelebt.

So iſt der Lea ein beſſer Loos gefallen als der ſchönen Rahel.

10.

Seit Annamreile's Erzählung ſehe ich die zwei alten Leutchen mit ganz andern Augen an, und verſtehe jetzt erſt die ſtille Innigkeit ihres Verhältniſſes. Es thut mir auf's neue leid, daß mein Vater dieſem gütigen Onkel ſo entfremdet wurde, aber ich kann mir nun wohl erklären, daß er, nach allem, was er für ihn und den Großvater gethan, gekränkt war, als der Vater gegen ſeinen Rath und Zuſtimmung eine Verbindung ſchloß; und mein guter Vater ſcheint etwas aufbrauſender Natur geweſen zu ſein.

Nun, jetzt vergütet der Großonkel alles Verſäumte reichlich an mir. Ich genieße viele Liebe hier, und ſeit ich die Herzensgeſchichte der Großtante kenne, könnte ich ihr alles, alles zu liebe thun. Sie gewinnt auch allmälig Glauben an meine Leiſtungen und vertraut mir an, daß ſie wohl fühle, wie ſie alt werde und gern einen Theil ihrer Regierung in jüngere Hände legen würde. Nun, Vetter Tobias wird ſchon in irgend ſo einer Verwaltungsaktuarstochter mit fünfzehn Geſchwiſtern ſein Ideal finden und heimführen.

Unſere franzöſiſche Stunde nimmt ihren guten Fortgang und ich lerne immer noch von meinem Schüler mehr als er von mir.

Da Du nun durch mich und Annamreile die ganze Genealogie unſeres Hauſes erfahren, ſo möchteſt du doch wohl wiſſen, von wannen der Tobias ſtammt. Der iſt der Sohn von Großonkels einziger Tochter, — zwei Söhne ſind ihnen noch klein geſtorben.

Die Tochter hieß Luiſe, wie ihre Mutter, ſie war die Aelteſte, ein Jahr nach jener Krankheit der Großtante geboren. Sie ſei nicht ſehr ſchön geweſen und auch kein Haushaltungsgenie wie ihre Mutter, aber ein gutes, frommes und fröhliches Geſchöpf. Nun war es ein ſeltſames Ereigniß in einem ſo ganz nüchternen bürgerlichen Hauſe, daß dieſes Töchterlein ſich in einen jungen Offizier verliebte, der im Herrenhauſe im Quartier lag. Der Großonkel wollte nichts davon hören, aber die Großtante, ſie, die doch ſelbſt in einer Verſtandesheirath, wenigſtens von des Mannes Seite, ihr Glück gefunden, wollte, wie es ſcheint, doch dem Töchterlein das kindiſche junge Glück gönnen, das ſie ſelbſt nicht gekannt, und der Großonkel that es ihr zu liebe.

Der junge Krieger entſchloß ſich, die Waffen niederzulegen und mit dem Schwiegervater Kohl zu pflanzen. Es war eine kurze Herrlichkeit. In den Befreiungskriegen verließ er mit Bewilligung der Eltern ſeine junge

Frau in der Hoffnung, nur ein bischen mitzuſiegen und dann fröhlich zu ſeinem Herd und Hof zurückzukehren. Es war anders beſtimmt. Er fiel bei Waterloo, noch ehe ſein Sohn das Tageslicht geſehen.

Die arme Luiſe ſtarb bald nach der Geburt des Kindes. „Du arme Waiſe," ſagte ſie im Scheiden, „Gott ſende dir einen Engel zum Geleit wie dem Tobias, da Vater und Mutter dich verlaſſen." Darum heißt der Vetter Tobias.

Ich kann nicht mehr lachen über ſeinen Namen, und wie er ſelbſt mir erzählte, daß er nie eine Vaterhand gedrückt und nie einer Mutter Lächeln geſehen habe, da hätte ich weinen können. Das muß doch einer Seele ein lebenslängliches Heimweh laſſen.

So haben die ſtillen Augen der guten Großtante ſchon viele Thränen vergoſſen, aber ihr Glück iſt nur inniger geworden durch alles Leid. Wenn ich Frau würde, — nun lach' nicht Julie, es iſt ja alles auf der Welt möglich, — dann möchte ich wohl auch, daß mich mein Mann im Alter noch ſo lieb hätte und ſo herzlich anblickte, wie der Großonkel die Tante, obwohl er kein einziges zärtliches Wort zu ihr ſpricht. — Träume, Schäume.

Tobias hat mir auch anvertraut, daß er ſo ſehr gern ſtudirt hätte, — er wollte Arzt werden, — aber der Großonkel hatte von ſeinem Bruder Robert her ein ſolches Grauen vor der Univerſität, daß er Tobias mit Thränen beſchwor, von dem Wunſch abzuſtehen. So hat er nun ſeines Großvaters Beruf mit rechtem Ernſt ergriffen und tritt ein geſegnetes Erbe an; die Verwaltungsaktuarstochter kann die Hälfte ihrer fünfzehn Geſchwiſter darauf verſorgen.

Nun ſind es wenige Tage noch bis die Mutter kommt und Eduard! ich freue mich unbeſchreiblich. Diesmal helfe ich doch ſelbſt beim Buttern, er ſchmeckt ihr gewiß beſſer, und ich darf alles ſelbſt kochen, wenn ſie da ſind, das hat mir Großtante verſprochen. Und wenn die Mutter erſt das Blumengärtchen ſieht! Nur an eine Trennung von hier kann ich nicht denken.

Gewiß Julchen, Du mußt ſpäter auch kommen zu Deiner landwirthſchaftlichen

Fanny.

N. S.

Alſo wahr mit Almorini?

Trauet, Schweſtern, Männerſchwüren nie!

Nun Herz, ich bitte Dich nochmals, verbrenn' alle meine Briefe, in denen auch nur entfernt von ihm die Rede iſt, — alle, hörſt du, begrabe

alles in's tiefſte Schweigen. Ach, Gottlob, daß ich wenigſtens nie ein Wort mit ihm geſprochen habe als die Antworten in der Lehrſtunde. Nochmals, begrabe alles.

Weißt du, warum der Sarg wohl
So groß und ſchwer mag ſein?
Ich legt' auch meine Liebe
Und meinen Schmerz hinein.

Noch eines, Julie, im Vertrauen, meinſt Du auch wirklich, daß ich ihn geliebt habe?

11.

Liebſte, beſte Julie, die Mutter iſt hier und Eduard, und ſie finden mich ſo gut ausſehend und wir ſind alle ſo glücklich!

Heute feierten wir Großonkels Geburtstag in der Rebenlaube im Blumengärtchen und noch ein Feſt, rathe einmal — meine Verlobung mit — mit — nun in Gottes Namen ſoll's heraus, mit Vetter Tobias. Nun, liebes, liebes Herz, beklagen darfſt du mich nicht, ich habe es freiwillig gethan, ich glaube, daß ich glücklich, recht, recht glücklich werde, und — aber Du darfſt mich nicht verachten, — ich glaube, ich liebe ihn und habe nie einen Andern geliebt, und wenn ich ſeine Hand faſſe, ſo faſſe ich ſie mit ſo inniger Zuverſicht, — den Halt und Hort meines Lebens.

Wie das ſo ſchnell gekommen? Ach liebes Herz, es iſt eigentlich langſam gekommen, wenn ich denke, wie wir uns einmal ſo fremd, faſt feindſelig betrachtet haben. Ich weiß es kaum, — es war heute in der Früh, — ich ſtehe wirklich ſehr früh auf, — da ordnete ich die Laube, und Tobias kam und ſprach lange nichts, und ich fühlte wohl, daß er etwas auf dem Herzen habe, — liebes Herz, ich hab's ſchon lange gemerkt, trotz der Sophie mit fünfzehn Geſchwiſtern, — da fragte er endlich, — ach, ich kann das alles nicht ſo ſchreiben, vielleicht flüſtere ich Dir's in's Ohr, wenn Du kommſt.

Waren's doch die Zauberworte,
Daß ich ihm auf weiter Erde
Die alleinzige Geliebte
Sei und ewig bleiben werde.

Und ich ſagte nicht nein, und ich ſah endlich auf in ein verklärtes Angeſicht, und es war mir, als ſei ein ewiger Sonntag angebrochen.

Mir war recht bange, wie es Großonkel und Tante aufnehmen, —

ich Kindskopf einſt Herrin und Erbin dieſes Gutes! Aber ſie nahmen mich auf als ein geliebtes Kind; — bei der lieben Mutter waren wir zuerſt geweſen, — die kann nur weinen vor Freude. Eduard freut ſich königlich, daß er einen Schwager hat, und einmal auf unſern Ackerpferden reiten darf.

Aber wir ſind noch ſo gar jung, ich wenigſtens, — Tobias iſt ſchon ſechsundzwanzig, — da ſoll er noch ein Jahr reiſen, — früher ſein ſehnſüchtiger Wunſch, dem er aber jetzt, glaub' ich, gern entſagt hätte, und derweile ſoll ich ungeſchicktes Kind mich zur Hausfrau ausbilden. Nun, Gott helfe dazu! Ich habe an der Großtante eine liebe und geduldige Lehrmeiſterin.

Dem Annamreile haben wir in ihrer Dachkammer eine Brautviſite abgeſtattet, und ich hab's ihr endlich begreiflich gemacht, daß ich die Enkeltochter ihres Heinrichs und der ſchönen Eliſabeth bin. Sie lachte und weinte, und ſie meint, ich habe die Haare von der Eliſabeth, aber die Augen und das Herz von der Bertha.

Liebſte, beſte Julie, ich glaube, ich habe mein eigenes Herz und das iſt ein ſehr fröhliches und ein ſehr kindiſches und gehört

Deiner glücklichen
Fanny.

Ich habe es Tobias auch anvertraut mit Almorini, und bat ihn, nicht zu lachen. Er ſah mich mit recht ernſthaften, faſt traurigen Augen an (ich ihn gar nicht), dann aber lächelte er doch und ſagte: „Couſinchen, wie früh muß man denn kommen, um eines Mädchen erſte Liebe zu ſein?"

Denke, Tobias ſagte mir, daß er auch Robert heißt, und läßt mir die Wahl unter ſeinen Namen und ich erlaubte ihm, den alten Tobias beizubehalten. Bin ich nicht ſchon recht vernünftig geworden?

Ein Frauenbrief.

Sechs Jahre ſpäter.

Endlich, liebe Julie, haben wir Hoffnung, Dich bei uns zu ſehen; wer hätte gedacht, daß es ſo lange anſteht, bis Du mich in meiner Heimat beſuchſt? Komm nur, Du ſollſt das Stübchen bewohnen, wo ich als Mädchen reſidirte, es iſt etwas eleganter als damals; der Fenſterteppich, an dem ich ſo lang geſtickt, iſt wirklich einmal fertig geworden, wann und wie weiß ich nimmer, denn jetzt gehören ſchöne Arbeiten für mich auch zu den „begrabenen Träumen," weißt Du noch?

Komm nur, Du ſollſt Deiner Gouvernantenſorgen für eine gute Weile vergeſſen und ſollſt Dein Erziehungstalent üben an meinen leider ſehr unerzogenen kleinen Kreaturen. Ich habe das pädagogiſche Kolleg lange ſchon vergeſſen. Sie ſind aber doch köſtlich, beſonders der kleine Bube, der jetzt eben auf meinen Stuhl geklettert iſt und ruft: „Mama, net beiba!“

Ich muß eilen, Beſte, ich laſſe Kartoffeln ſtecken und wenn ich nicht ſelbſt auf den Platz komme, ſo werden ſie mir verwechſelt, Tobias verſteht das Brachfeld nicht ſo.

Meiner Garderobe ſollſt Du Dich annehmen, wenn Du kommſt, ich könnte mich wahrhaftig nicht mehr über den Grenzen der kleinen Stadt ſehen laſſen, ich habe ſo wenig Zeit an mich zu denken.

Du mußt unſer Herrenhaus unterhaltend finden, jetzt enthält es drei verſchiedene Generationen. Oben, wo Annamreile's ſtille Heimat war, hat die Mutter ihre allerliebſten Zimmerchen, Tobias war ſo ſehr freundlich und rückſichtsvoll auf ihre Ausſchmückung bedacht; die Mutter lebt ſonſt mit uns und iſt ſo froh, der häuslichen Sorgen enthoben zu ſein, ihr zierliches Stübchen iſt aber ein Feſtſaal für die Kinder.

Im zweiten Stock reſidiren die Großeltern, ſie haben ſich nach ihrem einfachen Sinn eingerichtet; das Kanapee mit dem alten Barchentüberzug und der ſchwarzlederne Lehnſtuhl, aber es iſt unbeſchreiblich behaglich bei ihnen. Tobias ſtaunt auch, daß die Großmutter ſich ſo leicht in die Ruhe finden konnte, ſie aber verſichert, ihr ſei ſehr wohl dabei, und ich laſſe ihr gar nicht zu viel Ruhe: ich ſpringe wohl zehnmal die Treppe hinauf mit meinen häuslichen Anliegen nnd Fragen, und die gute Großmutter in ihrer ſtillen Weiſe arbeitet heute noch mehr mit ihrem klugen Wort, als ich mit Händen und Füßen.

Tobias hat als Empfangsfeierlichkeit für Dich auch das Klavier ſtimmen laſſen, ich komme ſo ſelten zum Spielen, außer unſerem Choral am Sonntag Morgen, wo Groß und Klein mit einſtimmt. Meine Eliſe hat wirklich ein allerliebſtes Stimmchen. Die Guitarreſaiten habe ich leider abgelöst, um Seife damit zu ſchneiden, und das himmelblaue Band iſt ein Wiegenband geworden. Wenn aber die Kinder größer ſind, will ich meine alten Künſte wieder hervorſuchen, auch italieniſch nnd franzöſiſch; — ſpaniſch iſt mir indeß hie und da etwas vorgekommen.

Das Buttern habe ich indeß gelernt, ſogar das Melken, wenn's noth thut, — was ich aber noch nicht gelernt habe, das iſt die Stille und Ruhe,

mit der die Großmutter ihr Tagwerk vollbrachte; es geht bei mir noch geräuſchvoll genug zu. Großmutter meint, dafür ſei ich friſcher und heiterer, und das iſt auch wahr, mit ſo dreiſtimmiger Begleitung durfte ſie doch nicht arbeiten. Wenn ich ſie aber frage um das Geheimniß ihres ſtillen Schaffens, ſo zeigt ſie mir das Tiſchchen am Fenſter gegen Morgen, auf dem ihre Bibel liegt: „das iſt mein Zauberbuch, und kein Tag war je ſo unruhig und kein Geſchäft ſo dringend, wo ich nicht dafür eine ſtille Morgenzeit gefunden hätte.“ Julie, liebe Julie, da bleibt mir noch viel zu lernen!

Du mußt uns nicht für ganz verbauert halten wegen der entweihten Guitarreſaiten, ein gutes Wort und ein gutes Buch findet immer noch ſeine gute Statt bei uns, zumal zur Winterszeit, wo wir unſere Abendkränzchen mit Pfarrers halten.

Unſer Gefährt holt Dich ab, — nicht mehr die grüne Kaleſche, Tobias hat zu meinem erſten Geburtstag im Ehſtand ein neues gekauft, das freilich wenig gebraucht wird. — Ich ſchicke Dir ein Verzeichniß der Sämereien, die Du mir mitbringen könnteſt, auch von dem Reis zu herabgeſetzten Preiſen, wohlfeilen Biber zu Weihnachtsgeſchenken für meine Mägde, — man kann nicht zu früh ſorgen, — ein hübſches Morgenhäubchen für die Mutter, warme Schuhe für die Großmutter, — am Beſten, ich ſchreibe Dir alles auf einen beſondern Zettel.

Schade, daß Du unſer Annamreile nimmer triffſt; dieſer ehrwürdigſte Reſt der älteſten Generation, liegt ſeit vier Jahren auf dem Kirchhof, wo unſer Geſchlecht ſchon eine lange Reihe füllt. Sie hat meine Eliſe noch erlebt; dies neue Glied hat aber ihre genealogiſchen Erinnerungen gänzlich verwirrt, — eine Urenkelin der ſchönen jungen Eliſabeth, — das ging über ihren Horizont. Nun aber hat der Brief ſechs Seiten! eine unerhörte That für mich, die ſeit Monaten keinen Brief geſchrieben als an Müller und Kaufleute.

Das kleine Volk wird laut an allen Ecken. Du kommſt ja ſelbſt, dann ſollſt Du ſehen, wie ich mich als Landwirthin gemacht, und Tobias ſoll Dir erzählen, wie weit ich noch hinter ſeinem Ideal zurückſtehe.

Komm bald, meine Liebe, zu

Deiner glücklichen
Fanny.

Eine Eiſenbahneröffnung im Nordweſten Amerika's.

Nach brieflichen Mittheilungen

von

Franz Loeher.

Schon lange war es unſer Wunſch, auch den Weſten der Vereinigten Staaten kennen zu lernen. Denn Newyork, unſer Wohnſitz, iſt zwar noch immer die rechte Hauptſtadt der Union und gibt in politiſchen und geiſtigen Dingen wie im Handel den Ton an für das ganze Staatengebiet; aber in den weiten Weſtlanden, wo neue Staaten und Großſtädte raſch emporwachſen, bewegt ſich bereits lebhaft und ſelbſtändig ein eigenthümliches Volk, deſſen politiſche Anſichten und gewerblichen Unternehmungen auch bis hier nach Newyork einen fühlbaren Eindruck äußern. Jedes Jahr bringt neue überraſchende Nachrichten von dem mächtig anſchwellenden Leben im Weſten, und wir in Newyork fühlen uns gleichſam am Ufer eines Meeres, deſſen gewaltiger Wellenſchlag herwogt aus fernen Weiten. Lockend winkt außerdem die jungfräuliche Natur des Weſtens, im ewigen Handels- und Geſchäftsgewühl ſehnt man ſich doppelt nach Naturfriſche und Landſchaften, wo noch der freie Wald und die Prairie grünt. Gerade während wir uns zu einer Weſtfahrt vorbereiteten, kam eine Aufforderung, wie ſie nicht erwünſchter ſein konnte, nämlich der Eröffnung einer Eiſenbahn im Weſten beizuwohnen.

In den letzten Jahren ſind mit unglaublicher Raſchheit und Unternehmungsluſt eine Menge von Eiſenbahnen nach dem Weſten gebaut, jede Aktiengeſellſchaft drängte und eilte, mit ihrer Linie zuerſt fertig zu werden und raſch die Tauſende von Dollars zu gewinnen, welche der jeden Tag wachſende ungeheure Perſonen- und Waarenverkehr abwirft. Noch mehr, es galt, dieſen Verkehr in eine gewiſſe Bahn zu leiten, damit an die eine Bahnlinie ſich die andere anſchließe und dadurch eine ununterbrochene Eiſen-

straße bis in den fernsten Westen, ja bis nach Kalifornien, entstehe. Die Kapitalien zu solchen Unternehmungen kommen meist aus dem Osten, Plan und Antrieb aber aus den jungen, rüstigen Städten des Westens. Unter diesen läßt vor allen Chicago von sich hören. Diese Stadt ist so rasch, man möchte sagen gewaltsam, aus ihren Sumpfniederungen zu der Bedeutung einer Großstadt emporgestiegen, daß sie bereits das aufblühende Milwaukee hinter sich gelassen hat und dem riesenmäßig anwachsenden Buffalo sich ebenbürtig an die Seite zu stellen denkt. Von Chicago aus mußte zunächst eine Eisenbahnverbindung mit dem Mississippi geschaffen werden, dann fuhr man in einem Zuge von Newyork bis zum obern Mississippi auf Eisenbahnen, eine Strecke, welche mit Wagen und Pferd zurückzulegen früher ein paar Monate kostete. Im vorigen Frühling war die Bahn von Chicago am Michigansee bis Rockisland City, quer durch den Staat Illinois, bereits fertig. Zu ihrer feierlichen Eröffnung luden die Unternehmer, zwei Herren in Newhaven, gegen neunhundert Gäste aus allen Theilen der Union ein. Die Directionen sämmtlicher Eisenbahnen, welche nach Chicago führen, boten auf das bereitwilligste die Hand zur Verherrlichung des Festes und sicherten allen Eingeladenen vom 29. Mai an volle drei Wochen lang freie Fahrt zu. Jeder hatte deßhalb bequeme Zeit, Hin- und Rückreise auch auf Umwegen zu machen. Aber die Eingeladenen wurden nicht bloß mit freier Fahrt auf Eisenbahnen und Dampfschiffen und mit Musik, Hurrahgeschrei und Festgepränge bedacht, sondern sie waren wirkliche Gäste der Eisenbahnherren, gegen neunhundert wurden wochenlang auf das glänzendste von diesen bewirthet.

Eine so großartige Gastlichkeit übt man nur an Königshöfen oder in Amerika. Freilich ist sie gut angewandt, man könnte versucht sein, sie auch eine ächt amerikanische, großartige Spekulation zu nennen. Was wollen bei einem so bedeutenden Unternehmen, das Millionen kostet und Millionen Gewinn in Aussicht stellt, fünfzig tausend Dollars sagen, welche mit der Bewirthung der Gäste aufgehen? Wird diese Ausgabe nicht zehnfach, hundertfach eingebracht werden, wenn durch solche Liberalität all die Notabilitäten unter den neunhundert Eingeladenen sich für die Eisenbahn interessiren, wenn die großartige Eröffnungsfeier Veranlassung gibt, daß wochenlang im ganzen Unionsgebiete die neue Eisenbahn in Zeitungen, auf Comptoirs, in Familienkreisen besprochen wird, wenn dadurch angeregt sich Tausende mit ihren Geschäfts- und Ansiedlungs-Gedanken der neuen Eisenbahn zuwen-

den, — wenn endlich längs der ganzen Bahnlinie Niederlaſſungen, Kaufläden, Gaſthäuſer, Sägmühlen, Fabriken, Dörfer und Städte entſtehen? Wo eine Eiſenbahn hinzieht, da bevölkert ſich das Land auf beiden Seiten, da ſteigt der Bodenwerth raſch von zwei auf zehn und zwanzig Dollars für den Acker, und je raſcher dies geſchieht, deſto größer iſt der Gewinn für die Landverkäufer, unter denen ſich ſicherlich die Inhaber der Bahnactien nicht vergeſſen haben, deſto ſchneller wächst auch der gewinnbringende Verkehr auf der Bahn ſelbſt.

Von ſchönem Wetter begünſtigt fuhren wir nun von Newyork über Detroit zunächſt nach Milwaukee, eine Strecke Weges von vierzehn Breitegraden, wie etwa von Hamburg nach Liſſabon. Wie ſehr begriffen und theilten wir da das ſtolze Gefühl des amerikaniſchen Volkes, das ſich als den Herrn weiß eines ſolchen Ländergebietes, das von der Natur durch Fruchtbarkeit, unterirdiſche Schätze und Waſſerſtraßen begünſtigt iſt, wie wenige auf der Erde. Wie viele Großſtädte berührten wir auf dieſem Wege und welche zahlloſe Menge von kleinen Städten, von denen vielleicht in zehn oder zwanzig Jahren jede ihre zwölf bis dreißig tauſend Einwohner hat. Immer weiter ging es in den Weſten hinein und überall wieder Anſiedlungen, Städte, Kanäle und Eiſenbahnen. Die landſchaftlichen Schönheiten waren freilich untergeordneter Natur und von ziemlicher Einförmigkeit, meiſt lange hügelwellige Ebenen, ſelten von Höhenzügen unterbrochen. Den Hauptreiz boten die großen und kleinen Seen und Flüſſe. Die großen Seen freilich ſind nur impoſant durch ihre Waſſermaſſe, es fehlen ihnen faſt gänzlich hochprangende Geſtade.

Die freundliche Stadt Milwaukee verdient die Vorliebe der Deutſchen. An beiden Ufern eines kleinen Fluſſes ausgebreitet zieht ſie ſich eine Uferhöhe hinauf, welche auf der andern Seite ſteil gegen den See abfällt. So jung die Stadt iſt, herrſcht doch ſchon in manchen Straßen und Häuſern ein recht großſtädtiſcher Luxus. Bei weitem die prächtigſten Gebäude ſind auch hier der Dom und der biſchöfliche Palaſt der Katholiken. Eine ſolche Stadt im Weſten beſteht faſt nur aus Kindern und jungen Ehepaaren, man ſieht ſo wenig Alte als unverheirathete Mädchen. Im obern Stadttheile wohnen die Reichen und das ſind vorzugsweiſe geborne Amerikaner, in der untern Stadt, wo noch Reſte der ehemaligen Sümpfe alljährlich die ſchwere Fieberluft verbreiten, hat ſich die Hauptmaſſe der deutſchen Einwanderer angeſiedelt. Von den jetzt bald vierzigtauſend Bewohnern der Stadt ſind reichlich

ein Drittel Deutsche, und unter ihnen nicht wenige, welche zur höheren Gesellschaft zählen. In Milwaukee ist, soweit das in amerikanischen Städten überhaupt möglich, noch am meisten ein gemüthlicher Ton herrschend. Die deutsche Art und Weise hat hier wohlthätig auf die Amerikaner eingewirkt, sie haben es über sich gewonnen, ihr angebornes frostiges Wesen rosig anlächeln zu lassen. Die deutsche Musik, welche in Milwaukee durch entschiedene Talente vertreten wird, gab den Anlaß zu einer heitern Geselligkeit, in welcher sich Deutsche und Eingeborne begegneten. Erbittert aber sind die letztern über die vollständige Unkirchlichkeit, welche so viele gebildete Deutsche an den Tag legen; die Amerikanerinnen würden einigen deutschen Frauen noch verzeihen, daß sie hier kurzröckig und kurzhaarig umherspazieren, nicht aber, daß sie so freigeistig sprechen.

Chicago war am Montag den 5. Juni schon früh am Tage gleichsam von einer Völkerwanderung eingenommen. Die Pferde und Wagenburgen bedeckten weite Flächen; in der Stadt war zum Glück für die eingeladenen Gäste gesorgt, sonst wäre an Unterkommen gar nicht zu denken gewesen. Der Amerikaner liebt öffentliche Aufzüge außerordentlich und putzt sich selbst und Haus und Straße auf das Farbenreichste dazu heraus. Es flatterten so viel Ellen Flaggen und Banner über jeder Straße, daß man alle Flotten der Welt damit hätte versehen können. Die Deutschen tranken unzählige Schoppen in den Lagerbierhäusern bei Musik und Gesang, die Irländer taumelten schnapsberauscht durch die Straßen und suchten Händel, die Amerikaner blieben ruhig und nüchtern, wenn sie auch stehenden Fußes einen Brandy nach dem andern nahmen.

In zwei unabsehlichen Extrazügen fuhr die versammelte Gesellschaft ab. Natürlich gingen vorher Parade und Aufstellung der Miliz und Bürgerwehr, der Feuerlöschgesellschaften und aller möglichen Vereine, sowie Festreden unter unermeßlichem Hurrahgeschrei und dem Schmettern von mehreren Musikbanden mit verstimmten Instrumenten. Das alles ist bei dergleichen Gelegenheiten auch in Deutschland Mode, aber in Amerika tritt es massenhafter, roher und geschmackloser auf. Stolze, weiträumige Bahnhöfe mit hübschen Anlagen und Häusern darf man in Amerika ebenfalls nicht erwarten; der Bahnhof ist da, wo die Bahn anfängt, etwas mehr als ein paar Holzschuppen zur Bergung der Waaren hält der Amerikaner für ganz unnöthig. Unter einem betäubenden Lärm von Kehlen und Instrumenten fuhren wir ab nach Rockisland City. Es war ein Glück, daß die

Bahn zur Zeit noch wenige Städte berührte, ſonſt wäre des Feſtredens und des Hurrahrufens kein Ende geweſen.

Die Gegenden, welche wir durchflogen, waren meiſt einſame Prairien, welche in leiſen Wellen auf und ab ſchwellend ſich in unermeßliche Fernen zu dehnen ſchienen, wo ſie mit dem Himmelblau zuſammenfloſſen. Nur hin und wider erhuben Haine und Wälder ihr Haupt, dann war ihr Rand regelmäßig mit einer Kette von Farmhäuſern beſetzt. Der Frühling hatte dieſe Ebenen mit friſch glänzendem Grün überſchüttet, welches mit zahlloſen Blumenſternen geſtickt war. Es war, als durchbrauste man auf geflügeltem Wagen ein grünes Meer, das ſich ſtill und endlos ausdehnte.

Nach einer Fahrt von acht Stunden langten wir am Endpunkte der Bahn, am Miſſiſſippi, an. Nach allem, was wir von dieſem „Stromvater" gehört, ſtellten wir ihn uns als eine breitfluthende Fläche von trübem Schlammwaſſer vor, welche mit Bäumen und Stämmen zwiſchen niedern Ufern dahintreibe. Aber wie freudig wurden wir überraſcht, als wir am Ufer ſtanden. Vor uns ſtrömte friſch und klar ein Fluß, breit wie der Rhein, eingefaßt von herrlichem Fels- und Waldgeſtade. Wir waren ſo entzückt, daß wir lange uns nicht darin finden konnten, fern im Weſten wirklich am Miſſiſſippi zu ſtehen, ſo lieblich und ſo romantiſch war die ganze Umgebung. An unſerem Ufer lag die blühende Stadt Rockisland City, vor uns mitten im Fluſſe eine Felsinſel Rockisland mit ihrem hohen Waldbuſche und Fort Armſtrong auf der Inſelſpitze, drüben vom andern Ufer lachte eine andere helle Stadt, Deavenporth, herüber. Eine friſche, ungemein wohlthuende Kühle wehte vom Fluſſe her, und ſeine Wellen brachen ſich ſpielend und aufſchäumend an den felſigen Vorſprüngen der Inſel. Um die Romantik voll zu machen, ließen ſich unter den verfallenen Wällen des Forts ein paar Indianerhütten ſehen, die armen Wilden in ihre weißen Decken gehüllt ſtanden und ſaßen wie ſtarre, ſtumme Statuen am vorbeirauſchenden Waſſer. Sie waren ein trauriger Ueberreſt der Völkerſchaften, welche einſt hier jagten und kämpften und jetzt, immer weiter in den Weſten hineingetrieben, rettungslos abſterben und vergehen.

Hier am Miſſiſſippi entfaltete ſich jetzt die Gaſtlichkeit der Feſtgeber im ſchönſten Lichte. Fünf Dampfſchiffe lagen prächtig beflaggt am Ufer, um die ganze Geſellſchaft ein paar Tagereiſen weit ſtromaufwärts zu den berühmten St. Antonsfällen zu tragen. Dieſe Stromfahrt war ein Hauptreiz, der viele Gäſte angezogen hatte; bloß um dem Eröffnungsfeſte der

Eisenbahn beizuwohnen, wären sie nicht aus weiter Ferne hergereist. Jetzt aber sollten sie weite Gegenden sehen, die eben erst der Kulturströmung eröffnet waren, in denen vor drei Jahren noch die Rothhäute streiften und jetzt bereits junge Staaten in die Höhe geschossen waren. Vom Nordwesten hatten bei weitem die meisten von uns kaum eine andere Vorstellung, als daß es ein ödes, wildes Land sei, voll Prairien, Sümpfe und Wälder. In regster Erwartung blickten wir den Strom hinauf, als unsere Dampferflottille sich in Bewegung setzte. Schon nach wenigen Stunden sprach die Mehrzahl der Gäste fröhlich ihre Meinung aus, dies sei die schönste Fahrt, die je gemacht sei.

Diese heitere Stimmung hielt während der fünf Tage an, die unsere Hin- und Rückreise dauerte. Die Gesellschaft war, wie bei so großer Menge und namentlich in Amerika kaum anders möglich, gemischt genug. Neben berühmten Staatsmännern und Schriftstellern, wie Bancroft, Fillmore, Miß Sedgewik und mehreren andern, schritten fest und derbe daher naturwüchsige Hinterwäldler, denen die Lederhose besser stand als der Frack; zwischen den reichen Geldherren und ihren vornehmen Damen, die nur gewöhnt waren an ausgesuchte Luxusfülle, standen einfache Farmer mit ihren neugierigen Frauen und Töchtern. Das feine und gebildete Benehmen, welches in Europa unter Gesellschaften bei solchen Festfahrten sich von selbst versteht, war in Amerika nicht zu erwarten. Aber die ganze Gesellschaft war vom besten Geiste beseelt. Mochte die Neuheit und Schönheit der Gegend oder mochte die glänzende Bewirthung, die nicht nur frei und vollständig, sondern auch artig und geschmackvoll gegeben wurde, die Ursache sein, genug, einige Störungen abgerechnet, herrschte fortwährend ein heiterer, angenehmer Ton auf unsern Dampfschiffen. Amerikanische Langeweile und Steifheit trat etwas in den Hintergrund, es fanden sich Gruppen von Bekannten und Gleichgesinnten zusammen, und man war einverstanden, einander Freude zu gewähren und keine Lust zu zerstören.

Bei den Städten freilich, vor denen wir anlangten, bei Galena, Dubuque, Gutenberg, Prairie du Chien und anderen, gab es jedesmal ein Getümmel, ein Ab- und Zuströmen von Volksmassen, Hurrahs, Musik nnd Böllerschüsse sammt einer endlosen Reihe von schwungvollen Reden. Die Städte thaten ihr Bestes, der Reisegesellschaft einen festlichen Empfang und gute Bewirthung zu bereiten, die besten Redner der Nachbarschaft gaben Sprühfeuer von Phrasen und Witzen, und unsere Redner antworteten

nicht minder hochgeſtimmt und wortgewaltig. Denn natürlich ließen ſich die Politiker auf den Schiffen die ſchöne Gelegenheit nicht entgehen, für ihre Zwecke zu arbeiten und unter dem freien Volke des Weſtens ſich Freunde und Stimmen zu ſammeln. Es war jedesmal wie am vierten Juli, am Unabhängigkeitsfeſte, der Redeſchwall fluthete wie der Miſſiſſippi, und dieſer „Stromvater," ſo alt er war, hatte ſein Lebelang noch nicht ſo viele donnernde Reden und Hurrahs zu ſeinem Ruhm und Preiſe vernommen, wie an dieſen Tagen. Die Leute hatten aber auch ein Recht großzuthun und die herrlichſte Zukunft dieſen Geſtaden zu verheißen; denn was wir bereits jetzt hier an Städten und Ortſchaften aufgeblüht, an ungeheurem Verkehr geſchaffen ſahen, das ließ ſchon für die nächſte Zeit Großartiges erwarten.

Wir unſererſeits, die wir nicht zu dem politiſchen Volke gehörten, freuten uns jedesmal, wenn die Dampfſchiffe wieder hinauswendeten in die ſchöne Naturwildniß, welche der Fluß durchſtrömt. Die Fahrt war voll der köſtlichſten, reinſten Genüſſe. Wir mußten uns immer in's Gedächtniß rufen, daß wir wirklich durch eine Gegend reiſeten, welche erſt vor ein paar Jahren den Wilden abgekauft worden, ſo lachend und lieblich lag das Land zu beiden Seiten des Stromes. Dieſer ſelbſt blieb faſt fortwährend eingefaßt von felſigen Wänden, welche auf das zierlichſte durchbrochen und mit Buſchwerk überhangen waren. Grüne Inſeln, welche der Strom umglänzte, Wieſenbuchten in der Uferbiegung zwiſchen ſteilen Felſen, die ſtillen Thäler der Nebenflüſſe, welche unter dem hohen Laubdach des Urwalds langſam herbeizogen, ſich mit dem mächtigen Miſſiſſippi zu vereinigen, dieſer ſelbſt in ſeinen Krümmungen ſich ergießend gleichſam durch ein Gewinde von Seen, — es war herrlich, es muthete uns an, wie Glück und Frieden. Der unſägliche Zauber der Wildniß, der Schimmer und die Friſche der jungen Natur lag über der Gegend ausgebreitet. Das Gefühl dieſes Friedens wurde auch nicht geſtört, wenn wir an ausgeriſſenen Uferwäldern, gelben Schlammbänken und treibenden Baumſtämmen vorbei, oder in die rauſchenden und ſchäumenden Stromſchnellen hineinkamen. Um über die letztern wegzukommen, wurden den Schiffen Flachboote angehängt, um ſie vom Holzvorrath und Gepäck zu erleichtern, und nur mit Mühe und Anſtrengung wurde der lärmende Andrang des Waſſers überwunden. Mit Entzücken denken wir noch zurück an die ſtillen Mondſcheinnächte, wenn die Sterne ihr ewig Licht über dieſe Gegenden tiefer Einſamkeit goſſen und nichts zu hören war, als das dumpfe Rauſchen der Wogen und Wälder und das

Stöhnen der Maſchine. Noch immer, wenn wir an jene blühende Wildniß zurückdenken, ſehnt ſich wieder die Seele danach, wie nach einem kühlen, erfriſchenden Bade.

Als wir den Fluß höher hinaufkamen, wurden die Ufer mächtiger und bewaldeter. Finſtere Tannenforſten, nur von Holzfällern belebt, bedeckten die Höhen. Dann ließen wir auch dieſe hinter uns, und zu beiden Seiten des Stromes dehnten ſich nun grüne Prairien, über deren unermeßliche Flächen die Blicke hin- und herſchweiften, bis ſie ermüdeten, ein Ende zu finden. Auf dem meilenweiten Pepin-See breitete ſich unſere Flottille maleriſch aus. Noch eine Fahrt von einem halben Tage auf ſchmäler werdendem Fluſſe und wir landeten am Reiſeziele, in St. Paul. In dieſer jungen Hauptſtadt von Minneſota empfing uns eine wahrhaft herrliche Gaſtfreiheit. Vor vier Jahren ſtand hier erſt ein Häuflein von rohen Blockhütten, und jetzt eine blühende, lebhafte Stadt von fünftauſend Einwohnern, welche den Platz leidenſchaftlich zu lieben ſcheinen und durch Holz-, Pelz- und Waarenhandel wohlhabend werden. Die Luft gilt hier für ausgezeichnet geſund, deßhalb kommen aus den weiter unten gelegenen Gegenden des Miſſiſſippi, zu deren Schönheit und Fruchtbarkeit ſich leider auch der verderbliche Fieberhauch geſellt, in jedem Frühjahr und Herbſte Schaaren von Kranken nach St. Paul, um hier Geneſung einzuathmen.

Zahlreiche Wagen brachten uns in zwei Stunden bis zu den St. Antonsfällen. Der Strom ſchießt hier von einem mächtigen Abhang hernieder, damit iſt alle weitere Schifffahrt flußaufwärts gehemmt. Nur wenige Reiſende ſahen früher dieſen Waſſerfall, weil er zu fern im Nordweſten entlegen war, und erſt in den letzten Jahren eine regelmäßige Dampfſchifffahrt dorthin eingerichtet wurde. Wurden doch vor kaum zwanzig Jahren erſt die Quellen des Miſſiſſippi mit Sicherheit beſtimmt. Jetzt zum erſtenmal ſah der junge Stromrieſe eine ſo ſtattliche Geſellſchaft an ſeinen Ufern, welche ſich an ſeinen gewaltigen Sätzen über die Felsblöcke ergötzte. Welch ein Abſtich gegen jene Zeit, als vor jetzt hundertvierundſiebzig Jahren der erſte Weiße, der fromme Franziskanermönch Ludwig Hennepin, nach Erduldung unendlicher Beſchwerden und Mühſale im kleinen Birkenboote hier landete und furchtſam ſtand vor dem gewaltigen Donnern und Schäumen des Stromes. Er benannte den Waſſerfall zu Ehren ſeines Schutzpatrons, des St. Antonius von Padua. Weiter hinauf kam er nicht, denn die wilden Sioux überfielen ihn hier und ſchleppten ihn in die Gefangenſchaft. Jetzt ſind dieſe

kriegeriſchen Stämme ſehr zahm gemacht, ſie müſſen ihre Gründe verkaufen und immer weiter nach Weſten in unwirthliche Gegenden ziehen. Erſt vor drei Jahren traten die noch übrigen zwanzigtauſend Sioux ihre Ländereien von vierzig Millionen Aeckern am rechten Stromufer ab gegen den winzigen Preis von noch nicht dreiviertel Million Dollars, dazu erhalten ſie aus Gnade noch fünfzig Jahre lang fünfzigtauſend Dollars. Einige wenige Chiefs bereichern ſich dabei, das übrige Geld fließt bald zurück in die Hände der Weißen für Decken, Nahrungsmittel, Pulver und Flinten. Man mag es beklagen, daß dieſe ſtolzen Söhne der Wildniß aus ihren Sitzen verdrängt und rettungslos dem Untergang entgegengejagt werden, — aber wer wird verlangen, dieſe ungeheuren Flächen fruchtbaren Bodens, auf welchem bald Hunderttauſende von fleißigen Menſchen ſich ihres Lebens freuen werden, ſollten als öde Wildniß liegen bleiben zum beſten von ein paar Häuflein ſtreifender Indianer?

Die Waſſerfälle, von deren wunderbarer Pracht und Schönheit in Zeitungen und während der Fahrt hierher ſo viel geſprochen war, ſchienen uns dieſen Ruhm nicht zu verdienen. Die Sioux nennen einen Waſſerfall Minne-haha, das heißt „lachend Waſſer," — aber die St. Antonsfälle haben weder etwas Lachendes noch Majeſtätiſches. Paſſender haben die Chippewäs den Ort Kaka-Bika genannt, „Felſenbruch," denn man ſieht mehr auf die Trümmer und Brocken der Felſen, als auf das ſtürzende Waſſer, das nicht klar, ſondern ſchmutzig gelb iſt. In älteren Zeiten mag der Waſſerfall ein erhabeneres Bild gegeben haben. Quer durch den Strom geht unter dem Waſſer nämlich ein Felſenriff, deſſen Höhe von ſiebzig und mehr Fuß der Miſſiſſippi früher in einem gewaltigen Satze hinabſprang. Weil die obere Lage des Riffes aus feſtem Kalkfelſen, die untere aber aus leicht bröcklichem Sandſtein beſteht, ſo ſchlugen die am Fuße des Falles rückprallenden Wogen mit raſtlos zermalmender Gewalt gegen die Sandſteinwand und höhlten ſie ſo lange aus, bis die über die Höhlung hervorragende Kalkſteinlage ihren Halt verlor, unter dem Drucke des darüber hinſchießenden Waſſers zerbrach und in tauſend Blöcke und Brocken zertrümmert hinunterſtürzte. Dadurch wurde zugleich das Flußbett immer mehr angefüllt. So rückten die Fälle immer weiter nach oben hin, zertheilten ſich in eine Menge von kleineren Abſätzen und Stromſchnellen und wurden immer kleiner. Die St. Antonsfälle bieten daher den Anblick eines ſtets geneigten Flußbettes, welches über und über angefüllt iſt mit großen und

kleinen Felstrümmern und einer zahllosen Menge von Fichtenstämmen, welche heruntergeflößt werden, dazwischen und darüber schäumt und tost, springt und stürzt das gelbe Wasser. Nur an einer Stelle fällt ein Theil des Flusses noch beinahe zwanzig Fuß tief. Dieser Fall aber verschwindet zu sehr in der Ausdehnung des Flußbettes. Auch jetzt noch weichen die Fälle mit jeder großen Herbst- und Frühlingsfluth zurück; nicht sehr lange wird es mehr dauern, und statt der Wasserfälle sind hier nur noch gewaltige Stromschnellen übrig geblieben. Der Mississippi ist wie ein junger Stromriese, der alles, was seinen geraden Lauf hemmt und unterbricht, wegwüthet. Von stolzen Flußgestaden aber ist hier gar nicht die Rede. Die Einfassung des Wassers bilden Schutt und Steintrümmer, in der Mitte des Falles streckt sich jedoch eine waldbewachsene Insel, welche die Oede des Ortes bedeutend mildert. Die Umgegend ist rings nackt und glatt wie ein Teller. Auch das Städtchen St. Anton, welches nahe unter den Fällen steht, macht den Platz wenig malerischer; es ist gar nett und freundlich gebaut, aber eben und einförmig. In der Umgegend hat sich bereits eine Anzahl von deutschen Farmern angesiedelt, deren Hütten sich nicht unwohnlich ausnahmen.

In St. Paul wurde uns ein Ball gegeben auf dem hübschen Stadthause, welches den stolzen Namen „das Kapitol" führt. Es steht auf derselben Stelle, auf welcher noch vor fünf Jahren die Indianer die Tänze feierten, in denen sie jauchzend die blutigen Skalpe schwangen. Jetzt tanzte da eine, im Ganzen genommen auserlesene Gesellschaft aus allen Theilen der weiten Union. Die neuen Städte hier ganz oben am Mississippi haben vorzugsweise eine Bevölkerung von jungen, gebildeten Leuten aus den Seestädten und aus Neuengland; kein Zweifel, daß sie bei ihrer Betriebsamkeit reich werden, schon dadurch, daß sie jetzt Bauplätze und Aecker ankaufen, welche in wenigen Jahren fünf- und zehnmal so viel werth sind. St. Paul und St. Anton leiden wenigstens bis jetzt nicht unter der zweifachen Geißel der südlicher gelegenen Städte. Sie sind frei von Fiebern und frei von Gaunern, Spielern und raublustigem Gesindel.

Mit aufrichtigem Danke schieden wir von den freundlichen Bewohnern Minnesotas und erfreuten uns auf der Rückfahrt noch einmal der jungen Herrlichkeit, mit welcher sich die Ufer des obern Mississippi schmücken. Am Sonnabend Morgen waren wir wieder vor Rockisland. Die Reisegesellschaft und ihre Wirthe hatten aber an einander so viel Behagen gefunden

und an der ganzen Fahrt ſo viele Freude, daß bereits die Einladung an alle Gäſte ergangen war, auf Koſten der Feſtgeber die Reiſe noch auf zwei Tage weiter, bis St. Louis, auszudehnen. Ein Theil der Geſellſchaft nahm die artige Einladung an, dampfte unter neuen Genüſſen nach St. Louis hinunter und erzählte dort von den Herrlichkeiten der ganzen Fahrt. Wir indeſſen hatten vorläufig genug genoſſen und ſehnten uns aus dem immer beweglichen Lärm einer ſo großen Geſellſchaft nach ein paar Tagen heiterer Ruhe. Dieſe fanden wir in Deavenporth, offenbar dem ſchönſten Punkte auf dem obern Miſſiſſippi. Dort ließen wir im angenehmen Freundesgeſpräch die Reiſebilder vor unſern geiſtigen Augen wieder vorüber gehen, welche abwechſelnd auf ſo weiter Fahrt uns entzückt hatten. Auch jetzt noch, wo wir wieder im geräuſchvollen Newyork leben, geht uns jedesmal das Herz auf, wenn die Rede kommt auf den obern Miſſiſſippi.

Briefe aus Neapel.

Von

Ferdinand Gregorovius.

I.

Die Revolution von 1848 hat Rom noch ſtiller gemacht, als es ſchon ſeinem Charakter nach immer ſein mußte; Freude und Lebensluſt iſt aus dem Volke geſchwunden, der Vermögende hält ſich ruhig daheim, die arbeitende Klaſſe iſt gedrückt. Immer ſeltener ſind die Volksfeſte geworden, der Carneval verfällt, ſelbſt die ſonſt ſo heitern Oktoberfeſte, welche die Menge vor die Thore in's Freie trieben und beim Becher und Saltarello fröhlich ſein ließen, ſind faſt geſchwunden. Rom iſt wie eine große Ruine, durch welche nur Prozeſſionen von Mönchen und Geiſtlichen ziehen und die nur vom dumpfen Klang der Glocken und geiſtlicher Muſik belebt wird. Alles Lebendige ſcheint dort von der Geiſtlichkeit, von den Cardinälen, von den Prieſtern und Mönchen allein auszugehen. Das Volk verhält ſich nur anſchauend. Es handelt nicht, es betrachtet. Und Betrachtung iſt hier alles; gleichviel ob ihr Gegenſtand die römiſche Ruine ſei, oder die Statuen des Vatican, oder eine Function in Sanct Peter und in der Sixtiniſchen Kapelle, wo der Papſt und die Cardinäle in ruhender Stellung ſich immer gleich zu einem fertigen Bilde gruppiren, welches man ſo betrachtet, als wäre es bereits auf die Leinwand getragen. Selbſt auf dem Korſo, wo der Römer Mittags und Abends gravitätiſch einhergeht, bewegt er ſich nicht um ſich zu bewegen, er findet ſich dort ein, um die ſchönen Frauen zu bewundern, welche in den Karoſſen auf- und abrollen. Man ſieht an einzelnen Stellen des Korſo Gruppen verſammelt, welche ſich dort aufgeſtellt haben, um die vorüberfahrenden Damen ruhig zu betrachten. Der Korſo iſt wie eine in das Leben übertragene Statuengallerie aus dem Vatican und gibt volle Ruhe des Anſchauens, des langſamen Hin- und Herwandelns.

Nun Neapel. Dieſe fieberhafte Erregung der Lebensthätigkeit und dieſes allgemeine Mit- und Ineinanderhandeln des geſammten Volkes iſt ganz erſtaunlich. Die Stadt ſcheint in einer fortdauernden Revolution; nichts bleibt, alles fließt, ſtrömt hier von Lebensfluth. Gleich groß iſt das Gewühl am Hafen, gleich groß auf den Quais, auf den Märkten, auf dem Toledo, und glaubt man ſich aus ihm auf Capodimonte, auf den Vomero, auf den Poſilipo gerettet zu haben, ſo geräth man in ein neues Chaos der Menſchenverwirrung. Man hat hier keine Zeit und keinen Raum. Man kann nicht betrachten; wo man auch ſei, überall ſind die Sinne in einem beſtändigen Vertheidigungskriege. Selbſt die ſtrahlenden Lichter des Meeres und der Küſten machen unruhig, blenden das Auge, regen die Phantaſie auf; und nicht einmal in tiefſter Nacht hat das Ohr vor dem Lärm der Stimmen und vor dem Rollen der Wagen Ruhe.

Ich war auf das Caſtell San Elmo nach dem Kloſter San Martino hinaufgegangen. Dieſer fürſtliche Bau der Benediktiner, der wohl nimmer ſeines Gleichen weder an luxuriöſer Pracht noch an Lage haben wird, ſteht hoch über Neapel auf dem Vomero und bietet eine überwältigende Ausſicht auf den ungeheuren Golf und ſeine Inſeln und auf die vom Poſilipo bis unter den Veſuv hin ſich ausbreitende Stadt. Hier dachte ich das ſchweigende Neapel ruhig zu betrachten. Aber ſelbſt bis auf dieſe Höhe hinauf ſtieg das Brauſen der Stadt vernehmlich wie eine nimmer ruhende Brandung, und es ſchien, als kämpfte das Volk unten mit wildem Geſchrei eine Revolution durch. Fragt man ſich nun, weßhalb und was denn eigentlich dieſe Tauſende von Stimmen unabläſſig auszurufen haben, ſo muß man ſich endlich ſagen: nichts weiter als Genuß, ſie bieten alle nichts als Genüſſe aus. Der neben mir ſtehende Benediktiner verſicherte mich, daß er aus dieſem brauſenden Elemente von Volksſtimmen mit Entſchiedenheit einzelne Worte fruchtausgellender Weiber heraushöre. Und was bieten ſie nicht aus, was ſchaffte dieſe geſegnete Erde oder induſtrieller Menſchenwitz, was da nicht ſeine Stimme fände, vom Thunfiſch im Waſſer, vom Pfirſich auf dem Baum bis zum Pulcinella auf der Straße und dem Heiligen aus Holz, der eben aus der Werkſtätte kam. Nur das ſchöne Mädchen allein wird nicht ausgeſchrieen; der Ruffiano ſchleicht dem Toledo entlang und ziſchelt vorüberſchleichend wie die Schlange: una ragazza, fresca, bellissima, di tredici anni.

Ich ſtand lange auf der Baluſtrade oben in S. Martino und horchte in Neapel hinab. Wenn dieſes Volk, dachte ich, ſchon in der alltäglichen

Regung ſeiner Thätigkeit, in der ganz gewöhnlichen Stimmung ſeiner Lebensempfindungen die Lüfte mit ſolchem Schall erfüllt, wie erſt muß es toſen, wenn es im Schmerz und in der Wuth aufſchreit, wenn dieſe hunderttauſend Lazzaroni im Straßenkampf lärmen oder nach Beute ſchreien — wie ſie es nach dem 15. Mai 1848 gethan haben, da ſie ſchaarenweiſe hinter dem Wagen des Königs Ferdinand herliefen und Plünderungsfreiheit begehrten. Mir erzählten Leute, welche in der Märznacht Berlin aufſchreien hörten — es ſoll gar grauſig ſich angehört haben, ſelbſt in Berlin, wo es im Verhältniß mehr Geheimeräthe gibt, als Lazzaroni in Neapel.

Doch alles bewegt ſich hier fröhlich, friedlich und ſelbſt in der bunteſten Unordnung dennoch geordnet. Einzelne wie ganze Klaſſen, ob ſie ſich tauſendfach durchkreuzen, gehen wie die Ameiſen in ihrem Staat in gewohnten Richtungen, auf bekannten Geleiſen. Das ungeheure Leben circulirt hier wie das Blut; uns ſcheint dieſer Pulsſchlag bis zur wahnſinnigen Aufregung fieberhaft und doch iſt er normal und geregelt.

Die Revolution nnd die moraliſche Niederlage der jüngſten Jahre iſt ganz ſpurlos an Neapel vorübergegangen. Das Leben hat ihre Erſcheinung hinweggefluthet, und kaum wüßte man von ihr, wenn man nicht von Wohlmeinenden gewarnt würde, in Reden vorſichtig zu ſein und die Spione zu ſcheuen, die allerorten umherwandern, und wenn man nicht zufällig einige verwüſtete Häuſer und Paläſte bemerkte, namentlich auf Medina und Monte Oliveto, wo die Kanonen des Caſtello nuovo ſchonungslos gefeuert haben. Nun iſt dem Fremden auch unverwehrt, ſpitzen Hut und ſpitzen Bart zu tragen, ſeitdem die franzöſiſche Geſandtſchaft für einen Schimpf Genugthuung verlangt hat, der einem franzöſiſchen Unterthan in Neapel widerfahren war. Die Polizei hatte ihn auf der Straße aufgegriffen und ohne weitere Umſtände in eine Barbierſtube gebracht, wo ihm von Staats wegen der Spitzbart abraſirt wurde. Neapolitaniſchen jungen Leuten begegnet es, daß ſie das Verbrechen eines revolutionären Hutes und Bartes auf irgend einem Verbannungsorte, einer Inſel oder einem Caſtell, abbüßen, wie ein Staatsgefangener ſelbſt in Puzzuoli mir erzählte.

Man merkt keine Verſtimmung, denn dieſe elyſiſche Natur iſt ja niemals verſtimmt; man ſieht nirgend ein düſteres, nachdenkliches Antlitz, denn dieſer lachende Himmel iſt eitel Seligkeit. Tauſend Barken tummeln ſich nach wie vor im Hafen, tauſend Karoſſen jagen über die Chiaja, Santa Lucia wimmelt von Auſtern- und Maccaronieſſern, auf dem Molo

geigt und harft es nach Herzensluſt, alle Theater ſpielen, das Blut des heiligen Gennaro fließt noch wie ſonſt, keine Bombe hat den kleinen Pulcinell in die Luft geſprengt, und die Villa Reale iſt voll von Fremden, welche Geld ausſtreuen. Dies Volk lebt nur für den Augenblick. Es iſt im innerſten Weſen unpolitiſch, untragiſch und ohne jenes Pathos, ohne welches geſchichtliche Leiden und Thaten nicht denkbar ſind. So lange Neapel ſteht, waren ſeine Herrſcher Fremde, Byzantiner, Normannen, Schwaben, Anjous, Spanier, Bourbonen, Joachim Murat. Ein unnationelles, charakterloſes Volk nimmt jeden Herrſcher hin; und noch heute iſt es in Neapel höchſt ergötzlich, die Münzen mit dem Kopfe Murats friedlich neben denen mit dem Kopfe Ferdinands courſiren zu ſehen.

Aufgeklärte und denkende Männer, welche aus dieſem Volkscharakter kein Hehl machen, ſind rathlos. Ich fuhr in einer Nacht von Portici nach Neapel zurück. Unterwegs geſellte ſich in meinem Wagen ein Arzt zu mir, ein kräftig blühender Mann, lebhaften Geiſtes, wohlgebildet. Er ſondirte meine Geſinnung, dann ſprach er rückhaltlos ſeine Anſichten über die gegenwärtige Lage Neapels aus. Sie waren ſo ſcharf, wie ich nicht erwartet hatte, daß ſie vor einem Ungekannten würden ausgeſprochen werden. Die Italiener politiſiren leidenſchaftlich gern mit Fremden und ſind dann grenzenlos offen. Der Mann hatte einige Verfolgungen erlitten, weil er mit Poerio obenhin bekannt geweſen. Ich unterbrach das Geſpräch, indem ich auf die zahlloſen Ampeln deutete, welche man eines Feſtes wegen auf der Marinella angezündet hatte. Wie märchenhaft ſchön, rief ich aus, iſt dieſer Anblick vereint mit jenem Lichterkranze um den Hafen! Ja, ſagte mein Begleiter, es iſt leider zu ſchön. Seht, das iſt unſer Volk. Sie tanzen um jeden Despoten, wenn er ihnen nur ein Kinderſpielzeug, ein Lichtchen, eine bunte Ampel vor die Augen hält. Kann dieſe geblendete Maſſe einen ernſten Gedanken haben?

Sie ſind erbittert, aber ſie lachen. Und nirgend auf der Welt läßt ſich wohl Despotismus leichter ertragen als in Neapel, denn dieſe unerſchöpflichen Schätze der Natur ſind nicht zu zerrütten, dieſer Boden iſt nicht auszufangen, dieſer Himmel macht alle Lebensthätigkeit öffentlich und läßt der Sitte eine faſt ſchrankenloſe Freiheit. Die Natur gleicht hier alles aus, ſie iſt nirgend demokratiſcher als in Neapel. Wer kann dieſe Magna Charta der Freiheit je vernichten? Es war mir für das Weſen Neapels folgende Erſcheinung immer charakteriſtiſch: um die Mittagszeit liegen im Porticus der glänzendſten Kirche Neapels, des Doms San Francesco di Paola, im An-

geſichte des königlichen Schloſſes, ſtets hundert und aber hundert Lazzaroni ausgeſtreckt und ſchlafen, in unſchönen Gruppen, mit zerriſſenen Wämmſern dieſe Säulenhalle keineswegs verzierend. Ich dachte, ſie betrachtend, an jene Lazzaroni des alten Roms, die wohl auch ſo in den Säulenhallen des Pompejus und des Auguſtus Sieſta hielten, nur hatten ſie Getreidemarken in der Taſche und dieſe keine. In jeder andern Reſidenz Europas würde die Polizei ſolche Schläfer ſicher von den Stufen des Doms und aus dem Angeſichte des Schloſſes hinweggefegt haben. Hier ſchlafen ſie den ruhigſten Schlaf, und vor ihnen ſchreiten, wie vor einer ſelbſtverſtändlichen und ganz natürlichen Erſcheinung, die Schildwachen achtlos auf und ab, welche an den beiden Reiterſtatuen Karls III. und Ferdinands I. ſchildern.

Dieſe Piazza Reale, ſo nahe am Meer und doch nicht frei genug gelegen, da vorgebaute Paläſte den Blick in die See ſehr beſchränken, köſtlich gepflaſtert, daß ſie einem Tanzſaale gleicht, von eleganten Gebäuden eingefaßt, iſt für den neapolitaniſchen Staat ſehr bezeichnend. Hat doch der König, der Hof, die Staatsgewalt hier den Sitz aufgeſchlagen, und ſcheint es doch, als blicke man hier nicht in das Herz Neapels, das iſt der Hafen, aber wohl in das Centralorgan ſeiner denkenden und leitenden Thätigkeit. Hier fällt denn der Charakter völliger Ungeſchichtlichkeit, modernſter Nüchternheit und Weſenloſigkeit auf, ſo in dem ſchönen königlichen Schloſſe mit ſeiner glatten Façade, deren röthliche und graue Wandfläche, deren ermüdende Symmetrie eine matte und nüchterne Wirknng hervorbringt, ſo in den beiden ganz gleichen Seitenpaläſten, ſo endlich in jenem Dome des heiligen Francesco di Paola, einem Abbilde des Pantheons zu Rom, welches durch die innere Unſelbſtändigkeit nur in der Art einer geiſtloſen und nüchternen Copie zu wirken im Stande iſt. Selbſt die beiden bronzenen Reiterſtatuen Karls III., des Gründers der gegenwärtigen Dynaſtie, und Ferdinands I., Werke des Canova und des Antonio Cali, munter hellgrün in ihrer Farbe, glatt und leicht in ihren Formen, haben gar nicht den Charakter des geſchichtlich Monumentalen, ſondern nur den des zufällig Verzierenden. Und ſo iſt überall hier der Geiſt des Gegenwärtigen, Modernen und einer ziemlich lebloſen Heiterkeit verbreitet. Das königliche Schloß würde, ohne daß ſein Charakter ſich dagegen ſträubte, als großes Gartenſchloß und Villa in einen grünen Park ſich verpflanzen laſſen und das ſein können, was Caſerta oder das Schloß von Capodimonte iſt, dem es ziemlich ähnlich ſieht. Auch dies iſt für daſſelbe ganz weſentlich, daß San Carlo, das be-

rühmte Theater, ja das größte aller Theater, mit ihm verbunden einen seiner Flügel vorstellt. Die Musen der Oper und des Ballets wohnen unter einem Dache mit dem Oberhaupte des Staats, und in einem Seitenhofe, in welchen man von der Straße aus hinunterblickt, exerciren jeden Morgen die Schweizer, von Kopf bis zu Fuß in nüchtern blaugraue Leinwand gekleidet, die ich niemals anblicken konnte, ohne zu finden, wie vortrefflich diese grauen Reihen mit der kalten Heiterkeit der Architektur des Schlosses zusammenstimmten.

Der König Ferdinand zürnt noch auf Neapel. Das Schloß war wie ausgestorben; der Hof befand sich in dem reizenden Ischia. Aber eines Tages kehrte er nach der Hauptstadt zurück, um dem Feste der Madonna auf dem Mercato beizuwohnen, welche eines fast gleichen Ansehens genießt wie ihre Schwester von Piedigrotta. Ich hatte also das Vergnügen, die königliche Familie und den gesammten Hof sowohl nach dem Mercato, als zurück nach dem Residenzschlosse fahren zu sehen. Es war ein überaus prächtiger Zug von ungezählten, in Gold strotzenden Kutschen, welcher sich über den Largo di Castello nach dem Schlosse bewegte, und plötzlich erhielt dies stumme und leblose Gebäude den Ausdruck höchster, strahlender Lebendigkeit. Aus keinem Munde hörte ich den Ruf viva il re! Man entblößte die Häupter, wie man es thut, wenn die Glocken die Ave Mariazeit ankündigen. Prächtig nahm sich das Militär aus, zumal die Husaren auf schönen Pferden und in bunter, malerischer Tracht. In Rom nur an die Züge marschirender Franzosen gewöhnt, war es mir interessant genug, wieder national italienisches Militär zu sehen. Die Neapolitaner sind stattliche Soldaten, trefflich gekleidet, militärisch gehalten, aber man merkt ihnen an, daß sie nur Soldaten scheinen, daß sie gleichsam ein theatralisches Militär sind.

Es gibt in Rom charakteristische öffentliche Straßenerscheinungen, die stets paarweise einherwandelnden Korporationen, welche in langen Zügen feierlich sich hinbewegen und in der Todtenstille und Leerheit der Straßen malerisch auffallen; sie sind höchst wesentlich für den Begriff der Stadt, weil sie dem Betrachter das aufschließen, was sich darin im innern Leben geistig geordnet und gegliedert hat. Ich will der Hauptsache nach zusammenstellen, was so paarweise durch Rom wandelt: Züge der Mönche, der Nonnen, der Jungfrauen aus den verschiedensten Instituten, der armen Waisenkinder, Züge der Collegienschüler, der Rothen, Schwarzen, Blauen, Weißen; Züge der Todtenbrüderschaften in ihren Capuzen, der Schwarzen,

Grünen, Weißen, Violetten, endlich das Militär. Auch Neapel hat die meiſten dieſer ſtereotypen, wandelnden Erſcheinungen, aber in der ungeheuren Menſchenfluth fallen ſie nicht auf, und das Weltliche drängt das Geiſtliche zurück. Das Militär ragt hervor, und noch auffallender als dieſes treten aus dem Straßengewühle heraus jene unſeligen Galeerenſklaven, welche paarweiſe und kettenklirrend, von Soldaten geleitet, je nach ihren Klaſſen bald in die Farbe des Mordes, blutroth, bald in die des Betrugs und der Schande, hochgelb, uniformirt, durch die Gaſſen und über die Plätze ziehen, und ſelbſt in meilenweiter Entfernung bei Portici und Torre del Greco noch den Blick entſetzen. Schrecklich iſt dies Schauſpiel und entwürdigend, zumal im Angeſichte dieſer Natur, welche Herz und Seele erweitert und allein mit ſeligen Empfindungen des Lebensgenuſſes erfüllen will.

Wie ich ſchon ſagte, tritt in Neapel keine jener ſtändiſchen Gliederungen ſo ſtark und für ſich auffällig in die Erſcheinung, wie in Rom. Und ſelbſt Geiſtlichkeit und Mönchſchaft, wie allgemein bekannt iſt, in unverhältnißmäßiger Anzahl vorhanden und das paraſitiſche Gewächs, welches die Lebensentwicklung Neapels hindert, verlieren ſich in der Menge, zu deren greller Buntheit allein ſie beitragen. Ich habe an jenem Feſte der Madonna del Mercato, wie ſpäter an vielen andern Gelegenheit gehabt, zu bemerken, wie auch hier alles in's Weltliche, Heitere, in's Volk ſelbſt hineingezogen wird. Man geht nicht zum Feſte, um den Anblick eines geiſtlichen Pompes oder kirchlicher Schauſtellungen zu haben, man geht, um im Freien an der Dekoration der Natur ſich zu ergötzen, in welche dieſe ungeheure Menſchenmenge einen nicht zu ſagenden Farbenreichthum hineinträgt. Ich ſah das neapolitaniſche Volk in ungezählten Tauſenden bei dem Feſte Centeſimo, dem hundertjährigen Beſuche der Madonna des Poſilip beim Könige, und nimmer ſah ich ein ähnliches Feſttheater. Die herrliche Chiaja und die Villa Reale bis an die Grotte des Poſilip hin mit buntem Menſchengewühle übergoſſen, Fahnen, Teppiche, Blumen überall; der Golf lichtſtrahlend, im Bogen von der Chiaja bis zum Hafen hin ſechs ausgeflaggte Kriegsſchiffe aufgeſtellt, welche unabläſſig feuerten. Gewühl und Getöne ſinnverwirrend. Die Prozeſſion aber war unbedeutend, weder voll feierlicher Würde, noch von wirklichem Glanze, ja wunderlich für den, welcher eben aus Rom kam.

In Rom haben auch die kleinſten Prozeſſionen immer einen Anſtrich von künſtleriſcher Schönheit, und man merkt wohl, daß die Kunſt wohl-

thätige Wirkungen ausübt ſelbſt noch bis auf die geringſten kirchlichen Darſtellungen, Embleme, Sinnbilder und Figuren der Heiligen. Nichts iſt dort ganz des Sinnes für das Schöne baar; die Götter Griechenlands im Vatican und auf dem Kapitol wehren ſelbſt noch von den chriſtlichen Heiligen das allzu Chriſtliche, das allzu Barocke oder Häßliche ſchützend ab. Solche Wirkung auf den Schönheitsſinn im Volke übt in Neapel das bourboniſche Muſeum gar nicht aus. Die Plaſtik, welche das römiſche Weſen durchaus zu beſtimmen ſcheint, hat auf das Volk in Neapel keinen Einfluß; eher und faſt allein nur die Malerei, und ganz unbezweifelt das heitere Frescowerk von Pompeji, welches überall nachgebildet in die Augen fällt. Je phantaſtiſcher, deſto beliebter.

Welche Bildwerke nun in kirchlichen Prozeſſionen Neapels zur Schau getragen werden, iſt mir zu ſchildern nicht möglich. Ich ſah die geſchmackloſeſten und abenteuerlichſten Ausgeburten bizarrer Phantaſie einhertragen, in einer an den indiſchen Sinn grenzenden Uebertreibung. Was hier das Volk anzuſchauen verträgt, lernt man ſchon aus den barocken Skulpturen von Heiligen kennen, welche an den Straßen ſtehen, auch aus jenen hölzernen Chriſtusbildern, nicht etwa plaſtiſchen Figuren, ſondern flach aus dem Brett geſchnittenen Bildern, welche auf den Plätzen hie und da zu finden ſind und mit einer Laterne erleuchtet werden, die aus dem Leibe des Chriſtus ſelbſt heraushängt.

Endlich muß man einen Blick in irgend eine Werkſtätte der Heiligen Neapels thun, um ſich gründlichſt darüber zu belehren, wie hier in dieſem Süden Religion und Kunſt zugleich dem Volke vor die Sinne gebracht und vom Volke empfangen wird. Ich war eines Tages in eine jener engen und unheimlichen Straßen gekommen, welche vom Hafen ſich quer gegen die Berghöhen emporziehen; der Anblick von emſig beſchäftigten Künſtlern, welche in einem offenen Zimmer ſaßen, feſſelte mich. Ich blickte in ein langes, tiefes, nach innen ſich verdunkelndes Gemach hinein, dort ſtanden an den Wänden übereinander Reihen von ſchon fertigen Heiligenbildern, in der Mitte aber eine Agnes mit dem Lamm, im fliegenden weißen Röckchen, mit kirſchroth gefärbten Wangen. Am Eingange arbeiteten die Künſtler, von denen einer eben beſchäftigt war, eine hölzerne Puppe mit Flittern auszuputzen. Ganz ſeltſam war dieſe Erſcheinung; es gab da wohl Hunderte von Heiligen in jeder beliebigen Größe von der Puppengeſtalt bis zu menſchlicher Höhe, mit Gold und Silber auf das Sonderbarſte überflittert,

in den ungeheuerlichſten Stellungen, geräderte, geſpießte, mit dem Beil zerhackte, geſchundene, an den Gliedern verſtümmelte Figuren. Wie ſoll ich ſie nennen? Wie ferner die entſetzliche Grellheit dieſer Farben, oder die Ungeheuerlichkeit der Körpergeſtalten, wie endlich die bunte Menge von Amuletten und Symbolen des Aberglaubens bezeichnen, welche dort verfertigt umherlagen? Ich ſchaute dieſen geheimnißvollen Künſtlern zu. Wahrhaftig, man möchte ſagen, ſie machen Götter für das Volk, wie einſt Homer und Heſiod die Götter gemacht haben. Mit dieſem Blicke in eine Fabrik neapolitaniſcher Heiligen, in dies lange, tiefe, ſchauerliche Zimmer glaubte ich einen Blick in die Religion des Volkes ſelbſt gethan zu haben, und ich geſtehe, ganz verwirrt, ganz ekel ging ich hinweg und ſchöpfte wieder auf dem Molo Athem, als mein Auge auf die ewig reine, ewig klare, heilig große Natur fiel. Nein, der Menſch iſt nicht wie ſie, iſt nicht wie die Natur, die ihn umgibt; würde er denn ſonſt im Anblicke dieſes Meeres, dieſes Himmels und dieſer Berge ſo abſcheuliche, kleine, beflitterte Puppen anbeten können? Es ſind Pulcinellen die Neapolitaner; das wahre Symbol ihres Weſens iſt der Pulcinella, nichts andres; ihr Leben iſt ein komiſches Theater, und ſelbſt die Natur iſt für ſie nur als eine große Operndekoration anzuſehen.

II.

Man merkt es bald an ſeinem eigenen innern Drange, daß alles Leben in Neapel nicht in die Stadt, ſondern aus ihr hinaus in die Umgebung ſtrebt. Neapel ſelbſt hat geradezu etwas Abſtoßendes; dies wüſte Chaos himmelhoch gethürmter Häuſer mit barocken Architekturen, die Schwüle und der Staub der Straßen, das ſinnbetäubende Gewühl, das feſſelt wahrlich nicht für lange; wer in Neapel verweilt, bleibt wohl nur, weil die Natur rings umher das zauberhafteſte Paradies der Erde aufgebaut hat, und weil man von der Stadt wie aus dem Mittelpunkte deſſelben überall hin in kurzer Zeit gelangen kann, nach Pompeji, wie nach Iſchia, nach Sorrento, wie nach Bajä, auf den Veſuv wie nach Capri.

Es gibt daher eine immerwährende Bewegung der Maſſen von der Stadt weg in's Freie, in drei Hauptrichtungen, welche zugleich die topo-

graphiſche Beſchaffenheit Neapels beſtimmen. Die eine Richtung geht zu den ſchönen Hügeln Capodimonte's hinauf durch die Pulsader Neapels, den Toledo, bis auf die oberſten mit Villen bedeckten Anhöhen und die reizenden Eremitagen der Camaldoli; die zweite und dritte führen rechts und links vom Ende des Toledo längs des Meeres, hier über den Hafen und die Marinella nach Portici und Pompeji und dem Veſuv, dort über die Chiaja die Straße des Poſilipo hinauf, oder durch die große Grotte von Puzzuoli und Bajä.

Dies ſind die drei großen Lebensſtröme Neapels, und wahrlich es gewährt ein einziges Schauſpiel ſie, namentlich des Nachmittags und Abends, in unabläſſiger Bewegung zu ſehen. Hier rollen die Karoſſen ſowohl, als die Curriculi, die vom bebänderten Maulthier gezogenen zweirädrigen Wagen, in unabſehbaren Linien auf und nieder; und in dieſen Richtungen drängt ſich auch alle Induſtrie, aller Luxus, aller Lebensbedarf zuſammen: das Glänzende in den Magazinen des Toledo, deſſen Untergeſchoße Waarenlager jeder Art ſind; das Nothwendige zu den beiden andern Seiten am Meer. Doch auch hier mit einer beſondern Eigenthümlichkeit. Denn das elegante Neapel, deſſen Gebiet eigentlich der Toledo iſt, ſetzt ſich noch über die Chiaja bis an die Grotte des Poſilipo fort. Die Chiaja iſt einer der herrlichſten Quais der Welt; ihre modernen Paläſte ſind Wohnungen der Reichen, der Geſandten und die erſten Hotels der Stadt. Vor ihnen liegt die Villa Reale, deren Garten nur den ſogenannten anſtändigen Klaſſen geöffnet iſt. Das Volksleben iſt alſo hier ausgeſchloſſen; die vornehme Welt hat dies Gebiet für ſich in Beſchlag genommen. Selbſt am Strande ſieht man kaum einige Fiſcher, und die Bäder, die dort angelegt worden, ſind elegant und koſten theures Geld, wenn man ſie benutzen will. Erſt wo die Chiaja ſich nach der Grotte des Poſilip und nach der Mergellina theilt, beginnt wieder das Revier der Volksbedürfniſſe, des Volkslebens, der Fiſch- und Gemüſemärkte in kleinerer Dimenſion, und der Schenken.

Es hat daher dieſe Richtung ein ſtilles und vornehmes Anſehen. Dies ändert ſich wie mit einem Zauberſchlage, wenn man über das Caſtell hinaus den Quai Santa Lucia betritt. Von hier ab ergießt ſich das Volksleben, noch einmal auf kurzer Strecke durch das königliche Schloß unterbrochen und durch das Caſtell nuovo gleichſam gezügelt, in ſteigender Progreſſion über den Molo und den Hafen hinaus längs des Quais der Marinella bis zum Mercato, dem großen Markt hin, und ſetzt ſich, ſchwächer

werdend, in den Vorſtädten Neapels, man kann ſagen, bis nach Portici fort. Den Uebergang von dem ariſtokratiſchen Neapel zu dem demokratiſchen macht alſo Santa Lucia, welches einen gemiſchten Charakter hat, und wo die Gaſthäuſer zweiten Rangs ſtehen. Vom Hafen an, um den ſich nun aller Verkehr zuſammenhäuft, welcher die unteren Klaſſen in Bewegung ſetzt, und der wie ein Centralpunkt nach allen Seiten eine unglaubliche Thätigkeit, Arbeit, Induſtrie ausſtrahlt, wächst die Bewegung des Gewerbes, des Volksbedürfniſſes, des Volksgenuſſes. Dieſe ganze Seite ſieht verwohnt, verlebt, verarbeitet aus; der Quai iſt ſchmutzig vom Kohlenſtaub der Kohlenſchiffe und von unzähligem Material bedeckt, dichtgedrängt voll Lazzaroni, voll Barkenführer, Fiſcher, Hauſirer. Hier findet ſich alles zuſammen, was die Lebensbedürfniſſe erheiſchen und was die kleinen Händler für Spottpreiſe feil bieten. Hier kauft der gemeine Mann ſeine Kleider und Schuhe, und dieſe Waaren häufen ſich in einer ganzen Straße von Untergeſchoß zu Untergeſchoß. Jeglicher Artikel häuslichen Bedarfs iſt hier vorräthig. Hier ſind die Volksboutiquen, Kaffee-, Cigarren-, Liqueurſchenken; hier ſtehen die Obſttiſche, bedeckt mit ſchon in Scheiben zerlegten Orangen und Waſſermelonen, die man für einen Torneſe kauft und ſtehend verzehrt. Hier iſt die Speiſe des gemeinen Mannes, die indiſche Feige, bereits geſchält. Und hier ſammeln ſich auch die feineren Volksbedürfniſſe, die Straßenſalons der Volksunterhaltung. Jeden Nachmittag ſieht man in einer Winkelgaſſe am Hafen einen Vorleſer aus einem abgegriffenen Buche Romanzen, Rittergeſchichten, Räubertragödien nachdrücklich vor einem Zuhörerkreiſe vorleſen. Auch der Schreiber ſitzt hier, welcher die Liebesbriefe ſchreibt. Zerſtreut auf der ganzen Marinella ſtehen die Pulcinellentheater, das Pulcinellhäuschen am Eingange, woraus die ſchnalzenden Töne des kleinen Männchens lockend hervorſchallen. Auch das höhere Volkstheater San Carlino befindet ſich nahe am Hafen. Selbſt für Bäder iſt hier geſorgt; denn der ganze Quai wimmelt von ſchwimmenden Badehäuſern, worin der Unbemittelte ein Bad erſchwingen kann.

Aber all dies an's Meer und um das Schiffsgewühl des Hafens gedrängte Leben ſcheint noch Ebbe zu ſein, vergleicht man es mit jener ungeheuren Fluth, die ſich über die beiden großen Speiſemärkte Neapels ergießt. Ich meine den Porto nuovo und den Mercato, welche parallel neben der Marinella hinlaufen. Es iſt nicht in Worte zu faſſen, welche Volksmenge namentlich im Porto nuovo durcheinander wogt. Ganz Campanien ſcheint

ſeine Früchte und der ganze Golf alle ſeine Fiſche auf dieſen Platz geworfen zu haben. Das Volk ſcheint nur da, um zu kaufen, zu eſſen. Und hier ſieht man recht in den Magen Neapels. Es iſt ergötzlich dieſes Gewühl dort in der Stille zu betrachten. Man flüchte ſich in eine jener wunderlichen Garküchen, wo hinter Bretterverſchlägen die pizzi, große, flache und runde Kuchen, gegeſſen werden, welche mit Käſe oder mit Schinkenſtückchen belegt ſind, je nach dem Geſchmacke des Beſtellers. Man beſtellt ſie und in fünf Minuten ſind ſie gebacken. Es gehört der Magen eines Lazzaroni dazu, ſie zu eſſen.

Auf dem Mercato werden die Wochenmärkte gehalten. Der ungeheure Platz, dem Deutſchen eine Stätte der Trauer, weil hier der letzte Hohenſtaufe enthauptet ward, iſt zugleich dadurch charakteriſtiſch, daß auf ihm die Geſchichte Maſaniello's geſpielt hat. Die Lazzaroni haben hier ihren König gekrönt und erſchlagen. Er iſt darum das hiſtoriſche Lokal des neapolitaniſchen Volks, der Baſtilleplatz von Neapel, blutig durch ſchreckliche Scenen der Volksjuſtiz, welche hier die Köpfe des Adels abſchlug und zur Schau ſtellte, und ſchrecklich durch die Erinnerungen an die Peſt, worauf ich wohl noch ſpäter zu ſprechen komme.

Dieſe ungeheure Menſchenwelt nun zu entwirren und in die Gruppen ihrer beſonderen Art zu ordnen, möchte eine ebenſo intereſſante als unendlich ſchwierige Aufgabe ſein. Man hat ſo viele Darſtellungen neapolitaniſchen Lebens, ſo viele fleißige und geiſtreiche Bücher, aber ihrer tauſend könnte man zuvor geleſen haben und ſtünde doch vor dieſem Wechſel der Erſcheinungen ganz unberathen da.

Am eheſten läßt ſich noch das Leben in Santa Lucia in einen Namen faſſen. Ich habe ſchon geſagt, daß dieſer Quai, einer der merkwürdigſten Punkte Neapels, die neutrale Mitte iſt, wo ſich die obern und die untern Schichten der Bevölkerung begegnen und die mittlere Bürgerklaſſe den Sieg davon getragen hat. Der ſchöne Quai von geringer Länge wird links von den Gebäuden des Schloſſes, rechts von dem maleriſchen Caſtel del' Ovo abgeſchloſſen. Faſt in der Mitte des großen Bogens gelegen, welcher den Golf umfaßt, ſieht er offen gegen das Meer, und frei kann der Blick hier über die Waſſerfläche ſtreifen, weil kein Schiffsgewühl, wie im Hafen, ihn behindert. Die überaus köſtliche Anſicht zieht daher ſowohl die Fremden in die Gaſthäuſer mittleren Ranges, welche ſich in Santa Lucia aufgethan haben,

als den Mittelſtand auf den Quai, um Abends ſich des unvergleichlichen Schauſpiels und ſonſtiger Genüſſe zu erfreuen.

Ich habe ſechs Wochen auf Santa Lucia zugebracht. Wenn ich auf den Balkon meines Fenſters trat, lagen vor meinem Blick der ſtrahlende Golf, der zweigegipfelte Veſuv, die weißen Städte an ſeinem Fuße, die maleriſchen Küſten von Caſtellamare und Sorrento bis zum Cap der Minerva und die Felſeninſel Capri. Jeden Morgen weckte mich der Golf ſelber, ſobald er die Roſenhelle ſeines ſtillen Spiegels in mein Zimmer ſtrahlte, und jeden Morgen betrachtete ich das Wunder des Sonnenaufgangs nnd die nnſagbare Farbenpracht der Berge und des Meeres, welche auch die ungeheure Stadt zu entzünden, zu erwecken ſcheint. Dieſe Lage hat Santa Lucia; aber ein noch feenhafteres Schauſpiel gewährt ſie zur Vollmondzeit, weil dann der Mond mit beginnender Nacht über dem Veſuv ſteht und ſein magiſches Licht über Berge, Meer und Stadt ergießt, während den ganzen Golf bis zum Quai ein breiter goldener Lichtſtrom wunderſam durchfluthet. Der ſchwarze Maſtenwald im Hafen ſchwebt dann geiſterhaft in einem weißen Silberdunſte, der ſchlanke Leuchtthurm funkelt matter, tauſend Barken gleiten traumhaft wie ſchwarze Schatten über die Lichtfläche, tauchen auf und verſchwinden, am Horizonte ſteigt der ſchöne Fels von Capri aus der Nacht wie ein Märchen anzuſehen, und ganz überwältigend ſtill, magiſch, wie phantasmagoriſche Schattenbilder, glitzern drüben die Somma und der Veſuv und die ſilberhellen Berge von Caſtellamare und Sorrento. Wer kann in ſolcher Nacht ſchlafen? Man ſteigt in S. Lucia in eine Barke nnd rudert hinaus durch die phosphorescirenden Wellen, oder man ſetzt ſich zu dem Volke auf den Quai ſelber und ißt frutti di mare.

Denn hier lärmt nun unmittelbar am Waſſer die Nacht durch das fröhlichſte Leben. In zwei Reihen ſtehen hier die kleinen Buden der Auſternhändler. Santa Lucia iſt der Sammelpunkt aller Meerfrüchte. Muſcheln und Auſtern jeder Art liegen hier zierlich geordnet auf ſchrägen Laden. Jede Bude iſt numerirt und mit dem Namen des Beſitzers verſehen. Unaufhörlich wird zum Genuß eingeladen; die Lichtchen flimmern, in ihrem Schein blitzen die wunderlichen, ſchönen, bizarren Muſcheln reizend genug, nnd Seeigel, Seeſterne, Meerkorallen, Krebſe locken mit ihren ſeltſamen Formen und bnnten Schaalen weniger zum Genuſſe als zur Betrachtung. Das geheimnißvolle Reich der Tiefe iſt hier aufgeſchloſſen; ſo märchenhaft ſieht

dieſer kleine Muſchelmarkt aus, wie ein Meeresweihnachten, und alle Abend hat man die Freude des Anblicks.

Geht man nun die ſteinernen Treppen an das Waſſer hinunter, ſo befindet man ſich plötzlich in einem großen, nächtlich erleuchteten Saal unter freiem Himmel. Hier ſchmaust das Volk an Tiſchen Auſtern und Maccaroni und hier kann man auch die Maccaroniverſchlinger anſtaunen. Man macht ſich wohl das Vergnügen, einem Lazzaroni oder einem Fiſcherjungen ein paar Gran zu ſchenken, damit er ſich Maccaroni kaufe und ſich im Verſchlingen derſelben producire. Wo dieſes Gewühl der zu Nacht Schmauſenden endigt, beginnt eine andere bunte Scene. In einem Gewölbe ſprudelt dort am Quai die Schwefelquelle von S. Lucia. Vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht ſchöpfen dies Heilwaſſer Weiber und Mädchen mit unſäglichem Geſchrei in Gläſern und bieten den Trunk aus. Man ſitzt auf Stühlen umher, man trinkt ein Glas des mineraliſchen Waſſers und ißt dazu kleine Kringel. Hier hat alſo der Mittelſtand ſein Vergnügen um wenig Geld. Der Einzelne wie die Familie findet ſich hier ein, und wer nicht Maccaroni verzehrt, ergötzt ſich wenigſtens an der Schwefelquelle und an den Kringeln. Von allen Seiten ſtrömen die Beſucher, von der Stadt her, wie aus den Barken, welche kommen und gehen. Und hier wirft auch die nächtliche Nymphe ihre Netze nach den Fremden aus. Die loſen Mädchen kommen mit der Mutter oder gewöhnlich mit einer grauhaarigen Kupplerin, welche ſcheinbar die Ehrenwächterin ſpielt, nach Santa Lucia und knüpfen ſehr ominös bei einem Glaſe Schwefelwaſſer ihre Liebesabenteuer an.

So iſt der Abend auf Santa Lucia. Auch der Tag iſt nicht minder geräuſchvoll. Man badet hier öffentlich, vor den Augen der Welt. Von dem Quai am Caſtel del Ovo ſieht man zu jeder Stunde Schaaren von Buben und Jünglingen in das Waſſer ſpringen und köpflings ihre Schwimmkünſte produciren. Die Neapolitaner ſchwimmen gleich Delphinen. Das Element erhält den Menſchen im urſprünglichen Naturzuſtande. Der warme Himmel bringt die Nacktheit wieder zu Ehren, und die herrlichſten Studien des Nackten laſſen ſich hier auf der Straße machen. Dieſer Gegenſatz iſt wunderbar grell; es rollen am Quai hin die luxuriöſen Equipagen mit den eleganteſten Menſchen der höchſten Geſellſchaft, und vor den Augen des beſternten Prinzen, der feinſten Dame aus dem Salon von Paris oder London ſpringen Schaaren nackter Menſchen in paradieſiſcher Unſchuld in die

Wellen. Die Fiſcherbuben laufen nackt ſelbſt auf die Straße und begrüßen mit vielen graziöſen Verbeugungen und lebhafter Geſticulation den Fremden, der ihnen dann und wann einen Gran zu ſchenken pflegt. Ich machte mir oft das Vergnügen, vom vierten Stock meiner Wohnung herab dieſe nackten Buben mit einem Gran auf die Straße zu locken. Auf einen Wink ſprangen ſie in's Waſſer, producirten ihre Künſte und kehrten waſſertriefend wieder zurück, um den Lohn zu empfangen. Den Anblick des Nackten wird man im ganzen Golf nicht los. Selbſt auf die eiſerne Gitter des Hafens klettern nackte Knaben, um ſich dann von oben kopfüber in das Meer zu ſtürzen.

Seit dem 18. Mai 1853 iſt landwärts noch eine Straße öffentlicher Bewegung des Volks eröffnet worden. Es iſt die neue Strada Tereſa, von dem jetzigen Könige angelegt und zu Ehren ſeiner Gemahlin ſo genannt. Sie führt in einer Parabole von der Stadt um das Caſtell San Elmo durch Hügel und Thäler über den Vomero und mündet dann auf die Chiaja. Sie iſt noch nicht vollendet, noch nicht gepflaſtert, über manche Austiefungen ſind erſt Bretter gelegt, aber ſchon jetzt wälzt ſich der Volksſtrom über ſie hin und zahlloſe Reiter, zu Pferde, auf Eſeln und Maulthieren, ſprengen darauf hin und Schaaren von Fußgängern durchziehen dieſe Anlage, zumal an den Sonn- und Feſttagen. Es ſcheint, als genügten der Volksſtrömung Neapels jene drei angegebenen Richtungen nicht mehr, und als hätte ſo das Leben dieſer ungeheuren Stadt ſich durch die Berge ein neues Bette gewühlt, um ſich dann vom Vomero wieder auf die Chiaja zu ergießen.

Dieſe neue Straße wird mit der Zeit mit Häuſern überall ſich beſetzen, aber immer den Charakter des Ländlichen behalten und dem Bedürfniß der Meeranwohner nach Landluft und Gartenluft vollkommen genügen. Schon jetzt iſt ſie die herrlichſte Straße der Welt, und ſchwerlich kann man ſich eine Promenade ſelbſt im Paradieſe paradieſiſcher denken, als jene iſt. Es wechſeln hier die Anſichten der Stadt, des Golfs, der Berge und Inſeln mit jeder Windung des Weges, mit jedem Hügel, mit jedem Thal, und man weiß nicht, wohin ſchauen, in dieſe himmliſchen Seligkeiten des Meeres und der Fernen, auf dieſes lichtumfloſſene Amphitheater der Stadt, oder in jene üppigen Gärten voll der goldenen Orangen, der blühenden Granaten, der luſtigſten Villen, und auf jene maleriſchen Gruppen der ſchönſten Pinien, Palmen und Cypreſſen. Wer hier von der Natur nicht ergriffen und zu

Thränen gerührt wird, muß wahrlich fühlloſer ſein, als eine ausgebrannte Lavaſchlacke.

Man ſteigt zu der Straße von den Studien herauf, wo ſtets Reihen von Eſeln zum Vermiethen ſtehen. Beſſer wandelt es ſich zu Fuß. Wir wollen hier hinaufgehen und vorwärtsſchreitend nur die wechſelnden Scenen ſtill an einander reihen. Das ungefähr würde unſer Auge nach einander feſthalten: Caſtell San Elmo mit ſeinen weißen Mauern auf gelbbraunen Felſen, von Cactus, von der Aloe umwuchert, von grünen Ranken umſchlungen; Gärten in der Tiefe; nun an einer Schenke vorüber, welche ganz in Weingewinden begraben liegt; wieder braune, wüſte Tufffelſen; ein Thal voll Citronen, Tulpenbäumen, Granaten, ein narkotiſch ſüßer Duft überall; wieder eine Vorſtadt mit ſtädtiſchem Gewerbe; wieder freie, lachende Hügel, Blicke auf Landhäuſer; eine Schlucht voll Cactus und Palmen; ein plötzlicher Blick auf die Stadt zur Linken, auf den Golf, auf Capri; ein Hain von Pinien, über welchem der Veſuv in dem zarteſten Violett ſchwebt. Wieder eine wüſte Felſenpartie; darauf Gärten und bizarre Landhäuſer mit offenen Hallen. Eine ländliche Scene, Hirten, welche Ziegen treiben. Ein Kloſter mit Staffage von Mönchen. Höhere Hügel voll Pinien, — ach, wer kann alle jene wonneſamen Bilder nennen! Meer, Himmel, Erde tanzt ja hier im Lichte, und die Seele wird von dem balſamiſchen Dufte der Pflanzen berauſcht. Ich warf mich auf die Erde hin an eine Cypreſſe, ich blickte in die Gärten unter mir und ſah den Weinreben zu, wie ſie in bacchantiſcher Luſt ſich um die Bäume wanden, leicht bewegt vom Hauche eines Lüftchens. Sie kamen mir vor, wie die ſchwebenden Bacchantinnen von Pompeji. In einem Buche hatte ich geleſen, wie ſich ein Gelehrter den Kopf zerbricht, warum die Bacchantinnen jener Fresken gleichſam in der Luft tanzen; weil dies unnatürlich ſei und die Füße doch auf dem Boden ſtehen müßten, ſo meinte der Mann, könnten dieſe Figuren eigentlich doch nur als Arabesken gelten. Es iſt ein ſchreckliches Ding die Gelehrſamkeit und die Archäologie! Wie die Alten empfunden haben, fühlt man auch in dieſem paradieſiſchen Grün auf dem Rücken liegend. Es iſt eitel Bacchusdienſt umher, die Seele wogt vor Luſt in den Lüften wie eine Bacchantin mit dem Thyrſusſtabe, von der Erde weg ſchwingt ſie ſich, hebt ſich über ſich, wird ganz eine losgelöste Exiſtenz, ein Jauchzen ſchwebender Luſt.

Das ſind Momente, bacchantiſche Augenblicke, wo man die ganze Seligkeit des alten Heidenthums ahnt. Ich begreife hier, warum die meiſten Vaſen Campaniens bacchiſche Vorſtellungen enthalten.

Aber liegt es in der Schönheit der Natur oder nur in dem chriſtlich gewöhnten Gemüthe, daß die höchſten Wunder der Erde endlich doch immer zur Wehmuth ſtimmen? Ich war auf eine Höhe hinaufgegangen, Schweizerſoldaten ſaßen und zechten vor einer Strohſchenke. Zu Füßen lag in abendlicher Klarheit das Meer mit den Eilanden Niſita, Procida und Iſchia. Ich blieb von dieſem Schauſpiel hingeriſſen ſtehen. Ein gemeiner Schweizerſoldat hatte ſich zu mir geſellt und ſagte plötzlich, auf dieſes Paradies weiſend, in wehmüthigem Ton: „Ach, es iſcht zu ſchön, es macht ganz traurig!“

Am Genfer See.

Novelle

von

Robert Schweichel.

1.

Der Sommer, ſo kurz und glühend im Norden, neigte ſich zum Ende, ſein letztes, ſonniges Lächeln ruhte auf den bereits kahlen Fluren; im Laube, das ins Gelbe und Röthliche zu ſpielen begann, flüſterte ſein Abſchiedsgruß. Der Storch hatte ſchon ſeine unſichtbare Reiſe angetreten. Nur die Schwalbe weilte noch, dieſer Wundervogel, der auf ſeinen kleinen Schwingen den Frühling trägt und räthſelhaft, ſpurlos mit dem letzten warmen Hauch verſchwindet.

Die Sonne ging zur Raſt. Ihre letzten Strahlen vergoldeten die Gipfel der Bäume und ſchlüpften zitternd durch das Laub, welches die Gräber der Todten in ſeine melancholiſchen Schatten hüllte, und die Kreuze, die ihre Namen dem Fremdling nannten.

Der Friedhof lag fernab von der großen Stadt auf einem Hügel. Nur verworren und dumpf drang ihr Geräuſch zu dem Ohre des jungen Mannes, der an einem dieſer Gräber kniete. Das epheuumrankte Monument trug einen weiblichen Namen; die Lettern deſſelben waren kaum vom Regen und Staub geſchwärzt, ſie waren ſo neu, wie der Schmerz, der die Bruſt Alfreds durchwühlte. Ein häßliches Gekreiſch, hoch über ſeinem Haupte, unterbrach den Gang ſeiner Erinnerungen. Es war ein verſpäteter Kranichſchwarm, der gen Süden zog.

„Nach Süden denn!“ — murmelte Alfred, die welken Blätter, die der Abendwind auf ihn herabgeſtreut hatte, aus ſeinen langen, ſchwarzen Haaren ſchüttelnd; „gleichviel, wohin ich meine Schritte lenke; mögen die

Vögel mein Orakel ſein! Nach Süden geht die Luſt des Lebens, nach Weſten die Kraft, die Arbeit ſucht."

Auf dem nahen Kirchthurme ſchlug es acht Uhr. Er erhob ſich. Von dem Epheu, der das Kreuz umſchlang, brach er eine kleine Ranke, und legte ſie in ſein Taſchenbuch. Noch einen ſchmerzvollen Blick warf er auf den Grabhügel und verließ den Friedhof, den Weg nach dem Bahnhofe einſchlagend.

Niemand von ſeinen zahlreichen Freunden, wie die Welt ſie nennt, und wie ſie ſich um jeden ſammeln, der ſeine Jugend, ſeinen Geiſt und ſein Geld in den Strudel ihrer Vergnügungen wirft, wußte um ſeine Abreiſe. Seine Aufwärterin allein, die ſeine Amme geweſen war, harrte ſeiner auf dem Perron. Sie liebte ihn, wie ihr Kind. Seine Verirrungen, die ſie beklagte und deren Urſache ſie ahnte, verſtärkten ihr mütterliches Gefühl. Als die Glocke tönte, beugte ſie ſich mit einem ſtummen Gebet auf ſeine Hand. Warum zuckte dieſe Hand plötzlich? Warum flog dieſer Schatten plötzlich über ſein ſtolzes, bleiches Geſicht? — Er fühlte ein warmes Naß, und er empfand, daß dieſe Thränen die einzigen, auf die er ein Anrecht habe, daß ſie die einzigen aufrichtigen ſeien, die ſeinem Scheiden floſſen.

2.

Das Leben der großen Städte iſt faſt überall daſſelbe. Etwas mehr oder weniger Geräuſch, Leichtigkeit und Putz; eine ſtärkere oder ſchwächere Schminke, um die Sinnlichkeit oder Abgeſtumpftheit zu verbergen; ein größeres oder geringeres Raffinement und mehr oder minder Methode ſich zu vergnügen nnd zu ruiniren, — darin beruht ziemlich der ganze Unterſchied der großen Geſellſchaft von Berlin und Wien, London und Paris.

Starken und geiſtvollen Menſchen, möchte man behaupten, genügt eine einzige große Erfahrung, um das Leben kennen zu lernen. Die Leidenſchaft zerreißt für ſie den Schleier, der es ſonſt verhüllt, und der peinlich geſchärfte Blick dringt in ſeine dunkelſten Tiefen.

Was ſollte Alfred alſo in jenen Städten? Oder ſollte er die Wiſſenſchaften und Künſte aufſuchen, die dort gleichfalls, aber in ſtiller Zurückgezogenheit gedeihen? Sein Zuſammenhang mit ihnen war gewaltſam zerriſſen worden. Oder ſollte er hingehen, um die Sitten und Gewohnheiten des Volkes, ſeine Bedürfniſſe und ſeine Hoffnungen zu ſtudiren? Niemand, meinte er, ſei unglücklicher als er ſelbſt.

Er flog durch die Hauptstadt seines Vaterlandes und warf in Köln angelangt nur einen flüchtigen Blick auf den unvollendeten Dom. Damals, als seine Seele noch dem jungfräulichen Boden Amerikas glich und jedes Saatkorn, das auf dieselbe fiel, hundertfältige Frucht trug, war es einer seiner wärmsten Wünsche gewesen, einmal dieses Meisterwerk der Baukunst zu schauen und zu studiren, in welchem sich der Katholicismus ein Denkmal seiner Weltherrschaft zu setzen trachtete, und dessen Vollendung das gesammte Deutschland unternommen hat, um der politischen Trennung gegenüber den Beweis seiner intellektuellen und künstlerischen Einheit zu führen. Der erfüllte Wunsch fand ihn unfähig, die reiche und doch so harmonische Schönheit des kolossalen Baues zu erfassen und zu durchdringen. Er verließ ihn mit einem Lächeln über die vergebliche Anstrengung des Messe lesenden Priesters, den Raum mit seiner Stimme zu erfüllen, während über seinem Haupte die Hämmer der Maurer tönten, die Winden ächzten, welche die Steine emporhoben, unzählige Reisende zwischen den Reihen der Gläubigen unbekümmert hindurchschritten, und die Führer laut und monoton die Denkmäler des Glaubens und der Geschichte erklärten. Er ging und bestieg das nächste rheinaufwärtsfahrende Dampfboot.

Der Rhein rollte allmählig sein Panorama von heitern und düstern, anmuthigen und großartigen Bildern auf. Wir haben eine Fabel von einem Winzer, der sterbend seinen Söhnen von einem in seinem Weinberge vergrabenen Schatze erzählte; die Söhne fanden zwar den Schatz nicht, allein der sorgfältig nach ihm durchwühlte Boden trug ihnen um so reichere Frucht. So ist es mit dem Rhein. Das Epos meldet von den Nibelungen, sie hätten ihre Reichthümer in den Strom versenkt. Ist es nun auch nicht gelungen, die Schätze aus der Tiefe des grünen, durchsichtigen Wassers an's Licht zu fördern, so erwuchs doch den Suchenden aus dem Schooße dieser reizenden Natur umher eine Fülle der Poesie. Ihr Geist umschwebt die weinüberrankten Felsen, schwebt über dem Gemäuer der zerfallenen Burgen und umkleidet die alterthümlichen Städte, die ihren Fuß schüchtern in die Welle setzen, mit ewiger Jugend. Drachenfels, Lahneck, Liebenstein erzählen ihre romantischen Sagen; Rolandseck spannt hoch in blauer Luft seinen einsamen Bogen, die grünen Ranken, die ihn mit letzter, liebevoller Treue umschlingen, wiegen sich im Winde. Dort grüßt freundlich der zierliche Stolzenfels, und vom schroffen wild zerklüfteten Felsriff singt Lorelei ihre unheimlichen und doch so verführerischen Lieder. Verzaubert

lauſcht St. Goar ihr zu Füßen, und die altersmüden Thürme ringsum auf den Höhen neigen ihre Häupter und können doch nicht ſchlafen, nicht ſterben, ſo lange dieſe Lieder tönen. Sie begrüßten bereits ihre lebenskräftige Jugend, von der jetzt die Alten wehmüthig zu träumen ſcheinen, während auf dem eingeengten, ſtärker rauſchenden Strom der Wanderer wechſelndes Geſchlecht, die Dichter aller Zeiten und Nationen mit bewegter Seele vorüberziehen.

Ja, die Rheinfahrt iſt eine Dichter- eine Sängerfahrt! Die Märchen, Sagen und Lieder, die jeden Schritt begleiten, ſind unzählig, wie die ſtolzen Felſenhäupter mit ihren Ruinendiademen; unzählig wie die Dome und Kapellen, die ſich in den grünen Fluten ſpiegeln; unzählig wie die Villen und Winzerhäuschen, die überall aus dem Weingelände ſo weiß und ſo lockend hervorſchimmern, als ruhten dort, vom Laube halb verborgen, die Rheintöchter in ihren feuchten, leuchtenden Gewändern.

Wahrlich, wer wäre je durch dieſe Zauberwelt, reich, ſeelenvoll und poetiſch wie das deutſche Gemüth, an herbſtlich klaren Tagen hingezogen, und hätte nicht wenigſtens etwas von dem gefühlt, was dem begeiſterten Dichter auszuſprechen gegeben iſt? Selbſt in Alfreds unruhvolle Seele ſtahl ſich ein Sonnenſtäubchen dieſer Empfindungen. Mußte er auch ſein Geſchick dem jener Jünglinge vergleichen, die, angelockt von dem Geſange der Lorelei und voll heißer Sehnſucht, die ſchöne Nixe zu umfangen, ihren Tod in den Wellen fanden, ſo war er doch fähig das Geſtändniß des armen Sprachlehrers aus Köln zu würdigen, ja, ihn beinahe um ſeine ſtille Befriedigung zu beneiden.

Es war zwiſchen Boppard und St. Goar, als der Mann, deſſen fadenſcheiniger Anzug und hohle Wangen nur zu deutlich ſeine entbehrungsvolle Exiſtenz verriethen, ſich plötzlich mit leuchtenden Augen an Alfred wandte. „Nicht wahr, das iſt ſchön?“ ſagte er. „Sehen Sie, ich bin ein armer Teufel, und Stunden geben heißt ein Hundeleben führen; aber einmal in jedem Jahre fahre ich ein Stück den Rhein hinauf und hinab, trinke mich ſatt an ſeiner Schönheit, und das hält mich aufrecht und geſund bis zum nächſten Sommer. Ich bin ein alter Knabe, habe nicht Weib nicht Kind, dies hier iſt meine Geliebte! Die altert nimmer, und mein Herz bleibt jung mit ihr.“

Ein junges Ehepaar, welches ſeine Flitterwochen auf dem Rhein und Main begann, ſtand daneben. Die junge Frau hörte ihm theilnehmend zu,

bei dem Schlußſatze aber wandte ſie ihr liebliches Geſichtchen mit einem Blick und einem Lächeln auf ihren Gatten, als wollte ſie ſagen: wie ſchön auch die Natur, ich gelte dir mehr als ſie, und nimmt auch der Herbſt des Lebens dieſer Geſtalt ihre Anmuth, dennoch bleibt mir deine Liebe! — Ihr Gatte zog ſie zärtlich an ſich und ein Kuß beſtätigte ihre Zuverſicht. Alfred kehrte ſich ab.

„Kein herbrer Schmerz, als in
Des Unglücks Tagen ach! des Glücks Erinnerung!“ —

Bei Rheinfelden hinter Baſel warf Alfred den letzten Blick auf den Rhein und den Schwarzwald. Schillernd in der brennenden Farbenpracht des Herbſtes, dünkte er ihm ein Scheidegruß deutſcher Märchenwelt und Poeſie. Auf der Schweizererde übernimmt die Geſchichte des Wanderers Leitung, und poſitiv wie ſie, iſt der Charakter der Bewohner.

Jetzt wandte ſich der Weg den hohen und ſteilen Bözberg hinan. Die warme Nachmittagsſonne, die langſame Bewegung des Wagens und das eintönige Schellengeläute der Pferde hatten die Paſſagiere in Schlaf gewiegt. Nur Alfred wachte, und der Condukteur, von ſeinem hohen Sitze herabkletternd, forderte ihn auf, mit ihm voranzugehen. „Droben im Bären,“ ſagte er, „gibt es den beſten Wein der ganzen Gegend. Bis der Wagen heraufkömmt, haben Sie Zeit vollauf, ſich umzuſehen. Es lohnt ſchon der Mühe.“

Sie erreichten den Gipfel. Noch wenige Schritte und das Gehölz, welches ſie von beiden Seiten eingeſchloſſen hatte, wich zurück. Vor ihnen, zu ihren Füßen lag die Schweiz in ihrer reichen, großartigen Schönheit, mit ihren Thälern und Höhen, Dörfern, Städten, Strömen und Alpen. Da kamen zwiſchen grünen, ſchwellenden Hügeln die Limmat, die Reuß hervorgerauſcht, und rechts, über mächtiges Geſtein ſtürzend, die hellgrüne Aare. Tief unten am Fuß des Bözberges lehnte das Städtchen Brugg mit ſeinen mittelalterlichen Mauern und Thürmen, in deſſen Nähe ſich die Flüſſe vereinigen, um ihre Waſſer gemeinſchaftlich in den Rhein zu ergießen. Daneben erhebt ſich die ehemalige Abtei Königsfelden, auf derſelben Stelle, welche die Geſchichte und Schillers Dichtung unſterblich gemacht haben. Hier ward König Albrecht auf ſeinem fröhlichen Maienritt von Herzog Johann meuchlings mit dem Speere durchbohrt, hier hauchte er in dem Schooße eines armen Weibes ſeine Seele aus, Angeſichts ſeines Stammſchloſſes, der Habsburg. Ihre Ruinen, wie die von Brunegg und Staufen

krönen rechts die steilen Höhen des Aarthales, das sich mit seinen Krümmungen weithin dem Blicke öffnet, bis Berg und Himmel in blauem Duft verschwimmt. Doch in dem Dufte leuchten goldene Wolken: die Gletscher des Berner Oberlandes sind es, der Mönch, die Jungfrau, die Blümlis-Alp, von glänzendem Sonnenlicht übergossen.

3.

Shelley schildert in seinem „Alastor" einen Jüngling, der von Sehnsucht nach einem unbekannten Gegenstande erfüllt, rastlos die Welt durchstreift, bis ihn der Strom in den empörten Ocean reißt, wo er sein Grab findet. Aehnlich eilte Alfred von Stadt zu Stadt, von Canton zu Canton. Weder der sanfte, feeenhafte Zauber des Züricher Sees, noch die Großartigkeit des Rigi mit seinem geschichtlichen Interesse, nicht das ernste, oft so düstere Aarthal, noch die starren Eisfelder der Alpen vermochten den Ruheloſen zu fesseln. Gegen das Bild, das er in seinem Herzen trug, erschienen ihm die Schönheiten der Natur bleich und leblos. Es war unermüdlich, auf die Höhen zu steigen, auf jähe Klippen sich zu wagen, um irgend eine schöne Aussicht zu gewinnen; allein dort angelangt, genügte ihm schon ein nur flüchtiger Blick. Er suchte nicht die Reize der Natur, er wollte Ermüdung. Die Reisenden, die ihn so trafen, schüttelten den Kopf über den eitigen „Touristen", und manches schöne Auge schaute dem schweigsamen Fremdling, der für sie keine Aufmerksamkeit besaß, theilnehmend nach. Nur wo er sich allein fand, verweilte er länger. Aber es war nicht die Gegend, die ihn fesselte. Während er sie zu betrachten schien, gab er seinen Erinnerungen, seiner Reue Gehör. Er sah die Kluft, die zwischen ihm und der sich ewig gleichen Natur gähnte, und er marterte sich vergebens, sie auszufüllen, still und friedlich zu werden, wie die von der Abendsonne beleuchtete Landschaft, zufrieden wie der Senne, der von den Glocken seiner Kühe eingewiegt auf duftender Alm träumt. Oft überraschte ihn so die Nacht. Doch ewig wandernd, ewig unruhig, war es ihm gleich, ob sich über seinem Haupte ein Dach oder der flimmernde Sternhimmel wölbte. Unglück und Schuld machten ihn zu einem „Geist der Einsamkeit" unter den Menschen, wie im Gebirge.

Eines Abends rastete er in einer Sennhütte des Berner Oberlandes, die Bachalp geheißen, und den Reisenden, welche vom Grindelwald zum Faulhorn hinaufsteigen, als letzte Station wohl bekannt. Die Nacht war

eiſig kalt. Ein ſtarker Wind ſtrich über die Höhe. Alfred rückte ſo nah als möglich zum Feuer, das in der Mitte der Hütte auf dem Boden brannte, während der Hirt mit ſeiner Handlaterne ab und zu ging, ſeine Vorbereitungen treffend, um am folgenden Morgen die Heerde tiefer zu Thal zu treiben. In einer Art Verſchlag neben der Thüre ſang die Frau des Sennens ihren Knaben in Schlaf. Dieſer eintönige Geſang, in den ſich von Zeit zu Zeit ein leiſes Brüllen des Viehs miſchte, der broddelnde Keſſel über dem Feuer, das Kniſtern und Praſſeln des Holzes, verbunden mit dem Pfeifen und Aechzen des Windes, gaben ein eigenthümliches Harmonie-Conzert. Alfred fühlte ſich wüſt und abgeſpannt, die Muſik wiegte ihn allmählig in eine angenehme Betäubung. Er hüllte ſich enger in ſeinen Mantel und ſchaute halb wachend, halb träumend in die Gluth. Seine Phantaſie zeigte ihm in den Flammen eine Reihe ſeltſamer Figuren, die ihn einen Augenblick mit ihren Funkenaugen anſtarrten und dann unter den ſonderbarſten Verzerrungen und Verrenkungen der Züge und Glieder aus einer Geſtalt in die andere ſchlüpften. Bald war's ein Geſicht aus der Heimat, bald die Geſtalt eines Engländers, auf einem Felsblock hockend, den unvermeidlichen Murray aufgeſchlagen auf den Knieen. Dann wieder erſchien in den ſprühenden Funken eine Geſellſchaft von Damen, auf Eſeln die Berge hinanreitend. Ihre Schleier flatterten im Winde und die breiten Krempen ihrer Strohhüte bewegten ſich wie die Flügel eines großen Vogels auf und nieder. Er ſah junge Burſche kühn über Felsriſſe ſpringen, und alte deutſche Profeſſoren, die ihre Bücher aber nicht ihre Pedanterie zu Hauſe gelaſſen, die Gegend durch lange Fernröhre betrachten. Plötzlich ſchaute ihn der Sprachlehrer vom Rhein mit ſeinen ſtrahlenden Augen an und hinter ihm das junge, glückliche Ehepaar, Arm in Arm wandelten ſie auf dem Deck des Dampfbootes auf und ab. Es war Alfred, als hörte er ſie plaudern und lachen. Doch ſeltſam! je länger er ſie anblickte, je mehr veränderten ſich ihre Züge. Mit jedem Augenblicke wurden ſie ihm weniger fremd, und wie ſie jetzt, am Steuer umkehrend, ihm wieder entgegenkamen, ſo jung, ſo heiter und ſo glücklich, da waren es zwei wohlbekannte Geſtalten aus ſeiner glücklichſten Zeit: ein lieber Freund ſeiner Studienjahre, der lange ſchon in ſeine Heimat zurückgekehrt und mit dem Mädchen ſeiner Jugendliebe vermählt war. Da erwachte er aus dieſen ſeltſamen Träumereien.

Das einfache Abendeſſen war vorüber, der Senner und ſein Weib zur Ruhe gegangen, und ihre tiefen, gleichmäßigen Athemzüge bekundeten ihren

feſten Schlaf. Alfred wachte noch auf ſeiner Streu. Er gedachte der angenehmen Stunden, die er mit jenem Freunde verlebt hatte, ihrer Geſpräche über deutſche und franzöſiſche Kunſt und Litteratur, ihrer Träume von einer glücklichen Zukunft. Er vergegenwärtigte ſich, wie oft ſie ſich Abends vor der Thüre ihrer Bräute begegnet waren, — denn Charles Geliebte wohnte der ſeinigen gegenüber, — wie ſie einander über dieſes zufällige Zuſammentreffen geneckt und ihre Stimmen die Mädchen an's Fenſter gelockt; wie ſie die hinter der Gardine Verſteckten bemerkt hatten und dann jeder plötzlich und ohne Abſchied die Treppe hinaufgeflogen waren. Er erinnerte ſich, daß Charles einen Poſten in der franzöſiſchen Schweiz bekleidete, und er beſchloß ihn aufzuſuchen, um in der Theilnahme an einem Glücke, das ihm ſelber das Schickſal verſagt hatte, einen Augenblick von ſeiner zielloſen Wanderſchaft auszuruhen.

Das Feuer auf dem Heerde war verglommen. Nur dann und wann zuckte noch ein Flämmchen aus der Aſche empor und erfüllte die Hütte mit grotesken Schattengeſtalten. Alfred war im Begriff einzuſchlafen. Plötzlich fühlte er beim Athemholen eine eigenthümliche Beklemmung, und vernahm ein Geräuſch, als ob jemand auf einem Waldpfad ſchritte, den der Herbſt mit dürren Reiſern beſtreut hat. Mühſam öffnete er die Augen. Ein heller Schein drang durch die Fugen des Blockhauſes herein und ein bläulicher Dunſt erfüllt das Innere deſſelben. Zugleich hörte er das Vieh ängſtlich brüllen und mit den Ketten raſſeln. Er ſprang auf, weckte ſeinen Wirth, und von der Frau gefolgt, eilten ſie in den Stall. Ein dicker Rauch drang ihnen entgegen.

„Rettet die Kühe!“ rief der Mann, die Thüre aufreißend, die in's Freie führte. Ein heftiger Windſtoß pfiff herein, der zwar den Rauch etwas vertheilte, aber auch die Flamme ſtärker anblies. Sie loderte aus einem Strohhaufen in der Ecke und hatte bereits das Holzwerk ergriffen. Der Zug vermehrte mit jedem Augenblicke ihre Gewalt. Die Thiere brüllten, in wilder Angſt an ihren Halftern zerrend, und mit ihren großen Augen in die praſſelnde Glut ſtarrend. Man konnte ſie nur mit Mühe und einzeln losbinden, und mußte ſie mit Gewalt hinaustreiben, denn ſie widerſetzten ſich und verſuchten, ſich in die Flammen zu ſtürzen. Endlich war auch das letzte Stück geborgen.

Plötzlich ſchrie die Frau: „Mein Kind! mein Kind!“ und ſtürzte auf die Hütte zu, die inzwiſchen das Feuer ergriffen hatte. Doch die Glut und

der Rauch trieben ſie wieder zurück. Alfred hatte kaum den Schrei gehört, ſo warf auch er ſich in das brennende Gebäude.

Der Fuß des unglücklichen Weibes wurzelte in den Boden. Todesbleich und graß ſtarrte ſie auf die Thüre, aus welcher der Rauch in immer dichtern Wolken herausqnoll. Sie achtete nicht des Funkenregens, mit dem ſie der Wind fortwährend überſchüttete, ihr Herz ſtand ſtill in athemloſer Spannnng. Der Wind jagte das Feuer mit raſender Schnelligkeit über das Dach hin. Schon begannen einzelne der mächtigen Steine, die daſſelbe beſchwerten, hindurchzubrechen. Jetzt ſtürzten krachend die Stallungen ein. Hoch in die Nacht ſprühten, wie aus einer Fontaine, die Funken. Dann erdrückte dicker Qualm einen Augenblick alle Flammen. Als ſie nun aber mit erneuter Gewalt aufloderten, erſchien Alfred auf der Schwelle, das Kind, in ein Betttuch gehüllt, auf ſeinem Arm. Sein Gang war ſchwankend, wie der eines Trunkenen, er merkte nicht, daß ihm die Mutter das Kind entriß, ſah nicht, wie ſie es an ihren Buſen preßte; er hörte nur einen Schrei des Entzückens, und ſeine Sinne ſchwanden.

Als er wieder zu ſich kam, fand er ſich, vom Feuer entfernt, auf einem Felsblock liegend und den Sennen beſchäftigt, ſeine Schläfen mit Waſſer zu begießen. „Gott ſei Dank! er lebt!“ ſchrie der Hirte freudig auf. „Er lebt! er lebt!“ jauchzte die Frau und bedeckte ſeine Hand mit Küſſen. Dann zeigte ſie ihm unter ſtrömenden Thränen das gerettete Kind.

Von der kleinen Habe der Armen war nichts dem Feuer entriſſen worden; allein das Glück über die Rettung ihres Knaben und die Freude, Alfred lebend zu wiſſen, ließ ſie ihres Verluſtes einſtweilen gar nicht gedenken. Mehr als es Worte vermocht hätten, dankten dem Helfer und Retter die innigen, feuchten Blicke, die ſie oft von dem ſchlummernden Kinde zu ihm emporhoben. Er fühlte zum erſtenmale wieder die Zufriedenheit, die in dem Bewußtſein liegt, andern genützt zu haben, und ahnte, daß der Werth des Lebens wohl nur in den Thaten deſſelben beruhe.

Mittlerweile machte ſich die Kälte mit jedem Augenblicke empfindlicher fühlbar. Beſonders litt die Frau darunter, die im Drang der Gefahr nur einen Rock übergeworfen und nichts Wärmendes für ſich und das nackte Kind hatte, als das dünne Betttuch. Auch war es noch weit bis zum Morgen. Der Wind hatte eben den erſten Glockenſchlag des neuen Tages aus der Tiefe heraufgetragen.

„Schau,“ ſagte der Hirte zu ſeiner Frau, „iſt beſſer, gehſt hinunter

zu den Hütten, und ſchickſt mir die Leut' her, daß ſie mir helfen. Und nimm den Herrn mit dir! Nützt nix, daß ihr hier friert und das Kind. — S'iſt nicht weit, lieber Herr; aber haltet Euch links, denn zur andern Seiten gehts gar ſteil in den Abgrund!" Er küßte noch einmal das Kind, ſchüttelte Alfred die Hand, und ſie ſchieden. Das Feuer nnd die Sterne leuchteten ihnen auf den Weg.

Tiefer unten, wo der Pfad um die Felswand biegt, ſchauten beide zurück. Der Sturm kämpfte noch immer mit den Flammen und wirbelte die Funken weithin in die Dunkelheit, wo ſie allmählig erloſchen. Die Alm mit ihren Steinblöcken, zwiſchen denen das Vieh ſich zerſtreut hatte, die Wipfel des Tannenwaldes zur Seite waren hell erleuchtet. Dahinter erhoben ſich die wilden Zacken und Pyramiden der Gletſcher, die nächſten glühend im Wiederſchein des Feuers, während der Schnee der fernern im Sternlicht bläulich flimmerte. Kein Wölkchen deckte den Himmel. Um ſo dunkler erſchien die Finſterniß, in welcher Alfred und die Sennerin mit ihrem Kinde ſtanden, und die jähe Tiefe zu ihren Füßen, aus der das dumpfe Brauſen des Gießbaches herauftönte, während über ihren Häuptern der Wind ſauſte und das Gebälk der Hütte im Zuſammenbrechen krachte und praſſelte.

4.

Etwa zwanzig Minuten von Lauſanne entfernt, wo die Straße nach Genf von Montbenon, der ſchönſten Promenade der Stadt, zum Seeufer ſich hinabwindet, liegt das Dörfchen Montoie. Von den Villen, die ſich nach Montbenon hinaufziehen, iſt es nur durch die Chauſſee getrennt; aber nach Weſten hin möchte es ſchwer ſein, die Grenze zu beſtimmen. Jedes Haus des Oertchens iſt von einem Weinberge umgeben, und ſo erſcheint die ganze ſanfte Abdachung um die nordweſtliche Bucht des Sees bis zum Fuß des ſchwarzblauen Jura, als ein einziges großes Weingelände mit unzähligen freundlichen Landhäuſern und Baumgruppen. Doch man erkennt Montoie an ſeiner etwas erhöhten Lage. Der Name iſt freilich nicht ſehr poetiſch; allein die ſchlechten Späſſe, die er etwa in Deutſchland hervorrufen würde, verbieten ſich in einem Lande von ſelbſt, in dem die Gänſe eine Seltenheit ſind.

Unter den wenigen Häuſern des Ortes zeichnet ſich beſonders Eins durch ſeine geſchmackvolle Bauart aus. Es iſt vielleicht das kleinſte, gewiß

aber das freundlichſte und zierlichſte von allen. Obſtbäume, durch Blumenbeete mit einander verbunden, ſchließen es ein und begrenzen ſeinen Weinberg, der ſich allmählig zum Spiegel des Leman hinabſenkt. Auf wenigen Stufen ſteigt man zur Vorhalle hinauf, deren Decke auf einer Reihe hölzerner Pfeiler ruht und die ganze Breite des Häuschens einnimmt. Ziersträucher und Schlinggewächs bekleiden die Pfeiler mit ihren röthlichen Blüthen und ihrem Grün bis zu den Kapitälern. Eine Glasthüre zwiſchen zwei hohen Fenſtern führt von hier in's Innere. Zwei Zimmer, ein größeres und ein kleineres, nehmen den ganzen Raum ein. Die bequemen Meubles, der Flügel, die Oelgemälde an den Wänden, die Vaſen voll duftender Blumen auf der Platte des Kamins und den Fenſterköpfen, ſind ſo harmoniſch geordnet und verleihen dem Salon einen ſo traulichen und reizenden Charakter, daß man ihn von dem Zauberſtab einer Fee berührt wähnen möchte. Das Nebenzimmer enthält nichts als einen Lehnſtuhl vor einem Schreibtiſche, der mit Papieren bedeckt iſt; eine kleine, ausgewählte Bibliothek neuerer franzöſiſcher Schriftſteller neben Leſſing, Schiller und Göthe, darunter auch manchen dickleibigen Folianten, dem man es anſieht, daß ſeine Heimat die Cantonal-Bibliothek, und zu beiden Seiten des Fenſters die Portraits einiger Freunde und berühmter Männer. Aber auch in dieſem Heiligthume des Mannes iſt das ſtille Walten einer weiblichen Hand nicht zu verkennen. Während die Manuſcripte in ihrer ordentlichen Unordnung unangetaſtet geblieben ſind, ruht kein Stäubchen auf dem Schnitte der Bücher, und die Gläſer der Bilder glänzen ſpiegelhell. Doch ſeltſam! neben der Stahlfeder, die eben hingeworfen ſcheint, denn die Tinte an ihrer Spitze iſt noch nicht ganz aufgetrocknet, liegt in gefährlichſter Nachbarſchaft ein Kindermützchen. Hat der Gelehrte ſeine Arbeiten unterbrochen, um mit ſeinem Kinde zu ſcherzen? — Und da klingt auch das feine Stimmchen der Kleinen durch das geöffnete Fenſter herein; ſie ſind im Periſtyl.

„So iſt es denn wirklich wahr?“ — ſagte eine ſonore männliche Stimme, deren ſcharfe Ausſprache des S den Franzoſen verrieth, „wir ſehen uns in meiner Heimat wieder. Wir haben oft an dich gedacht, iſt es nicht ſo, Adelaide?“ Die junge Frau nickte freundlich bejahend, indem ſie die unruhige Kleine auf ihrem Arme zu beſchwichtigen ſuchte. „Ja,“ fuhr Charles fort, „wie ſollte es auch anders ſein? habe ich doch daheim bei dir die glücklichſten Jahre meines Lebens verbracht.“

„So ſind die Männer!“ rief lebhaft eine junge Dame, die auf den

Stufen der Vorhalle saß, und aus Rosen und Epheu einen Kranz zu flechten beschäftigt war. „Immer sind sie nur glücklich gewesen. Rastlos vorwärts strebend, und in der Ruhe der Vergangenheit gedenkend, das ist ihr ganzes Leben. Gegen den Augenblick des Glückes sind sie unempfindlich und undankbar. Wenn ich Ihre Frau wäre, Herr Charles —" „Still, Hedwig!" unterbrach sie diese ein wenig erröthend.

„Nein, Fräulein, ich bin weder das eine noch das andere," entgegnete Charles und faßte die Hand seiner Frau; „ich habe gestrebt, mein Glück zu erringen, und da ich es halte, genieße ich es auch mit vollen Zügen. Allein was wäre der Besitz, wenn er nicht zu neuer Thätigkeit anspornte? Fragen Sie Adelaide, ob es sie so unglücklich macht, den Kreis meiner Leser sich erweitern zu sehen, oder die wohlwollenden und ermunternden Briefe zu lesen, die mir zuweilen von namhaften Künstlern und Gelehrten zugehen. Ist das Gelingen meiner Arbeiten nicht mit das Werk dieser kleinen, reizenden Frau?" Hedwig lachte schelmisch.

„Da haben wir's! Ihr spottender Vorwurf macht mich zum Prahler. Doch fragen Sie Alfred, ob er seine schönsten Poesien nicht der Umarmung der Geliebten verdankt." Hedwig blickte bei diesen Worten von ihren Rosen neugierig zu Alfred auf. Dieser aber schüttelte schweigend das Haupt, und eine Wolke verdüsterte seine Stirn.

„Sie ist nicht mehr!" murmelte er endlich mit gepreßter Stimme. „Marie todt?" schrieen Adelaide und Charles auf. Eine Thräne zitterte in dem Auge der jungen Frau. Mit innigster Theilnahme ruhten die Blicke aller auf dem Erblaßten. Hedwig zerpflückte die Epheuranke, die sie eben in der Hand hielt.

Adelaide war die erste, welche wieder Worte fand, und indem sie von der Verstorbenen sprach, wußte sie mit dem feinen Takt der Frauen die Unterhaltung allmählig auf andere Gegenstände zu lenken. „Doch worauf sinnt unsere Freundin?" wandte sie sich an Hedwig, „die ewig Heitere sitzt da wie eine Statue des Nachdenkens, und der Kranz will nimmer fertig werden."

„Ich denke," entgegnete diese, die langen blonden Locken aus dem Gesichte schüttelnd, „daß es nichts nützt zu denken. Die Blumen leben nur einen Tag und die Gedanken sind wie der Wind. Er kommt, kost mit den Blumen, trägt ihre Blätter einen Augenblick spielend mit sich fort und läßt sie dann fallen und im Staube verwelken."

Alfred sah die Sprecherin überrascht an. „Es wäre traurig, wenn

Sie recht hätten!" ſprach er. — „Im Gegentheil! ſo bleibt das Leben plan und vernünftig. Was nützen die Illuſionen? Arme Blumen, wenn ſie ſich einbilden, daß dieſe koſenden Lüfte ſie ewig umſpielen werden." — „Und dabei," rief Adelaide ſcherzend, „ſchwärmt ſie für Byron!"

„Es geht mir mit ihm, wie den Kindern mit den Geſpenſtermärchen. Es graust ihnen, und doch können ſie nicht müde werden zuzuhören. Dieſe ewig ſtürmenden Leidenſchaften, die jeden Gegenſtand ergreifen, um ihn zu analyſiren und zu zerſtören, flößen mir Furcht ein." — „Trotzdem würden auch Sie ſich ſofort in den Lord verliebt haben, wie alle Frauen, wenn er Ihnen begegnet wäre," lachte Charles. „Heutzutage genügt es nicht mehr, wenn man ein Mann iſt, man muß durchaus ein Dämon ſein, um geliebt zu werden."

„Lieben die Kinder die Geſpenſter? Ich würde es wie ſie machen, wenn ſie welche zu ſehen glauben." — Sie ſchüttelte die Blumen und Blätter vom Schooße und ſprang in's Haus. Gleich darauf hörte man ſie auf dem Flügel einen rauſchenden Walzer ſpielen.

5.

Hedwig war nicht hübſch, aber ſie hatte ein lebhaftes, geiſtreiches Geſicht, eine ſchlanke Geſtalt und eine außerordentlich weiße und kleine Hand. Sie beſaß eine Stimme, hell und klar, wie die der Lerche, und eine unerſchöpflich heitere Laune. Sie war eine Waiſe. Als ihre Eltern ſtarben, war ſie zu jung, die Größe ihres Verluſtes zu verſtehen. Eine Tante, deren Seelengüte ſie nie das Mutterherz vermiſſen ließ, hatte ſie damals zu ſich genommen und ihre Erziehung mit aller Sorgfalt geleitet. Die ehrwürdige Dame war gegenwärtig zu ihren Verwandten nach Deutſchland gereiſt. Sie hatte zwar die Begleitung ihrer Nichte gewünſcht, doch Hedwig und Adelaide durchkreuzten ihren Plan. Die jungen Damen hatten es ſich ſo reizend ausgemalt, einander auf einige Wochen einmal ganz anzugehören, ſie hatten ſo hübſche Entwürfe zu ihrem häuslichen Leben, zu kleinen Ausflügen nach Vevey, Chillon und andern Punkten gemacht, daß die Tante von ihrem Vorhaben wohl abſtehen mußte. Trotz aller ſcherzhaften Einwendungen von Seiten Charles', ſprach nun Hedwig die Scheidung des jungen Ehepaares aus. Der junge Gelehrte wurde in ein anderes Dachſtübchen verbannt und Hedwig nahm ſeine Stelle ein.

Man hat in den meiſten Fällen recht, gegen weibliche Freundſchafts-

bündniſſe ein wenig mißtrauiſch zu ſein. Die Natur der Frauen iſt ausſchließend, und die überſchwängliche Freundſchaft zwiſchen jungen Mädchen iſt kaum mehr als ein Nothbehelf liebebedürftiger Herzen, eine Vorſchule für die ſpätere ernſte Leidenſchaft zum Manne. Das war hier indeſſen nicht ganz ſo. Denn trug auch Hedwigs Freundſchaft für Adelaide vielleicht etwas von dieſem Charakter an ſich, ſo wurzelte ſie doch noch mehr in der gleichen Empfänglichkeit beider für das Gute, Schöne und Große, wie im ſtrengſten Pflichtgefühl. Beide waren durchaus offen und wahr, und ihre redliche Geſinnung duldete ebenſowenig falſche Sentimentalität, wie die Herrſchaft der Laune über die Erkenntniß.

Adelaide war indeſſen in der Bekämpfung ihrer augenblicklichen Stimmungen noch glücklicher als Hedwig. Sie beſaß mehr Sanftmuth und Beſonnenheit und vermöge dieſer Eigenſchaften eine unverkennbare Herrſchaft über ihre Freundin, die von ihrer Heiterkeit und der Lebhaftigkeit ihres halbfranzöſiſchen Blutes oft weiter geführt wurde, als die Prüderie der Geſellſchaft billigt. Hedwig empörte ſich darüber, daß ein unſchuldiges Herz, ein reiner Sinn in der Geſellſchaft nur bedingt recht haben ſollte. Indeſſen bewogen ſie doch die Vorſtellungen der Freundin, ihre Lebhaftigkeit zu mäßigen und ihre witzigen Bemerkungen in der Geſellſchaft, zu denen allerdings Stoff genug vorhanden war, zu unterdrücken. Für dieſen Zwang entſchädigte ſie ſich, wann ſie mit Adelaide und deren Mann allein war. Dann trieb ſie allerhand Muthwillen und Neckereien, unter denen beſonders Charles zu leiden hatte. Wußte ſie, daß er gerade nicht ernſtlich beſchäftigt ſei, ſo kam ſie alle Augenblicke unter dem Vorwande, Belehrung zu fordern, an ſeinen Tiſch, und brachte nun mit dem ernſteſten Geſichte die thörichtſten Dinge zum Vorſchein, bis er ſich entweder gefangen gab und ihr in den Salon folgte, oder ſich einſchloß. Allein ihr Muthwillen erſtreckte ſich nie auf wirklich ernſte Gegenſtände, und ſie opferte ihn ſofort, um mit ihrer Freundin, deren Neigung mehr geiſtiger Beſchäftigung als den tauſend kleinen Sorgen des Haushaltes gehörte, ein gutes Buch zu leſen oder über ein bereits geleſenes zu ſprechen. Ihre Bemerkungen waren dabei meiſt treffend und ſcharf, denn ſie hatte einen geſunden, kräftigen Verſtand. Nur war ſie nie zu bewegen, einen Roman der neuern Zeit zur Hand zu nehmen.

„Die Deutſchen," ſagte ſie, „kennen weder die Menſchen noch das Leben, und die Franzoſen mißbrauchen ihr Talent, um uns beides auf

Koſten der Sittlichkeit zu ſchildern." „Dann liegt der Grund darin," entgegnete Charles einmal, „daß die Deutſchen kein Leben, mithin keine Charaktere haben und die Verhältniſſe Frankreichs durch und durch unmoraliſch ſind."

Einem äſthetiſchen Thee hätte Hedwig ſicherlich nicht zu großer Ehre gereicht; dafür war ſie eine vortreffliche Wirthin. Zum Glück für ſie iſt das Intereſſe für Kunſt und Litteratur in Lauſanne nicht groß. Ein neuer Hut, ein neues Kleid iſt für die Damen ein wichtigeres Ereigniß als das Erſcheinen eines neuen Romans, und die Herren ziehen eine Unterhaltung über den Wein entſchieden jeder andern Debatte vor. Als Chateaubriand einſt den „Cirele litteraire" in Lauſanne beſuchte, ward er ſo genau und ausführlich von allem unterrichtet, was auf den Wein Bezug hat, daß er über den Stand der Litteratur in völliger Unwiſſenheit blieb.

Hedwig war glücklich, ihrer Freundin wenigſtens auf einige Wochen eine wenig liebe Beſchäftigung abnehmen zu können. Der Liebe iſt es immer ſüß, Dienſte leiſten zu dürfen; aber Hedwig glaubte in ihrem warmen, hingebenden Gefühl damit nur einen Theil ſchuldiger Dankbarkeit abzutragen, und ſie trat deßhalb nur unter der Bedingung in das Haus Adelaidens, daß dieſe ihr die Sorge für die Wirthſchaft gänzlich überlaſſe. Sie war ſtolz darauf, dem kleinen Hausweſen vorzuſtehen, und hin und wider ließ ſie den Schlüſſelbund an ihrem Gürtel ein wenig erklingen. Dieſe kleine Koketterie war die einzige, deren ſie ſich je in ihrem Leben ſchuldig gemacht hatte.

In ihrer Eigenſchaft als Hausfrau kam ſie auch jetzt, die Freunde zum Gouter zu rufen. Den Kranz in den blonden Haaren präſidirte ſie der kleinen Tafelrunde. Sie hatte ihre Anordnungen ſo gut getroffen, daß weder das Dienſtmädchen zu erſcheinen, noch ſie oder Adelaide einmal aufzuſtehen brauchte, um dieſes oder jenes zu holen.

Frohſinn führte das Scepter, und als Alfred ſpät am Abend nach Lauſanne zurückkehrte, mußte er ſich geſtehen, daß er ſeit Jahren keinen ſo unſchuldigen und doch ſo genußreichen Abend verlebt hatte. Er geſtand es ſich mit einem tiefen Seufzer, den keine glückliche Erinnerung erzeugte.

6.

Das Familienleben ſeines Freundes, ſo einförmig und doch ſo gemüthvoll, umfing Alfred wohlthuend mit ſeinen weichen Armen. Man

gewöhnte ſich ſo ſchnell an einander, daß ſchon nach wenigen Tagen ein Verhältniß ſich herausſtellte, als hätte man immer mit einander gelebt. Alfred wurde als zur Familie gehörig betrachtet; er kam und ging nach eignem Belieben, und die Andern ließen ſich in ihren häuslichen Beſchäftigungen durch ihn nicht ſtören. Zuweilen kamen die Damen gar nicht zum Vorſchein und er mußte ſich im Salon oder im Garten auf eigene Hand die Zeit vertreiben, bis Charles die Feder weglegte und zu ihm kam. Da gab es denn freilich auch manchen unbehaglichen, langweiligen Augenblick für ihn.

Die Zeit zu tödten, durchwanderte er inzwiſchen die ſchmalen, bergigen Straßen Lauſanne's, die faſt Haus bei Haus eine Reihe kleiner, dunkler Kaufläden bilden. Allein die Stadt iſt klein und bald kannte er alle Straßen, alle Schilder, alle Menſchen. Er ging in die Kafés; ſie waren ſtets von Menſchen angefüllt: doch welche Theilnahme konnte der geräuſchvolle Streit über die bevorſtehende Weinernte und die Wahl zum Bundesrathe dem Fremden einflößen? Er beſuchte die kleine, überwiegend aus Landſchaften beſtehende Gemäldegallerie, das noch kleinere Antikenkabinet und ſtieg die 160 Stufen zu der prachtvollen Kathedrale hinauf, die im reinſten gothiſchen Styl und eben ſo reich wie zierlich in ihrem Steinſchmuck die Zweihügelſtadt hoch überragt. Aber nachdem er das alles genugſam betrachtet, hatte er auch die Kunſtſchätze Lauſanne's erſchöpft. Ein Gefühl der Leere begann ſich ſeiner zu bemeiſtern. Die geregelte Thätigkeit ſeiner Freunde, der Fleiß Charles' ließen ihn die Planloſigkeit des eigenen Lebens nur um ſo tiefer empfinden.

Charles hatte ſich während ſeines Aufenthaltes in Deutſchland mit deſſen Litteratur vertraut gemacht. Selbſt Dichter, erkannte er, daß die franzöſiſche Poeſie auf dem Punkte angelangt ſei, die deutſche Philoſophie des Schönen zur Hülfe zu rufen. Er ſah in Frankreich zwei gleich falſche Theorieen ewig mit einander wechſeln. Man erniedrigt die Kunſt entweder zur ſklaviſchen, ideenloſen Nachahmerin der Natur, oder überträgt ihr die Rolle eines Moralpredigers. An Sainte-Beuve, der in der franzöſiſchen Litteratur die Freiheit des germaniſchen Elementes vertritt, fand Charles einen Anknüpfungspunkt, und es bedurfte daher von ſeiner Seite nur eines weitern Schrittes, jene Meinungen zu berichtigen und die Kritik einer ſyſtematiſchen Behandlung zu unterwerfen. Allein dieſer Schritt bot die größte Schwierigkeit dar; denn die Abneigung der Franzoſen gegen jede ſyſtematiſche

Behandlung der Wiſſenſchaft ſcheint faſt unüberwindlich. Sie iſt vielleicht nie größer geweſen als gerade jetzt, da ſie deutſche Philoſophie zu ſtudiren angefangen haben. Sie fühlen, daß ſie ihrer bedürfen; aber ihre Eitelkeit, verletzt, von den Deutſchen in dieſem Punkte überflügelt worden zu ſein, mag es nicht eingeſtehen.

„Es kommt jetzt nur darauf an," meinte Charles, „ihnen die Sache ſo ſchmackhaft wie möglich zu machen; wie die Kinder wollen ſie keine Arznei nehmen, die nicht ſüß gemacht iſt, und ſüß iſt ihnen nur, was franzöſiſch ſchmeckt."

Charles hatte den Verſuch unternommen und die Anweſenheit ſeines Freundes war ihm daher doppelt willkommen, da deſſen Kenntniß der deutſchen Litteratur zum Gelingen einer Arbeit, die er als die Aufgabe ſeines Lebens betrachtete, weſentlich beitragen konnte. Er ſprach viel und gern darüber, und ſo erzeugte ſich auch in Alfred allmählig das Bedürfniß, ſich mit der franzöſiſchen Litteratur genauer bekannt zu machen. Er begann ſich in das Studium derſelben zu vertiefen, und dieſe ſeine, wenn auch nur augenblickliche Beſchäftigung verlieh ihrerſeits der Geſellſchaft ſeiner Freunde einen höheren Werth.

Es waren ſeine ſchönſten Stunden, wenn ſich gegen Abend der kleine Kreis im Periſtyl der Villa verſammelte. Hier lag der mächtige blaue Spiegel des Sees mit ſeinem Bergrahmen offen vor ihnen. Weiße, lateiniſche Segel ſtrichen wie Möven über die Fluth hin und das Auge folgte ihnen entweder nach Süden in eine gleich dem Meere grenzenlos erſcheinende Ferne, welche Waſſer und Gebirge in Eins verſchmolz; oder es verlor ſich in die großartige Alpenwelt Savoyens, deren wilden Charakter ein bläulicher Duft mildert und ſänftigt. Wie ein Hauch der Poeſie umſchwebt er die ſchroffen Zacken und verhüllt mit leichtem Schleier die Stätten, welche der Athem großer Menſchen unſterblich gemacht hat. Genf, Ferney, Coppet, Nion, Lauſanne, Vevey, Clarens, Chillon und Meillerie, die Wiege ewiger Menſchen und ewiger Dichtungen küßt dieſelbe blaue Welle. Hier ſchrieb Voltaire ſeine ſchmeichleriſchen Briefe an die Großen und ſeine Satiren gegen den Despotismus und das Chriſtenthum, während der ſchwermüthig lächelnde Rouſſeau die Natur mit dem Zauber ſeiner Poeſie verherrlichte und verklärte. Angeſichts dieſer wilden, die Wolken überragenden Felſen grub Gibbon den Untergang des römiſchen Kaiſerreichs in die Tafeln der Geſchichte und plädirte Frau von Stael mit Schmerz und Begeiſterung für

die unglückliche Marie Antoinette. An dieſen reizenden Ufern ſchwärmten Salis und Matthiſſon; dieſe blauen Wellen ſchauten das jugendliche Angeſicht Goethes und wiegten Shelley in Träume eines vollkommeneren Zeitalters. Und wenn ſie wild ſchäumen und rauſchen im Winde, tönen ſie nicht Byrons düſtre Geſänge? Bonnivards und Manfreds Schatten ſchweben klagend über den Waſſern.

Dieſe Natur und dieſe Erinnerungen träufelten Balſam in Alfreds Wunden, und ſein gebeugter Geiſt richtete ſich an ihnen empor. Alle dieſe Menſchen, deren Namen die Nachwelt mit Verehrung nennt, haben gelitten und geduldet; denn es iſt das Loos des Genies der Welt Schmerzen gleich dem Heiland auf ſich zu nehmen und im eigenen Buſen durchzuringen. Ihre Kämpfe haben die Menſchheit befreit und ihre Thaten lehren, daß es für jeden eine Verſöhnung gibt, der nur groß genug zu denken vermag, um die Schranke der Endlichkeit zu durchbrechen.

Je häufiger Alfred nach Montoie hinauskam, deſto gelehriger wurde er für die Scherze und den Muthwillen, welche von Hedwigs roſigen Lippen ſprudelten. Ihr Frohſinn zauberte einen ewigen Frühlingstag über den traulichen Kreis. Es gab Stunden, in denen Alfreds Heiterkeit noch die ihrige übertraf; freilich trug ſie zuweilen aber einen wilden, faſt dämoniſchen Charakter. Dann verſtummte Hedwig und ihre klugen, blauen Augen nahmen einen ſo ängſtlichen Ausdruck an, daß er ſeiner finſtern Laune Gewalt anzuthun ſuchte.

„Ich mag Sie lieber traurig, als in dieſer erzwungenen Luſtigkeit," ſagte ſie einmal zu ihm. „Es überläuft mich dann immer eiskalt. Man kann ſich nicht ſelbſt zerfleiſchen, ohne andern weh zu thun." — „Wer ſich nur beherrſchen könnte!" entgegnete er. — „Ich glaube, Sie haben es nie gewollt, nie verſucht. Sie ſind ein wenig despotiſch und verwöhnt, wie alle Poeten." — „Ich bin kein Poet," grollte er. — „Hu!" lachte Hedwig, „da haben wir den Verſuch. Schon wieder das finſtere Geſicht. Gegen die Melancholie hilft nur Bewegung; kommen Sie, greifen Sie mich!"

Wie ein Reh flog ſie dahin durch die Gänge und Obſtlauben, ihre langen Locken, ihr weißes Gewand flatterten im Winde. Alfred folgte ihr lachend nach. Endlich gelang es ihm, ſie zu haſchen. Ihr Buſen wogte, ihre Blicke leuchteten von der ſchnellen Bewegung. Sie fühlte ſeinen Athem heiß über ihre Stirn ſtreifen, und erröthend unter den Strahlen ſeiner großen, dunklen Augen wand ſie ſich aus ſeinen Armen.

Eines Abends las Alfred aus Lenau's Gedichten vor. Die ſchwermüthige, oft wilde Poeſie, die des Dichters ſpäteres, ſo entſetzliches Schickſal zu weiſſagen ſcheint, riß auch in dem Leſer alte Wunden wieder auf. Es war nicht mehr der Zwieſpalt in des Dichters Bruſt, ſeine Sehnſucht, ſeine Schmerzen, ſeine Verzweiflung, — es war das eigene Herz, welches in den Verſen weinte, klagte, ſich wild empörte und verzweifelte. Die Sprache des Dichters fand den wahrſten, leidenſchaftlichſten Ausdruck. Charles und Adelaide lauſchten mit Entzücken. Ueber Hedwigs Züge aber breitete ſich eine immer tiefere Traurigkeit. Sie ſtand endlich auf und verließ geräuſchlos das Zimmer.

Als Alfred geendet und heiß und aufgeregt in die Vorhalle hinaustrat, fand er ſie hier ſitzen, den Kopf auf die Hand geſtützt. „Sie ſcheinen keinen Gefallen an dieſen Gedichten zu finden?“ ſagte er. — „Aufrichtig geſtanden, nein. Und wie Sie dieſelben leſen, verſtehe ich ſie nicht.“ — Ein bitteres Lächeln zuckte um ſeinen Mund, er wandte ſich ab und ſchaute auf den mondbeglänzten See.

Eine kleine, weiße Hand legte ſich auf ſeinen Arm. „Wollen Sie mir eine Bitte erfüllen, Alfred? — Laſſen Sie mir das Buch.“ — „Gern, wenn Sie lieber für ſich leſen.“ — „Ich will es nicht leſen,“ entgegnete ſie ſanft. — „Nicht?“ — „Ich möchte es in Verwahrung nehmen, ſo lange Sie in Lauſanne ſind. Wollen Sie deutſche Bücher? Ich will Ihnen Goethe leihen.“ Er ſah ſie verwundert an. — „Nicht wahr, Sie laſſen mir das Buch?“ Es lag etwas in ihrer Stimme, ihrem Auge, das ihn beſiegte. Faſt mechaniſch reichte er ihr das Buch hin.

„Und nun,“ fuhr ſie lächelnd fort, „verſprechen Sie mir auch den Goethe zu leſen?“ — Als er zögerte, wurde ihre Bitte ſo dringend, ihre Stimme ſo ſchmeichelnd, daß er es endlich verſprach. „Ein Wort?“ fragte ſie, ihm die Hand reichend. — „Ein Mann!“ entgegnete er und zog die kleine Hand an ſeine Lippen. Goethe's „Dichtung und Wahrheit“ begleitete ihn nach Hauſe. —

7.

Alfred hatte indeſſen etwas verſprochen, was er nicht halten konnte. Die maßvolle Schönheit Goethe's erkältete ihn und der Inhalt erfüllte ihn mit einem gewiſſen Unbehagen. Unmuthig warf er den Dichter bei Seite und ging nach Montoie hinaus.

Es war ein Sonntag, und wie gewöhnlich an dieſem Tage fand er auch heute Geſellſchaft im Salon. Da ihm die anweſenden Perſonen nicht weiter bekannt und er auch nicht in der Stimmung war, Converſation zu machen, ſo ſetzte er ſich zu Hedwig, die mit einer Stickerei beſchäftigt war, an das Fenſter.

„Sie kommen zu einem europäiſchen Völkerkongreß," flüſterte ſie ihm zu. „Frankreich und Italien, die Schweiz, England und Deutſchland ſind auf's würdigſte vertreten. Jener Herr, ſo pathetiſch in ſeiner Sprache, ſo gemeſſen in ſeinen Bewegungen, iſt ein pariſer Schauſpieldirector, welcher unſere Stadt für den Winter mit einer Truppe zu beglücken gedenkt. Charles hat ſeine Hoffnungen ein wenig niedergeſchlagen; denn unſere Geſellſchaft, wie kleinſtädtiſch ſie auch in hundert Cliquen zerſplittert iſt, macht nicht geringere Anſprüche, als die große Welt zu Paris. Es iſt ſo gemein, ein Vaudeville zu ſehen, und da das moderne Drama es ſich herausnimmt, den Schleier von ihrem geheiligten Leben zu ziehen, findet nur die Oper vor ihr Gnade. Der Herr hat zugleich in ſeiner Tochter ſeine erſte Liebhaberin mitgebracht, und wie Sie ſehen, iſt ſie bereits beſchäftigt, unſeren jungen Herren die Köpfe zu verdrehen. Wie gefällt ſie Ihnen?" Alfred blickte hin. „Bei Gott, ſie iſt ſchön!" Er erhob ſich.

„O Beſtändigkeit, dein Name iſt Mann!" lachte ſie. „Aber Sie ſollen mir nicht ſo ſchnell deſertiren. Wollen Sie mir nicht dieſes kleine Gebinde blauer Wolle halten?" Sie legte einen ſcherzhaften Nachdruck auf das Wort blau. Alfred hielt ſeine Hände hin, und während ſie nun die Wolle abwickelte, fuhr ſie fort:

„Sehen Sie den bleichen Herrn mit den wirren Haaren? Er iſt ein wenig unordentlich gekleidet und ganz in die Betrachtung ſeiner Nägel verſunken, obwohl er ſicher nicht an ſie denkt. Das iſt ein italieniſcher Flüchtling. Neapels Sonne hat ſeine Locken verkohlt. Er hat Weib und Kind daheim, aber er iſt ſo arm, daß er ſie nicht nachkommen laſſen kann. Er möchte gern Vorleſungen halten; doch niemand will ſie in ſeinem ſchlechten Franzöſiſch hören. Er will Stunden geben, — er findet keine Schüler. Er hat Luſt zu arbeiten, aber er hat kein Handwerk gelernt. So nährt er ſich kümmerlich von der Korrektur der Zeitungen und dem Abſchreiben von Charles' Manuſkripten. Ach, das iſt eine traurige Exiſtenz! Aber wie arm an Glückgütern, ſo reich iſt er an Hoffnungen." Es entſtand eine Pauſe.

„Und wer iſt jener glatt raſirte, ältliche Herr?" fragte Alfred nach

einer Weile. „O," ſcherzte Hedwig, „das iſt auch ein Flüchtling, aber ganz entgegengeſetzter Art. Es iſt ein Engländer, der ſeit einigen Jahren hier lebt und regelmäßig Gott weiß wohin verſchwindet, ſobald der Sommer Lauſanne mit ſeinen Landsleuten zu überſchwemmen beginnt. Wenn er einen Wunſch hat, ſo iſt es der, daß man dieſen das Reiſen verbieten möge. Gegenwärtig kommt er grades Weges aus Alexandrien."

„Dann begreife ich nicht," entgegnete Alfred, „warum er hier ſeinen Aufenthalt gewählt hat, wo er ſicher iſt, ſelbſt im Winter eine große Menge ſeiner Landsleute anzutreffen."

„Kann man Lauſanne an den Schuhſohlen mit ſich nehmen? Er hat ſeine Niederlaſſung in allen möglichen Städten Europa's verſucht; aber er konnte nirgend einen Schuhmacher finden, der ſeinen peinlichen Anforderungen zu genügen im Stande geweſen wäre. So wanderte er von Stadt zu Stadt, bis er endlich hier fand, was er ſuchte. Er wäre glücklich geweſen, wenn Lauſanne ſeinen Landsleuten nicht ſo wohl gefiele. Der Zwang, den ihm ihr ſtetes Begegnen auferlegte, reifte in ihm den Entſchluß, nach England zurückzukehren. Er bot ſeinem Handwerker eine namhafte Summe, wenn er ihn begleiten wollte, und dieſer ging den Vorſchlag ein. Doch das Heimweh überkam ihn, ſeine Sehnſucht ſtieg in demſelben Maße, in dem ſein Kapital wuchs, und als er genug zu haben glaubte, kehrte er treulos hierher zurück. Der Engländer war in Verzweiflung. Noch ſtand ein letztes Paar Stiefel zwiſchen ihm und ihr, und ich bin überzeugt, daß er es nie trug, ohne an Selbſtmord zu denken. Endlich folgte er ſeinem flüchtigen Fußkünſtler nach, und ſeitdem iſt er wie ein zweiter Prometheus an dieſe Felſen gefeſſelt, und die Möglichkeit, daß der Meiſter vor ihm das Zeitliche ſegnen könnte, iſt der Geier, der an ſeiner Leber frißt."

„So wären wir denn bis auf jene jungen Herren mit der Geſellſchaft fertig," nahm Alfred nach herzlichem Lachen wieder das Wort.

„Die?" entgegnete Hedwig, indem ſich ihre Lippen etwas ſpöttiſch kräuſelten, „o, das ſind junge Leute, welche ſich Sonntags ausputzen, den Damen den Hof machen und die Woche über von ihren eingebildeten Eroberungen träumen." — „Sind ſie denn immer eingebildet?" — „Was weiß ich!" — „Aha," drohte Alfred.

„Sie irren!" rief ſie lebhaft. „Sie kommen nur hierher, um Charles vor aller Welt ihren Freund nennen zu dürfen. Sie citiren ſeine Verſe, und wenn von der Litteratur die Rede iſt, ſagen ſie ſtets: auch Charles iſt

unſerer Anſicht! Sie ſind nie der ſeinigen. — Doch es iſt Zeit, den Thee zu bereiten. Sie ſind frei, aber —" ſie erröthete flüchtig, „mißbrauchen Sie Ihre Freiheit nicht." Sie ſtand auf und entfernte ſich.

Alfred verfügte ſich zur Geſellſchaft. Man ſprach vom Theater, und der Director wandte ſich mit der Frage an den neu Hinzutretenden, ob er der deutſchen Deklamation den Vorzug vor der franzöſiſchen gebe? Alfred erwiderte, daß er noch kein franzöſiſches Schauſpiel geſehen hätte. „Sie ſollen gleich über unſere Art zu urtheilen befähigt ſein," rief der Director und forderte ſeine Tochter auf, etwas vorzutragen. Sie wählte einen kurzen Monolog aus Racines Phädra.

Lebhafter Beifall dankte ihr. Selbſt der Engländer gab ſeine Beiſtimmung zu erkennen, und Charles fand ihre Deklamation tadellos. Alfred konnte in das allgemeine Lob nicht einſtimmen. Bei aller Leidenſchaftlichkeit erſchien ſie ihm ein wenig hohl und eintönig und der Ausdruck nicht aus dem Herzen zu kommen.

Sein Schweigen verletzte die Eitelkeit der jungen Künſtlerin. Um ſeinetwillen hatte ſie ſo bereitwillig eine Probe ihres Talentes abgelegt, und nun von ihm kein Zeichen des Beifalls, keine Anerkennung, nicht einmal ein freundliches Wort! Wäre ſie eine Dilettantin geweſen, ſie hätte alles von ihm erhalten; allein die hohe Meinung, die er von der Kunſt hegte, geſtattete ihm nie, einem Künſtler auf Koſten der Wahrheit zu ſchmeicheln. Und doch bedarf niemand ſo ſehr wie dieſer der Ermunterung und verträgt ſo ſchlecht wie er die Wahrheit.

Alfreds Benehmen flößte der Pariſerin keine günſtige Meinung von ſeiner Nation ein; doch Eugenie hätte kein Weib, keine Künſtlerin und keine Franzöſin ſein müſſen, wenn es ſie nicht zugleich gereizt hätte, den kaltherzigen Deutſchen zu erobern. Sich gänzlich an ihn wendend, demaskirte ſie alle Batterien ihrer Koketterie. Sie ließ ihren Geiſt gleich einem Diamanten in allen Farben des Regenbogens leuchten, während ſie zugleich die ſchöne Faſſung deſſelben geltend zu machen verſtand. Bald glitt im Eifer des Geſpräches ein äußerſt kleiner Fuß unter dem Saum ihres Gewandes hervor; bald enthüllten die zurückfallenden weiten Manſchetten einen runden, weißen Arm; bald ließ ein Lächeln ihre Zähne zwiſchen den roſigen Lippen hindurchſchimmern; bald war es ein flüchtiger Strahl unter den geſenkten Lidern hervor und dann ein voller Gluthſtrom ihrer ſchwarzen Augen, womit ſie die Wirkung ihrer brillirenden Unterhaltung verſtärkte.

Dieſe gewiſſermaßen klaſſiſche gegenſeitige Durchdringung von Inhalt und Form feſſelte Alfred dergeſtalt, daß er Hedwig gar nicht bemerkte, die ihm ſchon zweimal eine Taſſe Thee angeboten hatte. Von Eugenie aufmerkſam gemacht, griff er haſtig danach, ohne aufzublicken und fuhr in ſeinem Geſpräche fort. Plötzlich ſchreckte ein ſchriller Klang die ganze Geſellſchaft von ihren Sitzen auf, Hedwig hatte das Theebrett fallen laſſen. Und alſo einmal doch unterbrochen, brach man auf und ging in den Garten.

Alfred hatte ſeinen Hut nicht ſogleich finden können, und als er etwas ſpäter den Andern folgte, war ſeine ſchöne Gegnerin bereits von den geputzten jungen Herren in Beſchlag genommen. Er ſchloß ſich an Hedwig an. Allein wie munter beide noch kurz zuvor geweſen waren, jetzt wollte kein Geſpräch zwiſchen ihnen einen rechten Fortgang nehmen. Einſilbig gingen ſie neben einander hin, und hätten Alfreds Blicke nicht die Schauſpielerin verfolgt, ſo würde es ihm nicht entgangen ſein, daß Hedwigs blaue Augen einen großen Theil ihrer gewöhnlichen Heiterkeit eingebüßt hatten. Auch ſie beobachtete Eugenie und als ſetzte ſie voraus, daß ihres Begleiters Gedanken mit demſelben Gegenſtand beſchäftigt ſeien, ſagte ſie: „Sie ſpielt ihre Rolle gut. Sie macht ſich über die Herren luſtig, und dieſe ſind entzückt.“

„Welche Eroberung,“ rief Alfred. „Und dazu eine Schauſpielerin! Das iſt Stoff für das ganze Leben. O dieſes Lächeln, mit dem ſie eben von dem Einen eine Weintraube annimmt!“ Trotz des ſpottenden Tones war er doch ein wenig ärgerlich über dieſes Lächeln.

„Bah, eine Weintraube!“ fuhr Hedwig mit etwas geſchraubter Luſtigkeit fort, „wie kann man nur einer jungen Dame zumuthen, in Gegenwart von Herren zu eſſen! — Ein Strauß von Monatroſen und Georginen, wie zart, welche feine Anſpielung! — Himmel, mit welcher Grazie, mit welchem Blick ſie das Bouquet aus der Hand des Andern empfängt.“ — „Armer Weintraubenmann!“ ſprach Alfred.

Aber Eugenie hatte nicht ſobald die Blumen berührt, als ſie dieſelben ſammt der Weintraube von ſich warf und auf Alfred und Hedwig zuſtürzte, indem ſie ſchrie: „Eine Weſpe, eine Weſpe!“ Alfred ſchlug mit dem Taſchentuch nach dem verfolgenden Inſekte und es entfloh. „Ach, ich habe vor dieſen Thieren ſolche Angſt,“ rief die junge Künſtlerin, indem ſie ſich furchtſam überall umſah. „Gott ſei Dank, es iſt fort!“ —

Sie hatten jedoch kaum einige Schritte gemacht, als der Feind ſich

auf's neue zeigte. Eugenie ward bleich, Alfred ſchlug vergebens nach dem drohenden Gegner; dieſer machte ſo geſchickte Wendungen, daß das Tuch ſtets nur die Luft traf. In immer engern Kreiſen umſchwebte er ſie. Jetzt ſtieß Eugenie einen Schrei aus und verbarg ihr Geſicht an Alfreds Bruſt. „Die Weſpe hat ſich in meine Haare geſetzt!" jammerte ſie. Alfred ſah ſie wirklich in dem dunklen, üppigen Gelock verſchwinden. „O Gott, jagen Sie ſie fort!" jammerte ſie wieder. War es Ungeſchicklichkeit oder beſaß dieſes ſeidenweiche Haar elektriſche Kraft? Alfreds Hand zitterte, ſeine Finger verfingen ſich in dem feinen Gekräuſel, und die Weſpe entſchlüpfte ſeinen Nachſtellungen aus einer Locke in die andere.

„Ach, ſie kriecht immer tiefer hinunter!" klagte ſie. Ein prachtvoller weißer Nacken ſchimmerte ihm durch die Nacht des Haares entgegen. Dieſes würzig duftende Geringel, dieſer lebenswarme Marmor — und Alfred war nur ein Menſch. Eugenie richtete ſich raſch auf; er hatte die Weſpe gefangen und fragte lächelnd: „Der Feind iſt in Ihrer Gewalt; welches Loos beſtimmen Sie ihm?" — „Den Tod!" entgegnete ſie heftig. — „Für eine ſo reizende Sünde? Das wäre zu hart beſtraft!" „Freilich man kann nicht alle Weſpen tödten." „Folglich — iſt ihr verziehen," ſchloß er, öffnete die Hand und das Inſekt ſummte davon. —

Als die jungen Herren Eugenie wieder mit Alfred vereinigt ſahen, ſuchten ſie unwillig den alten Engländer auf, um ſich von ihm von der Wüſte Sahara erzählen zu laſſen. Ihre kühnen Hoffnungen waren plötzlich zerſtört und ſie kamen überein, daß der Deutſche der ausgemachteſte Laffe von der Welt ſei. Von der jungen Künſtlerin war der Eine plötzlich überzeugt, daß ſie eine Kokette ſei, und murrend ſtieß er die arme Weintraube mit dem Fuße auf die Seite. — „Dieſe Schauſpielerinnen häuten ſich fortwährend wie die Schlangen," grollte der Andere und zertrat den unſchuldigen Blumenſtrauß.

Hedwig ſah Eugenie von dem Arm Alfreds umſchlungen, während ſeine Finger in ihren Locken wühlten, und unbemerkt entfernte ſie ſich. Adelaide fand ſie ſpäter im Salon, geſenkten Hauptes in ihren Schooß ſtarrend, die Stickerei, an der ſie gearbeitet zu haben ſchien, neben ihr am Boden. „Wie," rief Adelaide erſtaunt, „du hier? und ſo allein?" Hedwig wandte aus ihrem Brüten auffahrend der Freundin ein trübes Geſicht zu. Adelaide erſchrak; auf ſie zueilend fragte und forſchte ſie theilnehmend, was ihr fehle. Hedwig antwortete nicht, ihr Buſen wogte; plötzlich warf

ſie ſich mit Heftigkeit in die Arme der Freundin und ein Strom von Thränen entſtürzte ihren Augen.

8.

Alfred ſah die junge Schauſpielerin nicht wieder und ſo glich der Eindruck, den ſie auf ihn gemacht hatte, nur einer ſchönen, allmählig erblaſſenden Viſion. In Montoie ſchien ſie keine angenehmen Erinnerungen hinterlaſſen zu haben, denn ihr Name wurde nie wieder genannt.

Die Beſuche daſelbſt ſtimmten Alfred mit jedem Tage heiterer, während Hedwig, ohne daß er es merkte, immer ernſter und ſtiller wurde. Die ewig Bewegliche, die ſonſt Haus und Garten mit ihrer hübſchen Stimme zu erfüllen pflegte, ſaß jetzt Stunden lang in ſich verſunken, und ſelbſt Adelaidens Verſuche, ſie aufzuheitern, blieben fruchtlos. Nur wenn Alfred kam, kehrte ihr die Farbe der vollen Geſundheit einen Augenblick zurück, ihr Auge belebte ſich und ſie ſcherzte wie gewöhnlich; doch bemerkte Adelaide, daß von Zeit zu Zeit ein Beben ihren Körper überflog.

Eines ſchönen Tages kam Alfred früher als gewöhnlich hinaus und fand Hedwig allein im Salon. „Gelt," rief er in beſter Laune, „ſeit geſtern Abend haben Sie gewiß auch nicht ein einzigesmal mehr an mich gedacht?" Sie ſenkte den Kopf, um ihr lebhaftes Erröthen zu verbergen. „Denn die Gedanken ſind wie der Wind," parodirte er ſie; „aber zuweilen bringen ſie ſtatt der welken Blumenblätter ſaftige Früchte." Und er ſchüttete einige Hände voll Pfirſiche in ihren Schooß.

„Doch Sie eſſen ja nicht!" ſagte er nach einer Weile, und ihre Bläſſe bemerkend, fragte er, ob ſie krank ſei. Sie verneinte es. „Und warum ſonſt läßt die kleine Lerche ihre Flügel ſo traurig hängen?" fragte er wieder und faßte ihre Hand. Sie ſah zu ihm auf, ihr Blick begegnete dem ſeinigen und ſie verſuchte zu lächeln; flüchtig wie ein herbſtlicher Sonnenſtrahl ſpielte es um ihren Mund, dann ſchaute ſie jedoch wieder auf die Früchte, aber ihre Hand blieb in der ſeinen. So ſaßen ſie eine geraume Zeit ſtumm neben einander.

„Ich habe Sie lange nicht ſingen hören," begann Alfred endlich. „Wollen Sie nicht ein Lied verſuchen?" Sie ſetzte ſich an's Klavier. Ihre Finger fuhren leiſe und ſuchend über die Taſten, bis die flüchtigen Läufe und Akkorde in die träumeriſche und ſo ſchwermüthige Muſik ſich verloren, die Schubert dem nächtlichen Seufzen des Meeres abgelauſcht hat.

Man muß ein Deutſcher und ein Nordländer ſein, man muß an dieſen durch ihre Einförmigkeit ſo melancholiſchen Geſtaden der Oſt- und Nordſee ſelber geträumt und die Sonne in der unermeßlichen, ewig rauſchenden Waſſerwüſte haben verſinken ſehen, um den ganzen Zauber dieſer Muſik zu erfaſſen, die aus dem Liede Heine's ſelbſt zu quellen ſcheint.

„Das Meer erglänzte weit hinaus
Im letzten Abendſcheine;
Wir ſaßen am einſamen Fiſcherhaus,
Wir ſaßen ſtumm und alleine.

Der Nebel ſtieg, das Waſſer ſchwoll,
Die Möve flog hin und wieder;
Aus deinen Augen liebevoll
Fielen die Thränen nieder.

Ich ſah ſie fallen auf deine Hand,
Und bin auf's Knie geſunken;
Ich hab' von deiner weißen Hand
Die Thränen fortgetrunken.

Seit jener Stunde verzehrt ſich mein Leib,
Die Seele ſtirbt vor Sehnen; —
Mich hat das unglückſel'ge Weib
Vergiftet mit ihren Thränen.“

Alfred hatte das Lied oft in den glücklichſten Stunden ſeines Lebens gehört und verehrte es ſeitdem wie ein Heiligthum. Jetzt von Hedwig mit dem ergreifenden Ausdruck einer von geheimen Schmerzen durchwühlten Seele geſungen, überwältigten ihn die Erinnerungen dermaßen, daß er in Thränen aufgelöst neben Hedwig auf die Knie ſtürzte und ſein Angeſicht in ihrem Kleide verbarg. Sie hörte ihn weinen, ſie hörte ihn ſchluchzen und die Stimme verſagte ihr, die Töne erſtarben. Ihre feuchten Augen hoben ſich zur Decke empor und ihre Lippen bebten ein heißes Gebet um Troſt und Kraft für ſich, für Alfred. Ein Sonnenſtrahl durchbrach die Blätter vor dem Fenſter und flocht einen Glorienſchein um Hedwegs aufwärts gerichtetes Antlitz. Ihre Rechte ruhte wie ſegnend auf Alfreds Scheitel.

Wie ein Hauch aus ferner Welt glitt ſein Name endlich über ihre Lippen. „Sie haben ſie ſehr, ſehr geliebt?“ — „Namenlos!“ ſtammelte er, und indem er ſich aufrichtete, fuhr er gefaßter fort: „Hätten Sie nur einen Blick in dieſes von ſanfter Wehmuth überſchleierte Auge, in dieſe reine und reiche Seele gethan, Sie würden ſie geliebt haben wie ich. Hedwig, wenn Sie je in ſtillen Stunden Ihrem Ideale nachgeträumt und dann, rein und un-

ſchuldig wie Sie ſind, bei Ihrem erſten Schritte in das unbekannte Leben ein Weſen treffen, deſſen Seele jede Ihrer Regungen, jedes Gefühl, jeden Gedanken wiederſpiegelt, — dann wiſſen Sie, wie ich Marie geliebt, was uns beiden dieſe Liebe war."

„Und doch," ergriff er wieder das Wort — „doch war dieſe Liebe von meiner Seite nicht frei von Schuld! — Ich ſtand allein in der Welt, ohne Eltern, ohne Geſchwiſter. Statt mich in das Leben zu vertiefen, um es einſt beherrſchen zu können, wandte ich ihm mehr und mehr den Rücken. Ich lebte nur noch in dieſer Liebe voll Poeſie und Leidenſchaft. Die Geliebte war mir alles, ſie mußte mir alles ſein, was ſonſt noch die Bruſt des Mannes zu erfüllen pflegt."

„Iſt das Ihre Schuld?" flüſterte Hedwig. „Welches Mädchen fühlte ſich nicht glücklich, dem Geliebten alles ſein zu dürfen, fühlte ſich nicht ſtolz, ihm alles ſein zu können?"

„Nein," entgegnete er, „das iſt es nicht. Eine unglückliche Jugend hatte Marie das Leben kennen gelehrt. Als ſie ſah, wie uns dieſe ideale Liebe von den Menſchen und vom praktiſchen Leben entfernte und vereinſamte, erſchrack ſie. Sie warnte mich, aber ich lächelte ihre Beſorgniſſe weg; meine Worte, meine glühenden Küſſe, mein Selbſtvertrauen berauſchten und täuſchten ſie. Von den Armen ihres Geliebten getragen, ſah ſie den Abgrund nicht mehr, der zu unſeren Füßen gähnte. Dieſer ſtete Rauſch, in den ſie meine Leidenſchaft verſetzte, dieſe fieberiſche Erregtheit aller Seelenthätigkeit, der kein Einfluß von außen die Wage hielt, verzehrten ihre Kraft. Der Blume gleich, die nach des Tages Sonnenbrand kein Thau erquickt, neigte ſie allmählig verſchmachtend das Haupt. Müde, mit bleichen Wangen, lehnte ſie an meiner Bruſt, aufſchauend zu mir mit dem anmuthigſten Lächeln ihrer ſchönſten Tage. Wenn ich dann meinen Mund auf dieſe hohe, weiße Stirne drückte, mit ihren ſchwarzen, glänzenden Flechten tändelte, ſie mit den ſüßen Worten der Liebe liebkoſte, dann füllten ſich ihre großen, leuchtenden Augen mit Thränen, und ſie flüſterte: „O ſo zu ſterben! Hinüberzugehen zu Gott, in dem Bewußtſein deiner Liebe, es gibt nichts weiter für mich!" —

„Und ſie ſtarb dieſen ſchönen, ſanften Tod, glücklich und lächelnd, in Ihren Armen?" fragte Hedwig zu Thränen gerührt.

„Nicht ſanft, nicht lächelnd!" rief er bitter. „Sie ſtarb einſam und verlaſſen von dem, der ſie getödtet hat." — „Alfred!" —

„Die Revolution war ausgebrochen. Ich ſtürzte mich in ſie mit Be-

geisterung, Marie theilte meine Sympathien. Sie sah mich für eine große Idee thätig, mich von ihr durchdrungen und glücklich, und die Rosen begannen wieder auf ihren Wangen zu erblühen; sie waren eben so trügerisch wie die Freiheit. Sie kennen den Ausgang dieser Revolution. Ich wurde gefänglich eingezogen. — Diesem Schlage unterlag Marie. — Mit Verzweiflung im Herzen, dem Wahnsinn nahe, schrieb ich ihr täglich, sie zu trösten, zu ermuthigen. Man versprach die Briefe zu bestellen; ob sie aber je in ihre Hände gelangt sind — ich weiß es nicht. Von Zeit zu Zeit gab mir Mariens Schwester in einem Zettelchen von deren Befinden Nachricht. Diese Botschaften widersprachen sich stets, bald schilderten sie Mariens Leben bedroht, bald ihre Krankheit gefahrlos. Ich hoffte! — Eines Tages erhielt ich von Marien selbst einige Zeilen. Sie waren mit Bleistift und fast unleserlich geschrieben, die heißeste Sehnsucht nach mir athmete aus ihnen. Ich bat den Director des Gefängnisses zu mir, und er kam; aber meine Bitten, mich Marie nur einmal sehen zu lassen, erweichten ihn nicht. Nicht das Gesetz oder die Pflicht machten den menschenfreundlichen Mann unbeugsam, er warf die Zukunft seiner zahlreichen Familie gegen mein Gesuch in die Wagschaale, — für die Humanität den Bettelstab! der Preis war zu hoch. Als er mich verließ, zitterte eine Thräne in seinem Auge; er trocknete sie schnell, damit sie keiner seiner Untergebenen bemerke. Denn eine Thräne, dem Schicksale eines Menschen geweint, den die Regierung für ihren Feind erklärt hatte, — diese Thräne damals von Neid oder Eifersucht aufgefangen, und Amt und Brod waren dahin.“ Alfred verstummte, er rang nach Athem. Hedwig wagte nicht zu ihm aufzublicken; sie fürchtete in seinen Mienen das Schreckliche zu lesen, was sein Mund noch verschwieg.

Mit einer Stimme, so dumpf wie das innere Brausen des Meeres, bevor noch der Sturm sich bemerkbar macht, fuhr er endlich fort.

„An einem Tage, dessen Datum meinem Gedächtnisse ewig eingebrannt ist, es war der achte März, hörte ich zu ungewöhnlicher Zeit die Riegel meiner Kerkerthüre zurückschieben. Seit drei Monden schaute ich zum erstenmale wieder in ein befreundetes Gesicht. Bertram war mit der Familie meiner Braut bekannt. Meine erste Frage galt Marien. — „Es geht nicht gut,“ antwortete er; „du mußt auf alles gefaßt sein. Vielleicht kannst du sie morgen sehen. Schreibe darum an den Director.“ — „Um mich wieder vergeblich zu demüthigen?“ fragte ich. — „Ich werde selbst mit deinem Brief zu ihm gehen,“ war seine Antwort. Ich schrieb und er ging. — Auf

alles gefaßt ſein! — Meine Gedanken verwirrten ſich. Ich weiß nicht, wie viele Stunden ich in dieſem Sturm auf meinem Bette geſeſſen haben mag. Als die Außenwelt wieder vor meine Sinne trat, war es tiefe Nacht. Auf alles gefaßt ſein!

„Unmöglich! Unmöglich! rief ich, und rüttelte das Gitter meines Fenſters, daß es in der Mauer knirſchte. Die Nacht iſt ja ſo friedlich ſtille, die leuchtenden Geſtirne rollen ja wie immer ihre Bahnen. Kann ein ſo ſchönes Leben erlöſchen und die Natur zum Untergange ihres Meiſterwerkes lächeln? — Thor, wird nicht dort oben ſo manche harmoniſche Welt zertrümmert und irrt in Kometen zerſplittert durch das All, während die Erde ruhig um die lächelnde Sonne fortrollt? —

„Die Venus ſtrahlte in ſo reinem Lichte wie nie; ſie hatte unſere erſte Umarmung geſehen. Stern der Liebe, rief ich, verhülle dein ſtrahlendes Antlitz, wenn ich nicht hoffen darf! Dunkle Wolken ſchwebten durch die Nacht; aber keine verhüllte ihn, und ich hoffte.

„Die Sonne ging über die grauen Gefängnißmauern empor; der Inſpector begann die Zellen zu unterſuchen. Sonſt pflegte er in der meinen eine Weile zu plaudern, heute war er ſtumm wie das Grab. Eine Stunde verging nach der andern — keine Antwort vom Director; auch Bertram kam nicht.

„Endlich, die Uhr ſchlug drei, raſſelten die Schlöſſer meiner Zelle. — „Es hat ſchwer gehalten," ſagte der Inſpector; „indeſſen Sie können gehen, ich ſelbſt werde Sie begleiten." Ich ſtürzte über die Corridore, die Treppe hinab. Bertram hatte eine Droſchke beſorgt. „Carriere!" rief ich dem Kutſcher zu. — „Es hat nicht ſolche Eile," bemerkt Bertram.

„Wir kommen an, ich fliege hinauf, ſtoße die Thüre des Krankenzimmers auf — nein, bei der ewigen Vernichtung, es hatte keine Eile! — Marie lag im Sarge, ſeit vierundzwanzig Stunden todt." —

„O, mein Gott!" ſtammelte Hedwig.

„Ein Schrei des Entſetzens muß ſich meiner Bruſt entrungen haben, denn ich hörte jemand ſagen, ich möge ihren Schlaf nicht ſtören. Schlaf! O daß mein wahnſinniger Schrei ihn hätte ſtören können, daß er dem Tode ſeinen Raub abzujagen vermocht hätte! Was nützt ihm ſo viele Schönheit und Tugend? So viele Kranke und Elende flehen ihn auf ihren Knieen um Erlöſung; warum geht er an ihnen vorbei? warum unter Tauſenden gerade ſie, um Würmer aus dem Staube zu erzeugen?"

„Elende Natur, du machteſt Bankrott an dieſer Einen, und da du wieder ſchaffen willſt, mußt du dein Ideal zertrümmern, um nicht Hunderte deiner Geſchöpfe als gänzliche Bettler aus deinen Händen zu entlaſſen. Armer Gott, wo iſt die Allmacht deiner Schöpferkraft? Schau hieher auf dieſen Staub, und verbirg für immer dein Angeſicht in Finſterniß!"

„Erbarmen!" ſchrie Hedwig — „Sie tödten mich!"

Alfred fuhr zuſammen. Er hatte alles um ſich her vergeſſen; die fürchterliche Scene lebte wieder vor ſeinen Augen. „Ich warf mich über die Entſeelte hin," fuhr er jetzt gemäßigter fort, „bedeckte ihre Stirne, die Augen, die noch lächelnden Lippen mit meinen Küſſen. Die Gluth derſelben verſcheuchte die eiſige Kälte des Todes; der Myrthenkranz in ihren dunklen Flechten und dieſes Lächeln log mir Leben. Ich legte mein Ohr auf ihren Mund, ihr Herz; rief ſie mit den innigſten Schmeicheltönen der Liebe, rief ſie mit Verzweiflung: ſie mußte erwachen, leben! — Ich hoffte, bis die Schollen mit dumpfem Gepolter auf ihren Sarg hinabſtürzten. Da erſt hatte ich ſie verloren! Alle Schönheit und Anmuth dieſes Weſens, alle Poeſie und Leidenſchaft dieſer Liebe gehörten auf ewig der Vergangenheit an."

„Eine ſchauerliche Einöde umgab mich. Das Glück der Liebe hatte meinen Blick oft feucht gemacht; jetzt konnte ich keine lindernde Thräne finden. Ich warf mich auf die Erde, ich rang die Hände; allein kein Gebet ſtieg aus meinem Herzen empor. Ein eiſiger Hauch durchfror meine Seele. Der Wahnſinn ſtreckte ſeine Hand nach mir aus und eine Stimme flüſterte mir zu: warum folgſt du ihr nicht nach? Die Stimme klang ſo verführeriſch! Sie rief mir jene Tage der Kindheit zurück, als ich noch an der Seite meiner Mutter die Kirche beſuchte und an die milden Verheißungen des Evangeliums glaubte. Meine Einbildungskraft ſchwelgte in der Wonne einer ewigen Vereinigung."

„O gewiß," rief Hedwig mit dem Tone innerer Ueberzeugung, „Sie werden ſie wieder finden!"

„Sehen Sie, Hedwig," entgegnete er mit einem eigenthümlichen Lächeln, „es bedurfte nur eines kleinen Druckes von dieſem Finger, und dieſe geträumte Wonne war mein. Der Traum eines Kindes, Hedwig! Ich weiß, daß ſie fortlebt, — in dem Sonnenſtäubchen, in dem Thautropfen, in dem Duft der Blume, in dem Wohllaut eines Vogels, in der Luft, welche die Saiten dieſes Inſtrumentes durchzittert. Aber was nützt es, daß ich meinen Schmerzen freiwillig ein Ziel ſetzen kann, wenn ich machtlos

bin, dieſe Atome wieder zu der Seele zu vereinigen, welche die Seligkeit meines Lebens geweſen war? Es gibt keine Unſterblichkeit!" — „Entſetzlich!" ſtammelte ſie.

„Ja wohl, entſetzlich! Ich hatte die Lehren der modernen Philoſophie als ein neues Evangelium in mich aufgenommen; jetzt grübelte ich Tag und Nacht über ihren Syſtemen, einen Widerſpruch zu finden, der mich berechtigt hätte, zu dem Glauben meiner Kindheit und in die Arme Mariens zurückzukehren. Ich fand keinen. — Was ſeitdem in mir vorging, darüber laſſen Sie mich ſchweigen. Die Natur war gütiger gegen mich, als ich ſelbſt. Ein hitziges Fieber raubte mir das Bewußtſein." —

„Ich wurde frei. Mein erſter Gang war zu Marieens Grabe, von da zu ihren Eltern. Die Schweſter ſank, in Thränen aufgelöst, an meine Bruſt. Dieſe Aehnlichkeit der Züge, des Blickes! — O, Hedwig, das war ein ſchwerer Augenblick!"

„In dem Zimmer war alles wie ſonſt. Doch auf dem Lehnſtuhle am Ofen — Todtenbläſſe im Geſicht, abgezehrt, die großen Augen glanzlos und unbeweglich aus ihren tiefen Höhlen auf mich ſtarrend, einem Geſpenſte ähnlicher als einem Menſchen, ſaß die Mutter. Voll Mitleid und Grauſen ergriff ich ihre magere, eiskalte Hand. Sie entzog ſie mir, ſie winkte mir fort. — Hedwig, ſie haßte mich als den Mörder ihres Kindes! — Und mit dieſem Haſſe ſtarb ſie." —

Hedwig ſuchte ihre Thränen zu bekämpfen. Mit ſanfter Stimme redete ſie dem Unglücklichen Troſt ein. Sie machte ihn darauf aufmerkſam, daß das Leben Güter beſäße, die, wenn auch unfähig ſeinen Verluſt zu erſetzen, doch deſſen Größe zu mindern im Stande wären. Mit verſagendem Laute ſprach ſie von dem Glücke kommender Tage.

„Nein," entgegnete er, „dem Menſchen iſt nur ein Griff in die Lotterie des Lebens geſtattet. Wenn er ſich vergreift oder das läppiſche Schickſal ihm ſeine Krone vom Haupte ſchlägt, ſo iſt das Glück für immer verloren. — Glauben Sie, daß die Mutter ganz unrecht hatte?" — „Gewiß," rief ſie eifrig, „der Schmerz machte ſie ungerecht, und Sie ſind es aus demſelben Grunde gegen ſich ſelbſt!"

„O, der Schmerz iſt ein Sophiſt! Ich habe vergebens gegen jenen Haß geſtritten, eben ſo vergebens, wie ich den Schmerz zu betäuben verſuchte. Ja, Hedwig, es gibt kein Mittel, das ich nicht verſuchte, um meiner Qual zu entrinnen," ſprach er weiter. „Das Leben war mir gleich-

gültig, das menſchliche Geſchlecht, mit ſeiner Sehnſucht, die über Jahrtauſende hinausgeht, in dieſe kurze Spanne Zeit gewieſen, erſchien mir erbärmlich. Ich folgte meinen Freunden zu ihren Vergnügungen. Ich war der Ausgelaſſenſte bei ihren Gelagen, und theilte ihre Ausſchweifungen. — Sie begreifen freilich nicht, Sie Reine, wie Kain im Schmerz um das ohne ſeine Schuld verlorene Paradies und in Empörung gegen Gott, der ihn fremdes Vergehen büßen ließ, den ſanften Abel erſchlagen konnte. Wie Kain habe ich die beſſere Hälfte meines Lebens erſchlagen, und ſein Fluch iſt auch auf mein Haupt gefallen. Wie ich ihn trug, niemand weiß es. Die meinen Trotz ſahen, meinen Witz bewunderten und die Frechheit, mit der ich die heiligſten Dinge ihrem Gelächter preisgab, — ſie kannten nur dieſe eine Seite meines Weſens, nicht mein Erwachen nach durchſchwelgten Nächten. Die Betäubung hatte nur dazu gedient, den Schmerz mit verdoppelter Gewalt zu bewaffnen, mich die ſchauerliche Wüſte meines Innern deutlicher erkennen zu laſſen, und die Erinnerung an das, was ich einſt geweſen, vermehrte meine Qual um die der Reue."

Hedwig hatte ihm mit ſteigender Bewegung zugehört. „O Gott!" rief ſie jetzt, „Sie fühlten, Sie erkannten das, und dachten doch nicht an Umkehr?"

„Umkehren?" entgegnete er leidenſchaftlich. „Wohlan! doch nach welchem Ziele ſollte ich ſtreben? Welches Mittel vermochte meinen Schmerz zu heilen, meine Sehnſucht zu ſtillen, mich mit mir ſelbſt zu verſöhnen? — Ich fand keins als die Bewußtloſigkeit, und die Furchtbarkeit meiner nüchternen Minuten ließ mich nur um ſo ſchneller und maßloſer nach den Mitteln der Betäubung greifen."

„Aber der Wein, das Spiel, die Wolluſt begannen ihre ertödtende Kraft zu verlieren. Die Vergeſſenheit zählte nur noch nach Minuten. Mitten im Genuß überfiel mich die ganze Troſtloſigkeit meines Zuſtandes. Dann entfloh ich mit einer frivolen Bemerkung der lachenden Geſellſchaft, um mich in Nacht, Sturm und Regen über den Grabhügel Mariens zu werfen, ſie um Verzeihung meiner Frevel anzuflehen, und wie ein Raſender gegen mich ſelbſt zu wüthen, bis meine Kraft erſchöpft war."

„Meine Gefährten, die ich ſtets verachtet hatte, obgleich ich nicht beſſer war als ſie, begann ich zu haſſen, weil ſie mir immer die entweihte Seite meines Weſens vorhielten. Die Orte, an denen ich mit der Geliebten einſt glücklich und unſchuldig geweſen war, durchſtießen mich wie mit tauſend

Schwertern. Mein Muth, ſo nah ihrem Grabe ſtets zu leben, war dahin. Das Pflaſter glühte unter meinen Füßen, die Häuſer drohten auf mich herabzuſtürzen, ein Athem der Verweſung ſchien mich anzuhauchen. Ich glaubte mir ſelber entfliehen zu können. Und ich entfloh. — Aber die Eumeniden folgten mir nach über Ströme und Berge, bis ich erſchöpft an dem Herde dieſes Hauſes niederſank, von dem Bewußtſein zermalmt, des Bildes längſt nicht mehr werth zu ſein, das ich doch fortwährend in mir trage!" —

Hedwig hatte zitternd ihr Geſicht verhüllt. Ein ſchrecklicher Kampf zerriß ihr Herz und machte ſie regungslos und unfähig ein Wort des Troſtes hervorzubringen.

Alfred harrte auf dieſes Wort wie auf eine Erlöſung. Er war am Schluſſe ſeiner Erzählung vor ihr niedergekniet, und ſeufzend erhob er ſich jetzt. „Es iſt ein Naturgeſetz," ſagte er leiſe und bitter, „daß ſich die Reinen von den Gefallenen abwenden. Aber es iſt die Freundſchaft jener, welche allein dieſe zu erheben vermag. Freilich die meinige, dies einzige Gefühl, deſſen mein Herz noch fähig, iſt kein ſchattender Baum, ſondern ein Dornſtrauch in der Wüſte. Sie ſcheuen ſich ihm nahe zu kommen. Sie bemitleideten mich, ſo lange Sie mich nur für unglücklich hielten, und da Sie mich ſchlecht ſehen, verabſcheuen Sie mich."

Ein ſchwacher Schrei rang ſich aus Hedwigs Bruſt, und ohnmächtig fiel ſie auf das Sopha zurück.

9.

Alfred ſtürzte erſchreckt zur Klingel, rief dem Mädchen, ſuchte nach Waſſer, rief wieder Hedwig bei Namen, rieb ihre eiskalten Hände — vergebens! Mitten in dieſer Verwirrung kam Charles mit ſeiner Frau nach Hauſe.

Während Adelaide und das Mädchen ſich jetzt um die Ohnmächtige bemühten, winkte Charles ſeinem Freunde, ihm zu folgen. Sie gingen eine Zeit lang ſchweigend neben einander hin.

„Alfred," begann endlich der Andere, „die Sache kann ſo nicht weiter gehen. Was gedenkſt du zu thun?" — „Was ſoll ich denn thun?" — „Du fragſt noch?" verſetzte Charles ziemlich heftig. — „Ich verſtehe dich nicht!" — „Du verſtehſt mich nicht, und Hedwig liegt bewußtlos auf dem Sopha?" — „Ja, ich ſehe es nur zu deutlich, meine Nähe bringt allen, die ich berühre, Unheil und Fluch." — „Thorheit!" — „Ich werde weiter ziehen!" — „Und Hedwig?" — „Sie wird gerechter von mir denken, wenn ich fort bin. Entfernung und Zeit werden ihren Abſcheu gegen mich verringern."

Charles ſtarrte ſeinen Freund mit großen Augen an. „Gerechter ſoll ſie von dir denken? Wollte Gott, ſie thät's!“ bemerkte er. — „Die Strafe iſt hart,“ murmelte Alfred, „aber ich habe ſie verdient. Ich habe die Menſchen verachtet, und jetzt wird mir Gleiches mit Gleichem vergolten!“ Charles lachte laut auf. „Nein,“ rief er, „das iſt zu arg! Du haſt geliebt und gelebt und kennſt die Menſchen dennoch ſo wenig?“

„So meinſt du, daß ſie mich nicht haßt?“ fragte er beklommen. — „Iſt es möglich von Haß und Abſcheu zu ſprechen, während alles verräth, daß ſie dich liebt?“ — Wenn die Erde plötzlich zu Alfreds Füßen aufgeborſten wäre, er hätte nicht entſetzter zurücktaumeln können, als vor dieſen Worten. „O mein Gott!“ murmelte er, „auch das noch, auch das noch?“ Sein Schreck und dieſer Ausruf überzeugten Charles, daß Hedwig kaum etwas zu hoffen habe.

„Ich habe unrecht gehabt,“ ſagte er ärgerlich. „Als ich deine innige Anſchließung an Hedwig bemerkte, hoffte ich, daß ihre Liebenswürdigkeit deinen Gefühlen allmählig etwas von der Gluth mittheilen würde, die ſie ſelbſt im Buſen trägt. Ich hätte dich warnen ſollen; aber ich ahnte deine Verblendung nicht.“ — „Liebte ich ſie, ich hätte längſt klar geſehen!“ entgegnete er traurig.

Charles bohrte voll Ungeduld mit ſeinem Stocke in den Sand. Er war eine friſche Natur; er liebte die Genüſſe des Lebens, denen er eine poetiſche Seite abzugewinnen wußte, und ſein lebhafter Charakter machte ihm alle Verlegenheiten und Verſtimmungen des glücklichen Verhältniſſes, an das er gewöhnt war, doppelt unangenehm. Er quälte ſich einen Gedanken zu finden, der die peinliche Lage, die nun für alle beginnen mußte, aufzuheben im Stande war.

„Was iſt nun zu thun?“ rief er endlich. „Die Sache muß auf die eine oder andere Weiſe beendet werden.“ — „Ich denke, ſie iſt es ſchon,“ entgegnete der Freund. „Doch ſprechen wir heute nicht mehr davon.“ — Sie reichten ſich die Hände und ſchieden.

Alfred kam in einer unbeſchreiblichen Verwirrung nach Hauſe. Wie betäubt warf er ſich auf das Bett und der Morgen fand ihn noch in derſelben Lage und in ſeinen Kleidern. Sein erſter klarer Gedanke war, Lauſanne zu verlaſſen. Dann erinnerte er ſich aber der Troſtloſigkeit ſeiner bisherigen Irrfahrt. Noch rollten und ſtürmten die Wogen, deren Spielball er ſo lange geweſen, und er bangte, ſich ihnen ſchon wieder anzuvertrauen,

den Hafen ſo ſchnell zu verlaſſen. Die Ruhe deſſelben erſchien ihm jetzt doppelt ſüß. Jeder Abend, jede Stunde, die er in Montoie verlebt hatte, trat ihm wieder vor die Seele; er rief ſich alle die Geſpräche, alle die Scherze zurück; er hörte das heitere Lachen des traulichen Kreiſes; er ſah ſich von den lieben Geſichtern wieder umringt, ſah Hedwig, wie ſie über ſeinen Arm hin in dem Buche, aus dem er vorlas, ſeinen Worten folgte; er athmete den Duft ihrer Locken, wenn ſie dieſelben aus dem Geſichte ſchüttelte, um zu ihm aufzublicken mit ihren blauen, klaren Augen; er ſah dieſe Augen, von Thränen verdunkelt, auf ſich gerichtet; er ſah ihre Arme flehend nach ſich ausgebreitet — „Unmöglich!“ ſchrie er, das Geſicht in den Händen vergrabend. Die Erregung ſchüttelte ſeine Glieder wie im Fieber.

Die Wirthin, daran gewöhnt, daß Alfred um die Mittagsſtunde das Haus verließ, kam mehrmals an ſeine Thüre; da ſie aber immer den Schlüſſel ſteckend fand, ſo wagte ſie nicht einzutreten. Endlich, gegen Abend, nachdem ſie einige Augenblicke gelauſcht hatte nnd kein Geräuſch im Zimmer vernahm, öffnete ſie. Auf ſeinem Stuhle vor dem Schreibtiſche lag Alfred mehr als er ſaß, den Anzug in der größten Unordnung. Als die Thüre ging, hob er den Kopf von der Tiſchecke auf und zeigte der guten Frau ein ſo blaſſes, verſtörtes Antlitz, daß ſie mitten in ihrem „pardon, Monsieur!“ — ſtecken blieb.

Alfred nahm ſeinen Hut und ging fort. Er verließ die Stadt. Die Poſt von Genf begegnete ihm, und er erkannte ſich auf dem Wege nach Montoie. Er kehrte um. Auf Grand-Pont, welche Brücke die beiden durch ein breites nnd tiefes Thal getrennten Arme der Stadt verbindet, blieb er ſtehen.

Es war ein ſchwüler Abend, und die Brücke, wie gewöhnlich, um dieſe Zeit menſchenleer; nur dann und wann ſchlüpften einige Grazien der Nacht vorüber. Der Weſtwind trieb große dunkle Wolken vom Jura her über den Mond. Das wechſelnde Licht, welches die Tiefe zu ſeinen Füßen bald erhellte, bald in Finſterniß begrub, erinnerte Alfred an eine ähnliche, ſchreckliche Nacht, wo er ebenſo auf einer Brücke ſeiner Vaterſtadt geſtanden, unter ſich den breiten, funkelnden Strom. Wie verführeriſch hatten dem Unglücklichen damals die Wellen von geſtillter Sehnſucht und beſänftigten Schmerzen geſungen!

Es liegt etwas Gefährliches in ſolchen Erinnerungen. Sie gleichen

dem Tropfen Blutes, den der gebändigte Tiger eines Tages durch ſeine ſchmeichelnde Zunge der Hand ſeines Wärters entlockt. Er weckt mit einemmale die natürliche Wildheit des Thieres und der eigene Wärter fällt als Opfer ſeiner Wuth.

In dem Wiſpern der Bäume, dem Rauſchen des Flon unter ihm, glaubte Alfred wieder jene Stimmen zu hören. Ihm wurde heiß. Er riß die Weſte auf, das Hemde, und warf das Halstuch von ſich.

Die geiſtreichen und gelehrten Abhandlungen wider den Selbſtmord, von allen möglichen Standpunkten ausgehend, ſind zahllos. Allein ſie ſind bis auf dieſe Stunde eben ſo wenig im Stande geweſen ihn auszurotten, wie die Geſetze über die Verletzung des Eigenthums den Diebſtahl aus Hunger zu unterdrücken vermocht haben. Und iſt der Selbſtmord etwas anderes, als ein Diebſtahl aus Noth?

Alfred hatte nicht mehr mit ihm zu ſtreiten. Alle Einwendungen waren ſchon damals von ihm durchgekämpft worden.

„Attention, Monsieur! vous allez tomber!“ rief eine weibliche Stimme, und eine kräftige Hand erfaßte Alfred und ſchleuderte ihn zurück. „Que diable! voulez-vous entrer là-bas dans les maisons par la cheminée?“ Der Mond entſchleierte ſich einen Augenblick und zeigte dem Verwirrten einen kräftigen Mann in einer Blouſe, von zwei hübſchen Mädchen mit kecken Augen begleitet.

„Non, Jacques,“ lachte die Eine, „chaque oiseau a son nid, et Monsieur va voler vers le sien.“ — „Vraiment,“ ſagte die Andere, „mais la soirée est froid! venez, venez Monsieur! Il y a un nid plus chaud que le Flon. Buvez, chantez, Tourbillon!“ Sie verſuchte ihn mit ſich fortzuziehen. Alfred ſtieß ſie zurück. „Ouf! c'est un Allemand!“

„Oh malheur!“ rief die Erſte, und ſich auf der Spitze ihres Fußes herumſchnellend, begann ſie eines jener heitern, graziöſen Lieder Berangers, welche den Wein und die Liebe preiſen. Wie ſie es ſang, klang die Aufforderung zum Genuſſe wie Spott. Sie entfernten ſich.

Der leichtſinnige Refrain und das Gelächter verhallten in dem erſten Grollen des Donners. Blitze leuchteten über dem Jura. Der Regen begann in großen, ſchweren Tropfen zu fallen. Ein tiefer Seufzer ging klagend durch die Nacht.

(Schluß folgt.)

Der Spielmann von Bockau.

Eine Skizze aus dem Erzgebirge

von

A. P.

Sieht man einen wackern jungen Spielmann, wie der Drechsler-Heinrich von Bockau war, ein volles, ſchlankes, ſonnigblickend Mädchen wie das Unger Roſel zum Altar führen und von da an einen wohlbegründeten freundlichen Herd, ſo mag man wohl verſucht ſein, zu glauben, da müſſe es alle Tage Sonntag ſein. In der That fehlte bei genanntem Pärchen auch gar nicht viel, ſo hätte es ſich durch eine ununterbrochene Kette von Sonntagen in's ewige Leben hineingelebt — wäre es nicht aus Adams Blut entſproſſen geweſen. In Folge des unſeligen Apfelbiſſes hatte nun aber ſowohl Heinrich wie Roſel jedes ſeinen kleinen Theil Erbſünde mit auf die Welt und in den Eheſtand hineingebracht, woran der Sabbathfriede ihres häuslichen Lebens leicht Schiffbruch leiden konnte. Damals als der hübſche Heinrich das Spielmannswerk nicht als Profeſſion, ſondern nur als Nebenwerk zu ſeinem und ſeiner Freunde Ergötzen trieb und mit den Klängen ſeiner Cither der Roſel das Herz aus dem Buſen ſtahl und ſie mit ihren Vergißmeinnichtaugen und dem ganzen herzlichen Weſen den Dieb in Haft nahm, damals freilich ließen ſie ſich von beſagtem geiſtlichem Erbtheil nichts träumen, und wer ihnen noch vier Wochen vor der Hochzeit geſagt hätte: Leutchen, nehmt euer Salzfaß in acht, damit's nicht umfällt! dem würden ſie geantwortet haben: mag's fallen, und wenn der Himmel einfällt, wir zanken uns im Leben nicht! Und doch mußten ſie ſchon vier Wochen nach der Hochzeit einmal bereuen, daß ſie das Salzfaß nicht in acht genommen hatten.

Denn gerade am vierten Sonntag nach ihrer Trauung trug ſich's zu, daß beim Frühſtück Heinrich das Salzfäßchen umwarf, und eine Stunde ſpäter, wie Roſel in der Kirche war, kam der Steigerlieb vom

Kommunzechenhauſe, den jungen Ehmann zu bereden, daß er mit ihm auf den Vogelherd am „Ochſenkopf“ ginge. Und Heinrich ließ ſich beſchwatzen, ging mit an den Ochſenkopf und vergaß da, daß er einen allerliebſten Trotzkopf zum Weibchen habe, der aus der Kirche kommend von ihm mit einem Kuß empfangen ſein und dann mit ihm und der Mutter das Sonntagsmahl genießen wollte, und daß dieſer Trotzkopf nun, während er, Heinrich, dem Finkenfang oblag, daheim Grillen fing, kleine, närriſche Grillen, aber immerhin Grillen und gerade groß genug, um den Ehefrieden ſo viel Minuten lang zu ſtören, als Salzkörner aus dem Fäßchen gefallen waren. Endlich, als Heinrich glücklich einen Finken im Säckchen hatte, mahnte ihn der Hunger an das vernachläſſigte Mittageſſen und damit an ſeine Roſel, und er eilte klopfenden Herzens heim, denn er fühlte, daß er geſündigt hatte. Im Dorfe wurde ſchon die Nachmittagskirche eingeläutet, als er über die ſteinigen Berglehnen hinab und ſeinem Hauſe zueilte. Diesmal ſetzt's was von meiner Roſel, dachte er und ſann auf Mittel, das Ungewitter abzuwenden. Vor der Thüre begegnete ihm ihre Mutter, die in die Kirche ging. Das iſt gut, dachte er, allein krieg' ich ſie am beſten rum. Und er ging ſtracks in die Stube. Da ſaß ſie am Tiſch, das Köpfchen in die Hand geſtützt und den Schürzenzipfel vor den Augen. „Da bring' ich dir einen kleinen Hausfreund, der dir was vorſingt, wenn ich in der Grube bin. Schau nur, Roſel, was für ein koſtbarer Reiterfink!“ Sie ſchaute nicht auf; ja ſie wendete ſich noch mehr ab. „Na, Roſel, ſei nur gut, ich wollte dir gern eine heimliche Freude machen und darüber vergaß ich's Heimgehen; weißt ſchon, ſo ein Thierl hat ſeinen Kopf für ſich, fliegt Einem nicht gleich in die Hand, wie man ſagt: Fink!“ — Keine Antwort. — „Hätt' ich dem Vogel das Salz auf den Schwanz geſtreut, das ich da heut' früh verſchüttet hab', ſo hätte ich ihn wohl eher heimgebracht. Na, nimm's nur nicht übel, Herzensroſel, 's ſoll nicht wieder geſchehen. Sei gut und gib mir ein Kuſſel.“ Damit wollte er ſeinen Arm um ihren Leib ſchlingen, aber ſie entſchlüpfte ihm raſch und ging in die „Hölle.“ Mit einer dampfenden Schüſſel kam ſie wieder hervor, ſetzte dieſe auf den Tiſch, legte Meſſer, Löffel und Brod daneben und ging ſtumm zur Thüre hinaus. Klöße mit Schwarzfleiſch, der Inhalt der Schüſſel, waren Heinrichs Leibgericht, — aber ihm war nicht mehr wie eſſen. Er ging der Zürnenden nach, ſie zu beſänftigen. Unter der Hausthüre ſtand ſie und ſtierte mit rothgeweinten Augen in die blaue Luft. „Roſel, Schockſchwerenoth, ſo hör' doch auf zu ſchmollen! Gib mir

die Hand!" Aber Roſel wich ihm aus. Heinrich hatte das Roſel wie er ſagte, „freßlieb," und nun weiß jeder rechtſchaffene Mann, der ein ſchmuckes Weib und dies ſo recht „freßlieb" hat, daß ihn nichts mehr in Harniſch bringen kann, als gerade beſagtes Weibchen, wenn es ihm ſo ein Schmollſolo ſingt, wovon kein Ohr etwas zu hören bekommt. Wäre der Mann freilich ein Engel und nicht mit der Ausſaat des Apfelbiſſes behaftet, ſo würde er ſolchem Solo allezeit eine Bravourarie der chriſtlichen Sanftmuth entgegenſetzen und ſie ſo lang da capo ſingen, bis die Schmollprimadonna durch den Heldentenor der Sanftmuth überwunden wäre, — aber welcher Mann iſt ſolch ein Engel?

Der Drechsler-Heinrich war's nicht. Als ſich jetzt Roſel wieder von ihm zurückzog, lief's ihm brühſiedentheiß durch das Hirn. Er rannte in die Stube, nahm ſeinen Hut und ſtürzte zum Hauſe hinaus, das Dorf hinab nach der Kirche zu, — aber nicht in die Kirche, ſondern vorbei, in die dahinter liegende Schenke, um ſeinen Schmerz und Grimm zu erſäufen in des Schenkwirths gebranntem Waſſer. „Doch nein," ſagte er auf der Schwelle, „das wäre gefehlt, — da könnte 's Uebel noch ärger werden. Ich will lieber heimgehen und meine Cither zur Hand nehmen und die Grillen verſpielen, ſtatt zu vertrinken." Und ſo geſchah's, und das gab Gott ihm ein. Heimgekommen, nahm er die Cither von der Wand, ſtimmte und ſpielte, — ſpielte all die ſehnſüchtigen, heißen, lockenden Liedlein, womit er einſt das ſpröde Roſel weich gemacht, ſpielte unermüdet fort, — bis er die Schmollende an ſeine Seite geſpielt und all den hellen, goldenen Liebesſonnenſchein auf ihr Geſicht gezaubert hatte, von dem er wußte, daß er ihm nur Seligkeit ſchenken wollte. Da verſtummte das Saitenſpiel und frohe Küſſe und Worte wechſelten zwiſchen dem verſöhnten Paare. Und als es ſich nun ein wenig ſatt gekost und Heinrich ſich auch ſatt gegeſſen hatte, da ſagte Roſel ſchmeichelnd: „Aber das muß man ſagen, ein Hexenmeiſter biſt auf deiner Cyther, du ſpielſt Einem 's Herz aus 'm Leibe!"

„Gelt, ich kann's?" erwiderte er ſchmunzelnd und griff einen fröhlichen Akkord. — „Sollteſt dich ganz auf's Citherſpielen legen, denn es thuts' dir weit und breit keiner gleich, der ein Gewerbe daraus macht." — „Meinſt, Schätzel? Die Leute haben mir auch ſchon geſagt, ich könnte mit dem Citherſpielen an einem Sonntag ſo viel verdienen, als mit dem Anfahren die ganze Woche."

„Und ich will dir nun auch ſagen, daß der Richter von Lauter da war und dich zu ſeinem Spielmann machen wollte. Ich ſoll dir's ſagen. Es war ihm gar nicht recht, daß er dich nicht gleich mitnehmen konnte. Er wollte heut einen Schmaus halten und da ſollteſt du aufſpielen. Nun müßte er ſich ſchon noch einmal mit dem verſoffenen Hempelfried behelfen, ſagte er; aber über acht Tagen ſollteſt du doch ja kommen. Sollteſt ein ſchön Stück Geld bei ihm verdienen.“ „Das glaub' ich, die Lauterer Fuhrleut wichſen auf,“ lachte Heinrich. „Was meinſt denn du dazu, wenn ich ein Spielmann würde?“

„Je nun, was mein ich! Der Häuerdienſt iſt ein ſaurer und gefährlicher Dienſt. Ich denk', es iſt allerwege beſſer da oben an Gottes goldigem Sonnenlicht, als da unten in euern graulichen Gruben. Alle Tage ſeh ich dich mit Zittern und Zagen anfahren. Ich mein', ein Tanzboden iſt immer ein ſicherer Ort, als ſo ein Schacht oder Stollen.“

„Da haſt du recht, herzigs Roſel, auf dem Tanzboden gibt's keine ſchlagenden Wetter, keine ſtürzenden Wände, keine Kobolde und was ſonſt 's Bergwerk unheimlich macht. Schöner iſt's, da oben auf ſicherem Grund die liebe Cither ſpielen, als da unten vor'm unſichern Ort Schlägel und Eiſen führen.“

„Und ſchau, wie ſchön wär's, wenn ich dich Sonntags begleiten und immer bei dir ſein könnte! Und wenn du in der Woche das Korbmachen ſchwunghaft triebeſt, das du doch einmal in der Lauter gelernt haſt, ſo müßteſt du dich beſſer ſtehen, als mit dem Anfahren. Ach, Herzensheinrich, thu mir's zu Lieb' und gib das gefährliche Bergwerk auf, — ich ſterbe ſonſt noch vor Angſt um dich.“

„Nun, ich hab' nicht übel Luſt zum Spielmannswerk, und wenn du mich ſo wonnig anſchauſt, da kommt mir's auch vor, als wär' ich ein Eſel, wenn ich mein lieb ſchönes Leben täglich auf's Spiel ſetzte ohne Noth. Hab' ja wahrhaftig den Himmel auf der Welt mit dir!“ Und in die Cither greifend ſang er:

Wer ſpricht von Eden, wer vom Paradies,
Dem Orte ew'ger, unſchuldsvoller Freuden?
Wer ſagt, daß Gott den Menſchen daraus ſtieß
Und ihn verdammt zu Mühe, Sorg und Leiden?
Wer nie ein herzig Weib an ſeine Bruſt gedrückt,
Der Arme, den kein holder Liebeskuß beglückt,
Der arme, arme Mann!

Der Himmel iſt 's, es iſt das Paradies,
Wo treue Liebe ſich ein Hüttchen bauet
Und dem, der ſie in dieſes Daſein wies,
Als einem guten, lieben Vater trauet.
Wer ſolchen Liebeshimmel ſich errang,
Den preist mein Lied, preist meiner Cither Klang
Als reichbeglückten Mann!

„Ach du guter Heinrich!" ſagte Roſel überglücklich.

„Du trautes, liebes Weib!" erwiderte er, ſie an ſich ziehend. „Weiß, hol's der Zaunkönig, nicht, was ich lieber möchte, daß du in einem weg ſo ſonnig ausſäheſt, oder daß du dazwiſchen dein Schmollſtückchen aufführſt. Aber, — Herzensroſel, — verſprich mir, daß du mir's nicht zu arg machen willſt mit dem Schmollen. Du weißt nicht, wie weh mir's da wird, wenn du 's länger treibſt, als man ein Vaterunſer betet; es iſt mir, als wenn mir der Hammerſchmied ein glühend Eiſen im Herzen herumdrehte. Verſprich mir, daß du nicht wieder ſo lange ſchmollen willſt wie heute!"

Sie verſprach's mit einem Kuß, und Heinrich ſpielte und ſang:

Ständ' ich vor meines Liebchens Thür'
Und ſpräch' der liebe Gott zu mir:
Mein Sohn, du haſt die Wahl:
Dort oben ew'ge Himmelsluſt,
Hier unten an des Liebchens Bruſt,
Nur weniger Jahre Zahl!

Kurz wäre mein Bedenken dann,
Herr, ſpräch' ich, bin ein kleiner Mann,
Der Himmel iſt gar groß;
Gieb Größern deines Himmels Luſt,
Mir, mir laß meines Liebchens Bruſt
Als einzig ſeliges Loos.

Am nächſten Sonntag ging Heinrich mit ſeiner Cither nach Lauter, diesmal freilich allein; aber da er eine über Erwarten gute Auf- und Einnahme fand, ſo that er's das nächſtemal nicht ohne Roſel. Und nun war's entſchieden, daß Heinrich dem gefährlichen Bergwerk entſagte und ein ſicherer Spielmann ward. Daneben trieb er das Korbmachen, und Roſel lag mit der Mutter nach wie vor dem Kräuterbau ob, der damals ſchon ein Hauptnahrungszweig der Bockauer war. So hatten die Leutchen ihr vergnügliches

Auskommen, und ſtatt daß das zärtliche Roſel einen Tag wie den andern um das Leben des Gatten zittern mußte, konnte es nun alle Sonntage mit ihm zu Spiel und Tanz gehen. Und ſie tanzte ſo gern! War ſie doch ein Gebirgskind und jung und eines Spielmanns Weib! Aber es war nicht die ſelbſtiſche Luſt allein, die ſie trieb, ihren Heinrich nach Lauter zu begleiten. Sie hatte noch zwei ſehr löbliche Gründe. Erſtlich ſah ſie gleich das erſtemal, daß die Lauterer es liebten, ihrem Spielmann tüchtig zuzutrinken, und da fürchtete Roſel, ihr Heinrich möchte zu dem ſchändlichen Trunklaſter verführt werden, wenn ſie nicht über ihn wachte, und zweitens war es mit der Sicherheit der Spielmannsgänge doch auch nicht ganz richtig. Denn wenn auch das Lauterer Wirthshaus keine Grube mit ſchlagenden Wettern, Wandſtürzen und Kobolden war, ſo führte der Weg dahin doch durch einen Wald, in dem noch einzelne Bären hausten. Wie leicht konnte ihren Heinrich, wenn er Nachts allein nach Hauſe ging, ein ſolcher Unhold anfallen und auffreſſen! Und dann gab's am Wege unterſchiedliche Bärengruben, in die der liebe Spielmann auf ſolchem Heimweg leicht ſtürzen konnte, wenn er keine Führerin hatte. So trieb ſie auch die treue Liebesſorge ihren Mann auf ſeinen Spielmannsgängen zu begleiten. Das ging aber ſo lange, bis es nicht mehr recht gehen wollte, das heißt, bis Heinrich ſich veranlaßt fand, beim Nachbar Sauer, dem Dorftiſchler, ſich zu erkundigen, ob das Holz zu der längſt beſtellten Wiege nun endlich trocken wäre. Da mußte das Roſel ſchickſamerweiſe daheim bleiben und den Heinrich allein ziehen laſſen. Aber er mußte ihr drei Dinge verſprechen: erſtens nicht über den Durſt zu trinken, zweitens nie ohne Laterne heimzugehen und drittens — keinem Lauterer Mädel zu tief in die Augen zu gucken.

In heiterem Frieden verſtrichen dem jungen Paare nun die Tage. Zu der Freude an einander geſellte ſich bald die Freude an einem kerngeſunden Jungen mit einer rechten Spielmannskehle, und nun war wirklich alle Tage Sonntag bei ihnen. Es gab lange, lange Zeit nicht einen einzigen Tag, wo Heinrich Urſache gehabt hätte, auch nur einen Augenblick lang das Gefühl zu haben, als könnte es je anders werden. Das war eine ſelige Zeit für den munteren Spielmann und heller und fröhlicher hat ſeine Cither nie geklungen, als in dieſen Tagen, mocht' er nun daheim ſeiner „kleinen Mutter" mit ihrem Säugling oder den Lauterer Burſchen und Mädchen vorſpielen. Wenn jetzt jemand den glücklichen Spielmann fragte: „Wie geht's, Heinrich?" ſo pflegte er wohl zu antworten: „Grad wie im

Paradies; weiß ſelbſt nicht, womit ich's ſo gut verdient hab'." Sagte dann einer: „Na, behüt' Euch Gott Euer Paradies!" — und hatte er die Cither bei der Hand, ſo griff er in die Saiten und ſang:

Mein Paradies hat Gott gebaut
In ganz beſondrer Weis:
Mein Roſel hold, mein Roſel traut,
Das iſt mein Paradeis.

Das hat beſtändigen Sonnenſchein,
Trägt Blüth' und Frucht zugleich.
Es iſt ein Zaubergärtelein,
An Lebensquellen reich.

Da blüht und reift's in Einem fort
Und immer ſchwillt und quillt's,
Und Luſt iſt hier und Wonn' iſt dort,
Und was es reizt, das ſtillt's.

Mein Paradies hat Gott gebaut
In ganz beſondrer Weis:
Mein Roſel hold, mein Roſel traut,
Das iſt mein Paradeis.

Das Paradies ſollte aber doch nicht ohne Schlange bleiben. Eines Tages, da Heinrich gerade auf die Morgenleithe nach Ruthen gegangen war, kam die Vodel Urſel von Lauter und ziſchelte dem Roſel in's Ohr, mit dem Heinrich ſei es doch nicht recht ſauber, derweilen ſeine kleine Mutter daheim ihr Kind warte, ſcharmuzire er mit den Lauterer Madeln und ganz abſonderlich mit der Kunſtmann Chriſtel; ja es gehe ſo weit, daß er dem treuloſen Ding, das ſich doch nach ihrem mit Flachs in's Reich hinausgefahrenen Liebſten, dem Haußner Guſt, verhalten ſollte, auf nächſten Sonntag ein ſeiden Bruſttüchel mitzubringen verſprochen, wie ſie, die Urſel, mit eigenen Ohren gehört habe. Ziſch! fuhr die Schlange in Heinrichs Paradies. Die ganze Mär der Urſel war aber Verleumdung. Mag wohl ſein, daß der muntere Spielmann nicht gerade jenem Geiger des Wiener Hoftheaters glich, der an die dreißig Jahre in Komödien, Opern und Balleten allabendlich aufſpielte und auf dem Todbette von ſich rühmen konnte, daß er nicht ein einzigesmal auch nur mit einem Viertels- oder Achtelsblick von ſeinem Pulte ausgeſchaut habe, um

an den reizenden Gestalten, die da vor ihm spielten, sangen und tanzten, der sündigen Augenlust zu fröhnen. Solch ein Heiliger war Heinrich schon nicht und er mag den saubern Lauterer Madeln, denen er zum Tanz aufspielte, seine Augen nicht entzogen, ihnen wohl auch freundlich zugelächelt, ja dann und wann ein Schmeichelstückchen gesungen haben. Aber die Mär von der Kunstmann Christel war nur Verdrehung oder die alte Heckenhorcherin hatte hören läuten, aber nicht zusammenschlagen. Die Sache verhielt sich so: Heinrich hatte bei dem alten Kunstmann, Christels Vater, das Korbmachen gelernt und war seitdem ein guter Bekannter der Familie geblieben, daher stand er auch mit der Christel auf vertrauterem Fuße als mit andern Lauterer Mädchen. Nun war gar nichts Befremdliches dabei, daß Christel den alten Bekannten ersuchte, ihr doch künftigen Sonntag, wo sie ihren Liebsten „aus dem Reich" zurückerwartete, für Geld und gute Worte ein sauberes Seidentüchel vom Bockauer Schnitthändler mitzubringen.

Zwar glaubte Rosel der Ursel nur halb, aber das war mehr als genug, um ihren Frieden zu vernichten, sie mit eifersüchtigen Grillen zu erfüllen. Vorerst verschloß sie dieselben noch in ihrer Brust, weil sie erst einen nähern Beweis von Heinrichs Schuld haben wollte. Der aber mußte sich bis Sonntag finden. Sie wollte wohl aufmerken, ob Heinrich ein Seidentüchel einkaufte und mit nach Lauter nahm. War dies der Fall, — nun dann war es ausgemacht: sie war das unglücklichste Weib unter dem Himmel und ihr am besten, sie läge auf dem Kirchhofe. — Heinrich merkte aber doch, daß sein Weibchen nicht so sonnig aussah, wie gewöhnlich. „Was hast, Fraule?" fragte er besorgt, und wie sie halb freundlich, halb verdrossen zur Antwort gab: „Was soll ich haben? Nichts!" — da sagte er: „Nun, so sei auch hübsch munter! Wart', ich will dir was vorspielen." Und er griff zur Cither und spielte und sang ihr wirklich die bösen Grillen aus Kopf und Brust. Dann dachte sie: „Nein, es ist doch unmöglich, — so schlecht kann er doch nicht sein!" und sie erwies ihm alle Zärtlichkeit, deren sie nur fähig war. Da jauchzte er und rief: „Du bist wie ein Waldweiblein, nur zehntausendmal feiner. Weißt was? ich mag nun keinen halben Tag mehr ohne dich sein. Uebermorgen gehst du wieder mit nach Lauter. Der Junge ist nun acht Monate alt und kann die Mutterbrust schon einen halben Tag entbehren. Deine Mutter wartet ihn schon so lange." Sie sagte zu und aller Argwohn war aus ihrer Brust entschwunden.

Der Sonntag kam. Fröhlich plaudernd saß das Pärchen beisammen.

Heute war das Kirchengehen an Heinrich und da es bald Zeit dazu war, ſo ſaß er ſchon im Kirchenſtaat da. Gelegentlich zupfte nnd putzte Roſel noch an ſeinem Bruſtlatz und Halstuch. Da ſagte ſie: „Aber ein neues Halstüchel thnt dir auch noth, und wenn du eins kaufſt, ſo laß es ein recht ſauberes von Seide ſein.“ — „Blitz,“ rief hierauf Heinrich, „da erinnerſt du mich an etwas, das ich, hol's der Zaunkönig, vergeſſen. Die Kunſtmann Chriſtel hat mich gebeten, ihr heut' ein Seidentüchlein vom Friedrich Helfen mitzubringen, und daran hab' ich nicht mehr gedacht.“ Das Roſel ward wie die Wand, an der es ſaß. „Um Gottes willen, Roſel,“ rief er, dies gewahrend, „was iſt dir, — iſt dir ſchlimm?“ Sie ſprang auf und eilte zur Thüre hinaus. Er ſtarrte ihr ein Weilchen nach, dann folgte er ihr. Da ſtand ſie in der Hausflur an die Brodkappel gelehnt und weinte, daß ſie der Bock ſtieß.

„Aber Roſel, ſag doch, was du haſt!“ Keine Antwort. Er mochte fragen, bitten und betteln, wie er wollte, — die Frau war ſtumm. Ihm war ſchon wieder, als hantiere der Hammerſchmied mit dem glühenden Eiſen in ſeinem Herzen herum; da ſchlug's auf der Kirche zuſammen. Er holte Hut und Geſangbuch, aber es war ihm, als ſollt' er in den Tod ſtatt in die Kirche. Noch einen Verſuch mußte er erſt machen, die Schmollende zum Reden zu bringen. „Weißt was, Schätzel, ich verſteh mich nicht ſo auf's Tüchelkaufen wie du; geh dn und kauf eins für die Kunſtmann Chriſtel und gleich eins mit für mich.“ Da wich die Hand mit dem Schürzenzipfel vom Auge, da öffnete ſich der trotzige Mund: „Was du doch denkſt,“ rief ſie empört; „ich ſoll dir auch noch die Geſchenke kaufen für deine Buhlſchaft? Da kommſt du mir recht!“ Heinrich war wie aus den Wolken gefallen. „Aber,“ rief er, „plagt dich denn der Teufel, daß du ſo etwas ſagen kannſt? Jetzt hör' gleich auf zu maulen — oder ich werde ſo wild, wie mich noch kein Menſch geſehen hat!“ Aber Roſel maulte fort, und es war ein Glück, daß die Mutter kam und den Heinrich an die Kirche mahnte, ſonſt glaub' ich, ſein Theil Erbſünde wär' ihm übergelaufen. Er ging und es war gut, daß der Paſtor heute gerade über 1. Korinther 13. predigte. Dieſe Predigt ſetzte ihm Kopf und Herz wieder zurecht und er kam beſänftigt nach Hauſe, fand auch Roſel wieder leidlich munter und wenn auch nicht gerade ſehr geſprächig, doch auch nicht mehr ſchmollſtumm. Er dachte ruhig: Na, wenn ſie heute mit nach Lauter kommt, ſo wird ſie ſich ſchon ſelbſt überzeugen, daß ſie halb närriſch geweſen.

Die Zeit zum Aufbruch nach Lauter rückte heran. Heinrich hatte im Hauſe herumgeſcharwerkt und fand in die Stube tretend Roſel über dem Stillen ihres Kindes. „So iſt's recht!“ ſagte er ſich zu ihr ſetzend — „gib ihm noch einmal tüchtig zu trinken und dann zieh dich an, lieb Schätzel!“ — „Ich bin angezogen genug für meine Stube“ — erwiderte ſie. — „Das wohl“, ſagte er, „aber es iſt jetzt Zeit, daß wir nach Lauter aufbrechen.“ — „Ich bleib daheim,“ erklärte ſie, „trag dein Seidentüchel nur allein zu deiner —.“ — „Aber Roſel!“ rief er, „wie kannſt du mich in ſolchem Verdacht haben?“ — „Hab' gar keinen Verdacht — aber was ich weiß das weiß ich.“ — „O da wollt' ich doch, daß der Bär das Schandmaul herzte, das dir dieſen Floh ins Ohr geſetzt hat! Da ſieh, der Junge hat genug — nun zieh dich an. Will dir inzwiſchen was vorſpielen.“ Er that's und ſang:

Bin Spielmann geworden und will es auch bleiben;
Ein Spielmann kann Teufel und Grillen vertreiben.
Ein Spielmann kann zähmen den wildeſten Leuen,
Spazier er auf Vieren, ſpazier er auf Zweien.
Und will ihm das Zähmen durchaus nicht gelingen,
So läßt er's Vieh tanzen und läſſet es ſpringen,
Und läßt es ſich tanzen und ſpringen zu Tode —
So macht er die Beſtien, die wilden, marode.

Die Beſtie der Eiferſucht aber wollte weder zahm noch marode werden. Er mußte ſehen, wie Roſel zwar das Kind in ſein Bettchen gelegt hatte, aber noch immer auf ihrem Schemel ſaß und den Schürzenzipfel mit Thränen tränkte. „Das iſt um aus der Haut zu fahren!“ dachte Heinrich, bezwang ſich aber und verſucht' es noch einmal mit der Cither. Vergebens, ſo zärtlich, ſo ſchmeichelnd ſein weiterer Sang auch klang. Endlich ward's ihm zu arg. Außer ſich vor Zorn ſtürzte er auf die Schmollende zu. — Da ſchrie das Kind. Er ſtand ſtill und als Roſel den Kleinen wieder zu ſich nahm, bot er ihr die Hand zum Frieden. Doch ſie ſtieß ſie von ſich — und ihm damit den Dolch der Kränkung tief in's Herz. Lautlos und bebend nahm er ſeine Cither und verließ das Haus.

„Aber was hat unſer Spielmann heut?“ fragten die Lauterer im Gericht, als Heinrich ſich an ſeinen Platz zum Spiel niederließ. „Der ſieht aus als wollt' er heut lauter Todtenlieder ſingen.“ Und in der That klang,

was er zuerſt ſpielte, ſo wehmüthig, ſo klagend, daß den Zuhörern gar nicht ums Herz wurde, als wären ſie im Wirthshauſe ſich ihren Theil Sonntagsfreude zu holen. „Das war ein traurig Stückel," ſagte der „aus dem Reich" heimgekehrte Haußner Guſt, als Heinrich geendet hatte; „da trinkt, daß Euch's fröhlicher ums Herz wird; dann ſpielt was Luſtig's auf!" — „Ja trinkt!" hieß es von allen Seiten, „trinkt und ſpielt was Luſtig's auf!" Und Heinreich trank, und es ward ihm erſt weher, dann wohler und endlich wirklich fröhlich ums Herz. Und was er ſpielte, klang immer luſtiger, immer wilder. „Trink! trink!" hieß es, wenn er ruhte; und er trank. Und luſtig ging's dann wieder in die Saiten, aus den Saiten, zu den Saiten. „Trink! trink!" hieß es immer wieder. Und wilder und luſtiger klang des Spielmanns Lied, als man's je vernommen — es war als ob alle Dämonen der Luſt und des Schmerzes, der Liebe und des Haſſes, der Sehnſucht und des Grimmes in dem kleinen Inſtrument lebten und daraus hervorſtürmten und den Burſchen unter den Bruſtlatz, den Mädchen ins Mieder fuhren. — Toller, mänadiſcher Wirbel ergriff die aufgeregte Jugend, und des wilden Spielmanns Lied ward mancher Unſchuld Todtenlied.

Mitternacht war längſt vorüber, als die letzten Gäſte das Wirthshaus verließen und auch der tolle Spielmann ſeinen Heimweg antrat. Wild und wüſt ſah es in ſeinem Herzen aus, wild und wüſt in ſeinem Hirn. Und ſo, ohne Leuchte, ohne eine leitende Hand betrat er den düſtern Waldpfad. O eiferſüchtiges Roſel, was haſt du gethan? wozu haſt du deinen Heinrich gemacht? Zu einem Trunkenbold, zu einem jämmerlichen Entweiher ſeiner Menſchennatur! Da ſtolpert und taumelt er durch die unheimliche Waldnacht. Jetzt dürfte eine hungrige Beſtie, Wolf oder Bär, ihm in den Weg kommen, und von dem muntern Spielmann wäre morgen nichts mehr zu ſehen als einige blutige Reſte. Mit Recht war Heinrich ſonſt nicht ohne Bangigkeit heimgegangen; aber heute kümmerte ihn weder Bär noch Wolf — ihn bekümmerte allein die Schlange, die ſich in ſein Paradies geſchlichen. Doch war, was er darüber dacht' und ſann, ſo verworren und wüſt, wie der Zuſtand ſeines Gehirns. Bald Sehnſuchtsſeufzer ausſtoßend, bald laut auflachend, bald ſchluchzend, bald fluchend, taumelte er auf ſeinem Schauerpfad fort. Auf einmal ſchwindet ihm der Boden unter den Füßen, und er ſtürzt viele Ellen tief, er weiß nicht wohin. Tief genug wohl war's, um ein Sturz zum Tode zu ſein. Doch für Heinrich war's

zunächſt nur ein Sturz zur Ernüchterung. Als er wieder Boden unter ſich fühlte, war's ein weicher warmer, wie das Lotterbett eines alten Deutſchen. Aber ein grauenvolles Brummen und Schütteln belehrte den Gefallenen, daß die Bärenhaut, auf der er ſaß, keine leere, todte, ſondern eine volle, lebendige war. Nun befiel du deine Seele Gott, du unglückſeliges Menſchenkind!

Wohl kommt Heinrich ſolch ein Gedanke, — aber auf dieſer fürchterlichen Scheidemarke zweier Welten beſinnt er ſich ganz auf ſich, ſchüttelt die hölliſche Larve, welche der Trunk über ſein Weſen gezogen, ab, und wie der Bär ſich plötzlich erhebt, ihn abwirft und ſich emporrichtet, da fühlt ſich Heinrich völlig wieder in ſeiner Menſchen- und Spielmannswürde, und ob auch durch ein Vieh, will er doch nicht ſelber dahin fahren wie ein Vieh, ſondern wie ein Menſch und echter Spielmann, mit lichten, göttlichen Gedanken, mit Sang und Klang. Und wie das aufgerichtete Ungethüm die feurigen Augen wieder ihn rollt, da greift er in die Saiten und ſingt:

Ich hab' geliebt, ich hab' gelebt,
Gelebt im Paradies.
Hab' Dank, o Gott! zwar war es kurz,
Doch war's auch nektarſüß.
Genöſſe gern noch manches Jahr
Was gar ſo lieb, ſo köſtlich war:
An Liebchens Bruſt
Die Himmelsluſt —
Doch wie du willſt, o Herr!

Ja, wie du willſt, ſo ſchick es mir,
Sei's Leben oder Tod! —
Doch Leben nur an Liebchens Bruſt,
Sonſt lieber ewigen Tod!
Ich leg an deine Vaterbruſt
Mein Kind und meine Liebesluſt.
Nun komm, o Tod!
Gelobt ſei Gott!
Ich hab' gelebt, geliebt! —

Aber der Tod in Geſtalt des grimmen Bären zögerte. „Wie?“ rief Heinrich; „iſt Pätz der Töne Freund? Er hat ſich zurückgezogen und hockt auf allen Vieren wie's ſcheint. Hat das mein Lied gethan? Der liebe Gott oder das Lied, gleichviel! Warte, mein Pätz, mein Mitgefangener in der Bärengrube, wir wollen uns die Zeit vertreiben ſo gut es geht!“ und wie-

der ſpielte und ſang er: „Ein Spielmann kann zähmen den wildeſten Leuen“ u. ſ. w. Beim letzten Ton dieſes Liedes ſprang eine Saite. Einer Saite halber geht's fort! dachte Heinrich und machte eine Pauſe bis Pätz ein verdächtiges Brummen hören ließ. Da griff Heinrich wieder in ſein Spiel. Bald aber riß eine neue Saite, und das Unglück wollte, daß jedes der folgenden Stücklein eine Saite zum Opfer verlangte. Inzwiſchen grauete der Tag und begann auch in die Grube hinein zu dämmern, ſo daß ſich allmählig vor Heinrichs Augen ſeines Mitgefangenen zottige Geſtalt in deutlichen Umriſſen enthüllte. Das iſt, hol's der Zaunkönig, einer von der Garde! dachte Heinrich, als er die bedeutenden Dimenſionen des Unholdes erkannte, die mächtigen Tatzen, das weiße, ſcharfe Gebiß im blutrothen Maul — es war ein Anblick, der das Haar zu Berge trieb. Doch behielt Heinrich ſo viel Geiſtesgegenwart, daß er ſein Spiel fortſetzte, ſo lang' es gehen wollte. Immer heller wurde die Beleuchtung der grauenvollen Scene, immer dünner der Bezug der Cither; zuletzt war ſie abgeſpielt bis auf zwei Saiten, und Pätz machte böſe Recenſentengeberden über das fade Decrescendo des Concerts. Da ſah Heinrich in dem hinſterbenden Saitenſpiel ſein eigenes Schickſal vorgebildet. Er hatte ſich warm geſpielt und geſungen und alle Lebensquellen ſprangen und ſprudelten in ihm Angeſichts des ſchreckenvollen Todes. Die Geſtalt ſeines Weibes mit dem lieblichen Kinde — das Bild ſeines ganzen häuslichen Glückes erhob ſich vor ihm und lockte helle Thränen in ſeine Augen. Das Leid übermannte ihn und er war unvermögend weiter zu ſingen. Nur einzelne leiſe Töne noch entzitterten den letzten Saiten ſeiner Cither. Auf einmal packte ihn ein Anfall von Verzweiflung, wild fuhr er über das Spiel und ſchrillend zerſprang auch der letzte Reſt ſeines Bezuges.

Aber horch! was war das? War das nicht Roſels Stimme? Heinrich! Heinrich! rief's klagend durch den nahen Forſt. Roſel! Roſel! rief's aus der Bärengrube. „Das war ganz nahe, Nachbarin!“ ließ ſich eine männliche Stimme vernehmen. „Heinrich! Heinrich!“ rief Roſel wieder. Und „Roſel! Nachbar Sauer!“ antwortete Heinrich, „zur Hülfe, der Bär hält mich feſt!“ — „Barmherziger Gott! mein Heinrich iſt in eine Bärengrube geſtürzt!“ ſchrie Roſel. — „Da iſt er!“ ſagte Sauer am Rande der Grube. In drohender, zum Angriff bereiter Stellung ſtand der Bär vor dem Spielmann, der ihm die entſaitete Cither als einzige Vertheidigungswaffe entgegenhielt. „Zurück, Nachbarin!“ rief Sauer der nahenden Roſel zu, „es war doch gut, daß ich

meine Muskete mitnahm. Warte, Pätz, den Biſſen ſollſt du nicht ſchmecken!" Ein Schuß — und der Bär ſtürzte ſtöhnend zu Boden. „Der ſteht nicht mehr auf!" ſagte Sauer und nun wurde Heinrich aus der Grube gehaſpelt, um in Roſels Armen neu aufzuleben. Schluchzend lagen ſie Bruſt an Bruſt und des Gottſeidankrufens, des Küſſens und Herzens wollte kein Ende werden.

Auf dem Heimwege erzählte Roſel, was für Qualen ſie ausgeſtanden ſeit er das Haus verlaſſen. Wie ſie von ihrer blindtollen Eiferſucht bald in Reue verfallen und als die Nacht hereingebrochen von Todesangſt übermannt worden wäre, ſo daß ſie außer Stand geweſen ihr Kind zu ſtillen. Auch habe ſie ſich nicht niederlegen können, und als die Mitternacht gekommen ohne ihn heimzubringen, da habe ſie nicht mehr zu bleiben gewußt. Nur ihre Mutter habe ſie zurückgehalten ſo wie ſie geweſen hinauszuſtürzen, ihm entgegen. Aber als nun gar noch zwei Stunden gleicherweiſe dahingeſchlichen wären, da habe ſie ſich nicht mehr halten laſſen, ſei zum Nachbar Sauer gelaufen, habe ihn geweckt und zum Mitgehen aufgefordert. „Ach Gott Lob!" ſchloß ſie, „daß der beſonnene Mann ſeine Flinte mitnahm. Mein guter, armer, herzlieber Heinrich — ich bitt' dich tauſendmal, vergib mir — vergib mir, und bei allen Schrecken dieſer Nacht und bei unſerm Kinde und bei Allem, was heilig iſt, gelob' ich dir meine Fehler abzulegen und dich nicht mehr durch ſolch kindiſches Weſen zu kränken." Der gute Heinrich fand nichts zu vergeben. Er herzte die ihm nun noch einmal ſo Theure und legte nun auch ſeinerſeits eine aufrichtige Beichte mit dem Gelübde ab, ſich nie mehr um ſeinen geſunden Menſchenverſtand zu trinken, aber auch ſonſt ſein heißes Blut im Zaum zu halten. Beide hielten ihr Gelübde und die Bärengrube wurde die goldene Pforte eines neuen, ungetrübten Eheglücks.

Mondgedanken.

Von

Theobald Kerner.

„Die Zeiten werden immer ſchlechter!“ ſeufzen die Menſchen, und wer kann da beſſer ein Wort mitreden, als ich, der Mond, der ſchon ſeit Jahrtauſenden auf die Erde herabſieht und die Menſchen in Freud und Leid belauſcht, wenn kein anderes Auge wacht. — Die Zeiten werden immer ſchlechter, auch ich fühle es; iſt es mir doch oft ſelbſt, als ſchienen meine Strahlen nimmer ſo helle wie ſonſt; das macht, weil ich nicht mehr mit ſo innerlicher Freude auf die Erde hinabſchaue. Nun, die Menſchen werden immer undankbarer, kälter gegen ſich ſelbſt, wie ſollte ich Alter es übel nehmen, daß ſie es auch gegen mich werden? Doch, daß es mich oft ſchmerzt, kann ich nicht läugnen. Es iſt wahr, ich trage wohl ſelbſt viel Schuld an dieſem Kummer. Denn weßhalb mußt' ich mich auch alſo an die Erde und ihre Bewohner ketten? Die andern Geſtirne der Nacht bleiben immer in heilig ſtolzer Entfernung von den Menſchen, unbekümmert um deren Loos, und höchſtens, wenn ſie ja einmal populär ſein wollen, ſchneuzen ſie ſich nach Bauernmanier, daß es als Sternſchnuppe herabfällt, — ich aber meinte von jeher, ich müßte mit den Fröhlichen lachen und traurig ſein mit den Weinenden. Immer mehr entfremden ſich die Menſchen der Natur, ich aber gieße noch immer auf ihre Erde mein Herzblut aus in meinen Strahlen, und mein bleiches Licht gleitet lautlos über Thäler und Seen, als müßte ich immer und immer wieder den verlorenen Kindern der Natur die ſtille Heimat zeigen und leiſe flüſtern: „o kehret zurück!“

Abends, wenn die Töne der Betglocke, die zur Anbetung deſſen ermahnen, der auch mich erſchaffen hat, am ſtillen Himmel verſchweben, erhebe ich mich zu meinem nächtlichen Amte. Mit rothgeſchlafenen Bäcklein luge ich hinter dem Berge hervor. „Der Mond, der Mond!“ rufen plötzlich die Kinder mitten in ihren Spielen und hüpfen freudig zu einer lichten Stelle, mich beſſer zu ſchauen. „Ei, ſeht einmal, was er heute

für einen rothen, dicken Kopf hat!" ſagt eines der Kinder. „Ach, wenn es nur nicht Krieg bedeutet!" ſeufzt ein altes Mütterlein, ihr Enkelchen auf dem Arme, dieſes aber zappelt ungeduldig mit den kleinen Füßen und ſtreckt die Aermlein nach mir aus, als ob es mich an der Naſe packen wollte; ich aber meine, ich müſſe meinen Mund auch noch zu einem Lächeln verziehen, nur um den Kindern Freude zu machen.

Endlich habe ich mich ganz über die Bäume hervorgearbeitet und ſtehe ſchräg über dem alten Kirchlein, meine Strahlen aber gaukeln wie luſtige Elfen auf den Zweigen der großen Linde. Im Dorfe iſt jetzt alles ſtill geworden, nur die Brunnen plätſchern lauter in freudigem Glanze, und dort auf der Bank vor dem Hauſe flüſtert vertraulich ein Pärchen; ich glaube, die guten Leute würde es nicht frieren, wenn ich auch noch viel kälter ſchiene. Doch, ſind denn meine Strahlen in der That kalt? Der Aſtronom dort drüben auf ſeinem Thurm glaubt es ſteif und feſt; doch was behauptet der nicht alles von mir? Ich ſei ein waſſerloſer Erdkörper voll ausgebrannter Krater, meint er. Sieht er ſein eigenes ausgetrocknetes Innere? Denn das iſt eben das Seltſame, ja ich darf wohl ſagen, ohne allzu unbeſcheiden zu erſcheinen, das Originelle an mir, daß jeder Menſch das in mir findet, was er ſucht, daß ich jedem das bin, das er innerlich ſelbſt iſt. Oder ſcheine ich nicht warm und treulich der Schildwache am Stadtthor dort, die auf's Gewehr gelehnt gedankenvoll nach mir aufſchaut und leiſe vor ſich hinſingt:

„Mein Herz ſchlägt warm in kalter Nacht,
Wenn es an's ferne Lieb gedacht!"

Der Dieb aber, der dort hinten durch die Gaſſe ſchleicht und verſtohlen zu mir aufſieht, ob ihn meine Strahlen nicht verrathen, friert es ihn nicht innerlich bei meinem Anblick, als ſähe er einen Todtenkopf? Das macht, ich bin der Widerſtrahl ſeines eigenen Gewiſſens.

Auf dem Marktplatz, im Haus mit den grünen Läden, da ſchläft jetzt ruhig ein Knabe, der hat aber großen Reſpekt vor mir! Einmal, wie er recht unartig war, hat ihm ſein Vater das Männlein im Monde gezeigt und geſagt: „nimm dich in Acht! Das Männlein war auch einmal ſo wild und ſtreitig wie du, da hat es der Mond zu ſich hinaufgezogen und behält es ſo lange, bis er einen noch böſeren Buben ſieht." Seitdem, wenn das Büblein noch ſo luſtig auf der Straße lärmt, ſobald es mich über die Dächer kommen ſieht, ſagt es zu ſeinen Kameraden ganz kleinlaut: gute Nacht! und ſchleicht in's Haus, als ob's kein Wäſſerlein trüben könnte.

Dem armen Poeten im Dachkämmerchen drüben spare ich oft das Oel in der Lampe. Wenn ich recht hell scheine, dann rückt er sein Tischchen an das Fenster und schreibt in meinen Strahlen. Dafür belohnt er mich aber auch reichlich mit Gedichten an mich; ich muß doch schauen, ich glaube er hat eben wieder eins fertig:

Der Tag war laut, still ist die Nacht,
Und hell der Mond am Himmel wacht,
Was mag der Bleiche hüten?
Nicht Geld, nicht Gold, nicht irdisch Gut,
Er hält in seiner treuen Hut
Des Herzens heil'gen Frieden.

Er scheint auf Berge, scheint auf's Thal,
Scheint auf die Wälder allzumal,
Scheint auf die stillen Seen,
Er scheint tief in das Herz hinein,
Und leis stellt sich das Heimweh ein
Mit seinen süßen Wehen.

Nun, das geht noch an! Da bin ich doch wenigstens von einer respektablen Seite aufgefaßt; aber das kann mich ärgern, wenn man herzlose Verse über mich macht, wie z. B.

Der Mond steht über dem Thurme
Wie das Tüpfelein auf einem i.

oder:

Der Himmel ist ein Liebesbrief,
Der Mond ist die Oblate —

Mich zu einer Oblate zu degradiren, das ist doch himmelschreiend!

Ach, schon wieder steht der alte, bleiche Mann am Fenster. Den sehe ich alle Nacht, da preßt er die heiße Stirne an die kalte Scheibe und starrt unbeweglich zum Himmel auf, als wäre er todt. Wenn aber der Sturm die Wolken vor mir hertreibt, daß sie allerlei schwarze und lichte Gestalten bilden, da breitet er oft die Arme wie sehnend aus, als wollte er etwas erreichen und könnte es nicht, und spricht leise vor sich hin:

Der Mond der scheint so helle,
Die Todten, die reiten so schnelle,
Feins Liebchen, graut dir nicht?

Seine Frau, mit der er fünfzig Jahre gelebt, iſt ihm geſtorben, das hat den Greis wahnſinnig gemacht.

Der alte Nachtwächter, der eben unten vorbeigeht und jetzt am Eckhauſe die Stunde ruft, iſt mein beſter Freund. Weil ich und er den Nachtdienſt verſehen müſſen und ich mit ihm komme und gehe, hält er mich ſo ziemlich für Seinesgleichen und grüßt oft freundlich zu mir herauf; ich glaube, das Herz zerſpringt ihm oft faſt vor Ungeduld, daß er nicht mit mir reden kann; die Gaslaternen, die eitlen, herzloſen Dinger, kann er auch wie ich für den Tod nicht leiden, und das Liebſte iſt ihm, wenn ich ihm ſcheine oder wenn er mit ſeiner großen Laterne gravitätiſch durch die dunkeln Straßen ſchreiten darf. Sonſt hatte er eine ſchöne helle Stimme, aber das Alter hat ſie ihm jetzt ein bischen zittrig gemacht oder der Schrecken, wie er behauptet. Denn wie er einmal eben angefangen hat zu ſingen: „Hört ihr Chriſten, laßt euch ſagen!“ — da iſt ihm eine große ſchwarze Katze vom Dach herab auf den Kopf geſprungen, daß ihm vor Schrecken die Stimme verſagte. Obgleich ich damals hell dazu ſchien, läßt er ſich's doch nicht nehmen, die Katze ſei eine Hexe oder gar der Böſe ſelbſt geweſen, und ſeitdem würde er doch gewiß nie ſeinen langen Stock gegen eine Katze aufzuheben wagen, — „denn man weiß nicht, was dahinter ſteckt,“ ſagt er oftmals.

Es iſt eine thörichte Sache um den Aberglauben, doch ſollte ich eigentlich am wenigſten darüber ſchimpfen, erwirbt er doch gerade mir viele Freunde. Die alte Jungfer dort im Hauſe mit dem hohen Giebeldach hält auch große Stücke auf mich. Eben ſchaut ſie feſt nach mir auf, reibt ſich den Hals und die drei höchſten Namen anrufend, murmelt ſie dreimal halblaut: „Was ich ſeh, nimmt zu und was ich reib' nimmt ab,“ — das ſoll Sympathie gegen den Kropf ſein, ſo hat ihr wenigſtens die Tochter des alten Schäfers angerathen, als ſie ihr beim Nachhauſegehen aus der Kirche ihr Leid klagte.

Wo mag wohl jetzt der alte Schäfer ſein? — Richtig, ich habe ihn gefunden! Da ſchläft er, in ſeinen grauen Mantel eingehüllt, auf der Wieſe nicht weit vom Tannenwalde, neben ihm ſteht ſein Schlafkämmerlein, das rothe Häuschen mit den zwei großen Rädern; aber wenn ich ſcheine, da geht er nicht hinein, da ſchläft er immer im Freien. „Die Mondſtrahlen machen mir helle Träume,“ ſagt er. Wovon mag er jetzt wohl träumen? vielleicht von ſeinem Bruder, der vor einer Woche mit ſeinen Kindern nach

Amerika ausgewandert ist? Ich könnte ihm das Neueste von ihm erzählen. Dort auf dem großen schwarzen Schiffe, das fast lautlos durch die goldenen, ewig wechselnden Kreise der Wellen gleitet, sitzt er an den hohen Mastbaum gelehnt, und eine Thräne blinkt ihm durch die graue Wimper.

„Ich kann heute nicht schlafen," seufzt er, „das Heimweh bringt mich fast um. Nun, ich that's ja bei Gott nicht mir zu lieb, nur meinen armen Kindern! Ach, wer weiß, der Mastbaum hier war vielleicht eine Tanne in meiner Heimat und ich bin als Kind oft mit meinem Bruder darunter gesessen, und wir haben uns Geschichten vom Walddokterlein erzählt. Vom Walddokterlein, — ach, was war das eine schöne Zeit! Da lagen wir oft stundenlang auf dem Moose unter den Tannen und schauten hinauf durch die zackigen Wipfel in die blaue Luft und erzählten uns unsere Gedanken, Träume und Wünsche. Auf einmal stand aber oft die Zigeunerin mit dem schönen Kinde auf dem Rücken vor uns. Das Kind war in ein Tuch gebunden und umschlang lächelnd mit seinen Aermlein den braunen Hals der Mutter. „Nun störe ich doch nicht die Herren Grafen, Prinzen und Kaiser und was ihr als in euren Träumen sein mögt?" sagte sie dann spöttisch lächelnd. Wir aber hatten immer eine große Freude, so oft wir sie sahen, denn, nannte man sie auch in der ganzen Gegend nur die braune Hexe, uns hatte sie noch nie etwas zu leide gethan; im Gegentheil, sie brachte uns oft gar seltsam geformte Wurzeln und Steine mit oder erzählte uns allerlei wunderschöne Geschichten. Eine aber, die vom Walddokterlein, war immer unsere Leibgeschichte; noch seh' ich sie wie heute, wenn sie vor uns im Moose sitzend anhub:

„Kinder, und vor allem laßt es euch gesagt sein, habt nur immer die Blumen recht gern, sie sind die Engel der Erde. Wer sie liebt, dem lohnen sie mit Gegenliebe und hauchen ihm Trost zu, wenn er traurig ist. Sie haben keine Waffen, sich zu wehren, und keinen Mund, um zu klagen, aber sie haben auch ihr feines Gefühl und beben bis in die innerste Faser, wenn der Mensch sie unsanft berührt. Im Walde da begegnet man oft Nachts einem kleinen, kleinen Männlein, das ist das Walddokterlein. Dieses ist am Tage verzaubert zu einem mächtigen Steinblock, aber Nachts, wenn die alte Eule um die Eiche fliegt, da wird's ein freundliches Zwerglein und geht leise, leise durch den Wald und betrachtet überall die Blumen, Sträucher und Bäume. Wo ein Blättchen einen Riß hat oder eine Blume traurig ihr Köpflein senkt, da bleibt es stehen und zieht aus seinem grünen Röckchen

mit den großen Taſchen ein Balſamfläſchchen oder ſonſt ein Gläslein mit wunderſamer Flüſſigkeit gefüllt, und beſtreicht damit ſorgſam die Wunde oder gießt wohl auch einige Tropfen auf die Wurzel, daß die Pflanze wunderbar geſtärkt ſich wieder erhebt. Oft aber auch, wenn es bemerkt, daß ſeine Hülfe zu ſpät kommt, murmelt es leiſe ein frommes Sterbſprüchlein, daß die Blumenſeele ſich ſanfter loslöſe. Damit es auf ſeinem Gange beſſer ſieht, fliegen in dunkler Nacht die Leuchtkäfer mit ihren Laternen vor ihm her, im Mondſchein aber glänzt ſein langes, weißes Silberhaar gar ſchön durch die dunkelgrünen Waldblätter. Darum, o Kinder, thut dem ſanften Walddokterlein zu lieb den Pflanzen nichts muthwillig zu leid!

Die Zigeunerin war dann nach einer ſolchen Erzählung uns meiſt wie plötzlich verſchwunden, ſo daß wir oft innerlich ſchaudernd ſagten: „iſt es nicht als hätte ſie ſich auch wie das Walddokterlein in das dunkle Farrenkraut dort verzaubert, und das Maiblümchen daneben ſei ihr Kind mit den blonden Locken?“ — Doch wohin bin ich gerathen mit meinen Gedanken, ich armer, alter Mann! o Bruder, Bruder, ich bin heute recht von Herzen betrübt. Aber der Mond ſcheint ja ſo ſchön über mir, er ſcheint auch auf dich und die liebe Heimat, dort oben im ewigen Vaterhauſe ſehen wir uns bald, recht bald wieder!“

Wie meine Strahlen ſo hell auf dem weißen Felle der ſchlafenden Lämmer ſpielen! Der ſchwarze, zottige Hund aber, der treue Caro, ſchaut aufmerkſam lauſchend in die Ferne; nur hie und da blickt er freudig wedelnd nach ſeinem Herrn, als wollte er ſagen: „Du kannſt ruhig ſchlafen, ich wache.“ — Der alte Schäfer hat mir und der Natur manches Geheimniß abgelauſcht, aber Eins bleibt für ihn doch das unſchätzbarſte, er erträgt Freud und Leid mit ſeltener Faſſung und ſagt: „Das kommt daher, weil ich immer in der Natur bin. Ich ſehe, wie die Blumen und Vögel unter dem Himmel, die doch viel unſchuldiger als ich ſind, geduldig Sturm und Regen ertragen und wie ſie beim geringſten Sonnenblick mit Blühen und Singen wieder ihren Schöpfer loben. Wie ſollte ich, ein vernünftiger Menſch, im Unglück verzweifeln wollen?“

Die Frau dort drüben im Landhauſe mit der Altane könnte von ihm lernen. Die kniet ſchon zwei Nächte am Bettlein ihres todten Kindes, des Mädchens mit den großen, ſchwarzen Augen, und meint, es könne gar nicht möglich ſein, daß es nimmer lebe, und will immer noch das ſtarre Händlein warm küſſen. Zwei Wachskerzen, die unten am Bette ſtehen, ſind düſter

herabgebrannt, und mein Licht ſpielt um das bleiche Geſichtchen, daß die Mutter oft plötzlich meint, das Kind habe ſich bewegt oder gar gelächelt.

Auf der andern Seite des Thales auf der kleinen Anhöhe liegt der Kirchhof; unter dem weißen Kreuze, das ſo hell in meinen Strahlen blinkt, als ob jemand mit einem großen, weißen Tuche winkte, ruht des Schäfers Frau. Da ſchaut er oft lächelnd hinüber, in neueſter Zeit öfter als ſonſt, und ſagt: „ſei nur zufrieden, liebe Alte, ich komme jetzt bald.“ Wie freut es mich, ihm die langen, ſilbernen Haare zu küſſen!

O ich alter Mond, bald werde ich auch um dieſen guten, treuen Freund ärmer geworden ſein! Ohne Aufhören wechſeln unter mir die Geſchlechter der Menſchen mit ihren Freuden und Leiden; mir aber ſind meine Wolken, in die ich mich hüllen kann, bald das Liebſte geworden. Täglich wandle ich einſamer, lebensmüder meine weite Bahn, doch nimmer darf ich einkehren zur Ruhe und muß raſtlos wandern wie Ahasverus wandert auf der Erde, und geduldig ausharren bis zu jenem Tage, dem keine Nacht mehr folgt.

Eine Wallfahrt zu den klaſſiſchen Stellen des Vierwaldſtädterſee's.

Von

Alfred Hartmann.

Welcher unter den hunderttauſend Rigibeſteigern erinnert ſich nicht des Rothſtocks mit ſeiner hölzernen Bank, jener Taſchenausgabe des Kulms, des Lieblingsplätzchens aller bergluft- und molkenſchlürfenden Kurgäſte des „Staffels" und „kalten Bades"? —

Die bekannte Bank von Holz hatten wir ſelbſtverſtändlich den Damen überlaſſen; die Herren lagerten rings herum auf Felsblöcken oder dem grünen Raſen zwiſchen ſpätblühenden blauen Gentianen und andern minder äſthetiſchen Zierden der Weide, welche die graſenden Kühe hier oben zurückgelaſſen hatten. Am Fuße des Rothſtocks vorbei zogen die Eintagsgäſte zu Fuß, zu Pferd und zu Seſſel in faſt ununterbrochenem Gänſemarſch kulmwärts. Auf der andern Seite trieb ſich tief unter uns ein Volk grauer Berghühner zwiſchen Steinen und Gebüſch umher.

„Es lebe Tell, der Schütz und der Erretter! —"

ſchloß der Vorleſer und klappte aufathmend ſeinen Schiller zu.

Zu unſern Füßen lachte der blaue See, umgeben von den glitzernden Firnen. Im Südweſten konnten wir bis Sarnen hinaufſchauen und Keres, wo das Melchthal ausmündet. Südöſtlich ſtreckten die Urneralpen ihre weißen Hörner, die Windgelle, das Schneehorn und der Claridengrat; herwärts leuchtete aus grünen Matten das freundliche Seelisberg, hinter welchem das Grütli verſteckt lag. Oeſtlich tauchte aus bläulichem Dufte die rothgraue Pyramide des Mythen hervor. Nordwärts, — faſt meinte man mit einem Steinwurf ſie erreichen zu können, — lagen Immenſee und Küßnacht und zwiſchen beiden, von hohen Bäumen beſchattet, die hohle Gaſſe. Darüber wölbte ſich ein Himmel, ſo dunkelblau und durchſichtig, wie ihn

nur der Spätſommer über das Gebirge auszuſpannen vermag, und die Kühe weideten alle bergaufwärts, ein untrügliches Zeichen beſtändigen Wetters, denn

„— — das Thier hat auch Vernunft;
Das wiſſen wir, die wir die Gemſen jagen —“

ſagt Werni, der Jäger.

„Wer macht eine Pilgerfahrt nach den heiligen Stätten unſerer Freiheit mit?“ — „Wir, wir Alle!“ antwortete die ganze Geſellſchaft unisono. — „Gleich aufgebrochen!“ rief eine begeiſterte Stimme. „Einen ſo glorioſen Einfall darf man nicht erkalten laſſen.“ — Es waren aber Basler unter uns, deren Sinn ſtets auf angemeſſene Weiſe dem Praktiſchen zugewendet iſt. „Bedenken Sie, meine Damen und Herren, daß da drunten im kalten Bad bereits die Tafel für uns gedeckt iſt und daß die Leckerbiſſen, die uns Herr Segeſſer für heute Mittag zugedacht hat, noch leichter erkalten dürften, als die vaterländiſchen Gefühle, welche der verdankenswerthe Vorſchlag unſeres geehrten Mitgaſtes in uns warm gemacht hat. Gehen wir deßhalb vorerſt zu Tiſche, um dort für unſer löbliches Vorhaben die nöthigen Kräfte zu ſammeln, wo wir dann zugleich die wünſchbare Muße und Gelegenheit finden werden, über den zweckmäßigſten Reiſeplan zu deliberiren, ſowie die übrigen angemeſſenen Vorbereitungen zu bereden und in's Werk zu ſetzen.“

Schlimme Zungen wollten ſpäter behaupten, der Befürworter dieſes Verſchiebungsantrags hätte davon Wind bekommen, daß heute eine Schüſſel ausgezeichneter Lachsforellen auf der Tafel erſcheinen würde. Sein Vorſchlag ſchien übrigens ſo verſtändig, daß er ohne fernere Diskuſſion von der Geſellſchaft einſtimmig angenommen wurde.

Die Lachsforellen ſchmeckten vortrefflich. Aber während der Freuden des Mahles verrauchte bei Vielen der patriotiſche Eifer, die vis inertiae gewann die Oberhand und als endlich zum Aufbruch geblaſen wurde, war es nur noch ein ganz kleines Häufchen, welches, die Pilgerfahrt zu den heiligen Stätten anzutreten, den Gebirgsſtock in der Hand und die Reiſetaſche an der Seite den Weg nach Wäggis unter die Sohlen nahm.

Es war ein glorreicher Morgen, als am 1. September 1854 der Doctor aus Baſel, der die Lachsforellenmotion geſtellt hatte, der Schreiber dieſer Zeilen und ſein Bube, ein Bürſchchen von fünfzehn Jahren, mit unermüdlichen Beinen und unergründlichem Appetit begabt, ſich von Brunnen nach dem Rütli hinüberrudern ließen. Ein leiſer elaſtiſcher Nordoſtwind

wehte eben recht, um den Sonnenſtrahlen, die uns ſonſt noch ordentlich auf den Nacken gebrannt hätten, die Spitze zu brechen. Die finſtern Häupter des Urirothſtocks und des Blackenſtocks ſpiegelten ſich im blauen See. Von Gerſau und Brunnen her tönten die Kirchenglocken.

„Die Luft iſt rein und trägt den Schall ſo weit, —"

belehrte der Doctor, der ſeinen Schiller an den Fingern herzuſagen wußte, unſern jungen Reiſegefährten. Von der Höhe herunter ſchallten johlende Stimmen:

„— — Vom Seelisberg
„Der Feuerwächter hat eben zwei gerufen!" —

„Verzieheb Herr, das iſt en frohmühtige Herrſchaft von Baſel, wo uffem Seelisberg d'Kur macht," berichtigte einer unſerer Ruderer das letztere Citat.

Unterdeſſen waren wir beim Mythenſtein angelangt, einem nächſt dem ſteilen Felſenufer aus dem See ragenden natürlichen Obelisken von drei bis vier Klaftern Höhe, nicht zu verwechſeln mit der ſechstauſend Fuß hohen Pyramide des Mythenſtocks, der drüben hinter Schwyz ſein rothbraunes Felſenhorn gen Himmel ſtreckt. Eine ſolche Verwechslung hat ſich wohl Schiller zu Schulden kommen laſſen, wenn er, in der erſten Scene des Tell, Ruodi, den Fiſcher, ſagen läßt:

„Der graue Thalvogt kommt, dumpf brüllt der Firn,
„Der Mythenſtein zieht ſeine Haube an
„Und kalt her bläst es aus dem Wetterloch."

Die kaum etliche Klafter hohe Säule iſt viel zu unbedeutend, um eine eigene Nebelkappe aufwenden zu können. Dagegen beſitzt ſie ſeit kurzem eine Inſchrift, die uns von einem traurigen Unfall Kunde gibt. Als ſich nämlich vor etlichen Jahren der ſchweizeriſche Offiziersverein in Luzern feſtlich verſammelte, wurde eine Luſtfahrt zum Rütli gemacht. Wo der Schweizer ſeine Feſte feiert, darf der Geſchützesdonner nicht fehlen; das Dampfſchiff wurde mit etlichen Kanonen armirt. Unachtſamer Weiſe ſtellt ſich Lieutenant L. vor die Mündung eines der Geſchütze, der Schuß brennt los, der junge Mann verſinkt in die bodenloſe Tiefe und — ward nicht mehr geſehen. Da das Unglück in der Nähe des Mythenſteins geſchah, ſo ſetzten ihm ſeine Freunde hier ein Angedenken.

Nicht lange, ſo ließen die Schiffer unſere Jaſſe an den Strand laufen. „Nur friſch mir nach," rief der Doctor, indem er an's Land ſprang,

„Den Fels erkenn' ich und das Kreuzlein drauf;
„Wir ſind am Ziel, hier iſt das Rütli."

„Eine Wieſe von hohen Felſen und Wald umgeben. Auf den Felſen „ſind Steige mit Geländern, auch Leitern. — Im Hintergrunde zeigt „ſich der See. — Den Proſpekt ſchließen hohe Berge, hinter welchen „noch höhere Eisberge ragen." — So beſchreibt Schiller die Scenerie, ähnlich genug für Einen, der ſie nicht ſelbſt mit Augen geſehen. Trotz dem geht es gewiß den meiſten, welche das Rütli zum erſtenmal betreten, wie meinem Knaben, — ſie finden ſich getäuſcht, ſie haben ſich das „Gelände am See" viel wilder und großartiger vorgeſtellt. Die grüne Bergmatte ſanft gegen den See abgedacht und mit Obſtbäumen bepflanzt, — zur Rechten etliche braune ſchindelbedeckte Häuſer mit kleinen Blumengärtchen, — hinter denſelben eine waldbewachſene Bergwand und auf der Höhe die Kuranſtalt „Sonnenberg" mit ihren hellgetünchten Mauern und glitzernden Fenſtern; dies alles macht mehr den Eindruck des Freundlichen und Heitern, beſonders wenn die Morgenſonne ihr klares Licht darüber ausgießt, — während wir uns die Stätte, wo zu nächtlicher Stunde der Schweizerbund geſchworen wurde, eher als eine Art von Wolfsſchlucht vorzuſtellen gewohnt ſind.

An der Stelle, wo die dreiunddreißig Männer von Uri, Schwyz und Unterwalden den Schwur ſprachen:

„Wir wollen ſein ein einig Volk von Brüdern!"

da ſind drei Quellen entſprungen, jede mit verſchiedenem Waſſer. Die Induſtrie der Neuzeit hat darüber einen Schuppen gebaut, und wer die drei Brunnen ſehen und von ihrem Waſſer koſten, wer den Boden betreten will, der die Sohlen Stauffachers, Fürſts und Melchthals berührte, der muß ſich die Thüre gegen Entrichtung eines Trinkgeldes aufſchließen laſſen. Begreiflich findet ſich im Schuppen auch ein Fremdenbuch, in welchem der Beſucher ſeinen Namen verewigen und ſeine begeiſterten Gefühle in Reimen oder Proſa der Nachwelt überliefern kann.

Nicht lange, ſo war ich mit dem Doctor in eine lebhafte Polemik verſtrickt. Den Weg, welchen Stauffacher mit ſeinen Leuten zu machen hatte, um nach dem Rütli zu gelangen, den waren wir eben ſelbſt gekommen, nämlich über den See von Brunnen her. Aber welche Pfade hatten Melchthal mit den Unterwaldnern und Walter Fürſt mit den Männern von Uri verfolgt? Das war hier die Frage. Der Doctor behauptete, erſterer ſei ganz gemächlich von Stans her über Buochs, von dort den See entlang über

Beckenried und dann, wo ſich das Ufer zu ſenkrechten Felſen geſtaltet, über Emmatten und den Sonnenberg herüber gekommen. Da hätte dann Meier von Sarnen bei ſo bequemem Weg gut zu ſagen gehabt:

„— — s' iſt noch kein Landsmann da, wir ſind
„Die Erſten auf dem Platz, wir Unterwaldner."

Mir dagegen wollte viel wahrſcheinlicher bedünken, der jugendliche, von der landenbergiſchen Polizei verfolgte Verſchwörer Melchthal habe den ſchwierigern und abenteuerlichern, aber heimlichern Weg vom Engelbergerthal her über den Schöneckpaß, zwiſchen dem Urirothſtock und Bauen durch und das Iſenthal hinab eingeſchlagen. — Was dann die Urner betrifft, die „am längſten ſäumten," ſo mußten ſie

„— — — weit umgehen durch's Gebirg,
„Daß ſie des Landvogts Kundſchaft hintergehen —"

Auf der Mauer rühmt vom Pfarrer Röſſelmann, daß er nicht ſcheute

„Des Weges Mühen und das Grau'n der Nacht."

Von Altdorf her dem Weg über Seedorf folgend, meinte ich, müßten ſie freilich einen ſteilen Weg aufwärts, um nach Iſenthal zu gelangen; von da gings dann nach Bauen hinunter, um bald wieder bergaufwärts zu klettern, bis ſie endlich vom Sonnenberg mit ihren Windlichtern über die Felſen herunter geſtiegen kamen.. Die Unterwaldner hätten aber trotz alledem den ſchwierigern Weg gehabt, ſelbſt dann, wenn ſie, wie der Doctor behauptete, der Landſtraße nach über Buochs und Beckenried gegangen ſeien. Dieſe wohlbegründete Anſicht wollte jedoch mein Widerpart durchaus nicht gelten laſſen. „Da hätten ja die Urner ſich ganz einfach auf ihre Naue ſetzen und herüberrudern können gleich den Schwyzern, wäre es ihnen nicht daran gelegen geweſen, Geßlers Söldner zu täuſchen. Es ſcheine ihm durchaus nicht unwahrſcheinlich, daß ſie mit ſammt ihrem Pfarrherrn um den Urirothſtock herumgegangen ſeien, —

„Durch der Surennen furchtbares Gebirg,
„Auf weitverbreitet öden Eiſesfeldern,
„Wo nur der heiſre Lämmergeier krächzt."

Im Kloſter Engelberg, wo Röſſelmann ohne Zweifel gut bekannt und wohl angeſehen geweſen, wäre den dreizehn Männern von den Mönchen aus dem Kloſterkeller eine Erfriſchung gereicht worden, worauf ſie endlich jenen Weg über den Schöneckpaß eingeſchlagen hätten, der von mir irrthümlicher Weiſe den Unterwaldnern als Marſchroute angewieſen worden ſei." —

Sonſt iſt es Sitte, ein Sträußchen Alpenroſen als Andenken vom Rütli mitzunehmen. Alljährlich werden viele Körbe voll in den Brieftaſchen der Touriſten ausgeführt, um ſpäter in irgend einem eleganten Album als intereſſante Reliquie einen Ehrenplatz einzunehmen. Leider war das Rhododendron hirsutum jetzt hie unten längſt verblüht, was jedoch die Söhne und Töchter des Rütli in ihrer Induſtrie keineswegs irre machte, da ſie uns nun Sträußer von Georginen, Nelken und Levkoien als Erinnerungszeichen zum Kauf anboten. „Eine Georgine als Andenken an's Rütli, — der Anachronismus wäre doch zu himmelſchreiend," meinte der Doctor und pflückte ſich dafür ein beſcheidenes Maßlieb vom Straßenrand. Mein Jüngling aber hob etliche Birnen aus dem Graſe auf, jedoch nicht etwa, um dieſes auf der heiligen Stätte gewachſene Obſt als Reliquie aufzubewahren, ſondern um es ohne weitere Förmlichkeit zu verſpeiſen. Die Controverſe zwiſchen dem Doctor und mir war noch nicht geſchlichtet, als wir endlich dem Drängen unſerer Schiffer nachgeben mußten, welche den Morgenwind benützen wollten, ihren Rudern und Armen das Geſchäft zu erleichtern.

An dem „hohen Felſenufer," dem entlang wir nun ſegelten, ſpielt die erſte Scene des Tell; hier „lächelt der See und ladet zum Bade;" — von hier ſahen auch wir quer über dem See die „Dörfer und Höhen von Schwyz in hellem Sonnenſchein liegen" — und „im fernen Hintergrund die hohen Eisberge." Dagegen war uns freilich nicht möglich, „die Spitzen des Hacken mit Wolken umgeben" zu entdecken, da, ſeit Schiller ſeinen Tell geſchrieben, die Frohnalp mit ihrem breiten Rücken etwas ungenirt ſich davorgeſtellt hat.

Wo der Urirothſtock ſeinen letzten Ausläufer bis an den See hinaus treibt, iſt eine abſchüſſige Weide, einſamer und wilder als das Rütli, einerſeits vom Waſſer, auf den drei andern Seiten von faſt unerklimmbaren Felſenwänden eingegrenzt. Im Frühling wird zu Schiffe eine Schafheerde hieher gebracht und bleibt den ganzen Sommer ohne Hut und Aufſicht. Es hätte ſich, erzählten uns die Schiffer, im verfloſſenen Jahr eine Gemſe zu den Schafen geſellt und mit ihnen viele Wochen lang geweidet, bis ſie dann im Herbſte von den Jägern erſchoſſen worden ſei.

Dies abgelegene Fleckchen Erde iſt wie geſchaffen zu einem Stelldichein für Jäger, Fiſcher und Hirten. Der Doctor und ich waren diesmal bald einig, daß hier Kuoni, der Hirt, des Attinghäuſers ſchmuckes Vieh weidete, als Werni, der Jäger, aus den Bergen zu ihm herunterſtieg und Ruodi,

der Fiſcher, ſeine Naue einzog. Daß auch Tell von einem Jagdausflug auf den Urirothſtock, wo es noch jetzt von Gemſen wimmelt, heimkehrend, ſich zufällig hier einfinden konnte, iſt nicht eben unwahrſcheinlich. Um ſo ſchwieriger aber geſtaltet ſich die Frage, wie der Baumgarten von Alzellen, nachdem er den Wolfenſchieß erſchlagen hatte, hieher zu gelangen vermochte. Da Alzellen bekanntlich im Engelbergerthal am Fuße des Wallenſtockes liegt, ſo konnte Baumgarten kaum auf einem andern Weg als über den Schöneckpaß in's Urnerland hinüber fliehen. Aber wie vermochten Landenbergs Reiter ihm zu folgen? Wir mußten uns mit der Vorausſetzung behelfen, daß Oeſterreich ſchon zu Geßlers und Landenbergs Zeiten ſeinen Negrelli beſaß, der die Aufgabe zu löſen gewußt hatte, die Reſidenzen der beiden geſtrengen Herren Landvögte mittelſt einer bequemen, jetzt freilich wieder von Gletſchern überwachſenen Chauſſee zu verbinden. — Daß des Landvogts berittene Gensdarmen Ernſt machten mit ihrer Drohung:

„Die Hütte reißet ein, brennt und ſchlagt nieder!" —

davon mag man ſich noch heutiges Tages überzeugen; denn auf der einſamen Weide, wo die ſcheue Gemſe einen ganzen Sommer lang mit den Schafen weidete, ſteht weder Haus noch Staffel mehr. Selbſt die Schiffer mögen heutzutage ſelten mehr ihre Jaſſen (beiläufig geſagt, iſt eine „Naue" kein Fiſcherkahn, ſondern ein Marktſchiff) nach dieſen öden Ufern treiben laſſen.

Wir landeten an derſelben Stelle, wo einſt Geßler mit dem gebundenen Tell das Herrenſchiff beſtieg. In Flüelen wurde eben das Dampfſchiff von Luzern erwartet. Die Enkel Attinghauſens und Walther Fürſts drängten ſich mit der Serviette unter dem Arm oder der Peitſche in der Hand, als Wirthe, Omnibuscondukteure oder Droſchkenkutſcher auf dem Landungsplatz. Es waren wenig hochragende kräftige Männer darunter, — Tellsgeſtalten, wie man ſie im Schwyzer- und Unterwaldnerlande noch ſo häufig trifft, — ſondern meiſt kleine, verkümmerte Burſche; — wenn wirklich Nachkommen der eingewanderten Skandinavier, ſo doch ein heruntergekommenes Epigonengeſchlecht.

„Ei, Vater, ſieh den Hut dort auf der Stange!" rief da plötzlich mein Knabe, heimlich vom Doctor aufgeſtiftet. Es war aber nicht Geßlers Hut, „zum Zeichen des Gehorſams aufgehangen," den er meinte, ſondern die Telegraphenleitung, die hier auf die italieniſche Heerſtraße ausmündet.

„Was kümmert uns der Hut? Komm, laß uns gehen," erwiderte für

mich der Doctor und wir folgten den in Parade aufgeſtellten Stangen mit den gläſernen Helmen, die uns den Weg nach Altdorf wieſen.

„Vor nun bald ſechsthalbhundert Jahren, meinte der Doctor, ſei wegen einer einzigen ſolchen Stange das ganze Land in Aufruhr gerathen. Nun ſtänden trotz proklamirter Volksſouveränität und neuer Bundesverfaſſung tauſende derſelben, denen offenbar Landvogt Geßlers Erfindung als Modell gedient, auf dem klaſſiſchen Boden der Freiheit und es krähe kein Hahn danach. Höchſtens daß hie und da einer von Tells Enkeln, Nachts aus der Schenke heimkehrend, ſich den Muthwillen erlaube, einen oder den andern der gläſernen Geßlerhüte mit einem Stein herunterzuſchlagen, wofür er jedoch keineswegs den Dank des Vaterlandes ernte, ſondern im Namen der Eidgenoſſenſchaft gebüßt werde. Ob das nicht eine impertinente Ironie des Schickſals ſei?“

Die Sonne des erſten Septembers brannte noch heiß genug und der Staub lag handhoch auf der ſchnurgraden Straße und wurde unaufhörlich von den hin- und herfahrenden Omnibus, Eilwagen und Extraposten in dichten Wolken aufgewirbelt. Was würde, fiel mir ein, als wir nach des Doctors Expectoration ſchweigſam nebeneinander hin wanderten, aus dem Schützen Tell geworden ſein, wäre anno 1307 ſtatt des Herrenſchiffs von Uri der „Gotthard“ oder die „Stadt Luzern“ auf dem See gefahren, hätte der Landvogt den Telegraphen zur Diſpoſition gehabt? Dem Föhnſturm zum Trotz wäre Geßler mit ſeinem Gefangenen ganz geruhig um den Arenberg herum gefahren und hätte der Tell vielleicht bei Brunnen ſich das Gedränge der ein- und ausſchiffenden Touriſten zu Nutzen gemacht und ſeinen Wächtern entrinnen können, ſo durfte der Landvogt nur den Telegraphen ſpielen laſſen. Den längſt voraus ſignaliſirten Flüchtling würde der Flurſchütz Stüſſi alſobald nach ſeinem Erſcheinen bei der hohlen Gaſſe abgefaßt haben. Zwar hätte ihn dann Geßler nicht eigenmächtig auf Zeitlebens einſperren dürfen; wahrſcheinlich wäre er aber von dem Kriegsgericht in Küßnacht laut proklamirtem Martialgeſetz zu Pulver und Blei begnadigt und die Execution würde möglicher Weiſe unter den dunklen Buchen der nämlichen hohlen Gaſſe vollzogen worden ſein, wo jetzt ſtatt eines längſt vergeſſenen und zertretenen Erdhügels die „heilige Waldkapelle“ ſteht.

Nach einem Stündchen zeigten ſich vor uns die roth, grün und weiß getünchten Kirchthürme von Altdorf. Zur Linken erhob ſich ein mit ſchönem ſchattigem Urwald bedeckter jäher Berghang.

„Iſt's wahr, daß auf dem Berge dort
„Die Bäume bluten, wenn man einen Streich
„Drauf führte mit der Art? — —"

meinte der Doctor. „Die Bäume ſind gebannt, das iſt die Wahrheit," war meine Antwort. Es war nämlich der Bannwald, der vom Berghang auf uns niederſchaute, — heute noch wie vor einem halben Jahrtauſend „die Landwehr des Fleckens gegen die Lawinen" und die von den zerriſſenen Felswänden des Bannbergs herunterrollenden Blöcke. Wie lange mag's noch gehen, bis die franzöſiſchen Holzſpekulanten, die ſchon ſo manchen ſchönbehaarten Schweizerberg kahl gemacht, auch dem Bannberge die breite Wange raſirt haben werden, und zwar ohne Furcht vor dem gedrohten Spuck? Wäre es ja doch eine gar zu ſtarke Zumuthung an beſagte Holzhändler, von ihnen zu verlangen, mit Mr. Schiller Bekanntſchaft zu haben!

So wie jetzt der Flecken Altdorf vor uns lag mit ſeinen ſteinernen Häuſern, mit ſeinen vielen Gaſthöfen und prunkenden Kirchen, ſo dürfen wir uns freilich das Altdorf von damals nicht vorſtellen. Zu jener Zeit waren noch keine Schmid, Müller, Zgraggen und Muheim Kriegsoberſten beim Papſt oder in der Guardia der Könige von Spanien und Frankreich geweſen und hatten ſich aus den heimgebrachten harten Piaſtern und Lilienthalern nach den in der Fremde geſehenen Vorbildern Steinhäuſer mit zierlichen Balkonen und allerlei Rococco-Ornamenten gebaut. Zudem hat im Jahre 1799 der Föhnſturm mit der züngelnden Flamme hier eine wilde Brautnacht gefeiert, nach welcher vom alten Altdorf wenig mehr übrig blieb, als was aus hartem Stein gemauert war.

Zu Tells Zeiten mochte es im Hauptort des Landes Uri ausſehen, wie etwa jetzt in den entlegenen Dörfern des Schächen-, Maien- und Maderanerthals. Die Wohnungen der Erſten und Reichſten im Lande, —

„Von ſchönem Stammholz waren ſie gezimmert
„Und nach dem Richtmaß ordentlich gefügt;
„Von vielen Fenſtern glänzend, wohnlich hell,
„Mit vielen Wappenſchildern bunt bemalt
„Und weiſen Sprüchen —"

Ueber die Häuſer ragte aus der Mitte des Fleckens damals ſchon der uralte viereckige Thurm, an deſſen Mauer ein naiver Künſtler ſpäter Tells That al fresco verewigte. Im Hintergrund mochten ſich die neuen dräuenden Zinnen der Geßlerburg erheben. Von dem Allem ſteht nur noch der alte Thurm. Die Bäume, mit denen Schiller den Vordergrund der Scene

ſchmückt, ſind fort. An die Stelle der Linde, woran Tells Knabe ſich lehnte, als er den Apfel auf dem Haupte trug, hat ſchon vor etlichen hundert Jahren der Dorfvogt Beßler einen ſteinernen Brunnen errichtet und ſein eigenes Standbild darauf geſtellt.

Schiller läßt den Geßler zum Tell ſagen:

„— — Er nehme ſeine Weite,
„Wie's Brauch iſt — achtzig Schritte geb' ich ihm —
„Nicht weniger noch mehr —"

Es war aber bei den urneriſchen Armbruſtſchützen zu jeder Zeit Brauch, auf hundert Schritt das Ziel zu ſtellen. Deßwegen ſteht mit Recht der zweite ſteinerne Brunnen, welcher das Standbild Tells und ſeines Knaben trägt, nicht mehr noch minder als hundert Schritte vom erſten und bezeichnet genau den Fleck, von welchem aus der Palnatoke von Bürglen den verhängnißvollen Bolzen nach dem Haupte ſeines Kindes ſchwirren ließ.

Eine lange Reihe ſchwergepackter Laſtwagen fuhr eben über die heilige Stätte. Einige Enkel Tells in ſchwarzen Zipfelkappen und ſchmutzigen Blouſen, welche als Fuhrknechte die Roſſe lenkten, knallten gleichgültig mit ihren Peitſchen oder ſtaunten den neuen bunten Schild an, der über dem Thore des Poſthauſes prangte, das weiße Kreuz im rothen Feld und in großen Lettern die Aufſchrift: „Eidgenöſſiſches Telegraphenbureau." An den beiden Brunnen wuſchen einige Töchter Mechthilds und Elsbeths Salat, ſchienen jedoch über ganz andere Dinge mit einander zu verhandeln, als über den Apfelſchuß. Die einzigen, die der Weihe des Ortes bewußt zu ſein ſchienen, waren ein paar hochaufgeſchoſſene blonde Jünglinge in Mütze und leichtem Flauſe und mit bunten Bändern um die Bruſt, die fleißig in ihre Brieftaſchen ſchrieben; — es waren norddeutſche Studenten! —

Vor uns lagen nun drei Wege offen. Der Pfad rechts hätte uns zur Reuß geführt und über dieſelbe nach Attinghauſen. Die Burg des alten Freiherrn, der Wappenſaal, wo er einſt

„— — nach altem Hausgebrauch
„Den Frühtrunk erſt mit ſeinen Knechten theilte —"

liegen längſt in Trümmern, während Walter Fürſts beſcheidenes Haus unter dem Schutz des Birn- und Nußbaumwaldes, darinnen ſich das Dörflein verſteckt, wohlerhalten den neugierigen Reiſenden noch heutiges Tages gezeigt wird.

Gerade aus zog ſich der Heerweg nach Italien, die berühmte Gotthardſtraße —

„— dem Strom der Reuß entgegen,
„Die wilden Laufes von dem Berge ſtürzt. —
„Am Abgrund geht der Weg und viele Kreuze
„Bezeichnen ihn, errichtet zum Gedächtniß
„Der Wanderer, die die Lawin' begraben —"

So beſchreibt der pfadkundige Tell dem Flüchtling Parricida den Weg.

„Und ſeid ihr glücklich durch die Schreckensſtraße,
„Sendet der Berg nicht ſeine Windeswehen
„Auf euch herab von dem beeisten Joch,
„So kommt ihr auf die Brücke, welche ſtäubet,
„Wenn ſie nicht einbricht unter eurer Schuld.
„Wenn ihr ſie glücklich hinter euch gelaſſen,
„So reißt ein ſchwarzes Felſenthor ſich auf;
„Kein Tag hat's je erhellt, — da geht ihr durch;
„Es führt euch in ein heitres Thal der Freude. —
„So immer ſteigend kommt ihr auf die Höhe
„Des Gotthards, wo die ew'gen Seen ſind,
„Die von des Himmels Strömen ſelbſt ſich füllen —"

Für den flüchtigen öſterreichiſchen Prinzen mochte es freilich damals ein halsbrechendes Wageſtück ſein, den Gotthard zu paſſiren. Heutzutage geht es viel leichter, ſeit Herr Ingenieur Müller aus Altdorf die neue Straße gebaut hat, mit ihren Gallerieen zum Schutz gegen des Berges „Windeswehen" — und die „Brücke, welche ſtäubt," hoch über den Staubregen der brauſenden Reuß ſpannte. In ſeine Reiſekaleſche zurückgelehnt, würde heut Herzog Johann im Trabe durch's „ſchwarze Felſenthor" und an den „ew'gen Seen" vorbeifahren und ſchon des andern Abends zu Mailand geruhig in der Skala ſitzen, — vorausgeſetzt, daß die Mailänder Polizei nicht etwa im Dienſte der „ſtrengen Agnes" ſtände.

Doch laſſen wir den Parricida ſeiner Straße gehen und folgen wir dem Doctor, der bereits den Pfad zur Linken eingeſchlagen hat und uns mit ſeinem gewaltigen Baſſe zuruft:

„Kommt alle, kommt nach ſeinem Haus zu wallen,
„Und rufet Heil dem Retter von uns allen." —

Ein ſchmales Gäßchen führt uns zuerſt zwiſchen Häuſern und hohen Mauern zum Flecken hinaus. Wo die Häuſer aufhören, fangen die koloſſalen Nußbäume mit den ſtolzen dunklen Kronen und die ſmaragdgrünen

Matten an, auf denen das Oemd ſich an der warmen Septemberſonne trocknete und kaum minder aromatiſch duftete als Mandarinenthee. Wir erreichen eine klappernde Sägemühle. Von hier an wandern wir dem Schächenbach entlang, der aus den wilden Eisſchluchten des Scheerhorns und Claridengrats herunterbraust. — Es iſt ein ſtolzer, wilder Burſche dieſer Schächenbach! Selbſt in dieſer waſſerarmen Spätſommerzeit ſchäumte eine Fülle grünlichweißer Gletſchermilch in ſeinem felſigen Bette. Leckt erſt im Frühling ein lauer Föhnwind die jähen Halden zu beiden Seiten des Schächenthals, ſo iſt ſich nicht zu verwundern, daß der Geſelle zu einem unbändigen, alles niederwerfenden und zerſtörenden Berſerker heranwächst, der einſt in ſeiner blinden Wuth ſelbſt den alten Vater Tell in ſeinem trüben Giſchte begrub. Leiſe ſprach ich für mich Uhlands ſchönes Lied:

„Wär' ich ein Sohn der Berge, ein Hirt am ew'gen Schnee,
„Wär' ich ein kecker Ferge auf Uri's grünem See —"

aber das Rauſchen und Donnern des wilden Baches, der an uns vorbeibrauste, überbrüllte wie in wildem Ingrimm die Worte des Dichters.

Man ſpürt ſchon einen italieniſchen Hauch in der Luft, die hier um Altdorf herum weht. Das Blau des Himmels, das Grün der Bäume, das Goldgelb der Sonnenſtrahlen ſcheint hier in wärmeren Tönen aufgetragen als jenſeits des Sees. Zwiſchen den Felsblöcken am Ufer des Schächen entdeckte unſer junger Gefährte eine üppig wuchernde Pflanze mit dunklen, ſaftigen Stengeln und Blättern und großen, goldgelben Lippenblüthen, unverkennbar ein ultramontanes Unkraut, ein Einwanderer aus dem Lande, wo die Citronen blühen. Nach einem halbſtündigen Marſch ſahen wir aus einem üppigen Obſtwald einen Hügel hervorragen, gekrönt von einem alten epheuumſchlungenen Thurm; zu deſſen Fuße ſtand einerſeits ein beſcheidenes Kirchlein, andrerſeits ein hoffährtiges, hellgetünchtes Haus mit Balkon und vielen glitzernden Fenſtern. Im Obſtwalde halb verborgen lagen rothbraune Holzhäuſer mit ſilbergrauen Schindeldächern. Das war Bürglen, wo der Tell daheim!

Den alten Thurm im grünen Epheukleide bewohnten einſt die Meier unſerer lieben Frau in Zürich, welcher ein großer Theil des Landes Uri zinspflichtig war. Wo jetzt die Kapelle zu ſehen, da ſoll einſt Tells Haus geſtanden haben, wohl kaum mit einem Hofthor verſehen, wie es der Dichter vorausſetzt, da zur beſcheidenen Hütte des Jägers wohl eher ein Gärtchen paßte, als weitläufige Wirthſchaftsräume. Der Doctor verſuchte die Kapellen-

thüre zu öffnen, die jedoch ſeinen Anſtrengungen hartnäckig widerſtand. „Die Art im Haus erſpart den Zimmermann, zuweilen aber auch den Schloſſer; da wir jedoch keinen ſolchen Dietrich zur Hand haben, ſo bleiben wir hübſch draußen," bemerkte er ärgerlich. „Der Schlüſſel iſt drüben im Wirthshaus," rief da eine Stimme von der Gaſſe, „'s choſt es Fränkli."

Dieſe proſaiſche Bemerkung wirkte freilich gleich einem kühlen Sturzbad auf unſere hochgeſtimmten Gefühle. Einmal jedoch von dem Sturz aus dem obern Stockwerk der Begeiſterung in das Parterre der Wirklichkeit uns erholt habend, fanden wir den Gedanken an die Möglichkeit uns nach unſerem Mittagsſpaziergang an einer Flaſche kühlen Weins zu laben, durchaus nicht unpraktiſch.

Der Gaſthof „zum Wilhelm Tell," jenes ſtattliche Haus mit dem Balkon und den vielen Fenſtern, war keineswegs gleich der Kapelle verſchloſſen, ſondern gaſtlich geöffnet. Ein kühler, luftiger Saal öffnete ſich uns und bald perlte dunkelrother Italienerwein vor uns in den geſchliffenen Gläſern.

Ueber die grünen Vorberge jenſeits Attinghauſens ſchauten ernſthaft die dunklen Felſen und weißen Schneefelder des Blackenſtocks und des Urirothſtocks, über welche einſt der Tell den Gratthieren nachgeklettert. Vor den Fenſtern rauſchte fort und fort der Schächen bald in höhern, bald in tiefern Tönen, als ſuchte er träumend nach der Weiſe eines alten verklungenen Liedes. Im Saale war es ſtill und kühl und dämmerig. Was Wunder, daß der Tell, der mit der Armbruſt und dem Knaben auf der Wand gemalt war, zuletzt aus ſeinen Rahmen heraustrat und ſich zu uns ſetzte, zum kühlen rothen Wein. „Wir ſollten ihm doch erzählen, wie es jetzt ſtehe um's liebe Vaterland? Ob mit den Nachbarn Frieden ſei? Ob in Zürich Bürgermeiſter Brun noch immer Meiſter ſei? Und ob das junge Bern dem üechtländiſchen und aargauiſchen Adel die alten Raubneſter bald alle verbrannt und geſchleift habe?" — „Wo er wohl die letzten fünfhundert Jahre ſich aufgehalten, fragte ich unſern unerwarteten Gaſt, daß er in der Politik ſo wenig bewandert? Ob er denn nicht in den Zeitungen geleſen, daß man jetzt nicht mehr mit den Waldſtätten, ſondern mit den Teſſinern einen Span habe?" — „Ob es dort ſchon zu einer Schlacht gekommen," fragte Tell. „Dieſes weniger, man ziehe jetzt nicht mehr wie bei Morgarten mit Morgenſternen in's Feld, ſondern mit diplomatiſchen Noten, wobei wenig Blut verſpritzt werde, dagegen deſto mehr Tinte. In Zürich ſei jetzt Bürgermeiſter

Escher an Bruns Stelle gekommen. Was das junge Bern betreffe, so habe es sich in jüngster Zeit mit den Abkömmlingen des aarganischen und üechtländischen Adels fusionirt."

Bedenklich schüttelte der alte Tell den Kopf. Da ließen sich unten laute Stimmen hören: „where is this William Tell?" — Unser Gast erhob sich und stieg mit sammt der Armbrust und dem Knaben wieder in die Wand hinein. Aber durch das Rauschen des Schächenbachs ließ sich eine allmälig verhallende Stimme hören:

„Das Neue dringt herein mit Macht, das Alte,
„Das Würdige scheidet; andere Zeiten kommen;
„Es lebt ein andersdenkendes Geschlecht!
„Was thu' ich hier? — —"

Das dralle Wirthsmädchen, das uns den Italienerwein kredenzt hatte, trat mit einem Schlüsselbunde klirrend herein. „Es sei eine Gesellschaft fremder Engländer unten, welche die Kapelle sehen möchte. Ob wir nicht die Gelegenheit benutzen und mitgehen wollten?"

Was sollte uns die Kapelle, da wir den Tell selbst zu Gast gehabt? Schweigend tranken wir unsere Gläser aus und schweigend schlugen wir, dem tosenden Schächenbach folgend, den Rückweg nach Altdorf ein.

In Flüelen fanden wir unsere drei Schiffsleute in ihrer Jasse an der Sonne liegend. Sie warteten unser und des Föhns, der sich bei beständigem Wetter regelmäßig jeden Nachmittag einstellt, während Vormittags die „Bise" den Spiegel des Urnersees kräuselt.

Die Sonne bronzirte mit ihrem flüssigen Gold all die dunklen Bergkolosse, die rings aus den Fluthen des Sees hervorragten, und verklärte deren finstere Majestät gleichsam zu einem freundlichen Lächeln. Der leise Hauch italienischer Luft, die vom Gotthard her wehte, schwellte unser lateinisches Segel, und die Schiffsleute, denen der willkommene Nachmittagswind die Arbeit abgenommen, plauderten und lachten mitsammen und tauchten, gleichsam zum Zeitvertreib, in seltenen Zwischenräumen die Ruder in die klare, dunkle Fluth. „Das ist ja ein wahres Kinderspiel auf diesem Weiher herumzurudern," sagte ich neckend zu unserem Steuermann, der gemächlich neben dem Griff seines Ruders saß, die Ellenbogen auf die Knie gestemmt und eine halbverbrannte Holzpfeife im Munde hangen hatte. „Euer See scheint mir nicht so schlimm als sein Ruf."

„Jetzt macht er freilich ein gar frommes Gesicht," erwiderte der Alte.

„Da ſolltet Ihr aber dabei ſein, wenn der Föhn einmal recht Ernſt macht, wenn er pfeift und orgelt um die Berghörner und zu allen Schluchten hinaus ziſcht und im ganzen Thal von Flüelen bis Andermatt hinauf auf keinem Herde mehr ein Feuer brennen darf." — „Das kenn' ich," fiel ihm der Doctor in die Rede:

„— — — wenn der Sturm
„In dieſer Waſſerkluft ſich erſt verfangen,
„Dann raſt er um ſich mit des Raubthiers Angſt,
„Das an des Gitters Eiſenſtäbe ſchlägt!
„Die Pforte ſucht er heulend ſich vergebens,
„Denn ringsum ſchränken ihn die Felſen ein,
„Die himmelhoch den engen Paß vermauern." —

„Ja, ſo ſtehts ungefähr in der Komödie," verſetzte mit ſchlauem Lächeln der graue Seppetoni. „Ich habe auch einmal zugeſchaut, als man den Wilhelm Tell ſpielte in Luzern draußen. Der Schreiber hat's noch ziemlich deutlich zu ſagen gewußt, wie's macht, wenn's hier zu Land ſo recht gurt. Und hatte doch unſer Ländchen gar nie geſehen, ſagt man, als er das Komödienſtück aufſetzte. Ich für meinen Theil wüßt's nicht halb ſo gut zu beſchreiben und habe doch ſchon viel dutzendmal mit dem wüſten Föhn den Tanz gewagt."

Erfreut über Seppetoni's unerwartete Bekanntſchaft mit dem großen Dichter fuhr der Doctor fort:

„Sieh, ſieh, wir waren glücklich ſchon vorbei
„Am Buggisgrat, doch die Gewalt des Sturms,
„Der von dem Teufelsmünſter widerprallt,
„Wirft uns zum großen Arenberg zurück."

Obwohl wir uns mitten in der beſchriebenen Scenerie befanden, ſo machte doch die Deklamation des Doctors nicht ganz den erwarteten Eindruck auf unſere Schiffer, welche keineswegs gerührt, ſondern lachend zuhorchten, gleichſam als hätten ſie den Bajazzo einer Seiltänzerbande vor ſich.

Wir glitten dicht an den ſenkrecht aus dem See ſteigenden Felswänden des großen Arxen hin. An dieſer gewaltigen Cyklopenmauer ſind die Geſteinsſchichtungen auf die ſonderbarſte Weiſe verbogen und übereinander geworfen, bald wie ein Seidenband, das die Hand eines launiſchen Mädchens zerknitterte, bald wie eine ſorgſam und kunſtreich gefältelte Hemdkrauſe, bald wie der breite bauſchige Faltenwurf, der ſich um die Hüften einer unſerer Modedamen bläht. Von welchen gewaltigen Revolutionen legt dieſes

Geſtein Zeugniß ab! „Und wir wollen uns noch was Großes auf unſere Juli- und Februarrevolutiönchen einbilden?“ meinte der Doctor. Längs der Felſenwand hängt zwiſchen Himmel und Waſſer der Telegraphendraht, deſſen Iſolatoren von eiſernen Armen getragen werden, die in den lebendigen Fels getrieben ſind. Dunkelflaſchengrün erſcheint das Waſſer des achthundert Fuß tiefen Sees, — eine Farbe ſo dunkel und geſättigt, wie ſie von allen Alpenſeen nur noch der von Garda an ſeinem nordweſtlichen Ufer aufzuweiſen vermag, wo, wie hier, himmelhohe Felswände aus den Fluthen emporragen. Noch ein paar leichte Ruderſchläge und wir legten bei dem Felſenriff an,

„Das abgeplattet vorſpringt in den See.“

Wieder eine Kapelle, zum frommen Angedenken geſtiftet, aber wie einfach und anſpruchlos! Ein ſpitzes Thürmchen, zwei offene Rundbogen, drei Säulen und gegen den See ein hölzernes Geländer; ein paar verblaßte kunſtloſe Malereien auf den getünchten Wänden und ein hölzerner Altar; grünes Buchenlaub darum, im Hintergrund grauer Fels. Das iſt alles! Würde wohl ein koſtbares kunſtvolles Monument aus Erz oder Marmor wärmer zum Herzen ſprechen, als dies ſchmuckloſe Kirchlein, das im Jahre 1388 eingeweiht wurde, da noch hundert und vierzehn Männer lebten, die den Tell perſönlich gekannt hatten?

In der Kapelle hingen noch ziemlich friſche Kränze. Die Schiffleute belehrten uns, daß dieſelben vom Tage des großen Bittgangs herrührten, der alljährlich am Sonntag nach Mariä Himmelfahrt ſtattfinde zum Andenken an Vater Tell und ſeine wunderbare Rettung. „Da kämen dann,“ erzählte Seppetoni, „hunderte bekränzter und mit Fähnchen geſchmückter Kähne von allen Enden des Sees, am zahlreichſten von Flüelen her und ſtellten ſich im weiten Halbkreis um die Tellsplatte auf, um dem Hochamt und der vaterländiſchen Predigt zuzuhören. Bedarf wohl die Profeſſorenweisheit, welche die Tellsgeſchichte unter die Mythen zu verſetzen verſucht hat, einer ſchlagenderen Widerlegung, als dieſer bald fünfhundertjährigen Kapelle und jenes ſeit einem halben Jahrtauſend Jahr für Jahr ſich wiederholenden originellen Gottesdienſtes, für welchen der Aren zum Hochaltar dient und die blaue Himmelskuppel ſich als Dom über die Gläubigen wölbt, welche ſtatt ſteinernen Fließen ein dünnes Brett und achthundert Fuß Waſſer unter den Knieen haben, wenn das Sanctusglöckchen klingt?

Aber wie lange wird dieſes romantiſche Kirchenfeſt noch gefeiert wer-

den? Dieſe Frage drängte ſich mir unwillkürlich auf, als einer der jüngern Schiffer, den ich für des alten Seppetoni Sproſſen hielt, das Bedauern äußerte, daß neben der Kapelle nicht noch ein wenig mehr Raum ſich finde. Ein Wirthshaus müßte hier prächtig rentiren, — kein Fremder würde den See hinauf oder hinunter fahren, ohne hier einzukehren. „Ein glorioſer Einfall!" rief der Doctor. „Aber warum nicht gleich dieſes altväteriſche Gemäuer niederreißen und an deſſen Stelle eine elegante Villa hinſtellen mit einem großen Schilde, darauf geſchrieben ſteht: Hotel zum Tellenſprung! Darin ſoll man um ein Fränklein per Perſon die Flagge und das Steuerruder von Geßlers Herrenſchiff ſehen und beinebens um die currenten Preiſe dejeuniren und diniren können, nach Belieben à table d'hôte oder à la carte, was ſehr bequem ſein wird. Ein kapitales Unternehmen! Nehmen Sie keine Aktien, Freund? Ich für meinen Theil zeichne gleich ein Dutzend. Sehen Sie hier die Tauſende von Gäſten, die man bis jetzt zu exploitiren verabſäumt hat!" Dabei wies der Doctor auf die Wände der Kapelle, welche nebſt der Decke, dem Altare, den Säulen und dem Geländer von den Namen unzähliger Touriſten bedeckt waren, die ſich mit Bleiſtift, Meſſer oder Pfeifenräumer in Stein, Holz oder Mörtel verewigt hatten. — Da mein Freund zufällig ein Basler war, ſo nahmen die Schiffleute ſeine Aktiengeſellſchaft für Erbauung des Hotels zum Tellenſprung als baare Münze auf und empfahlen ſich angelegentlichſt als künftige Hotelgondoliere.

Am Buggisgrat vorbei, der vor fünfzig Jahren gleichſam als Vorſpiel zum Bergſturz von Goldau einen Theil ſeines Höckers in den See warf, ſteuerten wir nun Brunnen zu. Bald öffnete ſich zu unſerer Rechten zwiſchen dem Arenberg und der Frohnalp das Riemenſtaldenthal, an deſſen Ausgang am See das Dörfchen Siſſigen liegt.

Wir haben ohne Zweifel hier die Stelle zu ſuchen, an welche Schiller die erſte Scene ſeines vierten Aktes verlegt hat. Hieher gelangte Tell von der Platte aus auf Pfaden, die nur für den Gemsjäger gangbar ſind; hier konnte er tief aufathmend rufen: „ich bin befreit!" — Von hier aus konnten der Fiſcher und ſein Knabe dem Sturm zuſchauen und hören, „wie der Abgrund tost, der Wirbel brüllt" — und erkennen „das Herrenſchiff von Uri am rothen Dach und an der Fahne." Und war ja, wie wir auf dem Rütli ſahen, Ruodi, der Fiſcher, ein Urner, und iſt Siſſigen die einzige urneriſche Ortſchaft auf dieſem Ufer.

„Nun aber," rief der in Citaten unermüdliche Doctor,

„Nennt mir den nächſten Weg nach Arth und Küßnacht!“

Ohne Zweifel zieht er ſich zunächſt dem Fuße der Frohnalp entlang, die ſich zwiſchen Siſſigen und Brunnen beinahe ebenſo ſchroff als weiter oben der Aren aus dem See erhebt. Von Brunnen nach Arth mochte ſich vor dem Goldauer Bergſturz die offene Straße über Steinen ziehen und der Weg über Lowerz noch ein heimlicher ſein. Heutzutage fährt, reitet und geht jedoch alle Welt, welche dieſes Weges muß, dem linken Ufer des Lowerzerſees entlang, an der Inſel Schwanau vorbei und über den Schutt von Goldau. Auch Geßler wäre ſchwerlich einen andern Weg geritten. „Hätte ſich die Geſchichte mit dem Tell in unſern Tagen ereignet,“ meinte der Doctor, „ſo würde der Schütze von Bürgeln wahrſcheinlich auf den Schrecken hin im Bade Seewen einen Schoppen getrunken haben; dorthin hätte ſich dann ohne Zweifel auch der Vogt verfügt, um ſich mittelſt einer Taſſe Thee mit Rhum vor den Folgen der Erkältung auf dem See zu ſichern. Statt in der hohlen Gaſſe wäre dann der Handel in dortiger Gaſtſtube abgethan worden, worauf bei einer modernen Bearbeitung des Tell jedenfalls Rückſicht genommen werden ſollte.“

Indeſſen hatte uns unſere Jaſſe bis Brunnen gebracht. An der „Suſt“ (dem Waarenhauſe) ſind die drei ſchwörenden Eidgenoſſen gemalt zu ſehen, zur Erinnerung an den ewigen Bund, welchen hier die drei Waldſtätte nach der Schlacht von Morgarten abſchloſſen. Aber noch ein anderes Bild ſchmückt die getünchten Wände des Waarenhauſes. Es iſt der Kampf zwiſchen Suit und Scheyo (Suiter und Swen), der entſchied, wer von beiden dem Lande den Namen geben ſollte. Denn wie ſchon Stauffacher auf dem Rütli erzählt, wanderten in uralter Zeit, von Hungersnoth getrieben, die Vorväter von Mitternacht her, —

„Bis daß ſie kamen in das wilde Thal,
„Wo jetzt die Muotta zwiſchen Wieſen rinnt, —
„— — — — — gewahrten ſchöne Fülle
„Des Holzes und entdeckten gute Brunnen. —
„— — — Da beſchloſſen ſie zu bleiben —“

Im Ehrenkampfe um die Pathenſtelle blieb Suit Sieger und gab dem „Schwyzerländli“ ſeinen Namen, der ihm noch bis auf den heutigen Tag geblieben iſt.

„Laſſen wir den Schützen Tell über Lowerz, den Landvogt meinetwegen über Steinen ziehen, wohin ſie ihr Schickſal ruft. Uns mag unter-

deſſen der Dampfer, der dort geplätſchert kommt, nach Wäggis bringen. Ein Spaziergang um den Südfuß des Rigi führt uns von dort nach Küßnacht, bevor die hohle Gaſſe vom flinken Gemsjäger oder dem berittenen Vogt, die den Berg nördlich umgehen müſſen, erreicht wird." Der Doctor ging in meinen Vorſchlag ein. Das Schiff war dicht beſetzt mit Ladies, welche braune Strohhüte trugen und Feldflaſchen umgehangen hatten, und Gentlemen mit Lorgnetten im Augwinkel und buſchigen Backenbärten. Sammt und ſonders ſchienen ſie auf dem See ſehr ſchlecht orientirt zu ſein. Bald entdeckten ſie das Rütli am Fuße des Sitznauerſtocks, bald die Tellsplatte an der „untern Naſe;" Gerſau wurde von einem dicken Lord hartnäckig für Bürglen ausgegeben, während ſeine blaſſe, blonde Tochter Küßnacht und die hohle Gaſſe am Fuße des Pilatus ſuchte. Es wäre eine zu beſchwerliche Aufgabe geweſen, all dies Touriſtenvolk belehren zu wollen; wir überließen es deßhalb ſeinen Illuſionen und begnügten uns dazu ganz anſtändig auf den Stockzähnen zu lachen, nämlich der Doctor und ich, während mein Jüngling zu wiederholten Malen in ſein Sacktuch beißen mußte, um nicht in eine allzu ungeheure Heiterkeit auszubrechen. In Wäggis zog der große Schwarm alſogleich Rigikulmwärts, während wir andern drei Pilgrime den ſelten begangenen Pfad nach Greppen einſchlugen.

Kaum findet ſich ein Erdenwinkel ſo freundlich, ſo heimlich und anmuthig, als die Landzunge von Wäggis und das öſtliche Ufer des Seearms, der ſich gegen Küßnacht erſtreckt. Smaragdgrüne Matten ſind von Kirſchbäumen mit dunklem, glänzendem Laub und hellen, glatten Stämmen umſäumt, während da und dort der hohe Giebel eines ſaubern rothbraunen Bauernhauſes mit glitzernden Fenſtern aus einem Hain rieſiger Birn- und Nußbäume herausſchaut. Kaſtanienbäume mit ſtachlichten Früchten bedeckt begrenzen die Höhen, und nicht ſelten verleiht ein Feigenbaum, der in einem ſonnigen Gärtchen ſteht, dem Landſchaftsbild einen warmen ſüdlichen Ton. Und all dieſe Herrlichkeit liegt einſam und abgelegen von der großen Touriſtenheerſtraße, kaum je von einem neugierigen Reiſenden betreten. Deßhalb iſt alles noch ſo unberührt, urſprünglich und jungfräulich auf dieſem glücklichen grünen Streifen Erde, — keine halb hochdeutſch und halb wälſch ſchwatzenden Fremdenführer, ſondern ächte Bauern und Sennen, — keine eleganten Hotel, ſondern ſtattliche Bauernhäuſer, wie das des Stauffacher war, das den Neid des Vogtes reizte.

Die ſinkende Sonne warf goldene Streiflichter über die Matten und

ſpiegelte ſich in den glitzernden Scheiben der zerſtreuten Höfe von Greppen, und wir wandelten vergnügt auf dem ſelten betretenen Pfad, der bald überſchattet von ſtattlichen Obſtbäumen, bald überwölbt von hohen Haſelnußhecken an den ſanft geneigten Halden hinführt, die ſich nach dem blauen See hinunter neigen. Von überallher klangen die Abendglocken. Ueber den See her von Meggen und vom Rotherberg herunter brachte ein leiſer Hauch das ferne Geläute. Lauter und näher tönte es von Küßnacht herüber, zu dem wir nun hernieder ſtiegen. Zu unſerer Rechten ſtand auf einem Hügel ſchwarzes Gemäuer. Das war Geßlers Burg, die am Neujahrstage 1308 gebrochen wurde. Unter den zerfallenen Mauern hat man ein wüſtes Verließ entdeckt. Das iſt der Ort, wo der Landvogt den Schützen Tell verwahren wollte, damit er ſicher ſei vor ſeinen Pfeilen.

Es war unſere Abſicht, heute noch die hohle Gaſſe zu erreichen. Wir ließen demnach Küßnacht hinter uns und ſchritten rüſtig auf der Straße nach Immenſee vorwärts. Schon war die Sonne hinter dem Rotherberg untergegangen. Aber der See hinter uns glühte noch im Abendroth und der Rigi, der ſich ſchroff zu unſerer Rechten erhob, war gleichſam vom Widerſchein einer dunklen Glut erleuchtet. Als wir eine kaum merkliche Steigung der Straße überwunden hatten, lag der gentianenblaue Zugerſee vor uns. Da ſtieg über dem waldbedeckten Kamme des Rigiberges langſam der Mond auf und vermählte allmählig ſein bläuliches Licht mit dem rothen Glanze des Abendhimmels.

Der Weg, den wir jetzt gingen und der Luzern mit Schwyz, Zug und Zürich verbindet, war ſchon von Alters her ſtark begangen. „Hier geht," ſagt Tell,

„Der ſorgenvolle Kaufmann und der leicht
„Geſchürzte Pilger, der andächt'ge Mönch,
„Der düſtere Räuber und der heitre Spielmann,
„Der Säumer mit dem ſchwerbeladnen Roß."

Damals mag's ein rauher, holperichter Pfad geweſen ſein. Heutzutage, da faſt zu jeder Stunde die ſchweren Omnibus hin und her rollen, welche die Verbindung der Dampfſchiffe des Vierwaldſtädterſee's und des Zugerſees vermitteln, iſt's eine ſaubere, ebene, wohlunterhaltene Chauſſee. Der Kaufmann, der Pilger, der Mönch, ſelbſt der Spielmann mit dem Konterbaß auf dem Rücken oder dem Klapphorn unter dem Arm ziehen noch immer dieſes Weges. Die „finſtern Räuber" haben jedoch einer andern Sorte

von Reiſenden Platz machen müſſen, nämlich den Touriſten aus aller Herren Ländern. Dagegen trifft man zuweilen noch das Roß des Säumers hier an, das aber nicht „von ferne herkömmt," ſondern nicht weiter als etwa von Küßnacht oder Immenſee mit einem korpulenten Engländer befrachtet, welchen es nach dem Rigikulm ſchleppen ſoll.

Ein halbes Stündchen jenſeits Küßnacht erhebt ſich der Rand der Straße zu beiden Seiten zu einem etwa mannshohen Bord. Dieſe Straßenränder ſind mit ſtattlichen Buchen beſetzt, die ſich über dem Wege zu einem dunkelgrünen Laubdache wölben. Das iſt die hohle Gaſſe.

Von Arth her führt in der That kein anderer Weg nach Küßnacht, nämlich kein gebahnter. Der Hügel aber, welchen der Hohlweg durchſchneidet, iſt ſo wenig ſteil, daß man ganz gemächlich ſtatt durch die Gaſſe neben derſelben her gehen kann.

Das Abendroth war allmählig verblaßt. Ueber dem finſtern Berge ſtand der Mond und ſchaute durch das Geäſte der Buchen, deren weißgraue Stämme geiſterhaft durch die Dämmerung ſchimmerten. Wir ſtiegen auf den hohen Rand des Hohlwegs. Ein Felsblock lag dort halb verſteckt hinter wucherndem Geſtrüpp. „Auf dieſe Bank von Stein will ich mich ſetzen," ſagte der Doctor. Von Küßnacht her hörte man einzelne verklingende Töne einer Tanzmuſik; es war, als ob dort der Kloſtermeier von Mörliſchachen ſeinen Brautlauf halte. Zwiſchen den Buchen ſahen wir am andern Ende des Hohlwegs die Kapelle im Mondſchein ſchimmern. Sie iſt auf der Stätte erbaut worden, wo Geßler den Pfeilſchuß in's Herz erhielt. Wo wir ſaßen, mochte Tell geſtanden ſein, als er ſchoß. Durch's Buchenlaub ob unſern Häuptern rauſchte es wie Geiſterſtimmen. Es durchſchauerte uns alle ein feierliches Gefühl. Der Doctor, der ſich vorgenommen hatte, auf Ort und Stelle den berühmten Monolog zu halten, war verſtummt. Endlich begann er leiſe mit gedämpfer Stimme, aber nicht den Monolog, ſondern das jedem Schweizer geläufige Lied:

„Seht hier die heil'ge Waldkapell!
„Sie iſt geweiht zu ſelber Stell,
„Wo Geßlers Hochmuth Tell erſchoß
„Und edle Schweizerfreiheit ſproß." —

Ein tiefer Seufzer entwand ſich der Bruſt unſeres jungen Gefährten als der Doctor das Lied zu Ende geſungen hatte. „Du biſt gerührt, Freund?" fragte der Sänger geſchmeichelt. „Nein, aber hungrig und dur-

ſtig," war die Antwort. Die leidige Proſa des Lebens war wieder einmal über die feierlichſten und erhabenſten Gefühle und Stimmungen Meiſter geworden. Da das Wort einmal ausgeſprochen war, konnten wir andern beide unſern Appetit und unſern trockenen Gaumen auch nicht mehr wegläugnen und es wurde in uns die Frage laut, welche der Wühlhuber der fliegenden Blätter einſt in die amerikaniſche Wildniß hinausrief, — die Frage nach einem Wirthshaus.

Bei der hohlen Gaſſe iſt der Raum nicht ſo beſchränkt, wie auf der Tellsplatte, hier hat es neben dem Kirchlein noch Platz genug und von Alters her galt ja die Regel, daß ſich neben jedem Gotteshaus der Teufel eine Kapelle hinbaue. Hier hat ein Spekulant von Immenſee dem Teufel die Mühe abgenommen und unmittelbar neben der „heil'gen Waldkapell" ein ſtattliches Gaſthaus hingebaut, welchem ſelbſtverſtändlich der Schütze von Bürglen zu Gevatter ſtehen und als Aushängeſchild dienen mußte.

Bald umfing uns ein ſchöner Saal mit hohen Spiegeln ausgeſtattet; es wurden uns elegante Schlafzimmer mit geſtickten Mouſſelinvorhängen angewieſen und Wachslichter vor uns angezündet. Aber im Hauſe war es öde; die Spekulation hatte hier einen Fehlgriff gethan, als ſie an der Stelle jener Bank

„Dem Wanderer zur kurzen Ruh bereitet," —

ein luxuriöſes Hotel hinſtellte, —

„Denn hier iſt keine Heimat, — jeder treibt
„Sich an dem andern raſch und fremd vorüber —"

nimmt höchſtens eine kleine Erfriſchung zu ſich und eilt dann entweder in den „Schweizerhof" von Luzern, in's „Hotel Baur" von Zürich, nach dem „kalten Bad" oder ſonſt an irgend eine Sammelſtätte der Wanderſchwalben, von denen manche im nächſten Bereiche und in wenigen Stunden erreichbar ſind. Rari nantes in gurgite vasto, — wurden wir um ſo zuvorkommender von der Frau Wirthin aufgenommen, die nach ihrem eigenen Geſtändniß nebſt ihrer Wirthſchaft für die Schönen der Umgegend ein Modegeſchäft zu betreiben Zeit fand. „Ein fader Witz des Schickſals," meinte der Doctor, „dieſe Modehandlung an der Stelle, wo Geßlers Hochmuth Tell erſchoß!"

Wir gingen nicht die Armbruſt und den Pfeil zu beſehen, die „an heil'ger Stätte aufbewahrt" in der Kapelle an der Wand hängen und,

wenn morſch geworden, vom Küſter von Zeit zu Zeit durch neue erſetzt werden.

Bevor der andere Morgen graute, waren wir ſchon wieder auf den Beinen und verfolgten ungefähr denſelben Weg, auf welchem der Tell geflohen ſein mochte, nachdem er den Vogt erſchoſſen. Er führt zuerſt über die ſchwellenden Matten der „Höfe," dann bergaufwärts durch Buchenwald und Farrengeſtrüpp zum „Seeboden," von dort im mühſamen Zickzack die faſt ſenkrechte Wand hinauf nach der „Staffel." Von da mag Tell am „Klöſterli" vorbei über Goldau und Brunnen zu Weib und Kind geeilt ſein. Wir aber bogen rechts ab gegen das „kalte Bad."

Als wir die Weide hinunter ſtiegen, tönte uns der willkommene Schall der Frühſtücksglocke und das freundliche Willkommen unſerer zurückgebliebenen Mitgäſte entgegen.

Am Genfer See.

Novelle

von

Robert Schweichel.

(Schluß.)

10.

Alfred rüſtete ſich, ſeine Wanderſchaft wieder anzutreten. Er wollte in die Savoyer Gebirge. Sein Mantelſack war gepackt, die Alpen lagen vor ihm, die Tage vergingen unerträglich einförmig und reizlos; dennoch kam er nicht fort. Er zürnte ſeiner Unentſchloſſenheit und blieb doch und grollte auch wieder der Urſache, die ihn vertrieb. „Was nützt es," rief er unmuthig, „daß ich dieſe Menſchen meide? Wir alle leiden darunter und Hedwig zumeiſt. Sie iſt praktiſch und verſtändig; ich will hinausgehen, mit ihr reden, und meine Gründe, meine gleichmäßige Ruhe werden ihre Gefühle zur Freundſchaft herabſtimmen. — Und wenn meine Gründe wirkungslos bleiben, iſt es meine Schuld, daß ſie mich liebt? Soll ich leiden, weil ſie leidet? Es iſt ſonderbar, daß ein Kranker eine Arzenei nicht nehmen ſoll, weil zufällig eine Thräne hineingefallen iſt."

Dieſe ſelbſtſüchtigen Reflexionen hielten freilich nicht länger Stich, als die Stimmung, die ſie erzeugt hatte. Endlich vermochte er dem Drange ſeiner Sehnſucht nicht länger zu widerſtehen und ging hinaus. Unterwegs wiederholte er ſich alles, was er ſagen wollte, ohne zu merken, daß er ſich in ein Netz von Sophiſtereien hineinſpann. Als er jedoch an der Gartenthüre ſtand, überfiel ihn ein ſolches Zagen, daß er nicht einzutreten wagte.

Plötzlich beſann er ſich, daß ganz in der Nähe ein Lieblingsplätzchen der beiden Freundinnen ſich befinde. „Sie werden dort ſein!" ſagte er zu ſich ſelbſt und eilte dahin, aber die Freundinnen waren nicht dort. „Der

Tag iſt ſo ſchön, ſie werden kommen!" hoffte er, und lagerte ſich unter dem Nußbaum am Abhange des lieblichen Thales, deſſen Wieſengrund von dem Flon eilig und brauſend durchſtrömt wird.

Er hoffte vergebens! Die Veſperglocken läuteten von der Stadt her, die Sonne verſank, die Sterne entzündeten ſich nach kurzer Dämmerung in dem verdunkelten Blau des Himmels, Nebel füllten das Thal, im Grau der Nacht verſchwanden der Dom und die Stadt; doch weder Adelaide noch Hedwig war gekommen, die weiche und doch ſo glühende Farbenpracht des herbſtlichen Sonnenunterganges zu bewundern. Langſam nnd niedergeſchlagen trat er den Rückweg an. Noch einmal zögerte er an der Gartenpforte. Er wähnte Hedwigs wohlklingende Stimme zu vernehmen. Es war der Abendwind, der in den Blättern ſäuſelte.

In der Stadt trat er in's nächſte Kaffeehaus. Eine zahlreiche Geſellſchaft ſaß rings an den Tiſchen umher, die Unterhaltung war lebhaft und geräuſchvoll wie gewöhnlich; zuweilen vernahm man durch den Lärm und das Klappern der Billardbälle einzelne Akkorde. Es waren deutſche Harfeniſten, die zu ihren Inſtrumenten mit dünner, unreiner Stimme und noch abſcheulicherer Ausſprache franzöſiſche Lieder ſangen.

Alfred ließ ſich ſeinen Wein an einen noch freien Tiſch in einer Ecke bringen. Gleich darauf geſellte ſich ein Franzoſe zu ihm. Es war ein junger Mann von glücklicher Geſichtsbildung, für den man ſich ſofort eingenommen gefühlt, hätte nicht zuweilen ein höhniſcher Blitz ſeinen Mund umzuckt. „Peſt!" rief er, „dieſe Deutſchen mit ihrem Gekrächze ſind unentrinnbar wie das Fatum." — „Es iſt die Kunſt, die nach Brod geht." — „Nach Brod? Das iſt gewiß; denn da geht auch ſchon die Hübſcheſte von der Bande mit dem Teller herum. Aber Kunſt iſt dies wahrlich nicht."

Die Einſammlerin kam an ihren Tiſch und der Franzoſe vergaß das Gekrächze, um ihr einige Schmeicheleien über ihre glänzenden, herausfordernden Augen zu ſagen. Er verfolgte ſie mit ſeinen Blicken, bis ſie zu ihrem Inſtrumente zurückgekehrt war.

„Die deutſchen Lieder ſollen ſo ſchön ſein," nahm er das Geſpräch wieder auf, „warum ſingen ſie nicht lieber von dieſen einige, ſtatt der franzöſiſchen, deren Vortrag kein Deutſcher lernt?" — „Sie fürchten vielleicht mit ihnen zu mißfallen, denn ſie ſind ſo einfach, ſo elegiſch," erwiderte Alfred." — „Nein, nein, ſie wollen der ſprichwörtlichen Eitelkeit der Franzoſen ſchmeicheln. Es iſt der Mangel an Selbſtgefühl und Stolz, der ſie

zu dieſem jammervollen Verſuch treibt. Das iſt's!" — „Sie verlangen zu viel von dieſen armen, gedrückten Leuten." — „O, ich mache dieſen Vorwurf nicht gerade ihnen: er trifft die ganze Nation." — „Kennen Sie die Nation denn ſo genau?" fragte Alfred ſcharf. —

„Ich habe die Deutſchen in England, in Frankreich und Amerika geſehen und ſehe ſie täglich hier. Das Waadtland iſt mit ihnen überſchwemmt. Ueberall zeigen ſie dieſelbe Devotion, dieſelbe Anfgabe des Selbſtgefühls." — „Und überall in der Fremde finden Sie dieſe Deutſchen in Brod und Wohlſtand. Nicht?" — „Weil ſie ſo unterwürfig und kriechend ſind!" — „Weil ſie zäher ſelbſt als der Angelſachſe und fleißiger und unterrichteter als der Franzoſe ſind."

„Mein Herr," brauste der Andere auf, „Sie wagen —" „Nicht mehr als Sie! Ich vertheidige meine Nation, Sie die ihrige," verſetzte Alfred. „O," höhnte er, „da Ihre Landsleute die trefflichen Eigenſchaften jener beiden Nationen überbieten, ſo wandern ſie wohl aus, die Welt zu germaniſiren?" — „Ich weiß," entgegnete Alfred, „daß dies die Franzoſen zu meiſt fürchten."

Sein Gegner warf ihm einen ſtechenden Blick zu; doch er fuhr ruhig fort: „Warum ſie ihr Vaterland verlaſſen, wiſſen Sie ſo gut wie ich. Aber wohin ſie kommen, bringen ſie deutſchen Fleiß, deutſche Beſcheidenheit, deutſche Sitte und Geſittung. Die Geſchichte nöthigt ſie, ihre Sprache aufzugeben; ſie verwandelt ein ruhiges Volk in Zigeuner; allein dieſe Zigeuner der Civiliſation tragen die Humanität in die Urwälder Amerika's, in das Herz Frankreichs, wie in die Berge dieſes Landes. Das deutſche Element iſt für Amerika wie für die Schweiz die Garantie der Freiheit. Ohne daſſelbe wäre die Schweiz längſt in ihre drei Beſtandtheile auseinander gefallen. Die Herren Franzoſen mögen wohl ein freies Genf, ein freies Waadtland; doch an einer freien Schweiz iſt ihnen wenig gelegen und ſie haſſen ihre deutſchen Landsleute wie dieſe ihre Brüder jenſeits des Rheines fürchten."

„Ich entſinne mich," erwiderte der Andere mit erkünſtelter Ruhe und Nachläſſigkeit, „daß die Deutſchen eine Revolution verſucht haben. Sie ſoll nicht gut abgelaufen ſein?" — „Die Franzoſen haben deren drei gemacht, ohne einen Schritt vorwärts gekommen zu ſein. Sie ſind heute noch ebenſo politiſch unreif, wie zur Zeit der Girondiſten." — „Mein Herr, was wollen Sie damit ſagen?" — „Nichts als daß der Deutſche „ni poisson, ni chère,"

wie die Waadtländer zu ſagen belieben, Selbſtgefühl genug beſitzt, den Vorwurf der Unterwürfigkeit und Kriecherei zurückzuweiſen, und daß der Franzoſe in meinem Vaterlande Gaſtfreundſchaft genießen kann, ohne in jedem Geſpräche, wie ich hier faſt jeden Augenblick, Beleidigungen ſeiner Landsleute hören zu müſſen."

„Genug!" ſchrie der Franzoſe aufſpringend, „ich bitte um Ihre Karte." — „Ich habe dieſen Luxus in einer Republik für unnöthig erachtet," verſetzte Alfred, riß ein Blatt aus ſeinem Taſchenbuche und ſchrieb Namen und Wohnung darauf.

„Was haben Sie, Moreau?" fragte ein Herr, der in demſelben Augenblicke herantrat; „Sie ſehen ja ganz erhitzt aus!" — „Gut, Doctor, daß ich Sie treffe. Sie können den Herrn und mich morgen auf einem Spaziergange begleiten." — „Sie ſind wohl wieder auf Witzjagd geweſen," murrte der Arzt, „und haben die Vorübergehenden getroffen, ſtatt der Kalenburgs?" — „Nein," lachte jener, indem er ſich mit ſeinem Freunde entfernte, „diesmal war's Ernſt und ich hab's weg."

11.

Bei Ouchy, dem Hafen von Lauſanne und hart am Ufer des See's, befindet ſich eine ſchöne, weitläufige Garten- und Parkanlage. Obgleich Privateigenthum eines Engländers, ſteht ſie dem Publikum unausgeſetzt offen, und die Lauſanner nennen ſie nach ihrem Beſitzer „Haldimands Garten." Jedermann hat den freundlichen und ehrwürdigen Greis in dem Salon ſeiner italieniſchen Villa ſitzen geſehen, während die ſchattigen Gänge ſeines Parkes, die Blumenterraſſen, die Orangerien und Gewächshäuſer von unzähligen Spaziergängern belebt waren und fröhliche Kinder auf den großen Raſenplätzen ſich tummelten.

An den Werktagen aber, wenn das Geſchäft die Menſchen droben in der Stadt feſthält, die Kinder auf den Schulbänken ſeufzen und nur ihre Sehnſucht hinausfliegt zu den Blumen und dem Raſen und dem blinkenden Spiegel des See's, in den die Weiden ihre ſchwanken Zweige tauchen, dann belebt allein das hinſterbende Rauſchen der Wellen, das Plätſchern des Springquells und das Murmeln eines Baches, der unter dichtem Gebüſch in den See eilt, die Stille dieſer paradieſiſchen Natur.

Eine Brücke leitet über den Bach zu einem runden Thurm; die Wellen netzen ſeinen Fuß, das Alter von fünf oder ſechs Jahrhunderten hat ihn

geſchwärzt. Ein niedriges Stück Gemäuer, ganz von Epheu umſponnen, lehnt ſich noch an ihn an und geſtattet den grünen Ranken zu ihm empor zu klettern. Die Bäume des Parkes treten zurück, aber ſie neigen ihre Häupter zu ihm hin, als lauſchen ſie ſeinen Erzählungen. Mächtige Steine, welche die Zeit aus ſeiner Krone gebrochen hat, bedecken den Boden umher.

Die Morgenſonne ſchwebte über die Berge empor und küßte eben mit ihrem goldenen Hauche die Gipfel der Bäume, als Alfred und Charles den freien Platz neben dem Thurme betraten. Bald darauf landete ein kleines Boot an derſelben Stelle, und Moreau, in Begleitung ſeines Sekundanten und des Arztes, ſtiegen aus. Man grüßte ſich ſchweigend, man nahm die Menſur, und während der Arzt mit gleichgültiger Miene den Inhalt ſeines Beſteckes auf einem Steine ausbreitete, begannen die Degen ſich zu kreuzen.

Der Kampf war lebhaft und hartnäckig, aber Alfred, mehr an die Führung des deutſchen Schlägers als des Fleurets gewöhnt, ſeinem Gegner nicht gewachſen. Von einer Finte verleitet, gab er ſich bloß und Moreau's Klinge drang unterhalb des rechten Armes in ſeine Bruſt. Der Degen entſank ihm, er taumelte und fiel in die Arme ſeines Freundes.

Moreau ſtand wie in den Boden gewurzelt, unverwandt auf das bleiche Geſicht ſeines Gegners ſtarrend. „Kommen Sie," rief ſein Sekundant, ihn rüttelnd, „ich höre das Dampfboot nahen, welches nach Genf geht; flüchten, retten Sie ſich!" Moreau blieb regungslos.

„Es hat keine Gefahr," ſagte endlich der Arzt, indem er die blutige Sonde ſorgfältig abtrocknete. „Ein ſchöner Stoß, Moreau, aber unſicher, ſonſt hätten wir einen todten Mann. Sie müſſen auf dem verdammten Geröll nicht feſtgeſtanden haben. Sie wiſſen, ich verſtehe mich darauf, würde jedoch den Piſtolen den Vorzug geben."

Moreau eilte auf Alfred zu und ergriff deſſen Hand. „Verzeihen Sie mir!" rief er leidenſchaftlich. Alfred erwiderte den Druck ſeiner Rechten. „Wir ſind Thoren geweſen!" ſagte er matt. — „Die alte Leier nach einem Duell," murmelte der Arzt. Dann fuhr er laut fort, nachdem er den Verband angelegt hatte: „Die Herren würden gut thun, einen Wagen zu beſorgen." „Der unſrige hält in Ouchy," bemerkte Charles. — „So warten wir, bis das Dampfboot den Landungsplatz verlaſſen hat. Inzwiſchen helfen Sie mir, den Verwundeten in den Kahn tragen. — Geduld!" ſetzte er hinzu, als Alfred ſich erheben wollte, „Sie werden Ihre Kräfte nöthiger brauchen, um vom Boot in den Wagen zu gelangen."

In demſelben Augenblick läutete die Glocke des Dampfers und der Nachen mit dem Verwundeten ſetzte ſich langſam in Bewegung.

12.

Dank dem unſichern Stoße war Alfreds Leben nicht gefährdet, allein die pſychiſche Aufregung, in der er ſich die letzten Tage befunden, vermehrte die Gewalt des Wundfiebers und verſenkte ihn in Beſinnungsloſigkeit. Endlich erwachte er eines Vormittags mit freierem Kopfe. Er fühlte ſich ſo leicht, und ſeine Erinnerungen ſammelnd, blieb er ſtill, bis ſich ein leiſes Geräuſch im Zimmer hören ließ. Eine weiße Hand ſchlug die Gardine zurück und Adelaidens Geſicht ſchaute ihn an. —

„Gott ſei Dank, Sie ſind wieder bei Beſinnung!“ rief ſie. „Endlich!“ ſagte Charles, hinzutretend, „du haſt uns Angſt genug gemacht.“

„Ihr hier, meine Freunde? — Ach, war es mir doch zuweilen in meinen Phantaſieen, als verſuchte eine weibliche Geſtalt die ſchwarzen Kobolde zu verſcheuchen, die mir unaufhörlich glühende Nadeln in Herz und Stirne bohrten; aber —“ Er brach ab und verſank in Nachſinnen.

„Sie meinen, ich war es nicht?“ ergänzte Adelaide. „Sie haben recht. Die Wirthſchaft und mein Kind erlaubte mir nur auf Augenblicke hierher zu kommen. Ich mußte die ganze Sorge Charles und Hedwig überlaſſen.“ Sie ſtreckte die Hand aus und zog die widerſtrebende Freundin herbei. Wie reizend ſie in ihrem Erröthen vor ſeinem Lager ſtand! — Er vermochte kein Wort zu ſagen; er ſchaute ſie nur an, ſo glücklich, ſo bewegt, mit ſo heiligen Empfindungen, daß er die Hand kaum leiſe zu drücken wagte, die ſie zögernd in die ſeinige gelegt hatte.

Adelaide legte ihren Arm um den Nacken der Freundin, und einen Kuß auf ihre Stirne drückend, ſagte ſie: „Ich weiß nicht, wie ſie's ausgehalten hat; aber ſie iſt keinen Augenblick von Ihrem Lager gewichen. Und dazu noch mein zutäppiſcher Mann, der am Tage nicht eine Minute auf ſeinem Stuhle ruhig ſitzen konnte und Nachts wie ein Bär ſchlief.“

„Weiß Gott,“ rief er mit komiſchem Geſichte, „ich habe Hedwig mehr Noth mit meinen überflüſſigen Hülfsleiſtungen gemacht als du mit deinen Bedürfniſſen.“ — „Einen ſchwer Kranken zu pflegen und dabei einen ſolchen Beiſtand, dazu bedurfte es wahrlich einer himmliſchen Geduld. Nun ich ſchweige ſchon,“ beantwortete Adelaide den bittenden Blick Hedwigs. „Und nun genug, wir dürfen Sie nicht aufregen. Seien Sie fein gehorſam und

ſtill!" fuhr ſie fort, legte ihren Finger auf ſeinen Mund, trat dann mit Hedwig zurück und die Vorhänge ſchloſſen ſich.

Das hübſche Bild war verſchwunden, doch fort und fort ſtand es vor Alfreds innerem Auge. —

Seine Geneſung ſchritt jetzt raſch vorwärts. Er bedauerte faſt die Zunahme ſeiner Kräfte, denn damit endete Hedwigs Aufenthalt in ſeinem Zimmer. Es war ihm ſo wohlthuend geweſen, dem Rauſchen ihrer Kleider, dem leichten Tritt ihres Fußes zu lauſchen, wenn ſie ſich für ſeine Pflege bemühte. Mit angenehmer Ungeduld hatte er an ſeiner Uhr die Minuten gezählt, wann ihr liebes Geſicht zwiſchen den Vorhängen ſeines Bettes erſcheinen würde, um ihm die Arznei zu reichen und einen Augenblick mit ihm zu plaudern. Die Vorhänge öffneten ſich freilich nach wie vor, aber ſie zeigten Charles' bärtiges Antlitz, und er machte nun die Bemerkung, daß die Mixtur einen abſcheulichen Geſchmack habe. Adelaide beſuchte ihn noch täglich, Hedwig begleitete aber ihre Freundin nur ſelten. Statt ihrer kamen Grüße und Früchte, und es blieb Charles und Moreau, der ſein Freund geworden war, überlaſſen, mit ihrer Unterhaltung die Langeweile ſeines Krankenlagers zu verſcheuchen.

Moreau erzählte lebhaft und plaſtiſch und ſein Talent für die Karrikatur, die unglückliche Krankheit geiſtreicher Menſchen, wenn ihre Zeit von keiner großen Idee bewegt wird, rief häufig das Gelächter der jungen Männer hervor. Alfred liebte ſonſt dieſe Gattung der Charakterzeichnung nicht; aber Moreau's boshafter Witz war mehr ein Erzeugniß ſeiner Phantaſie als ſeines Herzens. Dieſes war in der That beſſer als er ſelbſt glaubte und andere glauben machen wollte, und verſöhnte durch ſeine Güte mit ſeiner etwas nachläſſigen Moral. — Er hatte die Abſicht, den Winter in Italien zuzubringen, und da er hörte, daß Alfred ohne Plan und Ziel in der Welt umherirre, ſuchte er ihn zur Begleitung zu bereden. Er kannte Italien ſchon und ſchilderte es mit glühenden Farben. Alfred konnte ſich jedoch nicht entſchließen, obwohl er für ſeine Weigerung keinen ſtichhaltigen Grund anzuführen vermochte.

Eines Abends, als er ſchon das Bett verlaſſen konnte, erſchienen Charles mit ſeiner Frau, Hedwig und Moreau auf ſeinem Zimmer. Ein Dienſtmädchen ſtellte einen großen Korb hin und entfernte ſich. „Wir kommen, von dieſen Wänden Abſchied zu nehmen," ſagte Charles.

„Die Tage deiner Gefangenſchaft gehen zu Ende, es iſt billig, daß man ſie feſtlich begräbt.“

„Hinaus denn mit allem, was noch an ſie erinnert!“ rief Moreau, riß das Fenſter auf und ließ die Arzneigläſer in den Hof hinaus ſpazieren. „Wie das klirrt,“ lachte er. „Jedes Glas, das da unten zertrümmert wird, nimmt einen Theil meiner Schuld von mir.“

Inzwiſchen hatte Adelaide die Bücher vom Tiſch geräumt und während Hedwig ein kleines Feuer im Kamin anzündete und den Theekeſſel darüber hängte, ein weißes Tuch übergebreitet und die Maſchine aufgeſtellt. Bald brodelte und ſang das Waſſer, der Tiſch war ſervirt und man ſetzte ſich.

„Ehe wir zulangen, ſagte Charles, „ein Glas auf dein Wohl!“—„Und auf eine glückliche Reiſe!“ ſetzte Moreau hinzu. — „Nein, darauf trinke ich nicht,“ entgegnete Alfred. — „O gewiß,“ rief Hedwig, indem ſie ihn mit ihren hübſchen Augen voll und bittend anſchaute und ihm ihr Glas entgegenhielt, „auf eine glückliche Reiſe!“

Alfred, betroffen über ihre Worte und ein wenig verſtimmt, konnte dennoch nicht widerſtehen; er ſtieß an. „Wie hell das klingt,“ lächelte ſie, indem ſie ihr Auge auf ihm ruhen ließ. „O, das wird eine glückliche Reiſe werden!“ Das Feuer des lang entbehrten Weines ſchwemmte den Tropfen Bitterkeit aus Alfreds Herzen ſchnell hinweg. Das heiterſte Mahl begann; ſelbſt Hedwig ſchien ihre muntere Laune wiedergefunden zu haben, und manche liebenswürdige Neckerei glitt über ihre roſigen Lippen.

Die kleine frohe Geſellſchaft um den runden Tiſch hatte das einſame Krankenzimmer plötzlich in eine Idylle verwandelt. Die Lampe, die ſo lange den Nächten voll Schmerz geleuchtet hatte, warf jetzt ihren Schimmer auf die mildernſten Züge Adelaidens, ſpiegelte ſich in den lebhaften Augen Hedwigs, beleuchtete Charles' breite hohe Stirne und ſänftigte den ſatiriſchen Zug um Moreau's volle Lippen. Alfred wurde nicht müde, von ſeinem Lehnſtuhle aus die hübſche Gruppe zu betrachten. Seine Blicke begegneten auf ihrer Wanderung oft denen Hedwigs, und hatte er ſich früher ſchon an der zuweilen etwas lauten Ausgelaſſenheit des Mädchens ergötzt, ſo machte jetzt ihr ſtilleres, geſänftigtes Weſen einen noch um ſo angenehmeren und tieferen Eindruck auf ihn. Eigenthümliche Phantaſieen begannen ihr Spiel mit ihm zu treiben.

Erſt ſpät trennte man ſich; aber noch lange nach der Entfernung ſeiner Gäſte ſaß Alfred träumend in ſeinem Lehnſtuhl. Noch immer war

es ihm, als fühle er den leisen Händedruck, mit dem Hedwig von ihm geschieden war. Er kämpfte gegen die Gedanken, welche dieser Druck der kleinen, weißen Hand in ihm erzeugt hatte. Sie waren so sonderbar! Und doch gewannen sie immer neue Nahrung, sobald sein Auge auf die Stelle fiel, auf der ihm Hedwig gegenüber gesessen hatte. Es war vergebens, daß er sich einen Thoren schalt.

Er suchte endlich sein Lager. Und da in der nächtlichen Stille und Einsamkeit konnte er sich die Quelle seiner Stimmung nicht länger verbergen. Mit sich selber streitend, verbrachte er eine schlaflose Nacht und die Morgensonne stahl ihm das Geständniß von den Lippen, — daß er Hedwig liebe.

Er hatte es sich gestanden, und doch verging keiner der nächsten Tage ohne den Versuch, dies Geständniß vor sich selber zurückzunehmen.

13.

Das Dampfboot, welches von Genf nach Villeneuve geht, verließ Ouchy. Obgleich der Oktober sich schon seinem Ende näherte, war das Wetter doch außerordentlich mild und warm, und unsere Freunde, die sich auf dem Hinterdeck des Tell befanden, segneten die kühle Luftströmung, welche die Fahrt erzeugte. Es war einige Tage zuvor regniges, rauhes Wetter gewesen und so verhüllten auch heute noch graue, schwere Wolken die Gipfel der Alpen. Aber die klare Morgensonne kämpfte siegreich gegen sie an und sie begannen allmählig zu zerrinnen. Hier und da trat aus dem gleich Rauch aufsteigenden Nebel ein bewaldeter Bergrücken, eine schroffe Felszacke hervor. Schon schüttelten die Felsen von Meillerie ihr Laubgelock im Sonnenschein, während hoch droben die verdünnten Wolken mehr und mehr von einem silbernen Glanze durchschimmert wurden. Jetzt zeichneten sich die Gipfel, Kuppen und Spitzen der Alpen in deutlichen Umrissen; Kegel drängte sich an Kegel, Pyramide an Pyramide, soweit man landeinwärts schaute, und aller Scheitel verklärte ein silberner Glanz, der sie mit dem Himmel in eins verschmolz. Nur nach und nach lernt das geblendete Auge die Felsenhäupter von dem Himmel scheiden und erkennt jetzt mit staunender Bewunderung in jenem Leuchten den ersten frischgefallenen Schnee, der sich in der Laubumhüllung der mittleren Region verliert. Die Herbstluft ist so klar, daß man den Schnee auf den Tannen lasten zu sehen glaubt. Die scharfkantige, zerklüftete Bildung der Felsen, welche unmittel-

bar aus dem warmen Blau des See's gen Himmel ſteigen, zeigt ſie in ihrer ganzen wilden Schroffheit. Kein Rebengelände ſchmiegt ſich liebend an ihre dem Nordwind dargebotene Bruſt; nur die Eiche vermag ſich mit ihren Rieſenwurzeln an den Stein zu klammern, und höher die ſturmtrotzige Tanne.

So großartig, wild und düſter die Savoyer Alpen mit ihren Schneekronen auf den wolkenbeherrſchenden Häuptern, — ſo anmuthig, ſo ſanft und ſentimental wie die Poeſie Rouſſeau's, die ſie verherrlicht, ſind die Abhänge des andern Ufers. Reben und Maisfelder überkleiden ſie, zwiſchen denen freundliche Städte, Dörfer, alterthümliche Thürme und Schlöſſer und unzählige Landhäuſer zerſtreut liegen. Die begonnene Weinernte gab der Landſchaft ein äußerſt lebendiges Anſehen. Ueberall ſah man Gewänder durch das Rebengrün ſchimmern, hübſche Köpfe aus dem Blättermeere auftauchen und verſchwinden, und hörte die heitern Geſänge der Winzer und Winzerinnen.

Bei Vevey erheben auch auf dieſer Seite die Abhänge des Mont Jorat ihre bewaldeten Scheitel höher, dem beſten Wein der Schweiz Schutz gebend. Immer gewaltigere Bergrücken drängen zum See vor, bis bei Villeneuve am Einfluß der Rhone, die Felswand mit den Alpen Savoyens wetteifernd, faſt ſenkrecht aufſteigt. Doch ſelbſt hier noch hält die Grazie mit reizendem Lächeln die Kühnheit umſchlungen.

Auf einem jener hochſchnäbligen, hinten flachen und breiten Kähne, auf welchen Julie jene unglückliche Spazierfahrt machte, die ihrem Kinde das Leben koſtete, verließen Charles und ſeine Frau, Hedwig und Alfred bei Vevey das Dampfboot. Vom Werft der Stadt aus und von der kleinen Terraſſe am Markte überſchauten ſie die ganze Bühne der neuen Heloiſe.

Ueberall begegnete der Blick dieſen Erinnerungen, den Schatten St. Preux' und Juliens. Von ihnen redend verließen ſie die Stadt und ſchlugen ſtatt der breiten Landſtraße zwiſchen den Weinbergsmauern, den ſchattigen Pfad am Abhang des Gebirges ein. Hedwig lobte es, daß Rouſſeau die Liebe der Pflicht untergeordnet habe, ſie vertheidigte das Recht der Familie; ſie ſchrack zurück vor den Folgen einer Leidenſchaft, die durch kein Gebot der Pflicht gezügelt würde, und Juliens Muth der Entſagung erſchien ihr als bewunderungswürdige Größe.

Alfred widerſprach. Er fand das Verdienſt des Romans darin, daß

er den Menschen aus dem bisherigen Zwange in die Natur führe, daß er ihm gewissermaßen seine Seele und die Berechtigung ihrer Leidenschaft wiedergebe; aber er tadelte, daß diese Berechtigung nicht durchgeführt sei und der Mensch, nachdem er einen Augenblick frei aufgeathmet habe, in dem härnen Gewande der Pflicht verkümmere.

„Und wohin führt dieses auf das Herkommen gegründete Pflichtgefühl?" fuhr er fort. „Es zerstört das Lebensglück aller. — Ach, gerade im Anblick dieser paradiesischen Natur fühlt man sich von doppeltem Bedauern über Juliens nutzlose Aufopferung ergriffen. Wie glücklich hätte sie hier in einem dieser Landhäuser mit ihrem St. Preux leben können! Wie doppelt glücklich würde hier nicht jedes liebende Paar sich fühlen!"

Er war auf dem Gipfel der ersten Anhöhe stehen geblieben und deutete auf das schöne Panorama, welches sich vor ihnen ausbreitete. Er schaute Hedwig mit lebhaften Blicken an, indem er ihren Arm, der leicht auf dem seinigen ruhte, inniger an seine Brust drückte. Sie erwachte aus dem Nachdenken, in welches seine Worte sie versenkt hatten, und lächelte erröthend zu ihm auf.

Unter allen Gefühlen ist gewiß keins so beseligend, als das einer jungen Liebe, die sich nicht auszusprechen wagt. Eine stumme, sanfte Macht läßt die Blicke sich suchen und sich finden, treibt die Eine sich dem Andern so bewußtlos innig anzuschmiegen und ruft auf beider Lippen dasselbe ahnungsvolle Lächeln des Glückes. Das Herz schlägt so voll und doch so leicht, und sogar der Gang, die ganze Bewegung des Körpers wird zu einem anmuthigen Schweben. Hedwigs kleiner Fuß schien kaum den Boden zu berühren und so oft sie das Gesicht ihrem Begleiter zuwandte, erschien es von wachsender Schönheit verklärt. Da war keine Täuschung mehr vorhanden. Es war der Hauch des Glückes, der diese junge Menschenblüthe von Minute zu Minute in reicherer Schönheit entfaltete.

Wie Pilger mit erhöhter Frömmigkeit die Stätten betreten, die durch das Leben des Erlösers geweiht wurden, so verfolgten Alfred und Hedwig hier mit erhöhter Empfindung ihren Weg zwischen diesen Villen und Gärten, an den Cascaden, die so klar und munter von den Bergen springen und an dem reizend gelegenen Dorfe Clarens vorüber. Der Boden, auf dem die Liebenden wandelten, war ja von demselben Gefühle geheiligt, das ihre Brust durchwogte. Es war eine poetische Wallfahrt, auf der die Empfindung die Gedanken überwältigte. — So kamen sie nach Chillon.

Ein ſchmaler Felsrücken, den man durchſprengen mußte, um der Straße Raum zu ſchaffen, verläuft ſich hier in den See. Auf ſeiner äußerſten, kaum über dem Waſſerſpiegel ſich erhebenden Spitze ſteht das kleine, trotzige Schloß. Von wem und wann es zuerſt erbaut wurde, weiß niemand zu ſagen; ſeine heutige, melancholiſche Geſtalt verdankt es dem Grafen Peter von Savoyen. So düſter der Eindruck, den ſeine grauen, gethürmten Mauern erwecken, ſo unheimlich iſt auch die Rolle, die es in der Geſchichte ſpielt. Unter Ludwig dem Frommen betritt es zum erſtenmale die hiſtoriſche Bühne. Er ließ hier den Abt von Corbier einſperren, der ſeine Söhne gegen ihn aufwiegelte, und die Chronik nennt es „ein wohlbewahrtes Haus," in welchem man nur den Himmel, die Alpen und den Leman ſehen kann. Ein Geiſtlicher begann die bekannte Reihe ſeiner unglücklichen Bewohner und ein Geiſtlicher beſchloß ſie in unſern Tagen. Der Biſchof Marilley von Freiburg war der letzte Gefangene, der ſeine Blicke mit einem hoffnungsloſen Seufzer auf die Inſchrift über der Eingangsthüre richtete: „Gott der Herr ſegne den Ein- und Ausgang."

Eine ſchmale Brücke verbindet den Felsblock des Schloſſes mit der Straße. Aus dem Feſtungsgraben, der dieſe Seite ſchützt, rankt üppiger Epheu zu den geſchwärzten Mauern und den Flankenthürmen empor. Ein niedriges, düſteres Thor führt in den äußern Hof, und hier ſtiegen die Wanderer eine enge ſteinerne Treppe zu den berüchtigten Gewölben hinab, in welchen perſönlicher Haß, Aberglaube und die Politik eines barbariſchen Zeitalters ihre Opfer verſchmachten ließen. Das Licht, nur durch einige ſchmale Oeffnungen eindringend, vermag nicht den länglichen Raum zu erhellen. Eine ewige, tiefe Dämmerung umſchwebt die römiſch byzantiniſchen Pfeiler, welche die gewölbte Decke tragen. Kein Ton belebt dieſe unheimlichen Schatten als das dumpfe Anſchlagen der Wellen an den Fels.

Das Genie Byrons hat eine dieſer Säulen unſterblich im Gedichte gemacht, wie ſie es in der Geſchichte iſt. Sie iſt an dem Ringe kenntlich, an den Bonnivard gefeſſelt war, und an der tiefen Höhlung, welche die Schritte des Gefangenen in den ſteinernen Boden gegraben haben. Seitdem iſt dieſe Marterſäule des Genfer Freiheitshelden von Ehrfurcht und Mitleid in eine Gedächtnißtafel umgeſchaffen worden. Die Reiſenden laſen den Namen Byrons, mit feſten Zügen in den Stein gegraben, von manchem andern nicht minder berühmten umgeben, darunter auch George Sand.

„Wenn man George Sand nicht kennte," ſagte Charles, „ſo würde

man an dieſen feinen, unſichern Zügen die Hand einer Frau errathen." — „War ſie dem Steine nicht gewachſen, um ſo tiefer und kräftiger hat ſie ihren Namen in die Herzen der Menſchen einzuſchneiden gewußt," entgegnete Adelaide.

Alfred wandte ſich mit einem Seufzer dem Ausgange zu. — „Was haben Sie?" fragte Hedwig leiſe. — „O nichts!" antwortete er. „Es ſind Kinderträume." — „Kinder träumen von ihrer eigenen Zukunft, wie die Dichter von der Menſchheit. Dachten Sie an die Namen, die jene Säulen ſchmücken?"

„Ich dachte wie ein Mann, der ſich plötzlich den Phantaſieen ſeiner Knabenjahre gegenüber ſieht." — „Und warum ſoll der Mann nicht eines Tages auch ſeinen Namen dort niederſchreiben dürfen?" flüſterte ſie. — „Ich verſichere Sie, es iſt eine Thorheit, Hedwig, ſprechen wir nicht mehr davon," ſagte er abbrechend.

14.

Die Frau des Kaſtellans, ebenſo eintönig in ihren Erklärungen, als geſchwätzig, ſobald ſich das Geſpräch auf andere Dinge wandte, und auf jeder Stufe verſichernd, daß ihr der Athem verſage, führte die Reiſenden jetzt durch die innern Räume des Schloſſes. Sie durchwanderten dieſe Zimmer mit ihren künſtlich geſchnitzten Holzdecken, in denen man einſt ſpeiste und richtete und die jetzt den Kanonen und Belagerungsgeſchützen des Kantons zur Wohnung dienen. Von den Porträts der Savoyer Herzöge, deren düſtere, umheimliche Mienen dem Charakter des Schloſſes völlig entſprechen, gelangten ſie in ein enges Gemach. Die Führerin öffnete eine Fallthüre und die Geſellſchaft erblickte den Anfang einer ſteinernen Treppe, deren Stufen ſich in undurchdringlicher Finſterniß verloren.

„Man hielt es nicht immer für nöthig, ein Urtheil zu fällen," berichtete ſie. „Denjenigen, die man ſpurlos verſchwinden laſſen wollte, ſpiegelte man vor, daß man ihnen die Freiheit ſchenke, und ließ ſie hier hinabſteigen; dieſe Treppe ſollte angeblich in's Freie führen. Aber ſie zählt nur vier Stufen, und der betrogene Unglückliche ſtürzte von der letzten in die jähe Tiefe hinab, wo er an den ſpitzen Felſen zerſchmetterte. Noch heute iſt der Boden mit menſchlichen Gebeinen bedeckt."

Die Reiſenden bebten ſchaudernd zurück und eilten, den heimtückiſchen Ort zu verlaſſen, taub gegen den Vorſchlag der Kaſtellanin, die ſie durch

einen der unterirdiſchen Gänge, von denen das ganze Schloß unterhöhlt iſt, nach jenem Abgrund führen wollte. Sie betraten das Schlafzimmer der Herzoginnen von Savoyen in dem mittelſten Thurm der Fronte, deſſen Fenſter ſich auf den See und die Alpen öffnet. Die ſchöne Ausſicht entlockte ihnen einen Ausruf der Ueberraſchung.

„Sie vergeſſen den Boden, auf dem ſie ſtehen," ſagte ihr Mentor mit einem faſt ſtrafenden Blick. „Sie vergeſſen, daß unter dieſem Gemach ſich die Marterkammer befindet. Wahrlich, die hohen Damen müſſen einen feſten Schlaf gehabt haben, daß ſie das Aechzen der Gequälten nicht in ihren ſüßen Morgenträumen ſtörte. O, meine Damen, welche Nerven, wenn man ſich dieſe Schönen hier vor dieſem Fenſter denkt, der entzückenden Ausſicht ſich erfreuend, oder bei ihrer Toilette, ſich ſchmückend zu einem Feſte, während die Seufzer der Gemarterten zu ihnen herauftönen und der Schmerz unter ihren Füßen Thränen weint, koſtbarer nnd ſchimmernder als die Perlen, die ſie eben in ihr Haar flechten!"

Verwirrt von der Fülle der geſchichtlichen Erinnerungen und erſchüttert von dem nächtigen Gewande, in welches ſie ſich gehüllt zeigten, athmeten die Reiſenden erſt freier, als die Brücke des Schloſſes hinter ihnen lag. Schweigend legten ſie die kurze Strecke bis zum „Hotel Byron" zurück.

Man beſchloß hier die Nacht zu bleiben, unter demſelben Dache, unter dem der Dichter ſeinen fauſtiſchen Manfred geſchrieben. Den folgenden Tag wollte man dann von dem nahen Villeneuve nach Hauſe zurückkehren.

Charles ließ die Tafel für die kleine Geſellſchaft auf der Terraſſe herrichten und Champagner aufſetzen, um die letzten Schauer des dämoniſchen Schloſſes zu verſcheuchen. Der Wein, das Panorama, in ſeiner Schönheit ſo oft mit dem Golfe von Neapel verglichen, verfehlten ihre Wirkung nicht. Nur Hedwig ſchien es nicht gelingen zu wollen, einen Anflug von Melancholie von ſich abzuſtreifen.

Die Sonne begann hinter dem gradlinigen Rücken des Jura hinabzuſinken, ein roſiger Hauch ſchwebte über dem Waſſerſpiegel, das lichte Blau deſſelben verdunkelnd; violette Farben begannen hineinzuſpielen, und jede folgende Minute vertiefte ihre Schattirungen. Je mehr die Sonne ſank, deſto höher ſchwamm der röthliche Duft empor, die Städte, die weißen Häuſer auf den Höhen, die belaubten Höhen ſelbſt und die Felſen tauchten in ihm unter. Jetzt war die Sonne nur noch ſichtbar wie ein Stern, zitternd und flimmernd auf dem Scheitel des Gebirges. Die letzten goldenen Strah-

len zuckten aufblitzend herüber und mildes Roſenlicht übergoß die ſchneeigen Firnen der Alpen. Der wolkenloſe Himmel über ihnen ſchien ſich an dieſer Glut allmählig zu entzünden.

Alfred und Hedwig waren aufgeſtanden. Ein kleines Gebüſch am Rande der Terraſſe verbarg ſie. Hedwig hatte unbewußt ihren Arm auf den des Freundes gelegt und auf ihn ſich ſtützend, ſich ſanft anſchmiegend an ihn, ſah ſie ſchweigend dem ewig neuen Schauſpiele zu. Ihr Köpfchen neigte ſich allmählig und als der letzte Strahl der Sonne entſchwunden war, ruhte es an Alfreds Schulter.

Seine Lippen ſtreiften ihre Locken; ſie ſchlug die Augen zu ihm auf mit dem Lächeln eines träumenden Kindes. Er zog ſie inniger zu ſich, er faßte ihre Hand und Blick verſank in Blick, voll der tiefen Empfindung, die beide Herzen bewegte. Doch in Hedwigs Augen ſtieg nach und nach ein Schatten auf, das Lächeln ſchwand, eine Thräne zitterte an ihren Wimpern, ſie richtete ſich auf.

„Hedwig," flüſterte er, „warum in dieſem Augenblicke dieſe Thränen?" Sie wandte ſich ab. Er faßte ihre Hände, er zog ſie zu ſich, — die Thränen perlten ihm entgegen. — „Sie weinen?" rief er leidenſchaftlich. „Kann meine Liebe Sie ſo ſchwer beleidigen?" — „O mein Gott, halten Sie ein!"

„Ich fühle den Vorwurf dieſer Thränen. Sie ſtrafen mich, daß ich Sie eines Tages nicht verſtand," ſprach er. — „Nein, Alfred, das iſt es nicht," flüſterte ſie.

„Nicht?" jauchzte er. „So darf ich mich denn glücklich dem Gefühl der Liebe überlaſſen. O Hedwig, ſprechen Sie es aus, ſagen Sie mir —" „Gott, mein Gott!" ſchluchzte ſie. — „Wie, wird Ihnen denn das kleine, ſüße Wort ſo ſchwer?" — „Es kann, es darf nicht ſein!" —

Er erſchrack, und einen faſt drohenden Blick auf ſie werfend, ſprach er: „Spielen Sie mit mir?" — Schmerz und Verzweiflung malte ſich auf ihrem Antlitz. „Verzeihung!" rief er wieder. „Und doch, ich faſſe es nicht! Hedwig liebt mich und weist mein Herz zurück?" — „Haben Sie Barmherzigkeit, Alfred," ſtammelte ſie, ihre Hände aus den ſeinigen befreiend, „der Himmel iſt mein Zeuge, daß ich muß!" — „Sie müſſen?" fragte er finſter, „und warum?" — Sie ſchwieg.

„Welche Macht könnte Sie zwingen, wenn Ihr Herz für mich ſpricht? O reden Sie!" fuhr er dringend fort, da Hedwig zu antworten zögerte. „Und wer ſagt Ihnen," hauchte ſie endlich ſo leiſe, daß er es kaum ver-

ſtehen konnte, — „wer ſagt Ihnen, daß dieſes Herz für Sie —“ Sie konnte nicht vollenden; Alfred wurde blaß wie der Tod. „Ja dann,“ ſtammelte er, — „dann iſt alles geſagt!“ Er wollte ſich entfernen.

„Alfred!“ ſchrie ſie. „Es iſt zu viel,“ murmelte ſie, da er ſtehen geblieben. „Ich unterliege! Sie ſollen alles wiſſen; laſſen Sie mir Zeit.“ Sie drohte zu ſinken. Er fing ſie in ſeinen Armen auf und führte ſie zu einer nahen Bank. „Vollenden Sie,“ rief er. „Laſſen Sie mich auf einen Zug den herben Becher leeren!“

Sie ſuchte ſich zu faſſen und endlich begann ſie. „Ich habe nicht von mir zu reden. Sie lieben mich; allein haben Sie einen Augenblick bedacht, wohin dieſe Liebe führen ſoll?“ — „Zu unſerem Glücke, wenn Sie dieſelbe theilen!“ — „Nein, Alfred, Ihr Glück iſt in dieſer Liebe nicht begründet.“ — „Was ſagen Sie, Hedwig? Ich ſchwöre Ihnen —“

„Schwören Sie nicht! — Sie haben viel gelitten durch die Liebe; das Maß Ihres Unglücks ſoll durch mich nicht gehäuft werden. — Beantworten Sie mir eine Frage, offen und wahr, wie ich Sie kenne. Seit jener ſchrecklichſten Stunde Ihres Lebens bis auf dieſen Augenblick, — was haben Sie gethan?“ — „Was ich gethan habe?“ fragte er überraſcht.

„Sie haben Kenntniſſe; die Natur hat Sie mit einem ſchönen Talente begabt, und Ihr Seufzer heute vor der Säule in Chillon hat es deutlich ausgeſprochen, daß Sie beides nicht genützt haben.“ — „Sie thun mir unrecht!“ warf er ein. — „Sie haben für Ihr Vaterland gekämpft und gedulbet,“ fuhr ſie fort, „ich weiß es. Allein dieſe Begeiſterung erzeugte die Liebe. Die Politik iſt nicht Ihr Feld, Sie ſind ein Gelehrter und ein Dichter.“

„Auch auf dieſem Gebiete habe ich mich erfolglos bemüht,“ ſagte er kopfſchüttelnd. „In jener Zeit, als meine Sehnſucht nach dem Himmel rang und das Bewußtſein mich an die Erde kettete, alles dieſes ſei nur eine ſchöne Täuſchung, da verſuchte ich den innern Zwieſpalt zu bemeiſtern, indem ich ſchrieb. Ich konnte die Gegenſätze nicht verſöhnen, aber ich wußte die zudringliche, unerfüllte Sehnſucht durch geiſtreiche Pointen von mir abzuwehren. Die bezarre Manier gefiel. Die verſchiedenen Führer ſuchten mich für ihre litterariſchen Coterien zu gewinnen; aber ich ſagte es ihnen in's Geſicht, daß dieſes Parteiweſen wie ein Krebs an unſerem geiſtigen Leben zehre, daß es der Mittelmäßigkeit allein zur Herrſchaft verhelfe, die Kritik verwirre und das allgemeine Urtheil verderbe. Seitdem wurden meine Aufſätze zurückgewieſen.“

„Und dann ſtürzten Sie ſich in jene ſchrecklichen Zerſtreuungen. Ach, Alfred! ich kann Ihnen nicht ſagen, wie dieſer Flecken Ihres Lebens mich ſchmerzt. — Aber ich weiß jetzt, daß das Unglück der Liebe Sie nicht allein zu dieſen Verirrungen führte. Es war auch die Kraft, die ſich zur Unthätigkeit verdammt ſah. Aber dieſe Kraft erlöste Sie auch; ſie war es, die Sie heute den Ehrgeiz früherer Zeiten eine Thorheit ſchelten ließ. Sie iſt wieder auferſtanden und zeigt Ihrem Talente die Bahn, die Sie zu betreten haben!" — „Mit Ihnen!"

„Nein, mein theurer Freund. Die Liebe vermag den Zwieſpalt in Ihrer Bruſt nicht zu löſen. Sie täuſcht Sie nur. Sie mag die Beſtimmung des Weibes ſein; die des Mannes iſt ſie nie. Der Idealismus war kein Erzeugniß Ihrer erſten Liebe; er gehört dem Künſtler in Ihnen. Wenn ich thöricht genug wäre, Sie zurückhalten zu wollen, welch ein Glück erwartete Sie an meiner Seite? Der Rauſch verfliegt und der Geiſt, der jetzt ſchon ſeine Flügel regt, fühlt ſich gefeſſelt. Der Menſch muß ſeine innere Beſtimmung erfüllen. Das Bewußtſein, ſie verfehlt zu haben, wird Sie aus meinen Armen ſcheuchen und mich wird die Reue elend machen, Ihr Unglück verſchuldet zu haben, indem ich Ihre innere Stimme durch meine Liebkoſungen übertäubte."

„Ach, welch' grauſame Folgerungen ziehen Sie aus Juliens Entſagung! Und wenn ich Ihren Worten beiſtimmte, was könnte ich gewinnen, daß Ihren Beſitz aufwäge?" ſprach er. — „Die Ruhe und den Frieden Ihrer Seele!" verſetzte ſie. — „Wo finde ich ſie, wenn nicht in Ihrer Liebe, Hedwig?" —

„In der Kunſt und in dem Schönen! Der Künſtler hat nicht nöthig, die Erfüllung ſeiner Sehnſucht, ſeiner Ideale kommenden Jahrhunderten zu übertragen. In den Werken ſeines Geiſtes ſtehen ſie vor ihm und der Gegenwart. Seine Zukunftsträume werden ihm zur Wahrheit. Sie läugnen die Unſterblichkeit, und vielleicht iſt der Künſtler der einzige, der ſie entbehren kann. Sie waren troſtlos, Marie ewig verloren zu haben; ſchaffen Sie ihr Bild in der Dichtung wieder und ſie lebt, Sie beſitzen ſie wieder!" — „Ich hab's verſucht!" ſeufzte er.

„Damals war Ihr Auge von Thränen getrübt und der Schmerz umflorte Ihren Geiſt. Sie werden heute glücklicher ſein, denn Sie beherrſchen Ihren Verluſt. — Sie müſſen reiſen, Alfred," fuhr ſie fort und ihre Stimme bebte. „Sie müſſen mich vergeſſen." — „Das kann ich nicht!" —

„Sie werden es lernen. Begleiten Sie Moreau nach Italien. In dem Anſchauen der römiſchen Kunſtſchätze wird Ihnen ein neues Leben aufgehen.“

„O Hedwig!“ rief er mit feuchtem Blick, „Sie denken groß und edel! Ja, ich fühle es, ich weiß es, daß Sie mich lieben, und Ihr Opfer lehrt mich eine Seelengröße, zu der ich nicht hinanreiche. Ich darf Sie nicht beſitzen, denn ich bin eines ſo koſtbaren Gutes unwerth.“ Er warf ſich vor ihr nieder und barg ſeine Augen in ihrem Schooße. Auch ihre Thränen floſſen aufs neue. „Nicht dieſe Sprache, dieſe Leidenſchaft, theurer Alfred!“ bat ſie. „O ſtehen Sie auf! Ihr Knieen beſchämt und erniedrigt mich!“

„Aber iſt es nöthig mich darum zu verbannen? rief er wieder. „Iſt es nicht Ihre Nähe, die mich beſänftigt? Iſt die Schönheit und Erhabenheit dieſer Natur nicht geeignet die Schwingen des Genius zu entfalten?“

„Nein, nein, Sie irren ſich! Dieſe Schönheit läßt die Seele in Lethargie verſinken, ſobald die Ideen aufgezehrt ſind, welche Sie aus der Heimat mitgebracht haben. Sie finden hier keine Kunſt, welche Ihr Talent anfeuert, indem ſie Ihnen neue Ideen zuführt, kein Kunſtleben, welches den Geiſt durch Austauſch jener ſtärkt. Freilich iſt es die Natur, die das Geſetz der Wahrheit und Einfachheit aufſtellt, aber nur die Meiſterwerke der Kunſt können Sie den ſchönen Ausdruck beider lehren. Sie haben tiefes Gefühl, Alfred, und was mehr iſt, Sie fühlen wahr. So folgen Sie denn der Stimme, die Sie ruft.“

„Und wenn ich eines Tages wiederkehre, wie ich ging?“ — „Eine innere Stimme ſagt mir, Sie werden nicht!“ — „Und wenn ich komme, wie Sie hoffen?“ — Hedwig erröthete und ſchwieg. — „O Hedwig,“ flehte er, „laſſen Sie mich nicht alſo ſcheiden!“ — „Ich ſehe Sie, wie Sie Ihren Namen in die Säule Bonnivards einſchneiden.“

„Wenn der Schmerz vergangener Zeiten gelindert iſt, wenn Sie ſo Großes von mir hoffen dürfen, wem verdanke ich es, als Ihnen? Aber was iſt der Ruhm, den Sie mir vorherſagen, wenn ich ihn nicht mit Ihnen theilen darf?“ — „Auch wir Frauen haben Ehrgeiz,“ entgegnete ſie mit purpurnen Wangen. „Allein er iſt reiner als der Eurige, und unſere Seele nicht kleiner. Doch ſie begnügt ſich, diejenigen auf ihrem Fluge zu begleiten, die ſie liebt.“ Indem wurde ſie von Adelaiden gerufen und ſtand auf.

„Schlafen Sie wohl, mein lieber, theuerſter Freund!“ ſagte ſie leiſe und innig, entzog ihm mit ſanftem Druck ihre Hand und ging.

15.

Alfred hatte Moreau ſeine Begleitung zugeſagt, der Tag der Abreiſe war feſtgeſetzt, und zum letztenmale ging er nach Montoie hinaus. In den Salon tretend, fand er Charles am Klavier; ſeine Frau ſtand neben ihm, die Kleine auf dem Arme, die ſie nach dem Takte der Muſik tanzen ließ. Hedwig ſaß auf ihrem gewöhnlichen Platz am Fenſter.

Die Vorſtellung, daß er unter ſeinen einzigen Freunden, in dieſem traulichen Zimmer zum letztenmal verweilte, machte Alfred einſilbig und traurig. Es ſtand bei ihm feſt, Hedwig nie wieder zu ſehen, wenn ſein Talent ihren großen Erwartungen nicht entſprechen ſollte. Er mißtraute ſeiner Kraft und fürchtete, daß es ſo kommen würde.

Hedwig, über deren ganzes Weſen eine milde Heiterkeit gebreitet war, ſeit ſie ſich geliebt wußte, ſuchte vergebens mit ihrem hoffnungsvollen Lächeln die Schatten von der Stirne ihres Freundes zu verſcheuchen. Seine Stimmung ſteckte ſie unwillkürlich an, und nur mühſam behauptete ſie ihre Faſſung. Die Mahlzeit ging ſchweigend und trübſelig vorüber.

Charles holte ſein Manuſcript hervor, mit dem er in Paris auftreten wollte; er las daraus vor; allein ſeine Gedanken waren eben ſo wenig bei dem Gegenſtande als die ſeiner Zuhörer.

Es ſchlug eilf Uhr. Der peinlichſte Augenblick war gekommen. Was hätte Alfred darum gegeben, jetzt nicht in Montoie zu ſein! Er hatte in den vorhergehenden Tagen zuweilen daran gedacht, ſich heimlich von Lauſanne zu entfernen; aber ſeine Liebe hatte den Entſchluß nicht reifen laſſen.

Als er jetzt ſcheidend von den Andern ſich zu Hedwig wandte, verſagte ihm die Stimme. Mit einem Blicke unendlicher Liebe ſchauten ſich beide an, und überwältigt von ihren Gefühlen, vergaßen ſie wo ſie waren und ſanken einander in die Arme. Ihre Lippen begegneten ſich glühend in dem erſten Kuß der Liebe und des Schmerzes. Adelaide hatte ſich weinend weggewendet, Charles das Zimmer verlaſſen. Ein Blick noch, ein Lebewohl, in Hedwigs Schluchzen erſtickend, und Alfred riß ſie los.

Als er an der Gartenthüre ſich noch einmal zurückwandte, ſah er im Schimmer des Mondes die weiße Geſtalt der Geliebten auf den Stufen des Periſtyls an einem Pfeiler lehnend. Ihr Tuch winkte durch die Nacht.

16.

Die Berge trugen noch ihre winterlichen Schneekappen, als mißtrauten ſie den ſtürmenden Frühlingsboten, welche die Fluten des Leman peitſchten, daß ſie ſchäumend aufbäumten. Man hörte das Rauſchen und Brauſen derſelben durch Sturm und Regen hindurch. Es war ein ſo wüſter Abend, daß man ſelbſt die Gaslaternen zu bemitleiden verſucht wurde. Sie mußten ihre Pflicht thun, obgleich ſie niemand leuchteten, als den ewig ſtrömenden Brunnen und dem klatſchenden Regen.

Doch das Kaminfeuer, in dem gemüthlichen Zimmerchen hinter der Kathedrale von Lauſanne, kümmerte ſich nicht im geringſten um das Toben der Elemente. Ja, wenn der Sturm ſeinen Grimm recht arg an den Kirchenfahnen und Schornſteinkappen ausließ und den Regen praſſelnd gegen die Fenſterſcheiben peitſchte, ſchien es eine wahre Freude zu haben, ſo recht hell aufzuflackern und ſeine glänzendſten Funken zu ſprühen. Es war wohl ein wenig ſtolz darauf, zwei ſo liebenswürdige Weſen, wie da vor ihm ſaßen, zu wärmen und ihnen frei in die hübſchen Augen ſchauen zu dürfen. Allein ſeine launige Koketterie vermochte heute nicht das heitere Geplauder der Freundinnen hervorzurufen und weder Hedwig noch Adelaide beachteten ſeine hübſchen Kunſtſtücke. Stumm und traurig ſaßen ſie einander gegenüber.

Charles Arbeit war in Paris erſchienen und hatte Glück gemacht. Die einflußreichſten Journale beſprachen ſeine Ideen. Seinen Sieg zu verfolgen mußte er nach Paris. Die Ueberſiedelung war beſchloſſen und Adelaide gekommen Abſchied zu nehmen.

„Kinder," ſagte die Tante, indem ſie ihre Brille abnahm und als Zeichen in das Kochbuch legte, das ſie aus Deutſchland mitgebracht hatte, „eure Traurigkeit beginnt ſogar das Feuer anzuſtecken. Seht nur, es läßt wie ihr den Kopf hängen und will erlöſchen." Sie ſtand auf, friſches Holz auf die Kohlen zu werfen.

Eben loderte die Flamme wieder auf und machte das Stübchen mit ſeinen weißen Vorhängen ſo glänzend wie an einem Weihnachtsabend, als an die Thüre geklopft wurde. Es war der Briefträger.

„An dich, mein Kind!" ſagte die Tante, die Adreſſe des ſtarken Pakets von allen Seiten betrachtend. „Aus Rom! Mein Gott, wer kann dir nur von dort ſchreiben? Aber lies nur, lies!" Sie nahm ihren Platz

auf dem Sopha wieder ein und lehnte ſich zurück, um recht gemüthlich zuhören zu können.

Hedwig glühte wie eine Roſe; ihre Hände zitterten ſo ſtark, daß ſie das Siegel nicht zu brechen vermochte. „Lies du!“ flüſterte ſie ihrer Freundin zu, und wie von aller Kraft verlaſſen, ſank ſie auf ihren Stuhl.

Adelaide öffnete das Paket. Ein Buch und ein Brief fielen heraus. „Ein Bändchen Gedichte,“ rief ſie, „und von Alfred!“ „Alfred? Alfred?“ ſchüttelte die Alte mit dem Kopfe, „den Namen habe ich ja nie gehört!“ — Hedwig hatte das Büchlein mit wogender Bruſt ergriffen. Ihre Augen brannten auf den Titel und den Namen. Adelaide entfaltete den Brief und las.

„Seien Sie ſo gut, den Satz zu wiederholen!“ unterbrach ſie die Tante. „Ich bin in Rom, aber —“ „Aber, las Adelaide, „meine Gedanken ſind bei Ihnen am Genfer See.“ —— „Ein ſonderbarer Anfang!“ murmelte die alte Dame.

Die junge Frau fuhr fort: „Wie ein Träumender habe ich die Alpen überſchritten. — Italien! Rom! Man braucht die Namen nur zu nennen, um die Herzen unzähliger Menſchen in ſehnſüchtigem Verlangen oder großartiger Erinnerung klopfen zu machen. Soll ich Ihnen meine Empfindungen ſchildern, mit denen ich die klaſſiſchen Gefilde durchzog, in welcher Stimmung ich die Weltſtadt betrat? Stellen Sie ſich vor, daß ein ſüdlich ſchönes Weib mit Thränen in den ſtolzen Augen, mit aufgelöſten Haaren und zerriſſenen Gewändern vor Ihnen von rauhen Fäuſten durch den Staub der Straßen geſchleift wird. — Unſer erſter Gang in Rom war nach einer Wohnung. Wir fanden eine mit der Ausſicht auf den Tiber und die Kuppeln der Peterskirche. Sie war weder ſehr bequem, noch ſehr reinlich; aber auf einer Fenſterſcheibe war Ihr lieber Namen mit großen Buchſtaben eingeſchnitten, und dieſer Zufall entſchied.“

„Kind! Kind!“ rief die Tante. — Hedwig warf ihr einen bittenden Blick zu. — „Es ſoll mich doch wundern, ob wir nicht ein Gedicht auf dieſen Umſtand finden!“ äußerte Adelaide und griff nach dem Büchelchen. „Richtig! — Hier! — Ein Sonett!“ —

„Ganz hübſch!“ ſagte die Tante, als das Vorleſen der Verſe beendet war. „Wenn Sie jedoch fortfahren, den Brief durch Verſe zu erläutern, ſo werden wir nie erfahren, wohin das alles führen ſoll.“ — „O!“ rief

Adelaide mit einem Lächeln auf Hedwig, deren Blicke ſtolz und glücklich leuchteten. Sie nahm den Brief wieder vor.

„Wir begannen unſere Wanderung durch die Ruinen, die Paläſte, die Kirchen und die Kunſtſammlungen. Wie großartig das alles iſt: ich fühlte mich verwirrt und gedrückt. Es gab keine Befreiung für mich, als die Erinnerung. Und wahrlich, kann man in Rom weilen, ohne des Genfer Sees zu gedenken?"

„Entſchieden eben ſo wenig als in Sibirien!" unterbrach ſich die Vorleſerin luſtig. „Doch fahren wir fort!"

„Rom und der Leman umſchließen ja das ganze kulturhiſtoriſche Intereſſe der Menſchheit. Hier der Moder der Vergangenheit, dort die leuchtende Sonne der Gegenwart. Rom umfaßt wie ein rieſiges Muſeum in ſeinem Staube der Republik, ſeinen Ruinen der Kaiſerzeit, in ſeinen Feudalſchlöſſern und ſeinem Vatikan, die ſich auf und zwiſchen dieſen Leichen von Jahrhunderten erheben, die Geſchichte und Philoſophie, die Dichtkunſt, Skulptur und Malerei des Alterthums und des Mittelalters. Das geſammte Leben, die Wiſſenſchaft, die Kunſt hatten ihren Pulsſchlag in Rom, bis der Blitzſtrahl der Reformation in dieſes Ungeheuer ſchmetterte. Wie die Berge eine Proteſtation, ſo wurden ſie auch die Wiege des Proteſtantismus. Mit dem zelotiſchen Calvin, dem ſatiriſchen Voltaire, dem ſchwärmenden Rouſſeau flohen das ſtolze Selbſtbewußtſein, die Freiheit und die Brüderlichkeit aus dem Zwange St. Peters in Ihre ſchöne Heimat. Seitdem hat der menſchliche Geiſt keinen Schritt gethan, deſſen Spuren ſich nicht auch an den reizenden Geſtaden des Leman fänden.

„Wie gedemüthigt erſchien ich mir dieſen Erinnerungen gegenüber, und oft ſah ich vom Capitole aus die Sonne verſinken und den Mond über der Trümmerſtadt aufſteigen, indem ich ſeufzte: „Du biſt vergebens aus der unſichtbaren Kirche in dieſe Welt getreten; Farbe und Marmor hat keine Sprache für dich!" Und Ihr theures Bild entſchwand mir in unerreichbare Ferne.

„Ich zog es vor, in dem gigantiſchen Rund des Coloſſeums, unter den Schlinggewächſen und dem einwiegenden Rhythmus der ſickernden Waſſertropfen die Tage zu verträumen, ſtatt von Gemälde zu Gemälde, von Statue zu Statue zu eilen. Was ich dort träumte, iſt jetzt in Ihrer Hand. Aber Sie werden aus dieſen Gedichten erſehen, daß es in Rom unmöglich iſt, ſich dem Einfluſſe des Schönen zu entziehen. Die realiſtiſche

Auffaſſung des Heiligen, die heidniſche Göttlichkeit des Marmors drängt ſich unbewußt auf. Jeder Tag verſtärkt die unſichtbaren Schlingen, und wenn man ſich losreißen will, fühlt man plötzlich ſeine ganze Seele gefangen. Das Herz iſt trunken und der Geiſt badet in einem Meere von Schönheit. Ja, hier fühl' ich's; die Schweiz betrügt den Dichter durch ihre Reize. Wohin hier der Blick ſich richtet, erſchließen ſich neue Anſchauungen, neue Ideen, eine neue, großartige Welt. Hier wird der Menſch ſich erſt ganz ſeines Gefühls, der Größe ſeiner Gedanken, der unerſchöpflichen Fülle des Lebens bewußt, und ſo darf ich denn heute mit dem Dichter rufen:

„O, wie fühl' ich in Rom mich ſo froh! gedenk ich der Zeiten,
Da mich ein graulicher Tag hinten im Norden umfing,
Trübe der Himmel und ſchwer auf meine Scheitel ſich ſenkte,
Farb- und geſtaltlos die Welt um den Ermatteten lag,
Und ich über mein Ich, des unbefriedigten Geiſtes
Düſtre Wege zu ſpähn, ſtill in Betrachtung verſank.
Nun umleuchtet der Glanz des helleren Aethers die Stirne,
Phöbus rufet, der Gott, Formen und Farben hervor.
Sternhell glänzet die Nacht, ſie klingt von weichen Geſängen,
Und mir leuchtet der Mond heller als nordiſcher Tag!"

„Jetzt entwickelt der Gedanke, daß dem Menſchen nur ſeine kurze Zeit gehört, meine ganze Thatkraft. Die Seufzer der Sehnſucht, die ſonſt in die Luft verflogen, werden zum Wohllaut, und der auf die Erde verwieſene Künſtler zwingt die Bewohner des Himmels zu ihm herabzuſteigen. Ein neues Göttergeſchlecht reiht ſich an die Olympier. Ich drücke ſie ſelig an meine Bruſt; ihr Kuß ſühnt die Verirrungen meiner Vergangenheit, und aus den Wogen des Schmerzes hebt ſich das Verlorne in menſchlicher, ewiger Schöne.

„Die Vergangenheit liegt ſo klar vor mir wie ein Geſtern, und wenn die Völker gleich dem einzelnen Menſchen den Tribut der Zeit bezahlen müſſen, ſo leben ſie doch ewig jung in ihrer Kunſt fort, deren göttlicher Geiſt die Menſchheit zu reiferer Geſtaltung führt.

„Ich arbeite mit Luſt und Begeiſterung. Sie wächſt, ſobald mein Auge auf Ihren Namen fällt, und ſehe ich jetzt das feuchte Geſtirn der Nacht am Horizonte langſam emporſteigen, ſo iſt es Ihre holde Geſtalt, die mir näher und näher entgegenſchwebt!"

„Aber was ſoll denn das alles heißen?“ fragte die Tante endlich, mehr und mehr erſtaunend. „Das heißt,“ rief die junge Frau, die glücklich weinende Hedwig umarmend, „daß wir beide keinen Grund mehr zur Traurigkeit haben, und wenn die Roſen wieder blühen — nein, ſo lautet der Schluß des Briefes nicht! — Und wenn die Frühlingsſtürme wieder toben, wird ein gewiſſer Jemand an dieſe Thüre klopfen, um eine gewiſſe junge Dame und das liebenswürdigſte Tantchen über Paris nach Deutſchland zu entführen. Sie ſehen alſo, daß ich mich in meiner neuen Wohnung einzurichten eilen muß, um Ihnen wie in Montoie würdig die Honneurs zu machen.“

Hedwig flog an die Bruſt der mütterlichen alten Dame. Stockend und erröthend flüſterte ſie ihr die Geſchichte ihrer Liebe in's Ohr. „Ach ſo!“ rief die Tante. Indem trat Charles herein. „Schöne Geſchichten!“ drohte ſie ihm lächelnd, während ſie ihrer Nichte die Locken aus dem glücklich verſchämten Geſichtchen ſtrich, „Sie ſchreiben Romane und Hedwig ſpielt ſie!“

„Gott ſei Dank!“ entgegnete er, „ſo verderben die Poeten doch nicht immer nutzlos das Papier.“ — „Leider!“ ſeufzte Adelaide ſchalkhaft und eilte in die Arme ihres Mannes.

Der Unglückstag eines deutſchen Bürgers.

Von

Julius Riſch.

Ein Vorurtheil, das noch von vielen Seiten gegen kleine Städte gehegt wird, als ob ſie ein weniger ergiebiges Feld für Charakterſtudien abgäben als die großen, ſollte billiger Weiſe längſt beſeitigt ſein. Denn hat man das Glück, Leute kennen zu lernen, die gegenwärtig noch Eigenthümlichkeiten im Charakter beſitzen, und kann man ſo viel Zeit daran wenden, ihnen dieſe Züge im Einzelnen abzulauſchen, ſo möchte es die kleinſte Provinzialſtadt hierin leicht mit einer Reſidenz aufnehmen. Mir wenigſtens, da ich in dem kleinen Irrleben als angehender Gymnaſiallehrer im Amte ſtehe, liefert mein Wirth, ein Rentier und früherer Glaſermeiſter, ein ſo ſchätzbares Material zu ſolchen Studien, daß ich nirgends in der Stadt eine paſſendere Wohnung hätte beziehen können. Geſtern hat nun dieſer arme Mann — er führt den Namen Wapenhans — einen ſo vollſtändigen Unglückstag gehabt, daß die gebildete Mitwelt einer Schilderung deſſelben unmöglich ihre Theilnahme verſagen kann. Das Drama dieſes Tages theilt ſich, wie ein gutes Theaterſtück, in mehrere Akte, von denen zwei auf den Vormittag fallen, während der dritte am Nachmittage ſpielt, und die drei Eigenſchaften, die Wapenhans in ſich vereinigt, daß er nämlich Hausbeſitzer und Capitaliſt zu ſein ſich rühmt und früher das edle Glaſerhandwerk mit Erfolg getrieben hat, bilden zugleich die drei Seiten, von denen Ungemach und Unglück auf ihn einſtürmten. Sollte der geneigte Leſer einmal einen ſchlimmen Tag zu erdulden haben, an dem ihm alles fehlſchlägt, ſo denke er an meinen armen Wirth und frage ſich, ob es dem nicht noch ſchlimmer ergangen ſei.

Morgens kurz nach ſieben Uhr erſchien bei mir wie gewöhnlich der Barbier. Wapenhans, der die bei ihm aus- und eingehenden Leute ſcharf

controlirt und vorzugsweiſe danach beurtheilt, ob ſie auch die Hausthüre leiſe zumachen — denn das Gegentheil iſt für ihn nächſt Geldverluſten das Schrecklichſte auf der Welt — rechnet dieſen Mann zu den leidlichen Perſonen, da er bisher wenigſtens keinen auffallenden Verſtoß gegen die Hausregel ſich hat zu Schulden kommen laſſen. Doch eine andere Beſchwerde hat er ſeit Kurzem gegen ihn zu führen. Da er nämlich um dieſe Zeit gern im Fenſter liegt, um nachzuſehen, ob in der Steinſtraße und im übrigen Europa etwas von Wichtigkeit ſeit dem vorigen Tage vorgefallen ſei, wobei er nachbarliche Morgengrüße mit einer gewiſſen Huld entgegenzunehmen pflegt, ſo mußte er bei ſeinem Sinne für Reinlichkeit ſchon öfter ſich unangenehm dadurch berührt fühlen, daß der Bartkratzer jedesmal beim Herausgehen den friſchen Schaum vor ſeiner Thüre und dicht vor ſeiner Naſe ausſpritzte. Einige tadelnde Bemerkungen, die Wapenhans ſich ſchon darüber erlaubt, waren aus dem Grunde erfolglos geblieben, weil der Barbier, was ich zu ſeiner Entſchuldigung anführe, in der That ſchwerhörig iſt. Wapenhans aber, dadurch etwas gereizt, mochte nun am heutigen Tage als Hausbeſitzer ſich vorgenommen haben, dieſem Unfuge auf immer ein Ende zu machen; denn er lag im Fenſter auf der Lauer und rief dem Manne, noch ehe er ſein Verbrechen begehen konnte, mit ungewöhnlich ſtarker Stimme, die mich ſelbſt an's Fenſter lockte, zu, „er habe nun lange genug vor ſeiner Thür den Schaum hingeworfen; das ſei ihm nicht länger mehr verſtattet, ſondern ihm hiermit verboten, er könne ihn wohl noch etwas weiter tragen,“ und zugleich deutete er mit der Hand auf das Haus des Nachbarn hin, den er als Augen- und Ohrenzeugen leider nicht vermuthete.

Der Barbier, der, weil er ſelten etwas richtig verſteht, ſich leicht verdutzen läßt, fühlte ſich hierdurch wirklich bewogen, den Stein des Anſtoßes noch etwas bei ſich zu behalten, ſo daß dieſer nun ſcharf an der Grenzſcheide beider Häuſer niederfiel. Dadurch wurde aber ein kleiner Sturm hervorgerufen, da der Nachbar Seiler gerade in der Thüre ſtand und ſein Morgenpfeifchen rauchte. Wapenhans hat dieſen Mann nie recht leiden mögen, weil er, wie ich vermuthe, in Geldangelegenheit ganz unabhängig von ihm daſteht, und es daher an derjenigen Art von Hochachtung mag fehlen laſſen, die bei den meiſten übrigen Nachbarsleuten gegen ihn, als den Helfer in der Noth, gar nicht zu verkennen iſt. Dieſe ſchon länger beſtehende kühle Stimmung der beiden Nachbarn hatte ſeit Kurzem einer gewiſſen Erbitterung Platz gemacht, nachdem Wapenhans drei Enten des Nachbarn ge-

pfändet, die durch den schadhaften Zaun, den jener zu unterhalten hat, sich in seinen Garten verirrt und daselbst Schaden angerichtet hatten. Natürlich waren dadurch alle diplomatische Beziehungen zwischen beiden abgebrochen worden, und der Seiler paßte nur darauf, wie er dem alten Glaser etwas an's Zeug flicken könnte. Sofort schritt er ein. „Das wäre doch kurios," rief er aus, „wenn ich vor meiner Thüre andern Schaum dulden sollte, als der auf meinem Barte gesessen hat. Jeder fege vor seiner Thür, so will es Ordnung und Gesetz, aber das kann sich doch nur auf den eigenen, nicht auf fremden Schmutz erstrecken. Ich will es keinem rathen," so schrie er dem forteilenden Barbier nach, „vor meinem Hause dergleichen auszuwerfen, was dem Nachbar zukommt, sonst greife ich zur Selbsthülfe oder rufe die Polizei, ich bin Bürger."

Nun gehört die Steinstraße bekanntlich zu den ruhigsten Gegenden der Stadt, und in so früher Morgenstunde mochte es selten einmal hier so laut hergegangen sein; es wurden also die Nachbarn aufmerksam, und verschiedene Köpfe zeigten sich neugierig an den Fenstern. Ihnen gegenüber wollte Wapenhans sein Ansehen sich nicht schmälern lassen, und so konnte ein Wortwechsel nicht ausbleiben, bei dem der Rentier gegen alle Vorschriften seines Arztes verstieß und sich viel zu sehr erhitzte. Wenn er gleich sich wohlweislich jedes Ausdruckes enthielt, der nur entfernt an eine Injurie streifen konnte, so zog er doch so viele alte Geschichten hinein — denn lange verhaltenes Gift will ausgespritzt sein — daß ein Ende gar nicht abzusehen gewesen wäre, wenn nicht der gegenüber wohnende Schuster einen recht vernünftigen Vorschlag gemacht hätte, der seinem Scharfsinne zur Ehre gereicht und jedem Streite für die Zukunft am einfachsten vorbeugen mußte. Er rieth nämlich meinem Wirthe, „doch dem Barbier die Anweisung zu geben, er solle hinfort den Schaum noch einige Häuser weiter tragen, da sei ein städtisches Gebäude, vor dem der Magistrat fegen lasse, und da dieser so manches ruhig hinnehme, werde es ihm wohl auf ein Weniges mehr auch nicht ankommen." Der Vorschlag fand in der Steinstraße allgemeine Billigung und versetzte die neutralen Zuhörer in so große Heiterkeit, daß selbst der Seiler ein Lächeln nicht unterdrücken konnte. Nur Wapenhans, dem das Gelächter sehr verdächtig erschien, und den es schon verdrossen hatte, daß die ihm zinspflichtigen Nachbarn nicht kräftig sich für ihn erklärten, war und blieb verstimmt, was er dadurch deutlich zu erkennen gab, daß er das Fenster unwillig und so

heftig zuſchlug, wie man es von einem geweſenen Glaſer kaum hätte erwarten ſollen.

Nicht lange darauf fuhr ein Wagen vor. Wapenhans ſtieg ein und antwortete auf meine Frage, „wohin er fahre?“ ſo nachläſſig, daß ich daraus entnehmen mußte, er ſei auf mich, als den unſchuldigen Urheber des eben ſtattgehabten Vorfalls, nicht eben gut zu ſprechen. Als er daher bald nach zwölf Uhr zurückkam und in ſeinem Reiſeanzuge ſofort in mein Zimmer trat, war ich darauf gefaßt, daß er entweder mir die Wohnung kündige oder mir wenigſtens die Bedingung ſtellte, mich in Zukunft ſelbſt zu raſiren. Aber trotz der großen Aufregung, in der er ſich offenbar befand, ſchien der Vorfall von heute Morgen ihm ganz aus dem Gedächtniß entſchwunden zu ſein und etwas viel Schlimmeres ſeinen Gedankenkreis zu erfüllen, wie ich aus dem höhnenden Tone ſchließen mußte, den er in ſolchen Fällen gegen ſich ſelbſt zu kehren pflegt. Seine Mittheilungen, durch die er ſeinem gepreßten Herzen Luft machen wollte, waren aber ſo abgeriſſen und unklar, daß ich erſt nach und nach und mit Hülfe einiger beſtimmten Fragen der Sache auf den Grund kam. Der arme Mann war nämlich nach dem kaum zwei Stunden von hier entfernten Seehauſen zum Termin gefahren. Dort wohnen ſeine böſen Schuldner, die ihm ſchon manchen Tag verbittert, Leute, gegen welche die Geſetzgebung nach ſeiner Anſicht viel zu milde verfährt. Die dortigen Termine nehmen ihn daher ſo oft in Anſpruch, daß er, wie man ſich leicht denken kann, auf der Vorladung nur noch nach Datum und Stunde blickt, denn alles Uebrige weiß er ſchon auswendig.

Bis gegen elf Uhr wartete er nun ruhig im Parteienzimmer — der Termin Wapenhans contra Neumann war um zehn Uhr angeſetzt — aber niemand ruft ihn und von ſeinem Gegner iſt keine Spur zu erblicken. Er tritt dann etwas lauter auf, ſpricht von der Zeit, die ihm unnütz verloren gehe, und mag auch im aufſteigenden Aerger einige unehrerbietige Aeuſſerungen über die Langſamkeit der Juſtiz ſich erlaubt haben. Ein durchgehender Schreiber ſcheint ihm der rechte Mann, mit der kurzen Frage, „ob ſein Termin noch nicht bald an die Reihe käme?“ angegangen zu werden. Dieſer kann durch die trockene Antwort, die er im Weggehen gibt: „Auf heute nicht angeſetzt,“ nur bewirken, daß Wapenhans die Vorladung aus der Taſche reißt, ihm nacheilt und das Blatt mit den Worten: „Können Sie nicht leſen? Hier ſteht es, heute um zehn Uhr!“ ihm vor die Naſe hält.

Der Schreiber wirft einen Blick auf das Papier, ſieht dann den Rentier mit einem höchſt ſonderbaren (ich vermuthe ſpöttiſchen) Blicke an und ſagt in einem Tone, der bei Wapenhans tief ins Innere gedrungen ſein muß: „Hat ſeine Richtigkeit, Termin aber nicht hier, ſondern in Irrleben, können Sie nicht leſen? Hier ſteht es", — und läßt ihn verblüfft ſtehen. O Himmel, er hat Tag und Stunde pünktlich eingehalten, nur den Gerichtshof hat er aus Verſehen nicht getroffen, er hat bei großer Hitze eine erſchöpfende Fahrt gemacht, das Geld für den Wagen umſonſt ausgegeben, den rechten Termin in Irrleben verſäumt, wo man nun auf ſeine Koſten einen neuen anſetzen wird, und dazu noch die Blamage vor dem Schreiber! Einem Manne, der in Gerichtsſtuben faſt ſo heimiſch zu ſein ſchien, wie im eigenen Zimmer, mußte eine ſolche Verwechslung begegnen! Und in welcher Stimmung mochte er zurückgefahren ſein! Da war es dann für mich keine leichte Aufgabe, ihn einigermaßen zu beruhigen. Er hatte aber einmal ſein Vertrauen in dieſer Sache mir zugewendet — gegen ſeine Frau, die er etwas geringſchätzig behandelt, konnte er ſich unmöglich dieſe Blöße geben — und ſo that ich mein Möglichſtes. Nach einigen warmen Ausdrücken des Bedauerns ſuchte ich ihn zuerſt darauf hinzuweiſen, daß Verwechslungen ſolcher Art für gewöhnlich wohl nur bei Leuten vorkommen würden, die viel zu denken, viel in ihrem Kopf hätten, alſo bei Gelehrten und Geſchäftsmännern. Ich begleitete dieſe beiden letzten Wörter mit einer Handbewegung, die ihm zeigen mußte, ich rechnete zur erſten Klaſſe mich ſelbſt, zur zweiten aber ihn. Mit einem Nicken des Kopfes ſchien er beizuſtimmen. Sogleich erzählte ich ihm nun in einer Geſchichte, die ich im Augenblick zu ſeiner Beruhigung erfinden mußte, welch ein fataler Streich mir neulich begegnet, wo ich, ſtatt nach Tertia hineinzugehen, in das Auditorium von Secunda gerathen und eben im Begriffe geweſen ſei, eine geſchichtliche Repetition zu beginnen, als mir der Primus mit Schüchternheit bemerklich gemacht, ſie hätten eigentlich jetzt Griechiſch beim Herrn Conrektor. Ich zog natürlich, fügte ich hinzu, unter dem Jubel der Klaſſe ſchleunig ab, aber die Blamage war fertig.

Durch dieſe Erzählung nöthigte ich jedoch dem Rentier nur ein ſchwaches Lächeln ab, denn er machte gegen mich ſogleich geltend, „ich hätte doch von dieſer Verwechslung keine Koſten gehabt, und die ſeien in ſolchem Falle gerade das Empfindlichſte." Alſo mußte ich zu einem ſtärkern Mittel greifen und erzählte ſo glaubwürdig als möglich die

etwas unwahrſcheinliche Geſchichte von jenem Berliner Schulamtskandidaten, der in Brandenburg Probelektion halten ſoll. Als Einleitung mußte ich jedoch erſt voranſchicken, was eine Probelektion zu bedeuten habe, da der Ausdruck ihm unverſtändlich ſchien. „Von guten Freunden," fuhr ich dann fort, „mit denen er in der Weinſtube ſich Muth und Glück getrunken, nach dem Poſthofe begleitet — damals gab es noch keine Eiſenbahnen — ſteigt der Candidat Abends in einen der verſchiedenen Schnellpoſtwagen, ſchläft in der Nacht ſeinen Rauſch in einem Zuge aus, verläßt am Morgen nüchtern den Wagen und fragt ſich an dem fremden Orte glücklich durch bis zum Gymnaſium und deſſen Direktor. Dem Schulmonarchen iſt aber von einer Probelektion nicht das Mindeſte bewußt, der Candidat holt ängſtlich ſeine Citation heraus, man ſieht nach, Tag und Stunde ſtimmen, nur der Ort nicht. Der Candidat wird im Augenblick erwartet in Brandenburg an der Havel und befindet ſich — in Frankfurt an der Oder. Er war in einen falſchen Wagen geſtiegen und hatte keine von beiden Städten bisher mit Augen geſehen."

Dieſe Geſchichte ſchlug beſſer an, denn ſie hat mehr Aehnlichkeit mit ſeinem Geſchick, und er ſchien die aufgelaufenen Reiſekoſten ſogleich zu überſchlagen. „Wie weit iſt wohl Frankfurt von Berlin?" fragte er, denn Geographie gehört zu ſeinen ſchwächern Partien. Als er nun von zwölf bis dreizehn Meilen hörte, rief er faſt erſchrocken aus: „Alle Wetter, eine theure Reiſe, und mit der Schnellpoſt!" „Und ein armer Candidat," fügte ich bedauernd hinzu, „dem dadurch vielleicht gar die Brandenburger Stelle verloren gegangen." „Nur vermuthe ich," bemerkte Wapenhans, „daß der Herr von Frankfurt mit dem Perſonenwagen wird zurückgefahren ſein, bedeutend billiger, aber das Ganze doch ein verteufelter Spaß." So war er auf dem beſten Wege, mit größrer Ruhe den Koſtenpunkt zu betrachten, als ihm der unangenehme Schreiber wieder einfiel. „Fataler Kerl das," ſagte er, „Sie hätten nur den ſonderbaren Blick ſehen ſollen und hören, in welchem Tone er mir die Vorladung zurückgab. Aber er mag ſich in acht nehmen vor mir! Uebrigens, Herr Doctor, von der Sache erfährt meine Frau nichts." Damit drückte er mir die Hand und ſchied, um nach eingenommener Mittagsmahlzeit ſein Schläfchen zu halten, etwas beruhigter, als er mein Zimmer betreten hatte.

Armer Wapenhans! auch im Schlafe ſollteſt du heute geſtört werden, denn es beginnt der dritte Akt, in dem du den Leidenskelch bis auf den

Grund leeren mußt. Wie gern hätte ich dir den Schluß erspart, aber ein tückisches Verhängniß waltete nun einmal über Dir. Kurz vor zwei Uhr nämlich hörte ich die Hausthüre schwerfällig aufgehen, wie wenn sie jemand mit dem Rücken oder dem Elbogen mühsam aufschöbe. Gleich darauf fiel sie mit einem gewaltigen Schlage zu. Ich blickte hinaus und alles, was nun kommen mußte, war mir im Voraus klar. Im Hausflur stand ein Mann mit zwei Gänsen, der so ängstlich aussah, als hätte er sie gestohlen. In demselben Augenblick steckte auch schon Wapenhans, im Schlafrock, das Sammetkäppchen auf dem ehrwürdigen Haupt und die Brille auf der Nase, den Kopf zur Stubenthür heraus und donnerte den Mann mit den Worten: „Was will er?“ so gewaltig an, daß dieser, sichtlich betroffen, nur etwas von Gänsen, von Madame und von verkauftem Handwerkszeug zu stottern vermochte. Eine furchtbare Ahnung stieg in Wapenhans auf, die mir den Ausbruch eines ehelichen Donnerwetters in nahe Aussicht stellte. Vor einigen Tagen hatte ich nämlich im Vorbeigehen gehört, wie Frau Wapenhans das alte Handwerkszeug ihres Mannes an einen Dorfglaser verhandelt, der ihr dafür mehrere Gänse versprochen, mit deren erster Lieferung er eben auf dem Platze erschienen war. Auf meine Frage, „ob auch der Herr davon wisse?“ — hatte sie mir gestanden, „sie thue es allerdings hinter seinem Rücken; das Zeug liege aber in einer alten Rumpelkammer, wohin ihr Mann nie käme, er würde es also nicht leicht vermissen; übrigens habe sie den Abnehmer zum Sonnabend nach Tische bestellt, wo ihr Mann in Seehausen Termin habe. Ach, ich muß ja wohl zu solchen Mitteln greifen,“ hatte sie seufzend hinzugefügt, „er hält mich gar zu knapp mit dem Wirthschaftsgelde und ißt doch Gänsebraten so gerne.“ Daß sie, um meine Verschwiegenheit zu erkaufen, mir ein schönes Stück von der Brust hinüberzuschicken versprach, konnte ich nur als einen Beweis ihres geringen Verstandes ansehen, da ich auch ohnedies nichts verrathen hätte. Die Sache kam nun doch ans Licht.

„Was!“ fuhr Wapenhans auf, „mein Handwerkszeug verkauft und hinter meinem Rücken! Weib, Weib, was hast Du gethan!“ Er schrie dies in einem Ausbruche von Wuth, wie sie sein Angesicht in meiner Gegenwart noch nicht abgespiegelt, die Treppe in die Höhe — denn die Küche liegt oben nach dem Hofe zu — und schickte sich an hinaufzustürmen und eine schleunige Justiz zu üben. Für die Frau war alles zu fürchten, wenn er die geballte Faust zu Thätlichkeiten verwendet hätte, aber es kam anders —

die Treppe war im Augenblick geſperrt und Wapenhans konnte nicht hinauf. Dies hing ſo zuſammen.

Ueber mir wohnt ein theologiſcher Candidat, ein Menſch von ſo erſtaunlicher Körperlänge, daß ich ihn einen der größten Theologen dieſes Jahrhunderts zu nennen pflege. Ueber ſeine geiſtige Befähigung habe ich mir nie ein Urtheil erlaubt, doch kann ich nicht unerwähnt laſſen, daß er ſchon ſeit einiger Zeit wegen des bevorſtehenden zweiten Examens in der abſcheulichſten Stimmung von der Welt befangen iſt. Bei ſeiner entſchiedenen Anlage zur Grobheit iſt er daher für jeden geſelligen Verkehr jetzt ſo gut wie unbrauchbar, er ſchilt ohne Grund auf das arme Mädchen, die ſich in ſein Zimmer kaum noch hineinwagt, und erwidert meinen Morgengruß nur noch ab und zu. Im Auf- und Abgehen widerholt er laut die Epochen der Kirchengeſchichte, wirft dabei mitunter das Buch zur Erde und flucht über die verſchiedenen Kirchenväter und ihre Syſteme in einer Weiſe, die gegen jeden Katechismus verſtößt, ſo daß es mir ſeinetwegen lieb iſt, daß nur die Leute im Hauſe und keiner der Conſiſtorialräthe dergleichen hören kann. Nur *ein* Vortheil iſt aus dieſer Lage des Candidaten für mich erwachſen. Das gemiethete Piano, auf dem er zu meinem Leidweſen manche Stunde geklimpert, und das mir noch verſtimmter als er zu ſein ſchien, hat er, um keine Zeit für ſeine Studien zu verlieren, dem Vermiether zurückgeſtellt, und dieſes der Kunſt geweihte Inſtrument — ſo wunderbar iſt die Verkettung menſchlicher Dinge — ſperrte gerade jetzt die Treppe, ſo daß Wapenhans nicht hinauf konnte. Die Scene, die daraus hervorging, kann nur annäherungsweiſe beſchrieben werden, auch ſteht ſie ſchon auf der Grenzſcheide des Komiſchen und Tragiſchen.

Wapenhans, ohne ſeine Anlage zu Bruſtkrämpfen auch nur im geringſten zu berückſichtigen, ging tobend unten auf und ab, die Fauſt blieb geballt, das Sammetkäppchen ſchob er mit der Linken bald auf die eine, bald auf die andere Seite, drohende Worte ertönten von ſeinen zitternden Lippen: „Weib, Weib! warum haſt du mir das gethan, o könnte ich nur oben kommen, warte, wenn ich nur 'nauf komme.“ Aber es ging nun einmal nicht, denn die Träger, entweder aus Mitleiden gegen die Frau oder aus Neugierde, rückten abſichtlich nur langſam vorwärts und ſchützten auf die Aufforderung des Hausherrn die unbequeme Baulichkeit der Treppe vor. Jammerlaute der Frau und des Mädchens — denn auch gegen dieſe als vermuthliche Mitwiſſerin des Frevels richtete ſich ſeine Wuth —

schallten dazwischen von oben herunter: „ach Gott, lieber Wapenhans, sei doch nicht so böse, ich bitte Dich!“ — „Herr Wapenhans, ach, ich Unglückliche, was soll das werden!“ Daß der lange Candidat unter diesen Umständen die Geduld verlor, seine Thüre öffnete und herausrief, „was denn wohl bei solchem Lärm aus seinem Examen werden sollte?“ — will ich ihm nicht gerade verübeln, denn so laut war es in diesem ehrbaren Hause wohl noch nie hergegangen, nur hätte er nicht gleich von Ausziehen sprechen sollen. Dadurch gab er dem Hausherrn, der ungern eine Wohnung leer stehen sieht, geradezu den Rest, so daß dieser in den Stoßseufzer: „Das fehlte gerade noch!“ ausbrach. Dazwischen schnatterten die Gänse, deren Ueberbringer spurlos verschwunden war, sehr unbedachtsam hinein in das Getümmel, das kein Ende zu nehmen schien, da für Wapenhans die Unmöglichkeit vorlag, bei solcher Terrainschwierigkeit zum Angriff vorzuschreiten. Je weniger er somit seinem Ingrimme nach außen Luft machen konnte, um so mehr mußte die Wirkung nach innen gehen, so daß sein Zustand mir bedenklich zu werden anfing. Ich sprang daher zu, faßte den Rentier unter dem Arm und führte ihn in seine Stube, wo er erschöpft auf das Sopha niedersank. Die nächste halbe Stunde war nun eine der peinlichsten für mich, die ich je erlebt, da ich trotz meiner notorischen Ungeschicklichkeit zu allerlei Handreichungen und Hülfsleistungen die Stelle eines Krankenwärters übernehmen mußte. Denn daß zum Arzte geschickt werde, lehnte er entschieden ab, weder Weib noch Mädchen sollten ihm heute vor Augen kommen, dagegen befahl er, man solle ihm sogleich Richterschen Brustthee kochen, der thue ihm in solchen Fällen am wohlsten. Nach einer halben Stunde hatte dann auch das Wapenhansische Haus seinen ruhigen Charakter wieder gewonnen, der Lärm war verklungen, die Treppe wieder frei, das Piano an Ort und Stelle, die Gänse in den Stall gebracht, der Candidat konnte wieder den Studien obliegen, und nur aus der Küche konnte man noch halb unterdrücktes Weinen und Schluchzen vernehmen.

Und er selbst, der unglückliche Dulder, lag eingehüllt bis zum Kinn im Bette, und ich schenkte ihm Richterschen Brustthee ein, und er trank ihn mit Geduld und Ergebung und sagte in einem weichen, fast schmerzlichen Tone zu mir, indem er bei jedem Schluck einen Absatz machte: „In den Hammerschen Klub kann ich nun heute Abend nicht gehen — Sie wissen, ich fehle da des Sonnabends nie — es ist mir besonders wegen der Partie zu thun, wo der vierte Mann fehlt — mein Ausbleiben wird Aufsehen machen — man wird sich er-

kundigen — ich fürchte, die Sache wird bekannt.“ Darauf ſtarrte er plötzlich die Taſſe mit ihrer Inſchrift an, ein höhniſches Lächeln ſpielte um ſeine Lippen, und er ſagte in dem mir bekannten ſchneidenden Tone: „Ja, wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht ſorgen; iſt es doch, als hätte irgend ein böſer Geiſt Ihnen gerade dieſe Taſſe in die Hand gegeben. Ich habe ſie einmal zum Geburtstag erhalten, da leſen Sie die Inſchrift: „„Möge dieſer Tag noch oft wiederkehren.““ Ich bitte Sie, Herr Doctor, noch einen ſolchen Tag und ich bin ein Kind des Todes. Nehmen Sie lieber eine andere Taſſe.“ Freilich gehörte dieſe Unvorſichtigkeit nicht zu den gelungenen Partien meiner Krankenpflege, und ich ſchämte mich derſelben nicht wenig. Er beruhigte mich aber deshalb und dankte mir mit einem Händedruck für meine Dienſte. „Sie meinen es wirklich gut mit mir,“ ſagte er halblaut, „Ihre Stube ſoll auch bald neu tapezirt werden, es thut ihr noth.“ Darauf wurde ſeine Stimme matter, die Erſchöpfung nahm zu, ein Schlaf ſchien im Anzuge zu ſein. Aber noch in halbwachem Zuſtande murmelte er vor ſich hin: „Weib, warum haſt Du mir das gethan — mir das gethan — das gethan — gethan — than!“ — Dabei war er eingeſchlafen. Ich blieb bei ihm und hütete ſein, um wenigſtens ferneres Unglück von ihm fern zu halten.

Tags darauf konnte man die Folgen des unglücklichen Sonnabends erſt vollſtändig überſehen. Wapenhans wird noch einige Tage leidend ſein, aber ſein Zuſtand flößt keinerlei Beſorgniſſe ein. Der Richterſche Bruſtthee, der fortgeſetzt wird, zeigt ſich wirkſam. Aber der Hausfrieden iſt auf längere Zeit erſchüttert, und er wird jedenfalls ſein Weib noch geringſchätziger behandeln, als bisher. Das Verhältniß zum Seiler iſt geſpannter geworden, und die übrigen Nachbarn, die am Vormittag nicht genug Partei für ihn ergriffen, werden es in Zeiten der Noth ſchwer zu büßen haben. Außerdem muß in Irrleben ein neuer Termin angeſetzt werden. Nur ich, der Beſchreiber dieſes Unglückstages, bin höher geſtiegen in ſeiner Achtung und in ſeinem Vertrauen, auch bekomme ich neue Tapeten. Was der Hammerſche Klub ſich für Gedanken über ſein Ausbleiben gemacht hat, davon verlautet noch nichts.

Jugend-Erinnerungen.

Von

Friederike von Marées.

Deutſchland ſeufzte unter dem Joch der Fremdherrſchaft. Zwar fingen die Wunden, welche die Schlacht bei Jena geſchlagen, nachgerade an zu heilen und die Nachwehen dieſer traurigen Zeiten waren für Handel und Gewerbe, für Ackerbautreibende und die Beamtenklaſſe nicht mehr ſo fühlbar. Indeſſen war nirgends ein friſches, frohes, freies, heiteres Leben. Parteien hatten ſich gebildet, viele, ja die meiſten hingen mit unwandelbarer Hingebung dem alten Königshauſe an, andere ſchwärmten für das neue Regiment. Dieſe ſuchten das ſo laut und ſo klar wie möglich an den Tag zu legen, während jene ihre Gefühle ſtill in ihren treuen, trauernden Herzen bargen. Das gegenſeitige Vertrauen fehlte und jeder unbefangene herzliche Verkehr war dadurch geſtört. Die energiſchen Beiſpiele, die an Palm und den unglücklichen Patrioten in Weſel vollzogen waren, ſchüchterten die Gemüther ein, und jeder echte Preuße war noch immer durch den ſchmählichen Frieden von Tilſit tief gebeugt. Und doch waren die Franzoſen angenehme Fremdlinge und machten das Joch leicht, niemand hatte über Gewaltthätigkeiten und Rohheiten zu klagen. Gefällig, genügſam, gewandt und liebenswürdig wußten ſie durch ihre feinen Sitten ſogar manches deutſche Frauenherz zu berücken.

Niemand aber war glücklicher daran, als die Kinder. Wir hatten ja von dem Wehe und der Noth des Vaterlandes noch keinen Begriff. Man ſchickte uns zwar früher, als es ſonſt wohl geſchehen wäre, in die Schule, wahrſcheinlich um uns unter Aufſicht zu haben; aber auch hier waren die Bande ſehr locker und wir wuchſen freier und urſprünglicher auf, als die Jugend vor und nach uns. Dazu kam noch, daß die Franzoſen faſt ohne Ausnahme vom Höchſten bis zum Geringſten ganz beſondere Kinderfreunde

waren. Sie fühlten ſich unbehaglich in kinderloſen Familien, und in allen öffentlichen, gemiſchten Geſellſchaften hatten die Kinder nicht nur freien Zutritt, ſondern waren ſogar begehrt. Den Eltern kam ſolche Freiheit auch ſehr erwünſcht, denn ſie wußten ihre Sprößlinge wohl geborgen und überwacht. Ich erinnere mich beſonders eines Beiſpiels von der Freundlichkeit der Franzoſen gegen die Kinder. Möge es hier einen Platz finden.

Als Napoleons Glücksſonne ſchon zu ſinken begann, wurde der Marſchall Gérard, derſelbe, der bei Antwerpen friſche Lorbeern wie einſt Cäſar um den kahlen Scheitel wand, in meinem elterlichen Hauſe einquartiert. Er machte meiner Mutter die Aufwartung, und wir Kinder hatten uns ſchüchtern vor dieſer beſternten Größe in ein Nebenzimmer zurückgezogen. „Mais madame," fragte er nach den erſten Begrüßungen, „mais madame, vous n'avez pas des enfants?" Wir wurden herbeigeholt und alle Blödigkeit ſchwand im Nu vor der liebenswürdigen Art und Weiſe des Marſchalls. „Voilá, des petites demoiselles!" „Mon dieu," fuhr er fort, „je suis bien faché! Mon neveu n'arrivera que le lendemain; mais le lendemain, mes charmantes demoiselles, il ira chercher beaucoup de bonbons. Monsieur Lafontaine," rief er, auf ein offenes Klavier deutend, einem Adjutanten zu, „vous savez bien toucher le ciavecin! Eh bien ma petite!" Damit nahm er mich auf den Arm und tanzte und ſprang mit mir durch den Salon, bis der arme Monsieur Lafontaine ſich müde und matt geſpielt hatte. Als am andern Morgen Monsieur Gérard der Jüngere, ebenfalls Adjutant ſeines Onkels, angekommen war, hatte er als erſtes Geſchäft das Verſprechen deſſelben gegen uns zu löſen. Und er brachte wahrlich „beaucoup de bonbons," denn wir Kinder konnten uns kaum der Länge nach mit den großen Düten meſſen. Dabei hatten ſchon Tags zuvor nicht nur die Adjutanten, ſondern auch Kammerdiener und Koch les petites demoiselles mit bonbons reichlich gefüttert.

Wie tief muß die Vaterlandsliebe in den jungen Herzen gewurzelt haben, daß nach all ſolchen ſüßen Lockungen und Verſuchungen dieſe dennoch in einem Rauſch von Seligkeit aufjubelten, als Deutſchland ſeine Schmach abſchüttelnd ſich ermannt hatte. Mit noch größerem Behagen als ich einſt die von den Franzoſen mir geſpendeten Leckerbiſſen verzehrt hatte, theilte ich damals ein von der Großmutter erhaltenes Stück Kuchen unter zwei Baſchkiren, die in ihren dicken, von Schmutz und Unrath ſtarrenden Pelzen mehr räudigen Heidſchnucken als civiliſirten Menſchen ähnlich ſahen.

Man hatte auch mich, wie die meiſten Kinder damals, ungewöhnlich früh in die Schule geſchickt, und zwar in eine Privatanſtalt in unſerem nächſten Nachbarhauſe. Der Vorſteher derſelben, ein Prediger, war eines jener reinen Engelsgemüther, deren man wenig in der Welt findet und die auch nirgends ſo wenig hinpaſſen, als in die Welt. Ohne Falſch wie die Tauben, war unſer guter Paſtor keineswegs klug wie die Schlangen. Da er in weltlichen Angelegenheiten arglos und unpraktiſch bis in's Unglaubliche, ja Rührende war, ſo wurde das wohl hie und da gegen ihn benützt; im Ganzen aber trieb ſelbſt der Uebermuth keinen Spott mit dieſer Herzenseinfalt.

Bei der Erinnerung an ihn kommt mir mancher eigenthümliche Zug in's Gedächtniß. So ſah man ihn auch eines ſchönen Tags ungehindert und unangefochten von der oft ſo boshaften Straßenjugend, wie weiland Biſchof Fenelon, eine Kuh hinter ſich her am Strick führend, durch das Thor in die Stadt ſeinem Hauſe zuſchreiten. Mancher Begegnende mochte ſich ſtill lächelnd die Ueberraſchung und den Empfang dort von der lebhaften, jungen und muntern Frau Paſtorin ausmalen; aber es war Samſtag, die Frau Paſtorin draußen, die Kinder ſpielten hinten im großen Garten, die Köchin war mit dem Putzen der Küche eifrig beſchäftigt und Thor und Thür ſtanden weit offen. Ungeſehen führte daher der Paſtor die Bläſſe in den Stall und war merkwürdigerweiſe ſo behutſam, den Riegel der Stallthüre vorzuſchieben. — Der gute Mann war, nachdem er die Predigt für den kommenden Morgen noch einmal überarbeitet hatte, das Herz voll Glauben und Liebe hinaus gewandelt, um ſich der durch einen Gewitterregen neu belebten und erquickten Gefilde zu freuen. Sein Weg führte ihn durch die Vorſtädte. Vor einer kleinen Hütte ſieht er eine Schaar Menſchen verſammelt und hört ſchon von weitem laute Stimmen die Zahlen vierzehn, dann fünfzehn aus dem Haufen herausſchreien. Nahe herangekommen bleibt er einen Moment ſtehen und gedankenlos, ohne zu wiſſen was da vorgeht, ruft er über alle hinweg: zwanzig. „Zwanzig zum erſten-," — eine kleine Pauſe, — „zwanzig zum zweiten-," — wieder eine etwas längere Pauſe — „und zwanzig — — zum dritten und letzten!" Da fällt der Hammer und der Zuſchlag iſt erfolgt. Der Paſtor iſt indeſſen, vertieft in die Allmacht Gottes, und ſich jedes Halmes, jedes daran hängenden Regentropfens, jedes Würmchens freuend, weiter geſchritten, als es laut hinter ihm herſchreit: „Hier iſt die Kuh, hier iſt die Kuh." Ohne die geringſte Ahnung, daß dies

ihn angehen könne, bückt er ſich eben, um ein Blümchen näher zu betrachten, als man an ihn herangekommen, noch einmal ſchreit: „Herr Paſtor, Herr Paſtor, hier iſt Ihre Kuh!“ Wie aus den Wolken gefallen fragt er: „Welche Kuh?“ Aber ohne im geringſten ſeinen unerſchütterlichen Gleichmuth zu verlieren, beſtellt er, nachdem er den Verlauf der Dinge erfahren, den Verkäufer zum Empfang des Geldes in ſeine Wohnung, und zieht die wider Wiſſen und Willen angeſteigerte Kuh als ob er Jahre lang nicht nur der Hirt ſeiner Gemeinde, ſondern wirklicher Kuhhirt geweſen, wie ſchon erzählt worden, in den Stall. Die arme Bläſſe, die ſchon ſeit vierundzwanzig Stunden auf die vollen Tröge des neuen Beſitzers hin hat faſten müſſen, und dieſem noch nebenbei durch ihren ausgezeichneten Appetit einen Beweis ihrer Geſundheit geben ſollte, ſtürzte ſofort auf die allerdings leere Krippe zu. Wüthend vor Hunger rannte das Thier hin und her und brüllte zum Verzweifeln; aber der Herr Paſtor, der ſich ſonſt vor allem gern ſeines Viehs erbarmte, wußte längſt nicht mehr, daß er der glückliche Beſitzer einer Kuh ſei, und bezichtigte ſogar in Gedanken den Poſthalter, deſſen Viehſtälle nur durch eine Wand von dem sans souci der armen Bläſſe getrennt waren, des Unrechts, ſein Vieh hungern zu laſſen. Aehnliche Vorausſetzungen ſprach auch die Magd aus, die nicht ahnte, daß und wie der Hausſtand unerwartet vergrößert worden. Als am Abend die Frau Paſtorin nach Hauſe kam und das Gebrüll und die verzweiflungsvollen Stöße hörte, und durch eines der Kinder den Poſthalter auf das Toben aufmerkſam machen ließ, ſchickte dieſer den kleinen Boten mit der ſchnöden Antwort heim, man möge vor der eigenen Thüre fegen.

Indeſſen ward das Gebrüll auch von den Knechten und Mägden des Poſthalters gehört, aber niemand wußte ſich zu erklären, welcher Kobold hier ſein Weſen treibe, bis um Mitternacht, als eben ein paar Poſtpferde aus dem Stall gezogen werden ſollten, mit gewaltigem Gepolter ein Fach in der Wand einſtürzte und das gehörnte Ungethüm mit ſchäumendem Maul und rothglühenden Augen den Kopf durchſtreckte. „Der Teufel, der Teufel!“ ſchrien die zum Tode erſchreckten Poſtillone, bis man ſich überzeugt hatte, daß der Spuck nichts anderes ſei, als eine vor Hunger brüllende Kuh. Wie man im Paſtorat zu dieſer gekommen war, wußte und ahnte keiner, wußte man es doch ſelbſt dort nicht einmal.

Ein lautes, anhaltendes Schellen weckte inzwiſchen die beſtürzte Predigerfamilie aus ihren ſüßen Träumen, und jetzt erſt kam die verhängnißvolle Mär

an's Licht. Von der Gardinenpredigt, welche die Frau Paſtorin ihrerſeits vor der Sonntagspredigt dem Eheherrn gehalten, hat niemand ſonſt etwas vernommen. Als aber Montags in goldener Frühe der Verkäufer kam, um ſich die zwanzig Reichsthaler auszahlen zu laſſen, war jene zufrieden, daß dieſer die unglückliche Bläſſe mit einem Neukauf von fünf Thalern wieder an ſich nahm. Beide Parteien hatten in ihrer Art ein gutes Geſchäft gemacht.

Dieſer wackere Mann nun ſollte ein paar pedantiſche Hülfslehrer, eine aufgeregte Lehrerin, — von uns ma bonne genannt, — und ein Rudel zum Theil aufgeweckter, zum Theil kaum dem Gängelbande entwachſener Mädchen überwachen und leiten. Mein ſonſt ſo vortreffliches Gedächtniß verläßt mich in Bezug auf die Schule, ich kann nur wenige Erinnerungen noch zuſammen finden. Aber die große, dunkle Schulſtube, ein älterer Lehrer mit zurückgeſtrichenem Haar, gelblichem Frack, kurzen, ſchwarzen, am Knie geknöpften oder gebundenen Inexpreſſibles, und langen, dürren Händen, deren Bekanntſchaft näher zu machen ich öfter, als mir lieb war, die Ehre hatte, — ein jüngerer Lehrer mit kleinen, kurzſichtigen Augen und ſehr langer Naſe, die ihm bei Gelegenheit noch länger gedreht wurde, und endlich die ma bonne ſtehen mir lebendig vor der Seele. Ich weiß keine Rechenſchaft zu geben über das Syſtem, nach welchem Erziehung und Unterricht geleitet wurde, noch weniger über das, was ich gelernt oder vielmehr nicht gelernt habe, doch weiß ich, daß ich von da an einen unauslöſchlichen Haß gegen alle pedantiſchen Lehrer mit in's Leben genommen habe. Und als die von mir keineswegs ſehr verehrte ma bonne in Folge eines excentriſchen Streiches ihre Stelle aufgeben mußte und allen Schülerinnen ein Andenken verehrte und nur mich vergaß, da zog eine Abneigung auch gegen alle ma bonnes und Gouvernanten in mein Herz, deren ich nie ganz Meiſter werden konnte. Für meinen inſtinktmäßigen Widerwillen gegen ſolche Lehrer, die nach der Schablone erziehen und unterrichten, habe ich nachher leider Gründe genug gefunden. Ich war durch die Schuld ſolcher auf einer ſehr tiefen Stufe der Bildung zurückgeblieben, ſchon fünfzehn Jahre alt, hoffnungslos unwiſſend und träge, bis dann ein liebenswürdiger Lehrer, der leider längſt im Grabe ruht, auf dem wüſt daliegenden Boden ein Fleckchen Erde fand, wohinein er ein Senfkorn mit Liebe und Vertrauen legte. Es hat nun wider Erwarten das Wenige eine ziemlich gute, wenn auch keine reiche Ernte gebracht. Ich gedenke dieſes verehrten Mannes mit eben ſo warmer Liebe, wie jener andern

Philiſter mit Ingrimm, die mich um ſo manche glückliche Stunde betrogen. Ich glaube, man würde mir, als ich erwachſen war, das Cenſurbuch aus jener Schule nicht gezeigt haben, wenn nicht die epitheta ornantia

Hat gelogen,
War faul,
Hat die Schule verſäumt,
Hat die häuslichen Arbeiten nicht gehabt,
Hat geplaudert,
Iſt zu ſpät gekommen —

die mein Name abwechſelnd bei ſich führte, durch meine nachherige Entwickelung widerlegt worden wären.

Von den Tummelplätzen unſerer Kinderſpiele erinnere ich mich nur des Gartens hinter unſerem Hauſe, der bis an die Stadtmauern hinausreichte, und einer ſich darin befindenden dunkeln, feuchten Grotte, die mit Steingeröll ausgemauert war, in welchem ſich hie und da eine Muſchel oder ein Stückchen Glas befand. Die Feuchtigkeit machte ſie zu einem Spielplatz wenig geeignet, auch betrat ich ſie nie ohne Grauen, jeden Augenblick ſah ich die Mauer ſich öffnen und den bis jetzt ungeſehenen Bewohner derſelben, einen Zwerg, Lindwurm oder ein ſonſtiges Ungeheuer, daraus hervortreten, und mich in ſeinen Zauberkreis gebannt. Sonſt trieb ſich die kleine blondlockige Tagediebin viel in der Nachbarſchaft umher, da mir im Hauſe eine Geſpielin fehlte, denn meine jüngere Schweſter lag noch in der Wiege. Namentlich war ich oft im Paſtorat zu finden, wo ich mit der zweiten Tochter des Paſtors in einem dunkeln Winkel eines Speicherzimmers eine Puppenmenage eingerichtet hatte, die uns beide ſehr in Anſpruch nahm. — Von den Räumen der damaligen Wohnung meiner Eltern würde ich gar keine Erinnerung mehr haben, wenn wir nicht kurz zuvor, ehe wir dies Haus verließen, noch einen ſehr ernſten und heißen Tag darin erlebt hätten, der mir bis an mein Lebensende, ſei dies auch noch ſo fern, eingedenk bleiben wird.

Wir waren über die Mitte des Jahres 1809 hinaus und die Verhältniſſe hatten ſich, wie ſchon oben geſagt worden, mehr oder minder geebnet. Ein neugebildetes Regiment Weſtphälinger ſtand augenblicklich in Halberſtadt in Garniſon. Da fiel der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunſchweig, deſſen Erbſtaaten dem Königreich Weſtphalen einverleibt waren, mit einer Schaar tapferer patriotiſcher Krieger, die ſich unter ihm

geſammelt hatten, von Böhmen aus in Sachſen ein. Von Muth und Vaterlandsliebe beſeelt, that der kleine Hauſe Wunder der Tapferkeit. Auf dem Wege nach der Elbe, um ſich nach England einzuſchiffen, war er ſchon ſiegreich beinahe bis Halberſtadt vorgedrungen. Die Anweſenheit der Weſtphälinger, die ihm an Zahl und vortheilhafter Stellung weit überlegen waren, brachte den Herzog in eine ſolche Berſerkerwuth, daß er Halberſtadt an vier Ecken anzuzünden beſchloß. Sein Entſchluß war unter der Hand bekannt geworden, Angſt und Verzweiflung hatte alle Einwohner der Stadt ergriffen, eine dumpfe Schwüle lag wie in der Luft ſo auf allen Gemüthern, und man lebte und bebte in banger Ungewißheit. Jeder Augenblick brachte neue Schreckensbotſchaften, man fürchtete alles. Da ſiegte jedoch die Pietät über die Leidenſchaft: der Herzog, zwar entſchloſſen, den Kampf mit dem Feinde aufzunehmen, gab den erſten Plan auf, eine Stadt niederzubrennen, in deren Mauern ſein würdiger Oheim ſo lange an der Spitze ſeines Regimentes gelebt hatte und noch immer allgemein verehrt wurde.

Schon Nachmittags drei Uhr war der Herzog der Stadt nicht mehr ſehr fern. Der Kanonendonner wurde immer lauter, die Schläge folgten in immer kürzeren Pauſen auf einander. Meine Empfindungen von Angſt und Schrecken waren dennoch mit geheimer Luſt gemiſcht; es war vielleicht das Gefühl, wonach der Königsſohn lange vergeblich ſuchte, der gern einmal das Gruſeln lernen wollte.

Je näher der Abend kam, deſto mehr näherte ſich der Kriegsſchauplatz der Stadt. Schon bebten die Fenſter unſeres Hauſes, man verſchloß die Läden ſorgfältig, die Wiege mit dem kleinſten Kinde wurde in ein Gewölbe hinter der Küche gebracht; dann und wann wagte ſich eines an's Fenſter, um zu ſehen und zu hören, wie es draußen ſtünde. Aber kaum war es dunkel, als wir uns alle in das kleine Gewölbe hineinflüchteten. Die Lichter wurden ausgelöſcht, und zuweilen ging einer der Bedienten um etwas zu erfahren hinaus; die Nachrichten wurden immer troſtloſer, die verpackte Kaſſe und die wichtigen Papiere wurden in Sicherheit gebracht und mit banger Erwartung ſah alles der endlichen Entwicklung entgegen.

Immer mehr und mehr rückte die Gefahr heran, die Kanonenkugeln ſausten dumpf über die arme Stadt hin; endlich zwiſchen zehn und elf Uhr Abends hatten die ſchwarzen Huſaren, die lange ſchon in die entfernteren Thore der Stadt eingedrungen, den letzten Angriff auf das uns ganz nahe Johannisthor gemacht. Es ward nach kurzem Widerſtand genommen, und

nun ſtellten ſie ſich unmittelbar vor unſerem Hauſe, den Weſtphälingern ſchräg gegenüber, in Schlachtordnung auf. Alle Häuſer mußten erleuchtet werden, und obwohl faſt ein halbes Jahrhundert ſeit jenem Abend mit vielen Freuden und vielen Schrecken vorübergegangen iſt, nie werde ich jene Nacht vergeſſen. Das ganze Hausperſonal ſteckte in dumpfer Verwirrung bei dürftiger Beleuchtung in dem kleinen Gewölbe, das Kind in der Wiege ſchrie, die Mägde jammerten rückſichtslos, die Mutter rang ſtumm und bleich die Hände, von dem männlichen Perſonal löſte einer den andern in der Beaufſichtigung der Lichter im Vorderhauſe ab. Das Gewehrfeuer knatterte, die Kugeln pfiffen laut, dazwiſchen erſcholl das Kommando und noch durchdringender das herzzerreißende Wimmern der Verwundeten. Plötzlich hörten wir ganz nahe das Geklingel zerſchmetterter Fenſterſcheiben. Von einer Salve der Weſtphälinger waren mehrere Kugeln über ihr Ziel hinaus in das Bureau meines Vaters, in den Hausgang und das Zimmer eingeſchlagen, in welchem noch vor einigen Stunden die Wiege geſtanden hatte. Dazwiſchen ſausten auch die Kanonenkugeln, und hie und da ſchlug eine Granate praſſelnd nieder. Gegen Morgen wurde es plötzlich ſtiller, das Schießen nahm ab, ſtatt deſſen erhob ſich ein immer lauter werdendes Hurrahgeſchrei. Dann erfolgte eine tiefe Stille, wir hörten ein taktmäßiges Gehen, gleich einem Marſch, aber jammernd klang daneben noch immer das Stöhnen und Aechzen der Verwundeten in unſern Ohren. Die Weſtphälinger hatten ſich nach fruchtloſem Widerſtand ergeben. Der Herzog führte am andern Tage mit verhältnißmäßig geringem Verluſt das ganze Regiment gefangen fort.

Endlich mit dem erſten Morgenlicht begab man ſich wieder in die Wohnzimmer. Die Straße war öde und leer. Wohl ſtanden noch einzelne Blutlachen hie und da, aber Todte und Verwundete hatte man möglichſt bei Seite geſchafft, nur die Leiche eines jungen Weſtphälingers lag noch da. Die weiße Uniform war ſein Leichenkleid geworden; ein Schuß hatte ihn mitten in die Bruſt getroffen, das aus der Wunde hervorgequollene angetrocknete Blut bildete einen großen Stern auf derſelben. Einige rohe Geſellen durchwanderten die Straßen und blieben mit herzloſen Späßen und Witzen bei dem gefallenen Jüngling ſtehen. Ich ſelbſt ſah einen derſelben mit wüſtem Gelächter ihm die Hände auf der Bruſt zuſammenfalten. So tief mich auch der Anblick des Todten ergriff, ich vermochte mich nicht davon zu trennen, immer und immer zog es mich wieder zum Fenſter hin,

und als man ihn endlich gegen Mittag wegtrug, verſuchten die Träger vergebens, einen Goldreif von dem ſtarr gewordenen Finger abzuziehen. Welche unglückliche Braut hat wohl das pendant zu dieſem Ring getragen? Hat es ſich ſo ſchwer oder gar nicht von ihrer Hand getrennt? Wie oft haben mich als erwachſenes Mädchen dieſe Gedanken beſchäftigt.

Es war Sonntag, aber kein ſonniger Tag. Kein Sonnenſtrahl drang durch den mit Wolken bedeckten Himmel. Die Sieger eilten nicht bei dem Geläut der Glocken in die Kirche, um ein Tedeum zu ſingen. Sie erholten ſich in den Wirthshäuſern und Schenken und jubelten bei der freien Zeche. Aufgeregt von den Anſtrengungen der Nacht, ſiegestrunken und trunken von den geiſtigen Getränken durchzogen die für den Augenblick aller Zucht ledigen Soldaten die Stadt und fielen in jedes Haus ein, welches irgend Beute zu bergen ſchien. Der Pöbel, dem ſolche Tage die größten Feſttage ſind, ſuchte ſich voll Haß und Wuth an den Glücklicheren in dieſem wilden Durcheinander zu rächen und benützte boshaft dieſe Zeit, die Beſitzenden für ihren Beſitz zu beſtrafen, und drängte ſich herzu, den Führer der zügelloſen Soldateska zu machen.

Das Haus meines Vaters blieb gleichfalls nicht unverſchont, wie lange auch die biedern und getreuen Nachbarn gewehrt hatten. Ein Haufe dieſer Wilden taumelte hinein. Mein Vater hatte für ſolche Fälle vorſichtig einige Geldrollen in Bereitſchaft. Er hatte ſie bereits hergegeben, ebenſo die goldene Uhr, da ſtürmte jauchzend ein Theil der raſenden Schaar in den Keller, um den wohlgehegten, geſchonten Weinvorrath mit wilder Gier hinabzuſtürzen. Andere hatte der Anblick des Geldes noch heißhungriger danach gemacht, wüthend verlangten ſie mehr und tobten mit gezogenen Schwertern in der ſchmalen Hausflur herum. Da öffnete ſich die Hausthüre, durch das Gebrüll herbeigelockt, trat ein ſchöner, großer, blühender, junger Mann, zwar nicht in Offiziersuniform, aber mit den Abzeichen höheren Ranges, mitten unter die plötzlich verſtummenden Soldaten. Ein Zeichen ſeiner Hand, die Säbel wurden eingeſteckt, mein Vater kam wieder in Beſitz des Geldes und der Uhr. Der Fremde hörte das Geſchrei aus der offenen Kellerthüre hervorſchallen, flog hinunter, — noch ſehe ich ihn, wie der ſchwarze Haarbuſch vor ihm her flatterte, — trieb die Taumelnden herauf und verſchloß den Keller. Meinen Vater umarmend und ihn beim Namen nennend, ſteckte er ihm dann die Kellerſchlüſſel in die Taſche. „In zehn Minuten," ſagte er, „haben Sie eine Sauvegarde, leben Sie wohl."

Betroffen und gerührt von dieſem Vorfall ſtand mein Vater noch lange auf die Thüre hinſtarrend, durch welche der Fremde verſchwunden. Wie oft er in ſeinem Gedächtniß geſucht, um eine Erinnerung zu finden, die ihn auf den edlen, ſchönen Jüngling hinweiſen konnte, es war umſonſt. Wie viel Mühe er ſich noch am ſelbigen Tage und ſpäter gab, um Näheres über ſein früheres und nachheriges Schickſal zu erfahren, es war ebenſo vergebens. Der Herzog und ſeine Schaar waren wie ein ſchreckendes Meteor vorübergezogen und verſchwunden und mit ihnen der edle Fremdling. Vielleicht hat unbewußt in weiter Ferne ein freundliches Herz, eine milde Hand die Schuld meines Vaters getilgt, der ihn dankbar nur in ſein Gebet einſchließen konnte.

Dieſſeits und jenſeits der deutſchen Alpen.

Wanderſkizzen

von

Friedrich Lampert.

II. Nach Venedig.

Ich weiß nicht, ob in unſerer Zeit Italien auf dieſem Weg vielfach betreten wird, man zieht wohl gewöhnlich bequemere, auch näher liegende Straßen vor; allein wer durch die Zwiſchenſtufe eines großartig wilden, erhabenen Gebirges hindurch einen recht raſchen, unmittelbaren, ja urplötzlichen Uebergang vom Norden zum Süden haben will, der komme ja hierher; er wird nicht wiſſen, wie ihm geſchieht, wenn er auf einmal aus der Starrheit der umragenden Berge in das weite, lang herbeigeträumte „Land, wo die Citronen blühen," wie durch einen Zauberſchlag gleichſam hineingeſchleudert wird. Ob eine andere Straße in wenigen Stunden prachtvollere, ja majeſtätiſchere Metamorphoſen durchlaufen kann, als dieſe „Strada d'Allemagna" aufweist, erlaube ich mir zu bezweifeln. Das in ſchroffer Einſamkeit prangende Höllenſteiner Thal, die es durchſtrömende beſcheidene Rienz und der kleine dunkle Toblachſee machen die Willkommhonneurs des Ampezzothales; die Bergwände, immer phantaſtiſch zerklüftet und geſpalten, in verſchiedenen Farben ſpielend, an manchen Stellen Schneewaſſer bergend, treten immer enger zuſammen; eine kleine Waldwieſe kommt, auf ihr ruht ſehr ſtill und abgeſchieden das Poſthaus Landro oder Höllenſtein.

Wir trafen dort zwei nach Cortina zurückkehrende Poſtillons, welche alsbald unſere Beförderung übernahmen; mein Wagenführer war ein Prachtexemplar, ſchlau, verſchmitzt, neugierig, redſelig wie nur irgend einer; Religion, Politik, Krieg, Frieden, Steuern, Revolution, Türken, Ruſſen, alles mußte herein in den tollen Kreis ſeiner verworrenen Reden; es lag

das alles bunt genug in ſeinem Kopf durcheinander, aber manchmal kamen Worte aus dieſem verſchlagen lächelnden Munde, die frappiren konnten. Und Schlag auf Schlag gings; kaum hatte er eine lange Tirade oder vielmehr Jeremiade über das neue Anlehen geendet, ſo fing er mit einer drohenden Geberde nach der Seite hin an: „dort arbeitet ſo ein Lump," wünſchte auf den ſolch hohen Feſttag Entweihenden alle Strafen der Erde und des Himmels herab, fragte dann gleich wieder, ob es bei uns auch Ketzer gebe, ſchaute uns neugierig an, als wir uns ihm als ſolche offenbarten, lud uns einmal ein auszuſteigen, um eine Brücke zu bewundern, die an Größe und Höhe ihres Gleichen „nicht auf der Welt" fände, erzählte uns eine Geſchichte nach der andern, und ſchied endlich gerührten Herzens von den fremden Excellenzas. Wir waren mittlerweile durch die Berggegend des Dürrenſteins und am Dürrenſee vorüber gekommen, hatten etwelche Dolomitſpitzen des benachbarten Ennebergs hereinragen ſehen, ſodann die gewaltig emporſteigende Porphyrpyramide der Creppa roſſa begrüßt, an deren Gipfel ſtets Wolken ihr Lager aufgeſchlagen haben und jenſeits der die deutſche Zunge ausgeklungen hat; auch war Oſpitale paſſirt worden, das erſte Haus auf italieniſcher Seite, und plötzlich an der Thalſchlucht engſter Stelle waren die verwitterten, altersgrauen Zinnen und Thürme der Feſte Poddestagno oder Peutelſtein in Sicht. Glücklich waren wir unter ihren nun nicht mehr gefährlichen Schießſcharten durch, in prachtvollen Terraſſen ſenkte ſich die Straße, das Thal der Boita trat hervor, in einer ſcharfen Biegung wies ſie den Weg direkt nach Süden, die Umgebung öffnete ſich freier — und Cortina lag von allen Reizen ſüdalpländiſcher Pracht umſchloſſen vor uns da.

Es war, glaube ich, Markt im Ort, darum ſtand und lief viel Volks in den Straßen herum; wir ſahen andere Phyſiognomieen als bisher, nur noch fremde Laute ſchlugen an unſer Ohr, im Gaſthof war es auch anders, an den Fenſtern die Balkone, die hohen Zimmer, die breiten Betten, die zudringliche Dienſtfertigkeit — kurz, für uns „ging," um mit Schuberts Wanderbüchlein zu reden, „hier Wälſchland an." Mit unſerem Eilwagen-Plan war's nichts. Auf der Poſt ſetzte man uns auseinander, daß die italieniſche Verwaltung nur bedingte Perſonenannahme zulaſſe, wir außerdem einen Umweg über Belluno machen müßten, es alſo am räthlichſten wäre, recht nobel zu reiſen, d. h. Extrapoſt zu nehmen. Man muß ſich in alles zu finden wiſſen, auch nöthigenfalls in eine Extrapoſttour, und ſo machten

wir dann auch ſchnell vorwärts, ließen das von Innsbruck hieher geſchickte und glücklich angetroffene Gepäck in Verwahrung bringen, und mit Sonnenuntergang fuhren wir unter luſtigem Poſthornſchall zum Städtlein hinaus. Wie unſer Weg beſchaffen war, konnten wir bald nicht mehr ſehen, denn die Dunkelheit kam ſchnell. Wir wollten die ganze warme Nacht hindurch fahren, aber plötzlich ſtiegen Gewitterwolken auf, immer mächtiger grollende Donnerſchläge rollten aus den Bergen herüber, Blitz auf Blitz zuckte durch die rabenſchwarze Nacht, und wenn ſo einer aufloderte, dann ließ er den Blick in die tiefe Schlucht zur Seite der Straße hinabfahren, wo unten gar nicht leiſe und ſanft die Boita rauſchte. Von der Station Venas an ward es immer ärger mit dem Unwetter, eigentlich immer großartiger, aber unſere Signora hatte für dieſe Großartigkeit keinen Sinn mehr, ſondern verlangte gebieteriſch, daß nicht mehr weiter gefahren werde, wir als gehorſame Cavaliere fügten uns, und als wir gerade in der Mitternachtſtunde Perarollo erreicht hatten, bedeuteten wir dem ſchon wieder die neuen Pferde aus dem Stalle ziehenden Poſtillon, daß hier über Nacht geblieben werden ſolle. Die Bewohner des wahrſcheinlich einzigen Hotels im Orte wurden aus dem Schlafe geweckt; mit größter Dienſtfertigkeit riß der Cameriere den Schlag auf, „Marietta, Teresa!“ ſchrie es im Haus auf und ab, alles ſtürzte durcheinander, die kleinen Zimmer wurden raſch genug in Stand geſetzt, und bald konnten wir getroſt dem erſten italieniſchen Traum Gehör geben.

Lang währte es mit der Ruhe nicht, unſer Weg war weit und bis Nachmittag vier Uhr mußten wir in Treviſo ſein, wollten wir anders am Abend durch den Canale grande gondeln. So ſtand denn ſchon wieder um fünf Uhr Morgens der Wagen vor der Thüre. Ich hatte noch Zeit, die Lage Perarollo's anzuſehen; ſie hat etwas gewaltig Wildes, und in der Morgendämmerung ſtellten ſich die den Ort faſt erdrückenden Berge und die ihn umhüllenden Wälder noch greller und düſterer dar. Wir waren in der Nacht tief herabgefahren, die Straße klebte förmlich an den Felſen. Der Uebergang aus dem Thal der Boita in das der Piave war uns unbemerkt geblieben; mehr aber als das beklagten wir, daß es uns nicht vergönnt geweſen, das liebliche Pieve di Cadore, Tizians glückliche Geburtsſtadt, aus ſeinen Bergen herabſchauen zu ſehen. Die Piave iſt ein merkwürdiger Fluß; bald ſehr nahe, ſchroffe Begrenzung der Uferwände liebend, bald dieſe weit zurückſchiebend, ſtrömt ſie meiſt in einem ſehr breiten Bett einher, ſelbſt

als Fluß die Landesſitte beobachtend. Ihre Ufer, ein oft jäh abſtürzendes, dazwiſchen in Trümmer zerriſſenes Schiefergebirge, bieten auf dieſer erſten Strecke viele Erinnerungszeichen furchtbarer vor langer Zeit geſchehener Revolutionen. Eine Oaſe gleichſam in dieſer Fluß- und Steinwildniß erſcheint auf einem in das Waſſer vorſpringenden Cap reizend gelegen Longarone.

Neues Pferdewechſeln erwartete uns hier und zugleich die ganze Annehmlichkeit einer italieniſchen Extrapoſtreiſe. Es iſt zwar etwas ſehr Hübſches um dieſes ſchnelle Fortkommen, und über langſame Beförderung darf man nicht klagen; aber dieſe kleinen allſeitigen Betrügereien der Unterbedienſteten in einem Poſthofe, dies Herumlungern eines ganzen Dutzends von Tagdieben um den ankommenden und abfahrenden Wagen, dieſe allſeitigen Anſprüche an unſre Börſe und Mildthätigkeit, dies Zetergeſchrei, welches um jeder Reelamation, jeder abweiſenden Antwort willen erhoben wird, dieſes mühſelige Verhandeln über Caroſſa, Cavalli, Lire ꝛc., wenn es mit dem Wälſchreden doch nicht ſo recht fortgeht, — das alles muß auch zu ertragen gelernt werden. In Longarone entſtand ein heftiger Wortkampf zwiſchen unſerem Reiſekaſſier und dem ganzen zornig lärmenden Poſtperſonal, welches uns doppelte Nachforderungen machte; die ſprachliche Verſtändigung gelang diesmal herrlich, eine Flut von impertinentes, maledettos und anderweitigen Liebesverſicherungen flog hin und wider; alle möglichen Tarife wurden herbeigeſchleppt, und endlich mußten wir doch zahlen, um nur davon zu kommen. Die Gegend ward offener, freundlicher, angebauter, eine Straße zweigte ſich von der unſern ab, die nach Belluno führende; wir überfuhren die Piave bei Capo di Ponte auf einer graziös in einem einzigen Bogen den Fluß überſpannenden hölzernen Brücke, wo zum erſtenmal der geflügelte Löwe von San Marcus an alte Herrlichkeit mahnend ſich zeigt. Ein ziemlich umfangreicher, von anmuthigen Bergformen umſchloſſener See führte uns dann an ſeinen Ufern hin nach der an ſeinem Ende gelegenen freundlichen Station der See von Santa Croce geheißen. Die Berge waren allmählig zurückgetreten, aus den eigentlichen Alpen waren wir heraus, zur Seite liefen nur noch Hügelketten; aber noch trug die Umgebung einen ſeltſamen, rauhen Charakter, dieſen abſpiegelnd in dem Namen des kleinen Lago morto, an dem wir vorüberkamen.

Da waren wir auch am Fuß jener Hügelreihe in Seravalle, und hier war auf einmal die Macht des Nordens gebrochen, die große, weite Ebene

lag vor uns mit all dem wunderbaren Segen, mit dem Gott den Süden geſchmückt hat; wir grüßten die erſten Olivengärten, die Weinfelder, wo ſich die Reben in herrlichen Guirlanden an den unzähligen Maulbeerbäumen hinaufſchlingen, die unendlich mannigfachen Sproſſen einer unerſchöpflichen Vegetation. An die Stelle der Dörfer oder kleineren Orte im Gebirge traten nun die ſtattlichen, mit der ausgeprägteſten ſüdlichen Individualität ſich darſtellenden Städte der Ebene, zuerſt Cenada, dann Conegliano, beide von Caſtellen beherrſcht, mit großen, breiten Straßen, vielfach palaſtähnlichen Häuſern, dem ganzen, dem Fremdling von jenſeits der Alpen ſo ſeltſam vorkommenden öffentlichen Leben, den Gewerken auf den Straßen, dem lauten, beweglichen Verkehr an allen Orten, den lockenden Gartenumgebungen, den reizenden Villas vor den Thoren. In den Mittagsſtunden durchfuhren wir die Trevisaner Mark, jenen von Fülle und Segen gleichſam triefenden Garten; immer üppiger, reicher wurde die Ebene um uns her, aber auch die Hitze immer drückender, der aufwirbelnde Staub läſtiger auf der mit ihrer grellen Weiße die Augen faſt erblindenden Straße, und wir waren herzlich froh, als der Vetturino, welchen wir in Conegliano gegen die Poſt eingetauſcht hatten, mit uns an den Thoren der ſchönen, großen Stadt Treviſo anlangte, ohne Aufenthalt aber durch ſie hindurchfuhr und uns am großartigen Bahnhof das Ende der langen, bei allen Genüſſen mühſeligen Fahrt glücklich erreichen ließ. —

Ich war in der ängſtlich freudigen Stimmung, mit der man längſt Erwartetem, Erſehntem entgegengeht, die im Herzen noch von der Kindheit fernen Tagen her nachklingt, wo man auf die ſüßen Schauer der Weihnachtfeier ſich bereitete. In wenig Stunden ſollte ich in Venedig ſein. Der Zug ging. Bald hieß es Meſtre, und nun an die Wagenfenſter gerückt, keinen Blick mehr weggewandt: es dröhnte unter uns, wir waren ſchon auf der Rieſenbrücke, mit welcher die Strada ferrata ihre Eiſenfäden nach der Lagunenſtadt geworfen hat, und nun links und rechts Waſſer, wir mitten drin, und vor uns, zuerſt fern, dann immer näher und deutlicher, aus der blauen Flut eine lange Reihe von Thürmen und Kirchen aufſteigend, hier Fort Malghera, dann auch dieſes vorübergeflogen, der Zug hält — Willkommen bella Venezia!

Ausſteigen, Paßabgeben u. ſ. w. ging nun alles raſch von ſtatten und wir ſaßen alsbald im Omnibus Nr. 3; ein Omnibus in Venedig iſt auf den erſten Anblick ein närriſches Ding: die Gondel, die alſo heißt, iſt nach

Geſtalt und Einrichtung ihren Namensſchweſtern oder vielmehr -Brüdern auf dem feſten Lande durchaus ähnlich. Die Nacht war hereingebrochen, und ich glaube, ich hätte nichts beſſer wählen können, als in der Nacht in die Stadt eines ausgelebten reichen, ſchönen Tages einzuziehen. Nächtig, todt, grabesſtill erſchien mir alles ringsum; geſpenſtig ſtarrten die öden Paläſte des großen Canals in das Dunkel herein, da kam eine raſche Biegung, und ſiehe, plötzlich ward alles licht und glänzend, ein Flammenmeer ſtarrte mir entgegen, die Piazetta lag vor uns. Und wenn es mir auch niemand geſagt hätte, ich würde ſie erkannt haben; hier ging es mir nicht wie in Heiligenblut, ſo hatte ich mir alles gedacht, in meinen Sehnſuchtsträumen mir vorgezaubert. Ich kannte alles. Das waren die beiden Säulen, auf deren einer der Löwe von San Marco heute noch hinausſchaut in das blauende Meer, wie er es in den Zeiten ſeiner weitherrſchenden Macht gethan; und dieſe lange, glänzende Straße am Canal hinab war die „Riva der Slavonen," und hier dieſer Prachtbau mit ſeinen Bogen und Säulen der Dogenpalaſt. Und dort ragte hoch der ſeltſam quadrirte Glockenthurm von San Marco, der Campanile, empor, und das war ſie ſelbſt, die wunderbare Marcuskirche, und nun kam es immer lichter, glänzender, ja blendender — der Marcusplatz. Aber wir mußten ſchnell über ihn hinweg, um den Kofferträger nicht aus dem Auge zu verlieren, in den flimmernden Straßenzug der Merceria hinein, und als wir endlich in unſerem Gaſthof „il Vapore" angelangt und beſtens aufgenommen waren, da fragten wir uns wie im Traume: „ſind wir wirklich hier, wirklich in Venedig." Und es mußte wirklich ſo ſein, denn bald umbrauste uns noch ſelbigen Abends das Getümmel und Gewoge des Marcusplatzes, und wir ſaßen, als hätten wir das immer ſo mitgemacht, inmitten der uns umgebenden fremden Welt vor'm Café Floriani und ſchlürften unſer Sorbetto; die Muſik der öſterreichiſchen Regimenter ſpielte uns Willkommensklänge und aus dem herrlich blauen Himmel ſandten uns die funkelnden Sterne Willkommensgrüße zu.

Welche Eindrücke ſollte nun der erſte Morgen in Venedig feſthalten? Was ſollte zuerſt vorgenommen werden? Eine Orientirungsfahrt durch den großen Canal, um gleich an den Namen der ihn beherrſchenden Paläſte venetianiſche Geſchichte zu ſtudiren und zu recapituliren? oder eine Beſteigung des Campanile, um das wunderſame Inſel- und Lagunenbild gleich ſich recht verſtändlich darzulegen? oder ein Beſuch des uns ſo oft, aber faſt von jedermann mit andern Farben geſchilderten Domes von San Marco?

Aus unſern Zweifeln und Wählen befreite uns raſch, als wir im Café del Imperatore d'Austria in der neunten Morgenſtunde frühſtückend ſaßen, das ſuchende und forſchende Heranwandeln eines Herrn in ſchwarzem Frack und weißen Glacéhandſchuhen, der alſobald der Mittelpunkt einer fragenden, verlangenden, in allen Zungen der gebildeten Welt durcheinander rufenden Geſellſchaft wurde, und den darum mein ahnungsſicheres Gemüth ſofort als den großen Fremdenführer Venedigs, Herrn Francesco Bulgari (ich bitte das a ja kurz zu ſprechen), erkannte. Ihm unſern erſten Tag anzuvertrauen, war wohl das Geſcheidteſte, und ſo ſtellte ich mich und meine Geſellſchaft dem Herrn Impreſſario des Venetianer Fremdenvergnügens vor, zu den von ihm ſchon engagirten Nr. 1—18, Nr. 19—22 bildend. Praktiſch, bequem für den in ſeiner Zeit vielleicht beſchränkten Reiſenden, wenig koſtſpielig, bei der Bildung Bulgari's auch belehrend und anregend iſt dieſe Art der Fremdenführung, wie ſie nun ſchon durch den alten, nun verſtorbenen Nicolo, den Vater des jetzt activen Franz, zur venetianiſchen Tradition geworden iſt; allein wer nur irgendwie mit der Geſchichte Venedigs vertraut iſt, was freilich als Grundbedingung eines richtigen Verſtändniſſes dieſer im Leben todten Stadt gilt, mag ſeine eigenen, ſelbſtgewählten, ihm größere Freiheit laſſenden Wege einſchlagen. Und ſo folgten auch wir nur dieſen erſten Tag der grex Bulgariana und an den andern unſerer eigenen Eingebung. Doch für die Ordnung und Eintheilung dieſer ſeiner für uns erſten und letzten Führung konnten wir Bulgari nur dankbar ſein.

Im Hof des Dogenpalaſtes am Fuße der Rieſentreppe, wo Marino Falieris Haupt in den Staub gerollt, begann er ſeine Erklärungen; dieſen Palaſt, wohl den merkwürdigſten der Erde, mit ſeinen an jedem Stein faſt haftenden gewaltigen Erinnerungen beſchreiben zu wollen, wäre vergebliches Unterfangen, das allein erlaube ich mir zu bemerken, daß mehr als die berüchtigten Löwenköpfe, mehr als der Sitzungsſaal des Raths der Dieci, mehr als der Ponte de' Soſpiri, im Saal, wo die Bildniſſe ſämmtlicher Dogen gemalt ſind, mich der ſchwarze Schleier erſchüttert hat, der über ein ausgetilgtes Fürſtenbild gezogen iſt und auf dem die, mehr als alles andere von der Republik Macht und Größe ſprechenden Worte geſchrieben ſind: „Hic est locus Marini Falleri decapitati pro criminibus.“

Vom Palaſt der Herzoge war es ein natürlicher Uebergang, zu ihrer Todtengruft, der Weſtminſter-Abtei von Venedig, der Kirche von San Giovanni e Paolo zu fahren. Der edelſten Venetianer Staub decken hier

die Marmorfliesen, die prachtvollſten Monumente und Mauſoleen verewigen ihre Namen und Thaten, Malerei nnd Skulptur bewahren hier ihre vollendetſten Schöpfungen, die eine in Tizians Petrus Martyr, die andere in den erhaben ſchönen Marmor-Hautreliefs, Lebensbildern der Jungfrau und des Heilands in der Roſenkranzkapelle, und der ganze hohe Tempel gibt einen Eindruck, der dem Begriff einer Kirche entſpricht, den ich aber in San Marco vergeblich geſucht habe. — Auch einige Sammlungen waren in das Programm des Tages eingeſchoben, ſo Muſeum Corre und die reiche, aber bei dieſer Führung nur durchjagte Gallerie des Palaſtes Manfrini. Und um einige Kenntniß von den Außenſeiten nicht nur, ſondern auch von den Interieurs venetianiſcher Paläſte zu bekommen, ſtiegen wir bei Vendramin Calerghi, der einſt Catharina Cornaro, der Erkönigin von Cypern gehörte, und in dem nun die Herzogin von Berry, die Erthronfolgerin von Frankreich, haust, und bei Palaſt Treves an's Land.

An des letzteren Landungstreppe ſtand, wie faſt überall, wo Gondeln anlegen, einer jener zahlloſen Fairniants, die mit langen Haken die Schiffe heranziehen, feſthalten und dem Ausſteigenden gegen geringe Belohnung behülflich ſind. Dieſer nun an der Pforte des Palazzo Treves hatte etwas Nobles, Edles in ſeiner ganzen Haltung; die Geſellſchaft unſerer Gondel, namentlich eine nicht kleine polniſche Familie, betrachtete ihn mit unverholener Theilnahme; man muß immer zur Kenntnißbereicherung und Belehrung ſeiner Nächſten behülflich ſein, und ſo erzählte denn mein Reiſegefährte mit aller Treue hiſtoriſcher Wahrheit die traurige Geſchichte jenes „Nobili," der einſt ſelbſt glücklicher Beſitzer dieſes prächtigen Palaſtes geweſen, dann des entſchiedenſten Unglücks Spielball geworden, und nun ſo tief von der Höhe des Lebens herabgeſtürzt ſei, daß er an ſeiner eigenen Behauſung Pforte ſtehend für ein paar elende Quarantani fremder Beſucher Gondeln heranhaken müſſe. Mit thränenden Augen ſchauten die Polinnen, Mutter, Töchter und Gouvernante auf den unglücklichen Nobili, Worte des innigſten Mitgefühls ſprach der Pole, und das Jammerbild ging ihm nicht mehr aus dem Sinn, nach ein paar Tagen hörte ich ihn bei nochmaliger Begegnung davon ſprechen, und ich bin überzeugt, daß er jetzt daheim ſchon mehr als einmal ſeinen ſtaunenden Freunden von dem traurigen Bild verfallener Herrlichkeit erzählt hat, das er am Thor des Palaſtes Treves in Venedig geſehen.

Als die Sonne ſchon mit ihren letzten Strahlen zu den hohen Hallen

hereinfiel, betrat ich Venedigs märchenhafteſtes Bauwerk zum erſtenmal, die Baſilika des heiligen Marcus oder, wie neuerdings ſo treffend bemerkt worden iſt, beſſer der Sancta Venezia. Denn Venezia lautet das zaubergewaltige Wort, durch das und für das dieſer Tempel aufgerichtet worden iſt. Ich laſſe dem wunderſamen Bau alle Gerechtigkeit widerfahren, ich habe ſeine ganze Großartigkeit empfunden; mir iſt ſeine eigenthümliche, namentlich aus dem Glühen des Abendroths und dem Dunkel der Nacht geborne Magie nicht fremd geblieben; ich habe in ihm einen Markſtein der Geſchichte geſehen, der einzig in ſeiner Art daſteht; was Erdenreichthum, Glanz und Pracht heißt, erſchien mir in ihm, in dieſen goldbelegten Kuppeln, dieſen Moſaikwänden, dieſen koſtbaren Säulen vereinigt, — allein bei und trotz alle dem hat er mich kalt gelaſſen, es hat mich nichts andächtig in dieſer Kirche geſtimmt und ich muß die charakteriſtiſche Frage wiederholen: „iſt dies vielleicht ein Empfangsſaal, in dem der falſche Prophet Mahomed wartet, ob ihm der Herr Jeſus Chriſtus nicht ſeine Aufwartung machen wolle?“

Indem wir die unergründlich reiche Pracht dieſes Domes beinah noch vor den Augen flimmern ſahen, beſtiegen wir die Campanile, um einen Blick hinauszuthun in Land und Meer. Wie erbleicht mit einem Schlage, was dort unten die erfinderiſchſte und begabteſte Menſchenkunſt geſchaffen, vor dem majeſtätiſchen Gemälde, das da oben zu ſchauen iſt, das der Meiſter aller Meiſter gemalt hat! Eng zuſammen geballt liegt Venedigs Häuſermeer dicht unter uns; wir können nicht in ſeine Waſſerſtraßen hineinſehen, ja nicht einmal das große S des Canal grande in ſeinem ganzen Laufe verfolgen. Weithin kenntlich ragen die Kuppeln und Thürme der unzähligen Kirchen empor, in prächtigem Kranze umfluten die Lagunen die ſchwimmende Stadt; Inſeln auf Inſeln tauchen in immer mehr verſchwindender Ferne aus ihnen auf, da vor allen bemerkbar Lazaros umwelltes Kloſter, Murano, und dort lang hingeſtreckt der Lido. Herrlich iſt das ganz Nahe, die unmittelbare Umgebung der Piazetta, der Maſtenwald des Hafens, die grünen Baumwipfel der Giardini publici, die breite Wogenſtraße des Canals Giudecca, — aber noch viel herrlicher, überwältigend das Weite und Ferne, dort im Norden und Nordweſten die lange Kette der Alpen und ihre Vormauern, bis herab zu den Euganeen, im Oſten und Weſten die weite Ebene, aber dann da im Süden und Südoſt und Südweſt weit über die Lagunen und ihre Rieſendämme hinaus das unabſehbare, unendliche, ewige Meer,

die prächtige Adria, Schaaren von blendenden Segeln auf ſeinen Wogen, — über das alles der Sonne Sterbeglanz hingeflutet, die Glut eines italiſchen Abends hingehaucht. —

Um die Herrlichkeit dieſes Abends ganz zu genießen, wollten wir noch eine Gondelfahrt unternehmen, und wie heute, ſo werden die letzten Stunden eines jeden Tages zu dieſen Streifzügen durch Canäle und Lagunen angewendet. Da habe ich am klarſten und deutlichſten erfahren, was es um Venezias wunderſame Schöne ſei, da habe ich einen Hauch der ſehnſuchtsvollen Liebe verſpürt, mit dem es Einem dieſe Meereskönigin anzuthun vermag, da habe ich aber auch die unnennbare Wehmuth, die ſtille Trauer kennen gelernt, mit der man allein die entthronte Herrſcherin lieben kann. Jenes erſtemal fuhren wir in ſtiller Betrachtung ſeiner Uferpaläſte vertieft, einen der erlauchten Namen nach dem andern uns vorſagend, durch den Canal grande, hinaus zur Eiſenbahnbrücke, hielten dort, bis donnernd der Zug darüber weggeflogen war, und lauſchten dann Venezias Abendlied, das es mit Hunderten von Glocken ſang.

Der zweite Tag unſeres Venetianer Aufenthalts war der achtzehnte Auguſt, des Kaiſers Geburtstag; man hatte uns von mehreren Seiten Glück gewünſcht, dieſen Tag dort zubringen zu können, beſonders wegen der Gondelfahrt, die am Abend ſtattfinden ſollte. Wir warteten geſpannt der Dinge, die da kommen ſollten. Am Morgen ſahen wir beim erſten Betreten den Marcusplatz mit feſtlichem Gewande geſchmückt; von den Cedermaſten vor der Kirche wallten die langen Fahnen herab, die Altanen der Procuratien waren mit rothem Tuch behängt. Um zehn Uhr ſollte große Kirchenparade ſein. Uns lockte der friſche, kühlende Morgen, wir wollten den erſten Theil der Feſtivitäten lieber von der Ferne anſehen oder anhören, und dorthin gehen, wohin es mich ſchon lange mächtig zog, an das Geſtade der offenen See. Die offene Barke glitt leiſe durch die ſpiegelglatten Wogen, von der Morgenſonne feenhaft umglänzt ſchimmerten die Kuppeln und Thürme, die Piazetta und San Giorgio Maggiore traten zurück, die Lagunen wurden offener und weiter, auf den Schiffen, welche an der Riva und im Hafen vor Anker lagen, ſo wie auf der ſtattlichen Kriegscorvette, die der Piazetta gegenüber ankerte, herrſchte rege Thätigkeit, Flaggen wurden aufgehißt, und bald waren alle Maſten und Raaen über und über umflattert. Wir näherten uns dem Lido und hatten ihn bald in ſchneller Fahrt erreicht. In einer halben Viertelſtunde waren wir über die ſchmale Inſelzunge weg, ſchon

flammte ein lichter Meeresſtreifen auf, aber noch hemmten Dünen den letzten, ungehinderten Ausblick; da waren auch ſie überſtiegen, und nun, — ich mußte das vor Freude des Wiederſehens hochklopfende Herz halten, — wogte es wieder zu meinen Füßen das ewige, herrliche, göttliche Meer, von keinem Land mehr begrenzt, unabſehbar, unendlich, alles umfaſſend. Ich ſah es wieder — nnd alle die hohen, unvergeßlichen Stunden, die ich ihm ſchon verdankte und die ich niemals vergeſſen kann, lebte ich noch einmal durch; waren es auch andere Geſtade, wölbte ſich auch ein anderer, düſterer Himmel über mir, als ich zum erſtenmal jubelnd „Thalatta, Thalatta!“ rief — es war doch daſſelbige Meer, daſſelbige große, gewaltige, rettende Meer, dorten im hohen Norden wie hier im glühenden Süden. Die Sonne goß Roſenlichter herab auf die wallende Flut, eine Fülle von Segeln, ein Heer von Silberſchwänen, ſchwammen draußen in der Nähe und Ferne. Es zog uns hinein in die lockenden Fluten, und ſchwer konnten wir uns nur wieder den Umarmungen der divina Adria entreißen. A reviderei hieß es, und unſere Barke durchſchnitt wieder die Wellen der Lagunen.

Sie wandte ſich nicht unmittelbar nach der Stadt zurück, an der Pforte eines von hohen Mauern umſchloſſenen Kloſters hielt ſie ſtill, ein Pförtner in fremder Ordenstracht öffnete und führte uns in ein kleines Empfangszimmer, wo wir bald den deutſch ſprechenden Pater eintreten ſahen, der uns ſeine Leitung anbieten wollte. Wir waren in San Lazaro, dem armeniſchen Kloſter, deſſen Name ſegnend in mehr als Einem Erdtheil genannt wird. Unſer gebildeter, freundlicher Führer zeigte nns alles Bemerkenswerthe, beſonders alſo die Bibliothek und großartige Druckerei. In der Kirche knieten alte, ehrwürdige Mönche mit lang herabwallenden Silberbärten, der Fremden nicht achtend, in andächtiges Gebet verſunken. Wir pflückten uns noch von dem reizenden Kloſtergarten, deſſen in dichte Blüthenhüllen gekleidete Oleander faſt über die Mauern hinausſahen, ein paar Erinnerungsblumen, und ruderten nach Venedig zurück.

Wir kamen gerade zur rechten Stunde, das Hochamt war auf ſeinem Culminationspunkt angekommen, die Glocke von San Marcus gab das Zeichen, auf dem Platz donnerten die Kanonen, und in demſelben Augenblick blitzte es auch auf der Corvette und ſämmtlichen Kanonenbooten auf, und prachtvoll rollten die Salutſchüſſe der kriegeriſchen Schiffe über das Waſſer hin. Der Nachhall zitterte noch in der hohen Kuppelwölbung der Kirche San Giorgio Maggiore, die wir nun betraten; es war das die erſte der

Kirchen, die wir an dieſem zweiten Tage beſuchten; ihr folgten Maria della Salute und Maria dei Frari, welch letztere in monumentaler und hiſtoriſcher Beziehung San Giovanni e Paolo würdig zur Seite ſteht. Auch die Scuola San Rocco ward nicht übergangen und auf der grandioſen Treppe zu Tintorettos Meiſterwerk, der Kreuzigung, hinaufgeſtiegen. In der Academia delle belle Arti machte ſich gerade eine gar nicht viel von bella arte verrathende Ausſtellung moderner italieniſcher Kunſt breit, welche ſo arrogant auftrat, daß faſt alle alten Bilder von ihr verſtellt oder verhängt waren, und wir nicht einmal die Madonna gen Himmel fahren ſahen. Ich habe alſo ſo ziemlich Rom ohne den Papſt geſehen, denn Venedig verlaſſen, ohne die Aſſunta bewundert zu haben, iſt wohl daſſelbe; und wenn ich von nun an alle neue Malerei aus Italien haſſe, wer will es mir verargen?

Der Abend war herbeigekommen, von der Piazetta ſtieß eine Gondel nach der andern ab, bald war keine mehr zu bekommen. Wir hatten für unſern ganzen Aufenthalt eine beſtimmte gemiethet, und da dieſe vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend zu unſeren Befehlen ſein mußte, ſo waren wir geborgen und konnten ſogar noch großmüthig einem befreundeten Künſtler aus dem Vaterlande einen Platz anbieten. Um halb ſechs Uhr ſollte die große Gondelfahrt beginnen, allein es zog ſich noch lang genug hinaus. Wir ruderten ruhig am Eingang des Canals auf und nieder, die Präludien des Schauſpiels uns betrachtend. Es waren meiſt Fremde in den Booten oder offizielle Perſönlichkeiten; die Nobili waren weggeblieben; Oeſterreich bot alles auf zur Feier des Tages, Italien ſchwieg. Im ganzen Canal war faſt kein geſchmückter Palaſt, wohl ſtanden Ufer und Brücken gefüllt von Menſchen, aber alles verhielt ſich ſchweigend und ſtill. Ich mußte den ganzen Abend an George Sands Novelette: „l'Orco“ denken.

Endlich fuhren aus dem Palaſt des Gouverneurs einzelne Barken heraus, ſchimmernde Uniformen in ihnen; man durfte beginnen. Das an der Waſſerpforte jenes Palaſtes liegende große, ſchönſtens geſchmückte Muſikboot, mit dem ganzen Muſikcorps der Regimenter bemannt, ſetzte ſich in Bewegung und bog in den Canal grande ein; augenblicklich wandten ſich ſämmtliche Gondeln, Barken und Boote nach derſelben Richtung, und wie mit Einem Ruderſchlag ſchifften ſie keilförmig zuſammen, einen Augenblick faſt ein Zertrümmern befürchten laſſend, dann ruhig und langſam auf der breiten Waſſerſtraße hingleitend. Hier galt es nun für die Gondoliers ihre Geſchicklichkeit und Kunſt zu zeigen; es war faſt keine Hand breit Raum

zwiſchen den Fahrzeugen, Bord an Bord, der ganze Canal bedeckt, und doch fuhren dieſe kräftigen, hoch aufgerichtet in ihren Schifflein ſtehenden Burſche mit einer Leichtigkeit und Sicherheit an einander vorüber oder vor, die mehr als in Erſtaunen ſetzte. Unſere Ruderer hielten ſich vortrefflich, wir durften nur wünſchen und ſie leiſteten das mir faſt unmöglich Erſchienene, dicht am Muſikboot und ſo in der Mitte der ganzen Fahrt ſich zu halten. Laut und voll erklangen die rauſchenden Melodieen der trefflichen Muſik, die Gondeln folgten wie von ſelber im Takte, auf faſt allen Balconen der bewohnten Paläſte ſtanden Frauen und Mädchen, und manch ſchönes Geſicht ſchaute da herab in das tolle Gefahre.

Bis zur Strada ferrata ging der Zug, da ward gewendet und langſam zum Ponte Rialto zurückgefahren. Die Nacht war eingebrochen. An der Brücke hielt alles ſtill, die Muſik ſchwieg, — da loderten plötzlich Pechfackeln und bengaliſche Flammen auf den Booten auf, alles ſtrahlte in blendender Helle, die Muſik wirbelte in neuen, mächtigen Tönen auf, man ſteuerte unter der Brücke durch, und nun begann der großartigſte, unvergleichlichſte Theil der Fahrt. Die Eindrücke, die nun auf Auge und Phantaſie einſtürmten, die phantaſtiſchen, überraſchenden, überwältigenden, kaum aufgetauchten, auch ſchon wieder verſchwundenen Bilder, welche jetzt in unzähliger Aufeinanderfolge ſich abrollten, die Lichterwechſel, welche jetzt den Blick verwirrten und dann ihn wieder aus dem Dunkel nach der grellen Helle ſich ſehnen ließen, das unwiderſtehliche Herandrängen vergangener Zeiten und am Ende die ſchier geſpenſtiſche und unwillkürliche Vermiſchung von Gegenwart und Vergangenheit, — all das läßt ſich ſchwer oder eigentlich gar nicht in Worte faſſen. Jetzt war alles ringsum in hellen Tag verwandelt, bis zum entfernteſten Kahne hin alles klar und deutlich zu ſehen, in ſeltſamen, bunten Farbenlichtern ſchimmerten die verſchiedenen Gewandungen und maleriſchen Coſtüme; ſcharf zeichneten ſich die edlen Geſtalten der Gondoliere ab, bis in die kleinſten, zierlichſten Bogen hinein, ſo daß die ganze zauberiſche Architektur hervortrat, waren die ſtummen, alten Paläſte durchleuchtet, in den Fluten ziſchten die Pechtropfen auf, ſpiegelten ſich die ephemeren Fantome. — Und dann wieder war alles plötzlich dunkel und finſter, nur matt und bleich glänzte von der oder jener Seite des Canals ein Licht herüber, und der tiefblaue Himmel mit ſeinem Sternenheer wies allein den Schiffen ihren Weg.

Eine warme, weiche Sommernacht lag über den herrlichen Stunden

dieſer Fahrt hingebreitet, alle Glocken Venedigs begleiteten mit ihren tiefen, harmoniſchen Tönen den wunderbaren Zug. Es war der alte Canal, der ſchon vor Jahrhunderten da geflutet hat, es waren die alten Paläſte, es war das alte Venedig, das hinſtirbt und doch niemals ſterben kann; ja es war daſſelbe Volk noch, wenigſtens in ſeiner Tracht, in ſeiner Haltung: unſer Maler darf nur die Bilder jenes Abends in Ein großes zuſammenfaſſen, nur wenige Striche anders machen, und er hat einen Tag aus Venetias ſtolzeſter Erinnerung auf die Leinwand gezaubert, vielleicht jenen, von dem Platen ſingt:

„O holder Tag, da Emos
Heimzug die Fluten theilte,
Und ihm entgegeneilte
Der Doge Paul Renier;
Gedenk' ich jener Zeiten,
So wird die Seele milder,
Es fliegen jene Bilder
Wie Engel um mich her."

Wie vom flüchtigen Zauber hervorgerufen, verſchwand auch wieder dieſer ſommernachtgeborne Märchentraum. Noch einmal flog auf den Barken Flammenglanz auf, das Lichtermeer der Piazetta begrüßend, an der wir nun angekommen waren. In feierlichen, langgezogenen Klängen tönte die Volkshymne in die Nacht hinaus, der Donner der Kanonen rollte noch einmal über das Meer hin, — und dann war alles ſtill, alles vorbei. —

Wochenlang in Venedig verweilen zu können, und dann jeden Tag in aller Muße eine andere Merkwürdigkeit der merkwürdigen Stadt aufzuſuchen, erſchien mir als ein beneidenswerthes Glück; allein wir hatten nur vier Nächte und drei Tage für Venezia; warum alſo den letzten Tag noch in ſo viel Kirchen als möglich, oder in den und jenen Paläſten und Muſeen herum eilen, nur um dem Reiſehandbuch und dem Prahlen, recht viel geſehen zu haben, Genüge zu thun, und am Ende doch alles in der Erinnerung unter einander zu bringen? Da war es doch wohl beſſer, die noch übrigen koſtbaren Stunden zu einem eigentlich planloſen Herumſtreifen zu Fuß und zu Gondel durch die Stadt, wo möglich in ihrer weiteſten Ausdehnung, zu benutzen, und nebenbei ein wenig ihr inneres Leben und Treiben kennen zu lernen. Mit dem Marcusplatz fingen wir natürlich wieder an, mit der gewöhnlichen Frühſtückſtunde im Café Imperatore d'Austria

dem Sammelplatz aller deutschen Reisenden, wo man fast alles, was der fluktuirende Fremdenstrom in die Lagunen geworfen hat, in dieser Morgenstunde vereinigt sehen kann, wo die Marcustauben furchtlos und zutraulich herumflattern, die für sie abfallenden Brodkrummen aufzuhaschen, wo die Gondoliers sich bestellungslustig mit ihrem unaufhörlichen „Signor, gondola!“ durch die Arkaden drücken, die allezeit zum Beginn ihres Polirgeschäftes fertigen Stiefelwichser lauernd auf jegliche Fußbekleidung blicken, eine unzählige Cohorte von Verkäufern der mannigfachsten Dinge die Säulenhallen durchrennt und mit betäubendem Geschrei ihre Waaren, zu denen selbst junge Hunde zählen, ausbietet, die Blumenmädchen mit der poetischen Toilette und den größtentheils unpoetischen Gesichtern an die Tische treten, aus ihren Körbchen die Blumen nehmen, mit gewandtester Schnelle dem Fremden ein Sträuschen binden, und ruhig wieder weggehen, wenn dieser nicht gewillt ist, der romantischen Geberin seinen Dank in klingender Münze auszusprechen.

Dann folgten wir noch einmal dem Zug des Herzens nach dem Lido, hinaus zum Meeresgestade, legten, zurückgekehrt, bei den Giardini publici an, und hätten fast an diesen steifen Baumgängen, in denen das „Reiten und Fahren“ laut Anschlag bei hoher Strafe verboten ist, sehr wenig gefunden, wenn nicht das frische Grün der hier so ganz isolirten Bäume als hübscher Contrast zu den blauen Wogen erschienen und die Aussicht von der Spitze des Parkes nicht so gar reizend gewesen wäre. Ein enger Straßenzug über so und so viel Brücken führte uns hierauf nach der kleinen Insel Quintavalle, auf welcher die stattliche Kirche von San Pietro die Castello, Venedigs alte Kathedrale, belegen ist. Dann standen wir vor dem Arsenale still, vor dieser einst so gewaltigen Rüstkammer der Republik; aber wir mußten uns mit dem Anschauen des großen Portals und der vier kolossalen Löwen aus dem Piräus begnügen, welche den äußern Wächterdienst versehen, denn seit der Revolution wird dem Fremden der Eintritt unendlich schwer gemacht. So flanirten wir von Straße zu Straße, von Brücke zu Brücke, blieben bald da, bald dort stehen, wo ein absonderlicher Gegenstand unsere Aufmerksamkeit auf sich zog, mochte das nun ein allereinfachster Verkaufsstand von gebratenen Kürbissen oder einer der prachtvollen Juwelierläden sein.

Wir kamen an einer Kirche vorüber, ein kleiner Platz begrenzte sie, viele Menschen standen vor der Thüre, offenbar auf etwas wartend; Kirchen-

diener in feuerrothe Röcke gekleidet, Bettelmönche, fromme Brüderſchaften in ſchmutzig grauen Kaputzen, Wachskerzen in der Hand tragend, waren in Reih und Glied aufmarſchirt, — man rüſtete ſich wahrſcheinlich zu einer Prozeſſion, — „una processione?“ fragte ich; „no, morto,“ — alſo wußten wir, woran wir ſeien, einer Leiche galt es. In der Kirche ſtand der Sarg auf der Bahre, eine Schaar Prieſter, abſchreckende Phyſiognomieen, bewegten ſich mit Weihwaſſer, Litaneien und Gebeten um ihn herum, die Orgel ſpielte im Walzerrythmus das Todtenlied, die Leidtragenden, augenſcheinlich der ärmeren Volksklaſſe angehörig, folgten dem Sarge, als der nun aus der Kirche getragen wurde. Auf der Riva angekommen hielt der Zug ſtill, die Geiſtlichkeit ſprach noch einmal den Segen über ihn, dann ward er in eine Gondel geſetzt, die Verwandten und die Prieſter mit dem Kreuze ſtiegen in eine zweite Barke und langſam glitt der düſtere Leichenzug auf der ſchmalen Waſſerſtraße zur Friedhofinſel hin.

Als wir ſpäter von einem nochmaligen Beſuch San Giovannis und Paolos zurückkehrten, veranlaßten uns die aus der Kirche Maria formoſa heraustönenden Trauergeſänge zum Ausſteigen; auch hier ward eine Leichenfeier gehalten, allein im vollſten Gegenſatz zu der oben geſehenen. Alles Pracht, Glanz, Luxus, während dort alles ärmlich, gering war, noch einmal ſo dicke Kerzen, noch einmal ſo viele Prieſter; reiche Trauertoiletten, Sängerchöre, aber dieſelbe Andachtloſigkeit da wie dort. Ueberhaupt kann man eigenthümliche Bemerkungen in den Kirchen von Venedig machen, wenn man auch nur flüchtig die Betenden und Andächtigſeinwollenden beobachtet. Die Augen, welche da ſo vielfach hinter den beſtändig auf und nieder wogenden Fächern hervorblitzen, leſen auch lieber Liebeskanzonen, als in den prächtig verzierten Gebetbüchern. Man kniet vor dem Altar der Madonna und opfert im Herzen der Göttin von Knidos.

Daß wir noch in gar manchen Canälen, Gaſſen und Gäßchen geweſen, überall Dinge geſehen, welche phantaſtiſch, originell, nur hier und ſonſt nirgend anders möglich, ſo verſchieden unter einander, ſich doch harmoniſch einfügen in das Eine Bild: Venedig; daß wir noch einmal im Feentempel von San Marcus geſtanden, zum Abſchiedsblick auf Stadt und Meer noch einmal auf den Campanile geſtiegen, und mir es da ſo ſchwer und bang um's Herz wurde, wie ſonſt ſelten bei einem Lebewohl, — davon will ich ſchweigen. Nur der letzten abendlichen Gondelfahrt möchte ich noch gedenken, die mir faſt die herrlichſte von allen erſchien. Durch den an dieſem

Abend beſonders belebten Canal grande ward hinausgefahren zum Canal Reggio; an der Eiſenbanbrücke umfloß uns die wunderbare Majeſtät des Sonnenuntergangs, ein rother Vorhang umſpannte den weſtlichen Himmel, ein Roſaſchleier legte ſich über das ſpiegelglatte Meer, in blauen Dämmerduft verſchwimmend blickten die Alpen herüber. Immer mehr erblaßten allmählig die abendlichen Farben, groß und hehr, mit balſamiſch kühlendem Kuſſe die Stirn umwehend, kam die Nacht herangezogen; ein Stern nach dem andern blitzte auf, herrlich leuchtend vor allen Venus. Wir fuhren weit hinaus in die Lagunen; in großartigen, dämmernden Umriſſen erhob ſich Venedig aus der Ferne; die Glocken alle riefen wieder ihr heilig Ave Maria über das Waſſer hin. Still war es um uns, in uns. Wir ſprachen nichts; die Gedanken allein hatten in dieſen gefeiten Augenblicken mit Nähe und Ferne zu verkehren; „mir war zu Muth, als ſchliefe der Woge Grimm und Macht, und ſchwebte über der Tiefe der Herr durch die heilige Nacht.“ —

Wir lenkten in den Canal der Giudecca ein, der in ſeiner Größe und Breite ſchon golfähnlich iſt, die Häuſerreihen Venedigs zur einen, der Giudecca zur andern Seite; die Lichtergruppen in ihnen, nun der Hafen mit ſeinen Schiffen und den Zeichen der eingetretenen nächtigen Ruhe auch auf ihnen, dann der immer neu überraſchende, überwältigende Anblick der Piazetta auch von dieſer Seite bildeten die Schlußbilder dieſer letzten, unvergeßlichen Gondelfahrt. In ſpäter Stunde ging ich vom Gewühl des Marcusplatzes noch einmal durch die gold- und juwelenglänzende Mercerie nach der Rialtobrücke und ſchaute lang in den dunklen Canal hinunter; alles war dort unten ſtill und öde, in regungsloſem Schweigen lagen all die hohen Paläſte, nur die Wogen ſchlugen mit leiſem Rauſchen an die Marmorſtufen; das war die rechte Stunde für den letzten Blick auf die Todtenſtadt. — Schlaf wohl du ſchöne, todte Meeresbraut! —

Am Thore.

Studien und Träumereien

von

Edmund Hoefer.

Wenn ich aus meinem Fenſter ſehe, ſchaue ich in eine zwar nicht breite und noch weniger grade, dafür aber deſto längere Straße, welche links als eine Hauptader des ſtädtiſchen Lebens beinah die ganze Stadt durchzieht und alle Punkte eines lebhaften Verkehrs berührt, rechts aber nahe vor mir durch das Thor geſchloſſen wird. Es iſt ein hohes, alterthümliches Gebäude, wie man es in den Tagen des Mittelalters zu ſolchem Zweck und an ſolcher Stelle brauchte. Maſſig und ſtolz ſteigt es empor bis zur Spitze ſeines reich verzierten Giebels; Zinnen jedoch nnd Vorſprungthürmchen, Stab- und Netzwerk und all die Verzierungen von früher einmal glaſirten Ziegeln, — alles fügt ſich ſo geſchickt, ſo kunſtreich an und in das Ganze, daß das gewaltige Bauwerk einen nur wohlthuenden und nichts weniger als ſchwerfälligen Eindruck macht. Wie viele jener ſchönen Bauten des Mittelalters tritt es uns mit ruhiger, ernſter, bewußter Kraft entgegen und verſichert uns in ſehr verſtändlicher Weiſe, daß wir hinter ſolchen Pforten geborgen leben und ruhen können. Das ſpricht es ſogar ſelber aus. Denn auf der Steintafel über dem Spitzbogen ſeiner Wölbung könnt ihr unter den dort ausgebreiteten Flechten mit einiger Mühe noch ſeinen Zuruf entziffern: Der Stadt zum Schutz. Dem Feind zum Trutz. A. D. MCCCIX.

Die Thoröffnung ſelbſt trägt gleichfalls dazu bei, den Eindruck der Sicherheit und Ruhe zu erhalten und noch zu verſtärken. Es iſt ein weder ſehr hoch, noch übermäßig breit geöffneter Gang, nicht wie bei unſern modernen Triumph- und Siegespforten, oder welches die ſonſtigen Thorphantaſieen der Herren Baukünſtler ſein mögen, wo man immerdar in Angſt ſein muß, daß bei Gelegenheit einmal die ganze Stadt aus der großen, lieb-

loſen Oeffnung hinauslaufen werde: — im Gegentheil, dies alte Gebäude ſteht da wie ein rechter Hüter ſeiner Stadt, und die Oeffnung genügt nur ganz knapp für hohe Frachtwagen und große Getreidefuder; von Ausweichen zweier Fuhrwerke unter der Wölbung iſt gleichfalls keine Rede, ſondern die Führer müſſen ſich von hüben und drüben hübſch aufmerkſam machen vor der Einfahrt. Denn zu jener alten Zeit wartete man noch auf einander mit rechter Geduld und fuhr nicht ganz ſo unverſtändig wie heutzutage, weil man noch nicht ſo viel zu thun hatte und ein wenig mehr an die Beine und Leiber ſeiner Mitmenſchen dachte.

So herrſcht denn unter der Wölbung faſt immer eine leiſe Dämmerung und ſelbſt an den heißeſten Sommertagen noch eine gewiſſe Kühle. Von droben ſtarren durch Querſpalten des Gewölbes die Spitzen der beiden längſt nicht mehr benutzten noch benutzbaren Fallgatter hervor, und auch die beiden ſchweren, eichenen, maſſiven Thorflügel ſind noch vorhanden, wenn ſie auch gleichfalls außer Gebrauch kamen. Dieſe alten Penſionäre auf dem Bauetat der Stadt lehnen in wohlverdienter Ruhe zurückgeſchlagen zu beiden Seiten und ſehen ein wenig hinfällig und gar grau aus; die Angeln ſogar ſtützen ſie nicht mehr ordentlich, und die Menſchen haben ſie hin und wider wohl ein bischen ausgebeſſert und geflickt, im Ganzen jedoch recht vernachläſſigt. Der Roſt zerfrißt die Köpfe der Nägel, und Mooſe und Flechten haben ſich vielfach an ihnen eingeniſtet und werden ſelbſt bei etwa eintretenden nothdürftigen Reparaturen niemals völlig beſeitigt. Es geht dem alten Thore wie es den armen Leuten geht, die auf's Altentheil geſetzt wurden und hülflos fremdem Willen und fremder Sorge überlaſſen ſind. Da achtet man verzweifelt wenig darauf, ob ſie einmal mit einem richtigen Wochenbart paradiren, und wenn der Barbier ſein Scheermeſſer wieder anlegt, fragt er auch nicht darnach, ob hie und da in all den Falten und Runzeln ein Fleckchen noch mit ſeinen Haaren beſetzt bleibt. Und der Alte war doch vor Zeiten ſo ſauber, ward alſo in Ehren gehalten! Das kommt davon du alter thörichter Menſch, weßhalb lebſt du ſo lange und über die Zeit und bis zu denen, die dich nicht mehr gebrauchen.

Zu beiden Seiten des Thors ziehen ſich die Stadtmauern hin, und da dieſelben von ihrer Höhe bedeutend verloren haben und ich in meinem Hauſe den dritten Stock bewohne, ſo vermag ich über ſie hinaus in den ſchmalen Weg zu ſchauen, welcher jenſeits des Thors zwiſchen Gartenmauern und kleinen neu erbauten Wächter- und Zollhäuſern ſich bis zur äußern

Barriere zieht, die man auch hier leider angelegt findet und als eigentliches Thor der Stadt zu betrachten hat. Leider! Denn die leichten Gitter dort, welche allein noch Nachts zuſammen gelehnt werden, ſind nicht ſo gleichgültig und bedeutungslos, wie mancher denken möchte, wenn er überall über dergleichen nachdächte. Dieſe dünnen, zierlichen, weitläufig befeſtigten Stäbe ſchließen gleichſam nicht mehr ein geſichertes, feſtes, ehrenwerthes und auf Ehre haltendes Gemeinweſen ab, ſie laſſen vielmehr heraus und hinein was mag, was in den Strömungen der Zeit liegt, die keineswegs immer Gutes bringen. Wer will, geht hinein, wer nicht gehen mag, klettert hinüber, wenn die Pförtchen jemals wirklich geſchloſſen wurden. Darüber ließe ſich vieles ſagen.

Ich widme meiner Ausſicht täglich eine nicht knappe Zeit, da ſich hierbei eine Fülle der intereſſanteſten, oft freilich auch wunderlichſten Beobachtungen machen läßt und ein ſchier unerſchöpflicher Stoff zu Träumereien, Reflexionen und Studien der ernſteſten wie luſtigſten Art ſich darbietet. Es iſt damit freilich ein eigen Ding. Wer da meint, er brauche nur einmal hinzuſehen, um auch alsbald hineinzuſehen, irrt ſich beſtens. Leben und Natur ſind weder Wirthshaus noch Kramladen, wo draußen angeſchrieben ſteht und an den Fenſtern zu erblicken iſt, was es drinnen gibt. Man muß vielmehr das Auge zuerſt an einen — um mich ſo auszudrücken, — tiefern Blick gewöhnen und was man beobachtet, förmlich ſtudiren und von allen äußern Seiten betrachten und belauſchen, um nach und nach in's Innere, in's Richtige dringen zu können. Mit Machtſprüchen, mit Schlüſſen und Hypotheſen, mit ſogenannten geiſtreichen Einfällen iſt es hier gar nicht gethan, ſondern allein mit Ernſt, mit Geduld und Liebe zur Sache, und vor allen Dingen mit der Erkenntniß, daß man hier niemals auslerne, ſondern bei jedem neuen Gegenſtande ſeine Studien beinah wieder von vorn beginnen müſſe, weil der Gegenſtand eben ein neuer iſt. Wir geſtehen bereitwillig zu, daß wir uns die Züge eines Geſichts beſonders merken und einprägen müſſen, wenn wir es in der Erinnerung behalten wollen, denn wir wiſſen und glauben, daß kaum jemals eins dem andern gleich ſei. Wenn wir aber in den Menſchen, in's Leben, in die Natur hinein lauſchen, da wollen wir die Unterſchiede, die Eigenthümlichkeit nicht gelten laſſen, ſondern alles über den uns bequemen Leiſten ſchlagen. Wohin das führt, wiſſen wir leider ſehr gut; wir haben's zu unſerem Schaden erfahren. Es entſteht daraus überall, in der Kunſt wie in der Wiſſenſchaft, im Studium

der Natur und im Verkehr der Geſellſchaft ein Schematismus, eine Einſeitigkeit, eine Stagnation ohne Gleichen, während, wo das Gegentheil ſtattfindet, ein reges Leben herrſcht, Erfahrung ſich an Erfahrung, Entdeckung ſich an Entdeckung drängt, und der Blick immer fähiger wird, in die Tiefen einzudringen.

Ich habe oft ernſtlich darüber nachgedacht, wie es kommen möge, daß in alterthümlichen Städten grade die an die Thore grenzenden Straßentheile den mehr und mehr hereinbrechenden Einflüſſen der Neuzeit am hartnäckigſten widerſtanden zu haben ſcheinen. Dort findet ihr oft die älteſten Häuſer, deren urſprüngliche Geſchlechter freilich meiſtens ausgeſtorben oder weiter gezogen ſind. An ihre Stelle traten die Handwerker, die Krämer, die Gaſthöfe, die der Landmann braucht und benützt und in reichliche Nahrung ſetzt. Und dennoch erſcheinen alle dieſe Leute kaum jemals auch nur wohlhabend, geſchweige denn reich; die Läden ſind unbedeutend, die Häuſer ſehen verwahrlost und verfallen aus, wenn ſie alt, — und zeigen ſich ärmlich klein, wo ſie neuern Urſprungs ſind. Alles umher gewährt weder einen freundlichen noch einen ernſten, ſondern nur einen ſchmutzigen, räucherigen Anblick. Nur ſelten findet ihr an ſolchen Stellen ein neues, ſtattliches Gebäude und noch ſeltener wohnen dort Familien aus der ſogenannten guten Geſellſchaft, es müßte denn eben ein altes Erbhaus noch vom Ueberreſt ſeines alten Geſchlechts bewohnt werden.

Um bei dem zu verweilen, was wie das Vorige ein wenig unſer Nachdenken erregen kann, will ich euch auch noch von einer andern Abſonderlichkeit berichten. Ueberall gibt es eine Klaſſe von Menſchen, die wohlhabend und meiſtens unverehlicht und ohne beſonders drückende Geſchäfte, ihre Hauptunterhaltung darin ſuchen, daß ſie den Neuigkeiten nachſpüren und das Straßenleben beobachten. Man ſollte denken, daß dieſe zu ihrer Wohnung jene Gegenden wählen müßten, wo ſie den regſten Verkehr, daß rechte Außenleben am nächſten haben, alſo am Hafen etwa, wenn ein ſolcher da iſt, oder am Markt, oder an den Thoren. Und all die ſchlauen Leute, welche ſich Leben und Treiben, Denken und Handeln der Menſchheit nach ihrer ausgezeichneten Logik konſtruirten, wie z. B. junge Damen, die aus der Penſion kommen, richtige Romanſchriftſteller und reguläre Kritiker, — glauben das Ding alſo beſtellt und alſo einzig richtig. Leider aber iſt auch hieran, wie an ſo manchen ſchönen Glaubensſätzen nicht ein wahres Wort und die Wirklichkeit iſt ſo nichtswürdig, wieder einen Strich durch die kluge Rech-

nung zu machen. Denn im Gegentheil wohnt die berührte Menſchenklaſſe ſeltſamerweiſe meiſtens in den Straßen und Stadttheilen, wo es am allerſtillſten iſt und am allerwenigſten zu ſehen und zu hören gibt. Und zum Troſt für die unglückliche Irrung wollen wir nun den beiden letzten Klaſſen der Irrenden das dankenswerthe Thema aufgeben, den Grund dieſer Anomalie aufzuſuchen. Den jungen Damen aber wünſchen wir, daß ſie die Hageſtolze zwiſchen jenen neugierigen Fenſterſitzern zu Männern bekommen, mit ihnen ein rechtes Leben führen und ſie von aller Neugier kuriren.

So ſpinnt ſich um den alten Bau und von ihm Träumerei an Träumerei, Reflexion an Reflexion, und man kommt dennoch nicht von ihm ab; denn der Hauptſtoff iſt, um mich ſo auszudrücken, viel zu gewichtig, als daß er nicht ſchwer und ernſt durch alles, was herumflattert, wieder hindurch- und hervortreten ſollte. So bin ich denn auch noch immer nahe bei ihm und ſehe das alte trotzige Thor aufmerkſam an, wie es hineinragt in den ſonnenfunkelnden Tag, wie ſeine Zinnen und Thürmchen ſich ſo ſcharf abzeichnen am glänzenden blauen Hintergrund des Himmels, wie das feſte, dunkle Mauerwerk ſich badet im Licht und ordentlich hell hinüber- und herüberblickt, als wolle das Gebäude mit ernſtem und doch freundlichem Lächeln Stadt und Land verkünden, wie treu und liebevoll es ſeinem Beruf obliege ſeit ſo langen Jahren, unverändert in allem Wechſel der Zeiten. Das Thor hat jetzt eine ſeiner heiterſten und umgänglichſten Stunden.

Die lebloſen Gegenſtände haben es gar nicht gut. Den Thieren geſteht, wer ſie zufällig einmal einer genauern Beachtung würdigt, allenfalls noch die Fähigkeit zu, ihre innern Regungen auf irgend eine Art kund zu geben und auszudrücken, ja überhaupt eine Art innerer Regungen zu haben. Den Pflanzen ſpricht man dieſe Fähigkeit des Ausdrucks dann ſchon durchaus ab, obgleich kaum ein Urtheil leichtſinniger und falſcher iſt, wie alle wiſſen, die Gelegenheit und Luſt haben mit dieſen zarten Weſen zu verkehren und ſie zu beobachten. So langen wir denn bei Holz und Stein an und da iſt des Lebens Ende: ein Stück Holz iſt ein Stück Holz, ein Stein nur ein Stein, ein Gebäude nichts als ein Gebäude, wo höchſtens kleine zufällige oder berechnete Aeußerlichkeiten einen Unterſchied bedingen, auf den Sinn und Geiſt des Erbauers deuten können. Dieſe „todten" Maſſen ſind alſo doch eindrucksfähig! Der Menſch vermag ihnen ſeinen Geiſt, ſein Inneres zwar nicht *einzuprägen*, aber er prägt es ihnen *auf*; es iſt kein lebensvolles Innere, ſondern ein zu einer gewiſſen Art von — ſekun-

dürem Leben erwecktes Aeußere, welches ſich uns darſtellt und zu uns redet, klarer oder unklarer, je nachdem die äußere Form individualiſirt oder allgemein gehalten wurde. Das drängt ſich euch unabweislich auf, wenn ihr unſere neueren mehr oder minder uniformen Bauwerke mit denen der alten Zeit zuſammenſtellt. In jenen erblickt ihr nur Zweck und Regel, in dieſen aber die Idee. Da iſt nichts umſonſt und zufällig; was da iſt, wuchs mit dem Ganzen empor und aus ihm heraus und bildet alles in allem eben nur dieſes Gebäude.

Die Menſchen haben ihre Mienen, die Thiere den Blick des Auges, um von ihrem Innern zu künden; den lebloſen Gegenſtänden bleibt dagegen nur der Hintergrund des Himmels oder der Landſchaft, von dem ſie ſich abheben, der Tagesſchein oder das Licht der Geſtirne, die Beleuchtung, welche ſie ſo oder ſo umfängt. Und doch! — wenn ihr ſie recht anſchaut, — iſt es nur dieſe Beleuchtung oder doch noch ein Beſonderes, das euch entgegentritt? Ihr müßt dergleichen nur nicht im erſten Blick, im Fluge, nebenbei erhaſchen wollen. Wenn es wirklich etwas iſt, ſo gibt es ſich nur nach der aufmerkſamſten, liebevollſten Beachtung euch hin.

Seht einmal dies alte Thor an, wie es jetzt im vollen, hellen Sonnenglanz ſo eigenthümlich behaglich emporſteigt, ohne Träumerei ohne Melancholie, ohne irgend ein Geheimniß, denn das Licht flutet nur ſo darüber hin, ſchlüpft in die geheimſten Winkel und Ecken, ſtattet ſogar den Schwalben einen Beſuch in ihren Neſtchen ab und läßt nicht ein einzig Stückchen hie und da noch erhaltener Glaſur ſich verſtecken. Und nun vergleicht hiermit einmal den Ausdruck, welcher ſich euch darbietet, wenn das erſte hellere Grauen des Morgens alle Vorſprünge nach und nach überſchleicht und ſie ſich zeigen läßt, — und behauptet noch, daß dieſe träumeriſche Müdigkeit nichts andres ſei, als jenes volle, wache, offene Daſtehen des Tags. Die Spitzen und Zacken, die Zinnen und die Fenſter, — alles kommt langſam hervor, es ſtreckt und reckt ſich ſo lang, wie ein lebend Weſen, das zuſammengeſchmiegt ſchlummerte und nun den Schlaf von ſeinen Gliedern ſtreift, aus den Augen wiſcht. Und ebenſo ſtreckt und reckt es ſich Abends, wenn die Sonne hinab iſt und der Horizont hinter ihm nach und nach bleicher wird. Auch dann werden alle Verhältniſſe zuerſt länger und ſchlanker, — es iſt müde vom Tage und will ruhen; je tiefer das Dunkel wird, deſto mehr zieht es ſich zuſammen, und ballt ſich und ruht und träumt hinein in die Nacht. Seht es an zur Schlafenszeit, wenn die Sterne drauf blicken oder

der Mond es überſchauert, — iſt's nicht wie ein leibhaftig Antlitz in ſolchem Licht, bleich, verſchwimmend und regungslos?

Und einmal in tiefer Nacht, da ich auch hinausſchaute auf die ſtille Straße und die dunklen Häuſer und das ruhende Thor, und als plötzlich drüben auf dem Dache die Ziegel lebendig zu werden ſchienen und zu ſpringen begannen und dann eine hohe glühende Feuerlohe jäh und graß emporſchlug, wie eine Rakete ziſchend, und der vorbeiwandelnde Nachtwächter aufſchrie, — da hättet ihr einmal ſehen ſollen, wie der alte Bau aufzuckte aus dem Schatten und der Ruhe, wie er mit einem Schlage daſtand, gleich einem Menſchen, der alſo aufgeſchreckt ſteil aus dem Bette fährt. Doch es war nur ein Moment, dann ſtand das Thor wie immer auch in dieſer Beleuchtung ernſt gefaßt und — nachdenklich möchte man ſagen. Es hat ja ſo viel geſehen und erlebt, daß ihm nichts Neues mehr vorkommen kann.

Freilich in ſeiner rechten Ehrwürdigkeit und Kraft, in ſeinem vollen ganzen Ausdruck lernt ihr es zu ſolchen Stunden und in ſolchen Lichtern noch immer nicht kennen. Das findet ihr nur an einem jener böſen Herbſttage, wenn der Himmel mit dichten Wolken bedeckt iſt, wenn der Sturm raſend daherſaust und die hundertjährigen Bäume der alten Feſtungswälle draußen bis in ihr Mark und ihre Wurzeln zuſammenſchüttelt, als ſei es ihres Daſeins letzte Stunde, wenn er die hohen Schlotte der Stadt zerbricht und die Ziegel von den Dächern fegt, mit Heulen und Pfeifen, mit Zerren und Stoßen und athemberaubendem Drängen, — da ſteht das Thor an. Da ſteht es: dem Feind zu Trutz! Zuſammengeballt ragt es wie eine ſchwere, feſte Maſſe in die Höhe, unbewegt, ſtarr, unverzagt; und aus allen Winkeln und Niſchen, aus allen Oeffnungen bricht gleichſam ein Strom von Finſterkeit und Trotz, von Stolz und Kraft, und wie ein Ruf klingt es dem Sturm entgegen: wehe du nur, ich ſtehe dir noch! —

Scheltet nicht darüber, daß ich euch ſo viel vom Gebäude ſelbſt erzähle. Was wollt ihr? — Wir zwei ſind nicht nur gute Freunde, ſondern ich bin richtig verliebt in den alten Bau und betrachte ihn liebevoll zu allen Stunden, und ſtudir' ihn im Innern und Aeußern, in all ſeinen Theilen. Und es iſt auch als wenn der Gedanken und Träumereien bei dieſem Gebäude grade kein Ende wäre, das ja wie kein anderes den ganzen Strom des Treibens und Lebens der menſchlichen Geſellſchaft an ſich heran, an ſich vorüber rauſchen ſieht und, wenn man ſo ſagen will, — alle Köpfe nach und nach unter einen Hut bringt, unter ſein hohes Gewölbe. Das Erden-

leben in ſeinen hauptſächlichſten Nüancen, die Gliederung, das Treiben, der Verkehr, die beſondern Eigenthümlichkeiten der Geſellſchaftsklaſſen finden ſich hier für den aufmerkſamen Beobachter wenigſtens angedeutet. Denn jede Stunde beinah bietet euch eine andere Klaſſe der durch das Thor Wandernden, und es bedarf grade keines beſonderen Scharfſinns, um zu erfahren, was man jetzt der Stadt bringt, und was man dann dem Lande draußen zuträgt.

Der erſte Ton, den das Thor ſo gut wie die ganze Nachbarſchaft zu vernehmen hat, iſt, wenn der Nachtwächter um zwei Uhr drüben beim Bäcker zum Wecken an die Fenſterladen klopft und dann nach einiger Zeit mit einem Oeffnenden einen leiſen Diskurs anknüpft, während er dabei ſein Schnäpschen trinkt und ein Stück alten Backwerks verzehrt. Wenn das Fenſter oder die Thüre ſich aber ſchloß und der Wächter ſchweren Schrittes durch's Thor an dem Zollhäuschen vorbei bis zur äußern Barriere wanderte, um dort dem einſamen Wachtpoſten gute Zeit zu bieten, dann gibt es noch ein paar Stunden der behaglichſten Morgenruhe. Denn erſt nach vier Uhr dringt aus der geöffneten ruſſigen Thüre der Schmiede drüben neben dem Bäcker ein Strom von Licht und Glut, hebt ſich dort das Sauſen des Blaſebalgs und das Dröhnen und Klingen der Hämmer. Damit erwacht denn rings überhaupt ein allerdings noch ſchläfriges Leben. Aus den nächſten engen Straßen kommen nach und nach ſchwere, langſame Schritte, und wenn es grade Sommer und bereits hell iſt, könnt ihr bemerken, daß es Arbeiter ſind, die bald in der Nähe beſchäftigt nichts mit ſich zu tragen haben, bald aber ihre Arbeit in der Ferne finden und dann allerlei Handwerks- oder Arbeitsgeräth mitſchleppen, den Querſack oder Kober mit der magern Tageskoſt auf der Schulter, einen Krug mit dem ebenſo armſeligen Getränk in der Hand. So ziehen ſie hin, ſich ſammelnd, ſich trennend, wie es ihr Ziel beſtimmt, trübſinnig oder ſtumpf, verdroſſen oder barſch, faſt immer ſtumm. Was wollt ihr auch? — Gott weiß, ihr Herz iſt nicht leicht, ihr Muth nicht friſch. Denkt euch dieſe Exiſtenz: zuerſt eine lange Qual, ein langes, banges Suchen nach Beſchäftigung, dann wenn man dieſe endlich gefunden, täglich vielleicht ein weiter Weg dahin, eine ſchwere Arbeit und ein Lohn, der hoch oder gering jedenfalls der theuren Zeit nicht entſpricht; Abends dann den weiten Weg zurück und in die ewigen Sorgen, in die ewige Noth des Hausſtandes. Wir können immer zugeſtehen, daß ſelbſt Unſereiner dabei Courage und Freundlichkeit verlieren würde, obgleich

Unſereiner philoſophiſche Studien gemacht und die Lebensphiloſophie aus dem Fundament ſtudirt zu haben behauptet.

Es knüpft ſich an dieſe Arbeiter ein Kapitel des tiefſten Ernſtes, der gerechteſten Sorge. Wißt ihr, daß das meiſtens Leute ſind, die nicht in der Stadt geboren wurden, die erſt von draußen, vom Lande herzuwanderten mit Weib und Kind, ohne Habe und Gut? Es wiederholt ſich hier im Kleinen genau die — ſollen wir es Peſt oder Tollheit nennen? — die im Großen ſich bei der Auswanderungsſucht nach fremden Welttheilen manifeſtirt. Abgeſehen von bereitwillig zugeſtandenen Ausnahmsfällen iſt der Hauptgrund dieſer Wanderungen die Faulheit und der höchſt achtungswerthe Aberglaube, daß den Leuten nicht nur Tauben, ſondern ſogar gebratene Tauben in den Mund fliegen würden. Die Genügſamkeit iſt ſelten geworden und das tüchtige, edle Bewußtſein vielfach verloren gegangen, daß man ſeine erſte Menſchenpflicht erfülle, wenn man ſeiner Stellung nicht nur gewachſen zu werden, ſondern ſie ſogar ſeinen Anſprüchen entſprechend zu heben ſuche. Wir haben jetzt für die tüchtigen alten Staatsbürger eine Klaſſe erhalten, die man Deſerteure ihrer Stellung und ihrer Pflicht, und zwar Deſerteure aus Faulheit nennen möchte. Da ziehen ſie nun hinein in die Städte, wo allerdings mehr Gelegenheit zum Verdienſt, aber auch mehr Bewerber und mehr Ausgaben ſind, — und die Geſetze machen es den Städten kaum möglich, dieſe Züge auszuſchließen, die in Kurzem nur ihren Armenetat belaſten und die Armuth mit ſich hineinſchleppen in ihre einſt wohlhabenden Mauern. Es iſt ſchlimm genug, wenn man von einem Lande im allgemeinen ſagen muß oder vielmehr ſagen zu können glaubt, daß es übervölkert ſei. Aber was heißt erſt das, wenn wir uns nicht mehr verbergen können, daß eine Stadt mehr Bewohner hat, als ſie ernähren und unterhalten und mit Arbeit verſehen kann! Machen wir uns dies überaus ernſte Factum nur einmal klar mit ſeinen noch viel ernſteren und doch nothwendigen Folgen. Machen wir es uns klar, daß in der Stadt die Grenzen ihrer Bevölkerung ziemlich feſt und beſtimmt gezogen ſind und nicht ohne Gefahr zuerſt für das Nächſte, nach und nach für immer weitere Kreiſe überſchritten werden dürfen; machen wir es uns klar, daß es ein ſchlimmes Zeichen und ein unnatürliches Verhältniß iſt, wenn die Bewohner der Stadt anfangen ihre Arbeit, ihren Unterhalt auf dem Lande zu ſuchen und die Stadt nur als Nachtquartier, als Spital und Armenhaus betrachten, welches ſie nun einmal hat und behalten muß und ihnen unter

allen Umständen wenigstens eine gewisse Hülfe, einen gewissen Schutz zu leisten verpflichtet ist.

Lacht nicht über diese meine Thorbetrachtungen; glaubt nur, das Ding ist ernst genug, um stets von neuem hervorgeholt und besprochen zu werden, und nirgends findet man dazu mehr handgreifliche Veranlassung, als an den Thoren der Städte, durch welche diese Züge trübe, finster, abgerissen und trotzig herein und hinaus gehen. Die Verhältnisse haben sich schnell und gefährlich geändert; noch vor zehn Jahren sahet ihr wenig oder nichts von solchen Wanderungen, es müßten denn diejenigen gewesen sein, welche zur Arbeit auf die zur Stadt gehörenden Felder und Gärten gingen, wo fast alle, die nicht in den Gewerben, den Fabriken, im Handel und Wandel beschäftigt waren, sei es für Fremde, sei es für sich selbst noch Arbeit hatten. Seitdem ist die Sache anders geworden, seitdem hat Bevölkerung und Armuth der Städte nachweisbar in kaum zu berechnender Progression zugenommen. Ich nenne auch nicht ohne Grund grade zehn Jahre. Denn die sehr bestimmte, sichtbare Grenze ist der Ausbruch der Kartoffelkrankheit, obgleich ich andrerseits bereitwillig zugestehe, daß es noch weitere Ursachen im Ueberfluß gibt und daß diese allerdings nicht in diesem oder jenem Jahre, in diesem oder jenem einzelnstehenden Ereigniß zu suchen sind.

Eine Uebervölkerung nehmen wir — mit oder ohne Grund — jedenfalls nur zu leicht an, sobald sich die Armuth in ungewöhnlichem Maß bemerklich macht und so oder so Hülfe der Gemeinde, des Einzelnen in Anspruch nimmt. Ob diese Armuth durch eine wirkliche Ueberanhäufung der Bevölkerung und daraus erfolgende Arbeitslosigkeit und Nahrungslosigkeit entsteht oder ob ihre Erscheinungen nur momentan durch besondere Ereignisse und Veranlassungen hervorgerufen sind, beachten wir selten genugsam. Indessen würde uns die Verfolgung dieses Gegenstandes hier gar zu weit und wahrhaft abführen von unserem Thema. Hier genügen uns zwei Sätze. Zuerst dieser: daß die sogenannte Uebervölkerung im Allgemeinen und in Wirklichkeit eine Redensart ist, die wenig hinter sich hat; ein Bezirk und vor allem eine Stadt kann übervölkert sein, — daß es auch *ein Land* sein könne, dafür haben wir noch keine Beweise. — Und zweitens ist es der Satz, daß die Kartoffelkrankheit in all den Gegenden, die auf Ackerbau und Fabrikthätigkeit angewiesen sind, der Beginn des scharf ausgeprägten Elends ist. Alle die kleinen Leute der Stadt und die kleinen selbständigen Häusler des Landes hatten bis dahin ein Stückchen Land im eigenen Besitz oder zur

Pacht und lebten vom Ertrag und bezahlten mit dem Ueberſchuß meiſtens ihre Wohnung. Land iſt noch ebenſoviel da wie vordem, d. h. ziemlich für alle und noch mehr genügend; jene Krankheit aber hat den Ertrag vernichtet, und dieſer, früher mit geringer Mühe und neben der andern eigentlichen Arbeit erzielt, iſt jetzt für dieſe Klaſſen auf keine Weiſe zu erlangen noch zu erſetzen. Daher die Armuth, daher das Ueberdrängen jeder möglichen Arbeits- und Erwerbsweiſe, daher das Zuſammendrängen in den Städten und die Uebervölkerung, daher endlich die unnatürliche Erſcheinung und das wirklich harte, wenn auch ſelbſt verſchuldete Loos, daß die, welche vom Lande in die Stadt zogen, weil ſie bei der dort ihnen naheliegenden Arbeit nicht beſtehen zu können und hier mehr zu finden glaubten, jetzt aus der Stadt aufs Land zurückgehen müſſen und zu der Arbeit, wenn ſie dieſelbe wirklich und natürlich nur zu den dort üblichen Lohnſätzen finden, nun noch den oft langen Weg haben. —

Es vergeht nun wieder eine geraume Zeit bis die Einſamkeit auf's neue durch nahende Schritte unterbrochen wird; das iſt bei anbrechendem Tage die Ablöſung, welche den Wachtpoſten einzuziehen hat, der zur Nachtzeit draußen am äußerſten Gitter ſteht — daſſelbe zu öffnen, wenn Poſten und andere Fuhrwerke kommen, und den Zolleinnehmer herbeizurufen, wenn die Nahenden in deſſen Geſchäftskreis gehören. Außerdem ſoll die Schildwache auch noch auf jene ſchlechten Menſchen vigiliren, die ohne Steuer und Zoll allerlei Päckchen und Päcke in die Stadt und zu ihren Kunden zu bringen verſuchen möchten, und dabei opferungsſüchtig genug wären, offen und dreiſt durch's Thor zu ſpazieren. Freilich ſind ſie oft dennoch dreiſt genug und kommen wirklich offen durch's Thor, nur daß ſie deſſen ungeachtet nicht gerade geneigt ſind, ihre Waaren zu opfern. Bei unſeren Zoll- und Steuerſyſtemen, welche in ihrer Belaſtung der nothwendigſten und unentbehrlichſten Lebensbedürfniſſe von jedem geſunden Sinn als ungerecht und unhaltbar, ja als ſchädlich und dem beabſichtigten Zweck nicht entſprechend erkannt werden, kann es nicht ausbleiben, daß dagegen eine höchſt entſchiedene und thätige Oppoſition gemacht wird, die zu thätig und zu weitverbreitet iſt, als daß man ſie mit den gangbaren und möglichen Mitteln unterdrücken könnte. Wenn auch nur ſelten Gewalt gegen Gewalt in Anwendung kommt, deſto häufiger zeigt ſich Liſt und Schlauheit und — Eulenſpiegelei. Und davon will ich euch ein Stückchen erzählen,

das grade hier am Thore ſpielte und mehr als Einem zur rechten Ergötzung bekannt wurde.

Zu einem alten Bürger der Stadt, der als umgänglicher Mann und theils durch ſein Geſchäft, theils durch ſeine ſpaßhafte, originelle Weiſe nach und nach faſt allen Bewohnern wohl bekannt und bei ihnen beliebt geworden war und ſeit einigen Jahren ein Haus vor dem Thore bewohnte, kam eines ſchönen Tages ein Bekannter und bat, ihm auf einige Stunden einen Wagen und zwei Pferde zu leihen. Der Alte hatte ſich zwar „zur Ruhe" geſetzt, betrieb jedoch noch fortwährend ſeine große Ackerwirthſchaft und hielt die dazu gehörende Geräthe und Thiere mit einer gewiſſen Liebhaberei im ſauberſten Stande. Indeſſen ſoll man bekanntlich Hunde, Flinten und Pferde nicht verleihen und der Alte zog daher ein einigermaßen ſchiefes Geſicht und ſagte: „das paßt mir wenig. Wozu willſt du's?" Denn er duzte die halbe Stadt. — „Na ich will's Euch bekennen, aber es bleibt unter uns," erwiderte der Andere, der ein kleiner Materialiſt war, „ich habe geſtern die Anzeige gekriegt, daß da und da ſo ein zehn bis eilf Centner Muskapade für mich liegen; die möchte ich gern in die Stadt bringen. Und da man Euch kennt und Euer Fuhrwerk auch, ſo wird man da nicht lange unterſuchen, ſondern es frei paſſiren laſſen." — „Daraus wird nichts" war die Antwort. „Ich werde mich hüten, meine Reputation und Pferde und Wagen zu riskiren. Geh ein Haus weiter, Schatz." — Herr Soundſo, Ihr ſeid hart gegen mich," ſprach der Materialiſt. „Ueberlegt es Euch nur recht, die Gefahr iſt gar nicht da. Wenn wir den Zucker am Tage zu Euch bringen und dort mit ein paar Säcken Korn darüber offen aufladen und einführen, ſo müßt' es mit dem Teufel zugehen, wenn es Euch ſchadete oder „ſie" was entdeckten." — „Ich thu's nicht," ſagte der Alte kopfſchüttelnd und hartnäckig. Indeſſen der Andere ließ nicht nach und, ſei nun der Grund welcher er wolle, Gutmüthigkeit oder Kitzel, zuletzt ward der Alte weich und gab nach. „Aber" bemerkte er ſchmunzelnd, „ich ſelbſt will dabei ſein und ihn einführen. Du mußt alles mir überlaſſen. Das iſt mein letztes Wort." Der Materialiſt nahm die Bedingung mit allem Vergnügen an.

Am Abend, in der Dämmerung, kam das Fuhrwerk des Alten an's Thor. Es war eine der ſogenannten Laden, die man dort zu Lande zum Sand- und Steinfahren gebraucht — auf dem Untergeſtell eines Wagens ein langer krippenartiger Kaſten, — gefüllt bis über den Rand mit einer

gelblichen oder bräunlichen Maſſe, die auf ein Haar wie der in der Umgegend gegrabenene und vielgebrauchte gelbe Sand ausſah und ähnlich auch anzufühlen war. Neben den Pferden ſchritt der Alte ungenirt im Hausanzuge, d. h. in Hemdsärmeln und mit ſeiner alten ledernen Hauskappe, und da er ans Zollhaus kam pfiff er den Pferden zum Anhalten. Ein Beamter, der auf dem Bänkchen vor der Thür ſaß, ſtand auf und indem er nur einen Blick ſeitwärts auf den Inhalt der Lade warf und die Hände hübſch in den Taſchen behielt, ſagte er vertraulich: „nun Peter, was bringſt Du noch ſo ſpät?“ — „Lauter Zucker!“ verſetzte ſchmunzelnd der Alte und ſchlug luſtig mit der Hand auf ſeine Ladung. Der Beamte lachte. „Du biſt immer der alte Spaßvogel! Ein guter Witz! Na, fahr zu in Gottes Namen.“ Und das Fuhrwerk ſetzte ſich in Bewegung und paſſirte ruhig das Thor.

Wir kehren von dieſer Abſchweifung zum Abend wieder in die Morgenſtunden zurück und ſehen nun mit dem höher ſteigenden Tage auch den Verkehr mehr und mehr anſchwellen. Und von den Menſchen, die wir Originale nennen und nur in den Städten noch finden, die entweder groß genug ſind, um der Individualität abgelegene Plätze zu gewähren oder ſelbſt ein einziger abgelegener Platz und eigenthümlich, d. h. ſelbſt ſo zu ſagen ein Original ſind, wie die alte Stadt, die ich hier im Auge habe, — von den Menſchen erſcheint jetzt ein Prachtexemplar in der Perſon der uralten Höckerfrau, die mit Enkelin oder Urenkelin kommt, unter dem Thor ihren Tiſch und Kram aufzuſchlagen, dort wo in tiefer, jetzt rückwärts vermauerter Niſche vordem die Treppe zur Mauer hinaufführte. Da ſitzt ſie mit ihren Aepfeln und Birnen, mit den Kirſchen oder Trauben, Pflaumen oder Nüſſen und allerlei feinerem und derberem Backwerk Tag ein Tag aus zur Freude vorbeiſpazierender Kinder und als Verführerin manches Landmanns, der tapfer alle Bäckerläden der Stadt überwunden hat, aber dieſem letzten offenen Tiſch zum Opfer fällt. So ſitzt ſie Tag ein und aus, — man erinnert ſich nicht, daß ſie jemals gefehlt habe, — wie vor ihr ihre Großmutter dort ſaß und nach ihr die Enkelin oder Urenkelin dort feil halten wird, denn dies Geſchlecht beſteht nur aus alten Mütterchen und jungen Weibern. Das Mittelglied einer rüſtigen Frau ſcheint zu fehlen. So ſitzt ſie über Sommer und Winter, über Krieg und Frieden, und wie jene Obſthöckerin am Schloß zu Berlin dem alten Fritz einmal die prägnante Antwort von ihrer Anſicht über den Lauf der Zeiten gab, ſo würde auch

dieſe hier auf eine ähnliche Frage ſicher mit ziemlich ähnlichen Lebensanſchauungen aufwarten. Sie erſcheint Morgens zur gewohnten Stunde, legt ihre Waaren aus und ſitzt dann höchſt geruhig im oft fliegenden Zugwind unter der alten Wölbung, und nun mag paſſiren, was das will, ſie rührt ſich kaum, erhält Mittags ihre einfache Koſt und geht Nachmittags oder Abends vom Platze, ſo wie der Tiſch leer geworden. Neuen Vorrath hat ſie nie herbeiſchaffen laſſen. Die Bewohner der Stadt ſind ihr dem Ausſehen nach ziemlich alle bekannt, als Kinder wenigſtens ſind ſie vordem ſicher einmal kaufend oder bittend oder bettelnd zu ihr und ihren Schätzen gekommen; die Umgegend, ſo weit ſie ihre Bewohner in dies Thor hineinſchickt, iſt der Alten beinahe eben ſo geläufig; vorbei kamen und kommen nach und nach alle und faſt alle ſieht ſie nach und nach einmal an ihrem Tiſch. Man hat ſchon reiche Herren den Wagen halten laſſen nnd abſteigen ſehen, um nur dies Wahrzeichen der Stadt, was die Alte füglich ſein kann, nahebei zu betrachten und ein Wort mit ihr zu wechſeln. Ein Wort! Ein Geſpräch führt ſie nie, ſo viel man weiß, das Nothwendige nnr geht über ihre Lippen.

Mir hat dieſe alte Frau und ihre einſame Lebensweiſe oft ein ernſtes Nachdenken erregt. Der Arbeiter auf dem Felde, der Holzſchläger im Forſt, der Fiſcher auf Fluß oder See, die Verkäuferinnen auf dem Markt — ſie alle ſind ſelten allein und auf die eigene Geſellſchaft angewieſen. Dieſe Frau hier iſt mehr als das, ſie iſt einſam in Mitten des Verkehrs, ſie iſt eine neue Art Einſiedler im regen Lebenstreiben. Was iſt nun ſolch ein Menſch, was, wie und wann wurde er zu dem, der er iſt? Iſt Stumpfheit in dieſem Kopf und Armuth in dieſer Seele oder regt ſich dort in der Stille ein tiefes, reiches, klares Leben? Was thut man in dieſer Einſamkeit mit ſeinem Kopf, ſeinem Herzen und Gemüth? Nichts oder viel? — Das ſind antwortloſe Fragen, denn von ſolchen Leuten kennt man vielleicht und zufällig etwa ihre Exiſtenz, und dieſer oder der weiß auch von dem äußern Gang ihrer Verhältniſſe, aber von ihrem *Leben* und ob ihnen überhaupt ein ſolches ward, — davon vermag niemand zu ſagen, viel weniger von dieſen als von den Mitgliedern höherer Klaſſen. Ihres Gleichen, ihre Geſellen üben keine Beobachtung, und wer beobachtet, ſteigt nicht zu ihnen hinab.

Und ihr rückt mir vielleicht vor: was redeſt Du uns da von der alten Frau, die ſo allein ſteht wie ein rechter aber auch zufälliger Ausnahmsfall?

Es gibt ja überall einmal in jedem Stande ſo ein beſonderes Weſen, wer kann von jedem Menſchen wiſſen und jeden Menſchen kennen lernen wollen! — Nicht doch, meine Leſer, das iſt nicht das Richtige! Es gibt ſolcher Ausnahmen freilich überall, aber ſie ſind auch überall wieder verſchieden, und nicht an der großen Maſſe noch an der Gewöhnlichkeit und Regel ſtudirt man den Menſchen und ſein Leben, ſondern gerade an dieſen Ausnahmen, dieſen allein ſtehenden Exiſtenzen, die ſich andererſeits durch dieſe Iſolirtheit aber unſeren Beobachtungen entziehen und ſo ſchwer zugänglich ſind. Daher bleibt uns das Leben auch in ſeinen feinen, beſondern, ſcharfen Zügen gerade ſo oft oder vielmehr meiſtens ein Buch mit ſieben Siegeln. Und andererſeits iſt auch keineswegs jeder Einſame ein ſolches — Räthſel. Denn der geiehrte Sonderling drüben im alten Giebelhauſe, der ſeine Fenſter genau zehnmal im Tage zu beſtimmten Stunden abwiſcht, ſeien ſie feucht oder trocken, ſtaubig oder ſpiegelhell, der unzählige Manuſcripte abfaßt und ſie nach der Vollendung den Wänden ſeines Zimmers vorlieſt und ſie dann in den Ofen ſteckt und unter Thränen verbrennt, der niemand ſieht als ſeine Frau, — denn da er reich iſt, hat er natürlich auch eine Frau gefunden, — und mit niemand redet als mit ihr, der allein ſeinen täglichen Spaziergang macht und allein zurückkehrt: — der iſt nur halb ein Gewohnheits- und Launenmenſch, halb ein Narr, an dem weniger zu ſtudiren als zu beklagen iſt. Da ſitzt die Alte ganz anders da unter dem Thor und lebt oder träumt ein anderes Leben. Sie hat mit keinem von denen verkehrt, die jetzt herein- und hinausziehen und faſt alle ſie grüßen, weßhalb beachtet ſie nun aber ſo manchen gar nicht, weßhalb nickt ſie anderen ſo gleichgültig zu, und weßhalb leuchten bei dieſem oder dem ihre alten Augen ſo hell auf und zuckt ein freundlich Lächeln über das runzelvolle Geſicht?

Es iſt nun die Zeit, wo ſie vom Lande in die Stadt zu Markt ziehen, die Milchkarren mit den jammervollen, mageren, keuchenden Hunden und den dicken Weibern oder rohen Männern und Burſchen, die ſchamlos genug denken, den armen Thieren auch noch ihre werthvolle Perſon zum Ziehen zu geben; — die Bauerfrauen in ihrer bunten Tracht mit ihren Körben und Kobern, die am Zollhauſe nach dem mehr oder minder gefälligen Aeußern der Trägerinnen und nach der genauern oder oberflächlichern Bekanntſchaft mit den Beamten ſehr verſchieden unterſucht werden; — die Fuhrwerke endlich aller Art, die mit größern Quantitäten zum Markt rollen. Was jetzt vorbeitreibt hat ſein Geſchäft; des Vergnügens wegen paſ-

ſirt zu dieſen Stunden eigentlich nie jemand das Thor. Das kommt erſt in der Mittagsſtunde, wo nach einigen Stunden einer wahren Ebbe die ganze Flut des ſtädtiſchen Lebens aufs neue in Bewegung geräth. Dann miſchen ſich unter die Landleute, welche in ihre Dörfer zurückkehren, und unter die Arbeiter, die nahe genug blieben um daheim Mittag zu halten, unter die Schuljugend, nach und nach höchſt anſtändige und höchſt feine Leute, um auf den ſchattenreichen, gegen Wind geſchützten Wällen draußen ihre Promenade zu machen.

Aber auch das geht vorüber; wenn die letzten Vornehmen zurückkommen ſind die Arbeiter ſchon wieder vorüber, die Schuljugend iſt auf ihrem Zuge und die letzten Landleute verlaſſen die Stadt. Dann beginnt eine Zeit der tiefſten Stille, der faſt nächtigen Einſamkeit, nur nach dem Schluß der Schulſtunden und im Sommer höchſtens zur Zeit der beginnenden Landpartieen auf wenig Augenblicke lärmend unterbrochen, ſonſt aber hinausreichend bis zur Feierabendszeit, und nach kurzer Störung in den Abend, die Nacht, bis zum andern Morgen wenig verändert ſich fortpflanzend. Sehen ſchon die Straßen an einem Sommernachmittag, wo der Sonnenſchein bereits das Pflaſter verlaſſen und nur noch oben an den Weſtſeiten der Häuſer glüht und blendet, — überaus einſam und, man möchte ſagen, nachdenklich aus, ſo ſchaut das alte Thor erſt ganz unglaublich verlaſſen und, um im obigen Bilde fortzufahren, unglaublich in ſich verſunken, ſchier tiefſinnig darein, und von der Stille und dem Schatten drinnen, von dem ſonnigen Leben und dem Blauen der Ferne draußen wogt es zuweilen empor mit einer leiſen Melancholie, mit tiefer Sehnſucht ins Ferne. Gott gnade euch, wenn zu ſolcher Stunde noch irgend ein Lied von wandernden Burſchen klingt, oder ein Poſtſignal herüberſchallt. Es ſind wenige, in deren Innern auf ſolchen Reiz nicht eine leiſe oder laute Stimme antwortete. Es kann euch da zufällig einmal wunderſam erfaſſen und einen handgreiflichen Beweis liefern, wie tief eine gewiſſe ſogenannte Sentimentalität und Romantik in der Seele und dem Weſen des Menſchen begründet iſt.

Geht jetzt jemand wirklich hinaus, ſo ſind es in den meiſten Fällen hervorſtechend wenigſtens Menſchen und Geſtalten, die den Eindruck der Melancholie nirgends verſcheuchen oder verringern. Beamtenfamilien, wo der Mann einmal eine Stunde der ſchweren Arbeit abgewann und nun die Seinen hinausführt, er ſelbſt gebeugt, die Frau trüb, die Kinder ge-

drückt und wahrhaft furchtbar artig und geſittet; — alte Jungfern oder bleiche, verkümmerte Arbeiterinnen, die ebenſo eine Stunde erhaſchten, alte Damen mit ihren Geſellſchafterinnen, Sonderlinge, verſtimmte oder trübe alte Menſchen, welche die Einſamkeit ſuchen, eine Schaar uniformirter, magerer Waiſenkinder, eine Schaar gleichfalls mehr oder minder uniformirter, junger dicker oder älterer dürrer Penſionärinnen paarweiſe der vorauswandelnden oder voraus laufenden Vorſteherin nachlaufend oder nachwandelnd. — Damit iſt der Kreis der Vorübergehenden ſo ziemlich geſchloſſen.

Und doch feiert das alte Thor gerade zu ſolcher Zeit zuweilen ſeine ſchönſte und prachtvollſte Stunde. Die Wölbung öffnet ſich von Oſten nach Weſten, und im hohen Sommer kommen einige Tage, wo die Sonne alſo untergeht, daß ſie zwiſchen einigen Gebäuden und Bäumen der Vorſtadt daher mit ihrem ganzen, allmächtigen Glanz faſt horizontal das Thor trifft und durch die Wölbung in einem Strome in die ſchattige Straße hereinbricht. Man muß das geſehen haben, um ſich einen Begriff zu machen von der Gewalt dieſes gleichſam in einen Rahmen gefaßten, konzentrirten Lichtſtroms, von dem wunderbaren Contraſt dieſer ſchier brennend und blendend hellen Oeffnung drunten und den tief ſchattig aufſteigenden Mauern darüber, von dem leuchtenden Straßenpflaſter hier und den wieder dunkeln Häuſern auf beiden Seiten. Ich ſah manchen ſchon bewundernd und manchen geblendet ſtehen bleiben, und wenn die alte Aepfelfrau zu ſolcher Zeit noch an ihrem Platze iſt, ſo ſieht man ſie dann zuweilen ſich von ihrem Brettſtuhl erheben, mit vorgehaltener Hand hinausſehen und träumeriſch zurückblicken in die lichtüberſtrömte Straße.

Ich kenne nur noch einen Anblick, der dem beſchriebenen beinahe gleichkommt, und zwar iſt das auch wieder ein Sonnenuntergang aber im vollen ſcharfen Winter. Die Sonne, welche dann im Südweſt hinabſinkt trifft da allerdings nicht die Oeffnung des Thors, ſondern die geſammte obere Maſſe und läßt die dunkeln Bachſteinmauern aufleuchten in einer wahrhaft dunkel brennenden Glut, wie eine ungeheuere Maſſe gediegenen Kupfers, und dazwiſchen die Vorſprünge weißgeſäumt, und die Zacken weiß bekappt und alles Netzwerk und alle Verzierungen aufs ſauberſte gleichſam nur angedeutet durch ſchmale weiße Linien des allerwärts angeflogenen Schnees; und dazu, — wenn ihr von draußen heranzieht, der weiße Vordergrund, und rechts und links die hohen alten Wälle mit ihren weißbepuderten Böſchungen und den mit Schnee überſtäubten ſtillen und ſtarren

Bäumen; und darüber endlich der feine, unendlich zarte bläuliche Duft eines ſinkenden Wintertags und ein Himmel, der im ſchärfſten Hellblau und in ebenſo ſcharfem Roſa kontraſtirend ſich darüber wölbt; — auch das iſt ein Blick, wie er Auge und Herz des Menſchen erfreuen kann.

Aber wir ſind im Sommer und der Abend iſt herabgeſtiegen und hat dem alten Thore weich und leiſe gebettet mit ſeinen duftigen, weichen dunklen Hüllen. Die Sterne droben ſind nach und nach alle hervorgekommen, aus den Häuſern blinkt hier und da ein Licht durch die geöffneten Fenſter, auf der Straße ſpielen noch einige Kinder und an den Hausthüren ſteht hin und wider eine Magd und flüſtert mit ihrem Liebhaber, oder ein müder Arbeiter lehnt dort, die Arme in Hemdsärmeln läſſig gekreuzt, die Pfeife im Munde; oder auch ein Handwerksgeſelle träumt einſam in beſchaulicher oder phlegmatiſcher Ruhe auf der kleinen Bank, die vor der Thür befeſtigt iſt. Das Geräuſch iſt nicht groß. Und wie jetzt die Thurmuhren ſchlagen und dann von den Ställen der Kavallerie durch die ſtille klare Luft das Nachtſignal harmoniſch herüberklingt, kann ein aufmerkſames Ohr das freilich unendlich leiſe Echo vernehmen, mit dem das Thor auf den Nachtruf antwortet. Dann kommt nach einiger Zeit der taktmäßige Schritt der Ablöſung daher, die den Poſten am Außenthore aufführt. Die Kinder ſind hinein, die Liebespaare haben ſich in die Trennung gefunden; man hört die Mannſchaft draußen anhalten, dann zurückkehren, — jetzt iſt ſie dem Thore wieder nahe, — aber ſie kommt nicht herein, ſondern biegt rechts ab und macht ſich einen Spazierweg über den Wall unter den ſtillen, träumenden Bäumen hin.

Und nun wird es immer ſtiller; ein paar Burſche, die in der Vorſtadt in einem Wirthshauſe geweſen, ſind pfeifend und lachend vorübergeſchlendert; — jenſeits des Thors hört man den wachenden Zollbeamten wider alles Reglement ſich mit dem Wachpoſten unterhalten und mit ihm auf und ab ſpazieren; die Fenſter der Häuſer ſind alle geſchloſſen, die Lichter alle verlöſcht, nur bei dem Gelehrten drüben brennt es noch. Jetzt aber kommt aus der Ferne ein tönendes Rollen immer näher, das Thor der Barriere hört man aufwerfen, das Rollen wird lauter, ein Licht taucht in dem ſchmalen Wege auf, ein Poſtſignal klingt und durchs Thor donnert der ſchwere Wagen und brauſt die Straße entlang. Und da öffnet der Gelehrte drüben das Fenſter, ſchaut prüfend hinaus auf die Straße, zum Himmel,

zum Thor, ſchließt das Fenſter wieder, putzt zum letztenmal ſeine Scheiben und verſchwindet mit dem letzten Licht der Straße in ſeinem Hinterzimmer.

Und es wird immer ſtiller, ſo ſtill, daß man weit aus der Ferne das heiſere Bellen eines wachſamen Hundes vernimmt, — ſo ſtill, daß das junge Laub von den Wallbäumen vernehmlich herüberflüſtert, und der laufende Brunnen in der nahen Querſtraße deutlich ſein Rieſeln und Rinnen hören läßt. Der Zollbeamte hat ſich vernünftiger Weiſe zur Ruhe verfügt; was der Poſten an der Barriere treibt, weiß ich nicht, hören läßt er ſich gleichfalls nicht; vielleicht phantaſirt er von „Treue und Huld" einer Fernen oder Nahen, oder harrt mit Ungeduld auf die Ablöſung, weil ihm die Augen vor Müdigkeit zuſinken. Hinter ſeinem Rücken ſpazieren indeſſen ein paar der gefürchteten Schmuggler durch die Wallpforten und das offene Thor in die Stadt und verſchwinden lautlos in den nächſten Quergaſſen.

Und nun iſt nichts mehr da als ein ſchläfriger Nachtwächter im großen Mantel und ein magerer, ſcheuer, herrenloſer Hund, der in den Gaſſen ſucht und ſchier geſpenſtiſch, unhörbar jetzt da und nun fort iſt. Aber horch! Da kräht ein Hahn! — Ich fürchte, es wird morgen Regenwetter geben.

Das lebende Bild.

Ein Märchen

von

Fanny Lewald.

Als die Republik Venedig noch in ihrer ganzen Macht und Größe beſtand und über viele Inſeln des mittelländiſchen Meeres herrſchte, blühten in ihr Handel, Gewerbe und Künſte, wie ſonſt faſt nirgends auf dem Erdenrunde. Von weit und breit kam man herbei die majeſtätiſchen Kirchen, die ſtolzen Paläſte zu bewundern, die in marmorner Herrlichkeit aus dem bläulichen Waſſer der Canäle emporſtiegen, und die Meiſterwerke der bildenden Kunſt zu ſehen, mit denen die Hand der großen Maler und Bildhauer ſie geſchmückt hatte.

Unter dieſen war Meiſter Giovanni, obſchon faſt noch ein Jüngling zu nennen, doch einer der berühmteſten, und aus allen fremden Ländern reisten die jungen Künſtler nach Venedig, um als ſeine Schüler Aufnahme bei ihm zu finden. Aber auch in der Vaterſtadt ward er hochgeehrt. Die vornehmſten Edelleute, die fürſtengleichen Nobili, ja der Doge ſelbſt, bewieſen ihm die größte Achtung, und man war ſtolz darauf, ein Gemälde von ſeiner Hand zu beſitzen.

Daher hatte der Doge auch ein prächtiges Feſt veranſtaltet, als ein neues Bild des Meiſters Giovanni im großen Saale des Palaſtes aufgeſtellt und enthüllt werden ſollte. Es zeigte den Dogen, einen eben ſo weiſen Herrſcher im Frieden als tapfern Helden im Kriege, wie er als Triumphator heimkehrte von ſeinem Siege über die muhamedaniſchen Seeräuber, welche damals noch das adriatiſche und mittelländiſche Meer unſicher machten und auch den venezianiſchen Schiffen oft großen Schaden zufügten.

Schon am Vorabende hatte Meiſter Giovanni das Bild mit ſeinen Schülern aufgeſtellt, und am Tage des Feſtes, als die Sonne hoch am

Himmel glänzte und das rechte Licht in den Saal fiel, flog Gondel nach Gondel durch die Canäle hin, die Gäste nach dem Dogenpalaste zu tragen. Die Gondoliere waren in ihren Staatslivreen, mit den Farben der adeligen Geschlechter geschmückt, in deren Dienst sie standen, aber die Edelleute selbst, so Männer als Frauen, trugen über ihrer prächtigen Festkleidung den schwarzen Tabarro, einen weiten Mantel, ohne den kein adeliger Venezianer sich auf der Straße sehen ließ.

Als alle übrigen Geladenen versammelt waren, trat Meister Tizian, der erste Maler seiner Zeit, in die Halle ein und eine laute Fanfare gab nun das Zeichen zum Beginn des Festes. Die Thüren des großen Saales wurden geöffnet, die Gäste verfügten sich zu ihren Plätzen und neben dem noch verhüllten Bilde stand Meister Giovanni, eine hohe edle Gestalt. Sein Auge leuchtete vor innerer Bewegung, seine Wange war kräftiger geröthet als sonst, und das herabfallende Gelock seines dunkelbraunen Haares hob die Schönheit der Stirne, auf der das Bewußtsein eines nahen Triumphes in Siegesfreude thronte, obschon seine Blicke ab und zu sich mit unterordnender Scheu auf den greisen Meister Tizian gerichtet hatten, dem gegenüber Meister Giovanni sich als ein lernbegieriger Schüler empfand.

Endlich, als auch der Doge und seine Tochter Donna Julia in den Saal getreten waren und sich niedergelassen hatten, zog Giovanni's ältester Schüler, auf einen Wink des Meisters, mit rascher Hand den Vorhang von grünem Sammet zurück, der das Bild bis dahin den Blicken der Gesellschaft verhüllt hatte. Ein kaum hörbarer Ausruf freudiger Bewunderung tönte durch den Raum. Man staunte, prüfte, genoß den vollen Eindruck schweigend lange Zeit, denn die Kunst war damals ein Gegenstand der Andacht in Italien, dann erhob sich ein lauter Beifallsruf und alle Blicke wendeten sich von dem Bilde zu dem Meister Giovanni.

Der Doge, die Nobili, die schönsten Frauen überhäuften ihn mit Lobsprüchen; der greise Meister Tizian aber trat auf den jungen Kunstgenossen zu, ihn mit froher, warmer Anerkennung zu preisen. So hoch das Giovanni in jeder andern Stunde beglückt haben würde, schien er doch von all der Freude und Bewunderung jetzt nichts zu sehen und zu hören. Die Worte Tizians, der Dank des Dogen erhielten kaum eine verwirrte Antwort. Man wußte nicht, was man von Giovanni denken sollte.

Er hatte seine Hände über das Herz gepreßt und wie in einer Verzückung hingen seine Augen an Donna Julia, an der schönen Tochter des

Dogen von Venedig. Erſt als ſie an ihn herantrat, als ſie im Auftrage ihres Vaters dem Maler einen Lorbeerkranz auf purpurnem Kiſſen überreichte, durchzuckte plötzlich wieder heißes Leben ſeine Glieder. Sein Auge leuchtete, ſeine Bruſt hob ſich tiefathmend empor, und mit feſter Hand den Lorbeerkranz von ſich weiſend, den Donna Julia ihm bot, ſagte er leiſe, daß nur ſie es hören konnte: „Erſt wenn ich Euch gemalt, verdiene ich ihn!“ —

Dann bog er ſich auf ein Knie vor ihr nieder, ſtand ſchnell auf, legte den Kranz mit einer raſchen Wendung dem greiſen Tizian zu Füßen und verließ den Saal, ſo daß alle Anweſenden ihm betroffen mit ihren Blicken folgten, und ein peinliches Erſtaunen ſich der ganzen Geſellſchaft bemächtigte.

Man umringte Donna Julia, man fragte, man vermuthete, man wollte wiſſen, aber ſie widerſprach allen Vermuthungen und erklärte ſelbſt ihrem Vater, ſie habe die Worte des Malers nicht verſtanden. Das beſchäftigte die Geſellſchaft eine Weile, bis Meiſter Tizian ſich in das Mittel legte.

„Wollet nicht rechten mit einem Künſtler, edle Herren und Damen,“ ſagte er, „wenn nach langer Zeit der Arbeit, nach Tagen ſorgenvoller Spannung, der Beifall einer ſo edeln Verſammlung, ſo erlauchter Gönner und Kunſtverſtändiger ihn überwältigend erſchüttert und er den Lorbeer zurückweist, weil er noch Schöneres zu leiſten hofft. Ich kenne Meiſter Giovanni. Es war gewiß ein edles Gefühl, das ihn bewog, dieſen Saal ſo plötzlich zu verlaſſen. Nehmt es als ein ſolches an.“

Das ließ die Geſellſchaft ſich gefallen, weil es ihr ſchmeichelte, und bei den Freuden des Bankettes vergaß man den Vorfall, nachdem der Doge ſelbſt auf das Wohl des Meiſter Giovanni ſeinen Becher geleert hatte.

Der aber ſaß während deſſen in ſeiner Werkſtatt und ſah mit düſterem Auge die Bilder an, welche auf den Staffeleien vor ihm ſtanden.

„Was ſeid ihr und euer lebenheuchelnder Schein gegen das Urbild aller Schönheit?“ rief er aus. „Was iſt euer Farbenglanz gegen die Sonne des Lebens, die aus dem goldenen Lichte ihrer braunen Augen leuchtet? Was iſt die Kunſt gegen eine Julia!“

Seine ganze Seele lebte in der Erinnerung an ſie. Er ſah ſie vor ſich, die ſtolze, volle Geſtalt der ſiebzehnjährigen Jungfrau: das röthlichblonde Haar von langen, weißen Perlenſchnüren durchflochten, mit funkelnden Edelſteinen geziert; den ſchlanken Leib gehüllt in das Gewand von braungelbem Brokat, aus dem der Nacken und die Bruſt in blendender Weiße

hervorſahen, — und je deutlicher er ſich die zarte Stirne, die edel gebogene Naſe, den ſchönen Mund, die Form der Wangen und vollends gar die braunen Augen vor die Seele rief, um ſo feſter ſtand in ihm der Vorſatz, nie wieder ein anderes Bild zu malen, bis er das Bildniß Donna Julia's vollendet, ſchön und herrlich wie ſie ſelbſt, glanzvoll, wie es in ſeinem Herzen lebte.

Schon am Morgen des nächſten Tages ſtieg er die breite Treppe des Palaſtes empor, eine Audienz bei dem Dogen zu erbitten, der ihn augenblicklich vor ſich führen hieß.

„Nun Meiſter Giovanni," redete er ihn freundlich an. „Was wandelte Euch denn geſtern an, daß Ihr Euch unſerer Bewunderung ſo plötzlich entzogen habt? Ich hoffe die böſe Stimmung iſt vorüber und Ihr verſchmäht es nicht mehr, das Lob und den Dank zu empfangen, die wir Euch als gerechten Lohn aus vollem Herzen zollen?"

„Verzeiht, mein edler Herr," entgegnete Giovanni, „wenn ich den Schein der Ungebühr auf mich geladen, und wollet mir ein Zeichen Eurer Vergebung angedeihen laſſen, indem Ihr mir die Gnade gewährt, um die zu bitten ich gekommen bin."

„Sprecht es aus Euer Begehr, lieber Meiſter," rief der Doge, „wir ſind Euch ſehr verpflichtet, und da Euer Bild eine Zierde Venedigs bleiben wird, ſo lange San Marco die Republik beſchützet, ſo fordert unverzagt. Was in der Macht des Dogen ſteht, ſoll Euch ſo weit als möglich gern bewilligt werden."

Giovanni ſchwieg eine Weile, dann ſagte er: „Vergönnt mir das Bildniß Donna Julia's zu malen, gnädiger Herr und Fürſt."

Der Doge blickte ihn prüfend an, eine dunkle Röthe flog über das Geſicht des Malers, aber der Doge that, als würde er ſie nicht gewahr, ſondern entgegnete ruhig: „Warum ſollte Euch verweigert werden, das Bild der Tochter auf die Nachwelt zu bringen, da Ihr das Bild des Vaters der Zukunft aufbewahrt durch Eure Kunſt? Gehet getroſt in Euer Haus, wenn das all Euer Verlangen war. Donna Julia ſoll Euch Tag und Stunde beſtimmen, in der ſie Euch zum Bilde ſitzen will, und Ihr mögt Euch das Zimmer des Palaſtes wählen, welches Euch zur Werkſtatt am geeignetſten dünkt, um das Bild der Donna zu vollenden."

Giovanni war glücklich über alle Maßen, glücklicher als hätte man ihm ein Reich und eine Krone verheißen. Er ſollte Donna Julia wieder-

ſehen, oftmals, ſtundenlang; er ſollte ihr Bild feſſeln dürfen auf die Leinwand, um es immerdar vor Augen zu haben — das war alles, was er jetzt begehrte.

Mit einem raſchen Sprunge verließ er die Gondel, die ihn zu ſeiner Wohnung getragen, ſchnell eilte er die Treppe hinan zu ſeiner Werkſtatt, und als hätte er noch nie ein Bild begonnen, ſo emſig prüfte er Leinwand, Farben und Pinſel, ſo ängſtlich ſtrebte er das Beſte zu finden, weil er das Höchſte leiſten wollte.

Die Tage bis zur erſten Sitzung vergingen ihm wie träumend. Wachend und ſchlafend war es nur ihr Bild, das ihn erfüllte, und hochklopfenden Herzens betrat er zu der feſtgeſetzten Stunde das Gemach der ſchönen, ſtolzen Fürſtentochter.

Wohl hatte ſie des Malers Worte an jenem Tage vernommen, wohl hatte ſie den Sinn derſelben verſtanden, doch ihr Stolz empörte ſich dagegen, daß ein Maler, und wäre er ſelbſt der hochberühmte Giovanni, ſich ihr in Liebe zu nahen wagte. Schön und herrlich geſchmückt, wie er ſie zuerſt geſehen, trat ſie ihm entgegen, aber ein Zug kalten Hohnes lag auf ihrer Stirne, als ſie ſich in der Haltung vor Giovanni hinſtellte, die er ſich für ſein Bild erbeten hatte.

Giovanni ſah den Ausdruck ihrer Züge, ſein Herz brannte in grimmem Weh, ſein Auge umflorte ſich, ſeine ſonſt ſo ſichere Hand erbebte, und es war ihm, als müſſe er niederſtürzen und Donna Julia anflehen, nicht mit dieſem Blicke auf ihn hinzuſehen. Er wollte fortgehen, die Arbeit nicht beginnen, aber welchen Grund ſollte er dafür angeben? Wie konnte er wiſſen, ob Julia geneigt ſein würde, eine neue Sitzung zu bewilligen, wenn er die erſte zu benutzen ſich geweigert hatte? Es blieb ihm keine Wahl. Mit ſchwerem Herzen ging er an die Arbeit.

Aber das Vorbild war zu ſchön, als daß die Seele des Künſtlers ſich nicht davor hätte erheitern ſollen. Seine Augen ſchwelgten in dem Anblick dieſer Formen, und mit fliegender Eile gab die geſchickte Hand die Züge wieder, von denen des Meiſters Seele erfüllt war.

Auch Julia's Antlitz erheiterte ſich. Die Begeiſterung, welche von des Malers Stirne leuchtete, verfehlte ihre Wirkung nicht auf ſie. Der Menſch, indem er ſchaffend auftritt, bekommt jenen Ausdruck allmächtiger Kraft, welche für den Augenblick ſeine Umgebung bewältigt, und auch Donna Julia entging nicht dieſem Einfluſſe. So lange Giovanni malte, ſah ſie

verehrend zu ihm empor, ſie fühlte eine Macht in ihm, höher als Rang und Geburt, eine Macht, die ſie unterjochte, die ſie zwang, ſich zu demüthigen vor dem, welcher ſie beſaß.

Giovanni war dann glücklich. Das Bild wuchs täglich ſchöner aus dem dunkeln Hintergrunde hervor, täglich das Original tiefer in des Malers Seele hinein, huldvoll, gütig, weiblich milde, wie Julia ſich zeigte während ſeiner Arbeit. Hatte aber Giovanni den letzten Pinſelſtrich an jedem Tage gethan, legte er die Palette weg, erhob er ſich von der Staffelei und machte die Aufregung der Arbeit der Ermüdung Platz, dann ging ſein Taggeſtirn ihm unter. Eine plötzliche Umwandlung fand in den Zügen Donna Julia's ſtatt, der Ausdruck kalter Hoheit machte ſeine frühere Herrſchaft darin geltend, ihre Geſtalt richtete ſich ſtolz empor, und mit vornehmer Herablaſſung verabſchiedete ſie den Maler, dem ihr Hochmuth die Wange bleichte und das leuchtende Auge trübte.

So vergingen Wochen um Wochen. Zwiſchen Freude und Schmerz, zwiſchen Hoffnung und Entmuthigung umhergeworfen, bald entſchloſſen, Julia ſeine Liebe zu geſtehen, bald getrieben, die Arbeit nicht zu vollenden, um den kalten Blicken der Jungfrau nicht wieder begegnen zu müſſen, litt Giovanni Folterqualen. Hatte er ſich am Abend geſagt, daß er den Palaſt nie wieder betreten wolle, ſo fand ihn der nächſte Mittag auf dem Wege, der ihn dahin führte, und er ſagte ſich, ſeine Künſtlerehre gebiete ihm, das Bild zu vollenden, was auch ſein Mannesherz darunter leide.

Auch Donna Julia's Seele war nicht mehr ſo ruhig, als in den erſten Tagen, in denen Giovanni ſeine Arbeit begonnen hatte. Giovanni's Schönheit, ſein Genius und endlich ſeine unverkennbare Liebe hatten einen tiefen Eindruck auf das Herz des Mädchens gemacht, deſſen ſie ſich bewußt war und deſſen ſie ſich ſchämte. Sie vermied es, an ihn zu denken, ſie erſchrack, wenn ſie dennoch ſein Bild in ihrer Seele immer und immer wieder entdeckte, ſie weinte laut auf, wenn ſie aus einem Traume erwachend, gewahr ward, daß Giovanni ſelbſt in ihren Träumen lebte. Der Stolz der Fürſtentochter ſchmähte die Liebe zu einem Niedriggebornen, zu einem Künſtler, als eine Unwürdigkeit, und je tiefer dieſe Liebe wurde, um ſo mehr zwang ſich Donna Julia, den Maler geringſchätzend zu behandeln; ſei es um ihr Geheimniß nicht zu verrathen, ſei es um ſich zu überzeugen, daß ſie einen Mann nicht lieben könne, den ſeine Stellung nöthigte, ſolche Unbill ruhig von ihr hinzunehmen.

Indeß nicht seine Stellung war es, sondern seine Liebe, die ihn schweigen ließ. Was er von keinem Könige der Erde geduldet hätte, was der weltberühmte gefeierte Künstler von niemand zu ertragen brauchte, das litt er von der Geliebten, und so kalt und höhnisch sie ihm auch begegnete, in immer höherer Schönheit stieg ihr Bild aus dem Geiste des Künstlers hervor, bis es vollendet auf der Leinwand lebte.

Endlich hatte Giovanni sich genug gethan, endlich rief er mit dem Entzücken der Liebe, mit dem freudigen Stolze der Selbstbefriedigung: „Nun kommt, Madonna, und seht, wie schön Ihr seid!“ endlich hoffte er auf ein Lächeln der Freude, auf ein Wort des Dankes, das ihn trunken zu Julia's Füßen niedergezogen haben würde.

Aber stolz und streng, das Herz zusammengepreßt von Schmerz, bei dem Gedanken, Giovanni künftig nicht mehr an jedem Tage zu sehen, einem Schmerze, den ihr Hochmuth sich wegzuläugnen strebte, trat sie vor das Bildniß hin.

„Ist das Eure hochgerühmte Kunst, edler Meister?“ fragte sie. „Mußtet Ihr darum den Lorbeer ablehnen, den Ihr wohl verdient hattet für das Bild im Dogensaale? — Fürwahr mich dünkt, Ihr hättet ihn nehmen sollen, denn dies Bild wird ihn Euch nicht erwerben.“

Giovanni stand wie gelähmt, es war ihm, als bebte der Boden unter seinen Füßen, er hätte aufschreien mögen, er hätte ihr in diesem Augenblicke fluchen können für das Weh, das sie ihm that, — aber seine Stimme versagte ihm den Dienst. Er fühlte sich vernichtet in seiner Liebe, vernichtet in seinem Künstlerbewußtsein durch den Hohn des Wesens, in dem seine Leidenschaft die ganze Welt erblickte. Sein Gesicht entfärbte sich zu Leichenblässe, seine Hände bebten krampfhaft, und mit Schrecken ward Julia das Elend gewahr, das sie angerichtet hatte.

Ein Gefühl des Mitleids regte sich in ihr, aber sie kämpfte es nieder, als in diesem Augenblicke der Doge in das Gemach trat, die beendete Arbeit in Augenschein zu nehmen.

Betroffen von der hohen Vollendung des Bildes, mehr noch betroffen von Giovanni's ganz verstörten Zügen, von dem flammenden und aufgeregten Blicke seiner Tochter, sah er bald diese, bald jenen prüfend an. Sein Scharfsinn hatte es leicht, das Geheimniß dieser beiden Herzen zu errathen, das er von Anfang an geahnt. Er bedauerte den Künstler, aber er tadelte seine Tochter nicht, denn mochte lieber ein Künstler untergehen in Verzweif-

lung, als das Haus des Dogen entehrt werden durch die Liebe seiner Tochter zu einem Manne, der nicht ihres Gleichen war.

Schweigend und fest drückte er die Hand Donna Julia's, als er an ihr vorübergehend sich zum Maler wendete, ihm in warmen Worten seine Bewunderung auch für diese Arbeit auszudrücken. „Donna Julia darf stolz darauf sein, werther Meister," sprach er, „einen Künstler wie Euch zu solchem Werke begeistert zu haben, und so noch von der späten Nachwelt um der Wohlgestalt willen bewundert zu werden, mit der es Gott gefallen hat, sie zur Freude der Menschen auszustatten."

Ein höhnisches Lachen des Malers unterbrach diese wohlgemeinten Worte, und plötzlich fanden sein Schmerz und sein Zorn den Ausdruck. „Die Nachwelt wird dies Werk nicht sehen," rief er bitter, und hatte den Arm mit gewaltiger Kraft zu einem Schlage gegen die Leinwand erhoben, als die Hand des Dogen ihn zurückhielt. „Um aller Heiligen willen!" rief zu gleicher Zeit Donna Julia, und was die abwehrende Hand des Vaters nicht vermocht hätte, das Meisterwerk vor der Zerstörung zu schützen, das vermochten die Worte der Jungfrau, in denen ein Klang der Liebe zitterte.

Giovanni glaubte zu träumen. Er blickte zu ihr hinüber, Freudenthränen, wie sie nur das Aufhören eines furchtbaren Leidens erpreßt, drängten sich in seine Augen, seine Hände falteten sich in anbetender Liebe. Da zog wieder die Eiseskälte über Julia's Antlitz, und sich in der Haltung des Bildes neben das Gemälde stellend, sagte sie: „Es ist wahr, mein gnädiger Vater, daß Meister Giovanni die Formen meiner Gestalt zu fesseln wußte, und ich danke ihm das, wenn es Euch Freude ist, aber von Meister Giovanni mußte man mehr erwarten, wenn er sein Höchstes leisten wollte, sein Bild mußte lebendig aus dem Rahmen treten, und —"

„Und thut dies Bild das nicht?" fragte der Doge. „Ist das nicht der Glanz Deines Auges? Ist das nicht die Hoheit Deiner Stirne, nicht der Adel unseres reinen Stammes?"

„Es ist ein Schatten dieser Stammeserbschaft in dem Bilde, ein Schatten, nicht das volle Leben! Das Bild ist schön, aber es ist todt — und doch hätte ich dem Meister gern gedankt für ein Bild, das lebend hervorgetreten wäre von der Leinwand, ein Ebenbild der Lebenden."

Damit verneigte sie sich gegen ihn und verließ das Gemach. Selbst der Doge zürnte ihr. Er hielt die Hand des Malers in der seinen, er ver-

ſuchte die Worte ſeiner Tochter als den Ausdruck einer jugendlichen Eitelkeit hinzuſtellen, mit der man Nachſicht haben dürfe, er ſprach von Weiberlaunen, lobte das Bild mit aller der Bewunderung, die er wirklich dafür hegte und die es in ſo reichem Maße verdiente, aber Giovanni blieb ſtill und kalt, bis er endlich ſeine Hand aus der des Dogen befreite und tief aufathmend bat: „Laßt mich jetzt gehen, gnädiger Herr, denn was Ihr auch ſagen und thun möget, ärmer als ein Bettler gehe ich von dieſer Stelle.“

Schweigend ſtieg er die Treppen des Palaſtes hinab, ſchweigend wanderte er über die Piazetta und den Markusplatz durch die Pforte des Uhrthurmes in das Gewirr der Straßen hinein, die ſich hier dichtgedrängt an einander ſchließen. Er vermied es aufzublicken, umher zu ſehen — er ſchämte ſich vor den Menſchen. Hatte er doch das Härteſte erfahren, was dem Manne begegnen kann; er war verſpottet worden in dem Glauben an ſich und ſeinen Beruf, verſpottet von den Lippen des Weibes, das er liebte.

Wohin er ging, er wußte es nicht. Seine Wohnung wollte er nicht mehr betreten, denn auch dort ſtand Julia's Bild. Er hatte es aus der Erinnerung für ſich gemalt, wenn er von den Sitzungen aus dem Palaſte heimkehrte. Er erbleichte bei dem Gedanken, noch einmal dieſe Züge ſehen zu ſollen, ein heißer Stich fuhr durch ſein Herz — und „fort, fort!“ rief er, ohne zu bedenken, daß er ſich in dichtem Menſchengedränge befand, und daß man ſeine Worte hören könne.

Auch hatte man ſie vernommen, denn plötzlich richtete ſich neben ihm eine kleine weibliche Figur, ſo hoch ſie konnte, empor, und fragte: „Und wohin wollt Ihr gehen, Meiſter Giovanni?“

Giovanni ſchrack zuſammen und blickte die Fragerin an. Sie trug einen dunklen Mantel, deſſen Kapuze ſie über das Haupt gezogen hatte, und ihr Geſicht war in einer ſchwarzen Halbmaske verborgen; aber ihr runzelvolles Kinn, das aus der Maske hervorſah, und die bebende Hand, mit der ſie ſich auf einen Palmenkrückenſtock ſtützte, verriethen ihr hohes Alter.

Ehe er es hindern konnte, hatte ſie den Dolch, den er in ſeinem Gürtel trug, daraus hervorgezogen und in die Falten ihres Mantels verborgen. „Wo Zunder liegt, taugt das Feuer nicht,“ ſprach ſie, und da ſie ſah, daß Giovanni ſich ihrer wie einer Zudringlichen entledigen wollte, fügte ſie hinzu: „So hat mich Donna Maria, Eure Mutter, nicht von ſich gewieſen, als ſie einſt in meinem Hauſe Zuflucht fand mit ihrem Säugling.“

Giovanni hielt inne und wollte fragen, aber die Alte war im Menſchengedräng verſchwunden, ohne daß er ſie wieder finden konnte, und nur ein Ring, den ſie an ihrem Finger getragen haben mußte, war in ſeiner Hand zurückgeblieben, als er verſucht hatte, ſich von ihr los zu machen.

Das alles war das Werk weniger Sekunden geweſen, und Giovanni mußte ſich geſtehen, daß die Alte wohl gethan habe, durch Entwendung der Waffe ihn vor dem Gedanken des Selbſtmords zu warnen, der dumpf und ſchwer in ſeiner Seele emporgeſtiegen war.

„Nein, nein," rief er aus, „dahin ſoll ſie mich nicht treiben!" Aber als er nun auf die Zukunft blickte, die vor ihm lag, als er daran dachte, daß er leben ſolle, ohne Julia's Liebe, daß er malen, ſchaffen ſolle, ohne ihren Beifall, ja ohne den alten Glauben an ſeine eigene Kraft, da kam Verzweiflung über ihn, und er fühlte, daß er nicht auf ſich hören dürfe, wolle er am Leben bleiben.

Er wünſchte einem Freunde zu begegnen, um ſein volles Herz vor ihm auszuſchütten, und doch floh er ängſtlich um die nächſte Straßenecke, ſobald er eines Bekannten anſichtig wurde. Wie konnte er über ſeine Lippen bringen, welcher Schimpf ihm angethan worden! So kam er von Straße zu Straße, bis zu einer Stelle, wo farbiger Lichtglanz ſchon von weitem ſein Auge traf. In einem kleinen, mit Bäumen bepflanzten Hofraume, der zwiſchen zwei Häuſern gelegen, ſich gegen die Straße hin öffnete und mit bunten Glaslampen phantaſtiſch beleuchtet war, ſaßen und lagen auf Polſterbänken Griechen, Armenier und Perſer bei einander, bald einzeln, bald in Gruppen; und ohne ſich Rechenſchaft zu geben, was ihn dahin zöge, trat Giovanni in das Kaffeehaus hinein, zu dem der Platz gehörte, und ſetzte ſich an einem der Tiſche nieder.

Die Anweſenden ſahen ihn flüchtig an, dann wendeten ſie die Augen mit der Gelaſſenheit des ruhenden Orientalen von ihm ab, zogen lange Rauchwolken aus den ſchlanken Röhren ihrer Tſchibuks, ihre ganze Aufmerkſamkeit richtete ſich wieder auf den Märchenerzähler, der ihnen die Mühe erſparte, die Phantaſie mit eigenen Erfindungen und Gedanken zu beſchäftigen.

Anfangs hatte Giovanni wenig acht auf die Worte des Erzählers, obſchon derſelbe ſich der lingua franca bediente, welche damals jeder Mann an den Küſten und auf den Inſeln des mittelländiſchen Meeres verſtand, bis plötzlich der Name der weiſen Aſtrea ſein Ohr berührte und ſeine Theilnahme erregte.

„Die Mutter ſchien todt zu ſein," ſagte der Erzähler, „auch der kaum zweijährige Knabe athmete nur mühſam. Aſtrea aber jammerte der unglücklichen Schiffbrüchigen. Sie rief ihre Geiſter herbei, die webten aus dem weichen Sande des Ufers eine wärmende Matte, hoben Mutter und Kind hinein und trugen ſie durch die Luft, bis hoch hinauf zu der Höhe des Berges, wo einſt der Tempel der Liebesgöttin geprangt hatte, an der Stelle, die jetzt das Haus Aſtrea's einnahm. Dort betteten die heilſamen Hände der weiblichen Genien den neuen Hausgenoſſen auf wohlthuendem Lager, wärmten die erſtarrten Glieder mit dem Hauche ihrer roſigen Geiſterlippen, und als die Mutter erwachte, als dann das Knäblein die Augen aufſchlug, da war ſolche Freude unter den Genien, daß der Eine dem Kinde die Schaale zum Trinken reichte, die ſonſt nur die weiſe Aſtrea ſelbſt mit ihrem heiligen, prophetiſchen Munde berührte." —

„Als Aſtrea das ſah, erſchrack ſie ſehr. „Es wird ein mächtiger Geiſt in den Knaben fahren," ſagte ſie, „und er wird geehrt und berühmt werden über die Maßen, aber da er überirdiſche Kraft getrunken aus dieſer Schaale, wird auch übermenſchlich Wehe einſt ſein Theil ſein."

„O rette ihn davor!" baten die Genien, die gar ſo großes Gefallen an dem Knaben hegten.

„Aſtrea ſchüttelte das Haupt. „Jedes Glück hat ſein Leid, jede Gunſt will erkauft, jeder Segen verdient, jeder Friede errungen ſein. Ich will über ihm wachen in der Stunde ſeiner heißeſten Angſt, ich will ihn erretten, wie ich Mutter und Kind errettet habe aus der Wogenbrandung, und da er den Vater verloren hat durch des Meeres grauſe Gewalt, ſo will ich der Schirmer ſeiner Jugend werden und ihn zu Glück und Ehre leiten durch den nächtlichen Weg der Schmerzen. Drückt ihm das Siegel auf das linke Handgelenk, das meine Pflegekinder tragen."

„Damit banden die Genien eine kleine goldene Kette um den Arm des Kindes, in deren Mitte ein Karfunkel befeſtigt war, und als ſie die Kette löſten, war in zartem Roſenroth auf der Hand des Knaben ein Stern zu ſehen, deſſen verſchwimmende Strahlen ſich über das ganze Gewebe der Adern verbreiteten."

Kaum hatte der Erzähler dieſe Worte geſprochen, als Giovanni, der mit immer größerer Spannung dem Vortrage des Erzählers gelauſcht hatte, von ſeinem Sitze emporſprang, den Aermel ſeines Wammſes zurückſchlug und vor den Augen der erſtaunten Zunächſtſitzenden ein rothes,

ſtrahlendes Sternbild über dem Adergewebe ſeiner linken Handwurzel enthüllte.

„Wo iſt Aſtrea?“ fragte Giovanni lebhaft, während die Orientalen von ihren Polſtern aufſtanden und ſich herandrängten, das Wunderzeichen zu ſehen, das aber plötzlich verſchwunden war, als die Hand des Erzählers es berührte. Betroffen blickte Giovanni ihn an, noch betroffener ſchienen die Orientalen, die hier plötzlich die Wunderwelt, von der ſie wie von Gebilden phantaſtiſcher Träume gehört, in dem nächſten, wirklichen Leben vor ihren Augen auftauchen ſahen.

Die Armenier und Griechen, die als gute Chriſten Zauberkünſte hinter dieſen Wundern witterten und damit nicht ihr Seelenheil verſcherzen wollten, verließen ihre Plätze und den Garten; die Muhamedaner aber blieben und wollten es erſt abwarten, ob ein Grund zum Fliehen vorhanden ſein würde. Sie verlangten das Ende der Erzählung zu hören, aber der Erzähler verſicherte es jetzt nicht geben zu können und erbot ſich, das Geld zurückzuzahlen, das er von ſeinen Zuhörern bereits empfangen hatte, während er ſich ebenſo ſtandhaft weigerte, Giovanni Auskunft über den Aufenthalt Aſtrea's zu ſchaffen. Die Muhamedaner wurden zornig, ſie fuhren mit Schimpfworten auf den Erzähler und auf Giovanni los, und da ſich ein paar Sbirren, durch den Lärm herangezogen, der Eingangsthüre näherten, verließ Giovanni den Ort, und wendete ſich der Gegend zu, in der ſeine Wohnung gelegen war.

Die Erlebniſſe der letzten Stunden hatten ſeinen Gedanken eine andere Richtung, ſeiner Seele neuen Muth gegeben. Ehe er das Haus betrat, blickte er noch einmal zum Himmel empor, da leuchtete der Venusſtern ihm mit ganz wunderbarer Klarheit entgegen, und zu gleicher Zeit fiel ein Lichtſtrahl wie von einem Wetterleuchten oder einer Sternſchnuppe auf den Ring der alten Frau, den er an ſeine Hand geſteckt hatte. In dem blutrothen Rubin prangte hell und deutlich eingeſchnitten, das Ebenbild des Geſtirns, das jetzt auch wieder auf ſeinem Handgelenke zu ſehen war. Erſtaunt blieb er ſtehen, als abermals das helle Gefunkel des Venusſternes ihm auffiel und er beſchloß, der Richtung nachzugehen, in der das Sternbild ſtand.

Was ihn dazu bewog, Aſtrea auf dieſem Wege zu erwarten, wußte er ſelbſt ſich nicht zu ſagen, doch wuchs der Glaube, daß er ihr begegnen, daß ſie ihm helfen werde, von Minute zu Minute in ihm, und er ſchritt rüſtig vorwärts, bis er in einem der engſten Gäßchen, hart an dem Prachtbau

der Rialtobrücke, plötzlich seinen Weg durch einen Menschen versperrt fand, der auf dem Boden, unter dem Schutze eines Madonnenbildes anscheinend tief eingeschlafen, fast die ganze Breite des Weges einnahm. Auf Giovanni's Anruf, daß er Platz machen möge, antwortete der Liegende nicht; er regte sich auch nicht, da Giovanni über ihn fortstieg, und diesem mußte also der Gedanke kommen, daß es vielleicht kein Schlafender, sondern ein Todter sein möchte. Er wendete sich zurück, beugte sich hernieder, da hörte er die ruhigen Athemzüge des Mannes, und sah, daß er auf dem Gürtel seines Wammses, wo Diener das Wappen ihres Gebieters zu tragen pflegen, einen Stern gegraben hatte. Mit rascher Hand schüttelte er den Schläfer wach. „Wo ist Deine Herrin?" fragte er ihn.

„Und wer gibt Euch ein Recht nach ihr zu fragen, Signor?" entgegnete der Andere, während er aufstand und seine langen Glieder streckte.

Giovanni hielt ihm den Ring vor die Augen, der trotz des spärlichen Lichtes, welches die Lampe von dem Madonnenbilde niederwarf, doch hellstrahlend durch das Dunkel schien.

Als der Diener das Zeichen gewahr wurde, verneigte er sich ehrerbietig, kreuzte die Hände über der Brust als Zeichen des Grußes, und wies dann Giovanni, ohne ein Wort zu sprechen, nach der Thüre, auf deren Schwelle sein Haupt geruht hatte.

Giovanni klopfte, die Thüre des kleinen, finstern, ganz unansehnlichen Hauses öffnete sich von selbst, schloß sich dann wieder, sobald Giovanni die Schwelle überschritten hatte, und zu seinem höchsten Erstaunen befand er sich plötzlich in der Halle eines Palastes, gegen dessen feenhafte Schönheit die Herrlichkeit des Dogenpalastes plump und düster erschien. Nirgends waren Mauern oder schwerfällige Marmorsäulen zu erblicken. Blumengewinde und Reihen von mildleuchtenden Sternen bezeichneten die Linien einer Architektur, deren Material so leicht wie Luft und doch nicht durchsichtig war. Die Treppe war mit Decken aus weißem Schwanengefieder belegt. Als Giovanni sie bestiegen hatte, sah er oben in einer lichtstrahlenden Halle eine Frau von der höchsten Schönheit vor einem großen Himmelsglobus sitzen, dessen Sterne sie aufmerksam betrachtete, während ihre Hand leise Töne auf einer Orgel anschlug, die Giovanni's Seele mit solchem Frieden erfüllten, daß er in süße Thränen ausbrechend zu den Füßen der Herrlichen betend niedersank.

Eine Weile spielte sie ruhig fort, dann als die letzten Töne sanft ver-

klungen waren, erhob ſie ſich, breitete ihre Hände über den Knieenden und ſegnete ihn mit dem Spruche des Friedens: „Ehre ſei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und dem Menſchen ein Wohlgefallen.“ Darauf reichte ſie ihm die Hand und hieß ihn willkommen in ihrem Hauſe. „Biſt Du Aſtrea?“ fragte Giovanni.

„Ja mein Sohn,“ entgegnete ſie, „und ich werde halten, was ich Deiner Mutter einſt gelobte, wenn du mir vertrauſt.“ — „Und wer biſt Du, wundervolles Weſen?“ fragte er weiter.

„Iſt das Dein Vertrauen, ungläubig Menſchenkind?“ entgegnete ſie lächelnd, während ſie ihm mit ihrer Hand freundlich die Locken von der heißen Stirne ſtrich. „Genügt Dir es nicht, daß ich bin, daß ich Macht habe Dir zu helfen, daß ich Dich mit dem Friedensſegen Deines Gottes begrüße? Was willſt Du mehr? Und ſagte ich Dir, woher ich komme, ſagte ich Dir, wohin ich gehe und kündete ich Dir mein ewig Leben, würde Deine Menſchenſeele es denn faſſen?“ Sie ſchaute ihn prüfend und mitleidig an. Dann nahm ſie einen goldenen Stab und deutete auf die goldene Himmelskugel hin, auf der die Sterne durch funkelnde Brillianten und ihre Bahnen durch köſtliche Streifen von blauem Lapis Lazuli gebildet waren. „Zähle die Sterne mit einem Blick Deines Auges,“ ſagte ſie. — „Welcher Sterbliche vermöchte das?“ rief Giovanni.

„Nun denn, ſo ſage mir, was ihre Sprache bedeutet,“ fuhr ſie fort, während ſie wieder die Orgel berührte und abermals die volle Seligkeit der Sphärenharmonie ihn umrauſchte.

„Ich verſtehe ſie nicht — aber meine Seele geht auf vor ihrem Klange in ungeahnter Wonne.“ — „Lehre alſo Dich beſcheiden, vertrauen und genießen,“ entgegnete ſie mit liebevoller Hoheit, und winkte dann Giovanni ihr zu folgen.

Durch eine Reihe prächtiger Gemächer ſchritten ſie vorwärts, bis endlich Aſtrea eine verborgene Thüre öffnete und ſie in eine große, verhältnißmäßig dunkle Wölbung traten. Aſtrea blieb nahe vor der Eingangsthüre ſtehen, faltete die Hände wie zum Gebete, ein leichter, ſüßduftender Rauch quoll aus der Mitte des Bodens hervor, dann erſchien eine klare, reine Flamme, ein Schwarm weißer Tauben kreiste in flatterndem Zuge über ihr, und gleich darauf verſchwand das alles wieder, und das Bild Donna Julia's, das Giovanni für ſich ſelbſt gemalt hatte, ſtand an der Stelle der Opferflamme.

„Nimm dieſes Meſſer und ſchneide das Bild von ſeinem Hintergrunde los," befahl ſie dem Maler.

Giovanni zauderte. Es ſchmerzte den Künſtler, ſein Werk zu zerſtören, und ein neuer Zweifel ſtieg in ihm empor, ob denn ſein Thun nicht Unheil über die Geliebte heraufbeſchwören könne. Mit flehendem Blicke ſchaute er Aſtrea an, er hoffte, ſie werde abſtehen von ihrem Verlangen, aber ihr Geſicht blieb ruhig und unbewegt. Da warf ſich Giovanni vor ihr nieder und ſprach: „Laß mich Deiner Gnade verluſtig gehen für immerdar, mag Elend und Verachtung mein Loos ſein durch mein ganzes Leben, ich werde fortan es tragen wie ein Mann; Julia ein Leid zu thun, das allein vermag ich nicht." —

„Segnen die böſen Geiſter, die dem Menſchen Schlingen legen, ihn mit dem Gruße des Friedens?" fragte Aſtrea, und augenblicklich wendete Giovanni ſich dem Bilde zu und ſchnitt es aus dem Hintergrunde heraus. Als es geſchehen war, als das Bild am Boden lag, ſchien es ihm, als töne ein leiſer Laut der Klage von ſeinen Lippen, als füllten Thränen die Augen des Bildes. Er konnte den Anblick nicht ertragen und wendete ſich verhüllten Antlitzes davon ab, als auf Aſtrea's Wink leichtbeflügelte Genien ſichtbar wurden. Sie hoben das Bild empor, aus dem Boden loderte wieder das reine, duftende Feuer auf und die Genien ſenkten das Bild in die Flammen, ſo daß es in wenig Augenblicken davon verzehrt wurde. Die Aſche hoben ſie auf, ſonderten ſie vorſichtig, füllten einige Körner, die Aſtrea ſelbſt gewählt hatte, in eine goldene Kapſel, und Aſtrea befeſtigte dieſe an den Hals ihres Schützlings. Danach befahl ſie den Genien ſich zu entfernen, führte Giovanni in den Saal der Himmelskugel zurück und ſprach zu ihm: „Gehe morgen Mittag in den Dogenpalaſt, wenn das Geſtirn des Tages hell hineinleuchtet in das Zimmer, in dem das Bild Donna Julia's ſteht, und ſchütte vorſichtig, was auch geſchehen oder wer auch darin anweſend ſein möge, die geläuterte Aſche aus der goldenen Kapſel über das Haupt und die Bruſt des Gemäldes aus. Dann verlaſſe das Gemach, blicke nicht zurück, wenn Dich auch die höchſte Verlockung dazu nöthigen wollte; im Uebrigen vertraue mir und lebe wohl."

Damit legte ſie ihre Hand auf Giovanni's Haupt, ſprach noch einmal den Segen des Friedens über ihn aus, und nachdem ſie ihm ihre Hand gereicht, die er knieend an ſeine Lippen drückte, deutete ſie ihm an, ſie zu verlaſſen. Ruhig und ermuthigt gehorchte er ihr und wenig Augenblicke

ſpäter befand er ſich auf der Straße. Schnell und von neugierigem Bangen getrieben, eilte er ſeiner Wohnung zu, aber dort angekommen, ſah er mit Ueberraſchung, daß Donna Julia's Bild noch unverſehrt auf ſeiner alten Stelle ſtand. Nur die Farben ſchienen ihm bleicher, und ein Ausdruck von Trauer über die Züge gebreitet, den er nie in dem ſtolzen Angeſichte der Geliebten wahrgenommen hatte.

Die Nacht verging ihm in Träumen, bunt und unerfaßbar, wie ſolche Erlebniſſe ſie erzeugen mußten. Am Morgen erhob er ſich frühe und eilte zur Piazetta, um den Augenblick nicht zu verſäumen, in dem er ſein Werk im Dogenpalaſte zu vollbringen hatte. Die Stunden ſchlichen ihm langſam, wie einem Kranken, dahin. Die Erde ſchien ihm ſtille zu ſtehen, die Schatten nicht weichen zu wollen, in denen die Fenſter des Palaſtes lagen. Plötzlich traf der erſte Sonnenſtrahl das große Bogenfenſter des bezeichneten Saales, und mit klopfendem Herzen, zwiſchen Furcht und Hoffnung getheilt, ſchritt der Maler die Treppe hinan, welche nie wieder zu betreten er noch am vorigen Tage entſchloſſen geweſen war.

Die Dienerſchaft, welche gewohnt war, ihn täglich in dem Palaſte zu ſehen, ließ ihn ungehindert vorüber. Ungehindert erreichte er auch den großen Saal, wo das Bild noch auf der Staffelei ſtand und ſtolz und befremdet den Eintretenden anzublicken ſchien.

Sein Herz klopfte hörbar. Seine ganze Liebe, die ganze Erinnerung an Donna Julia's Grauſamkeit beſtürmten ihn auf dieſer Stelle mit neuer Heftigkeit. Der Boden brannte unter ſeinen Füßen, eine heiße Röthe zorniger Scham flammte in ſeinem Antlitz empor, und mit feſter Hand ſchüttete er den Inhalt der Kapſel über das Haupt und die Bruſt des Bildes aus. Dann wendete er ſich ab, das Zimmer zu verlaſſen. Auf der Schwelle deſſelben aber trat ihm Donna Julia entgegen. Ihr Geſicht war bläſſer, ihr Haupt nicht ſo hoch gehoben als ſonſt. Sie glich dem Bilde, wie es Giovanni geſehen in der letzten Nacht. Kaum aber hatte ſie ihn erblickt, als ſie mit kaltem Triumphe ihm zurief: „Seid Ihr gekommen, Eure Arbeit zu verbeſſern, Meiſter Giovanni?“

Sie hielt inne, als ſie bemerkte, daß Giovanni ihre Anrede nicht beachtete, ſondern ohne ſie ſelbſt nur eines Blickes zu würdigen, ſchnell an ihr vorüber ſchritt.

„Ihr könntet weilen, ſo lange ich mit Euch ſpreche, Signor,“ rief ſie ihm nach, „ich würde Euch nicht lange Eurem Berufe entziehen.“ Dabei

aber wurde ihr Antlitz todtenbleich, große Thränen trübten ihre Augen, und ſie mit heftiger Bewegung zerdrückend, hob ſie das Haupt hoch empor, wie zürnend gegen ſich ſelber, und eilte in den Saal.

Kaum jedoch hatte ſie die Thüre deſſelben geſchloſſen, als zu ihrem höchſten Entſetzen, ihr Bild aus dem Rahmen heraus und mit jenem Ausdruck der Geringſchätzung vor ſie hintrat, mit dem ſie eben wieder Giovanni's liebend Herz gemartert. Julia erſtarrte. Sie wollte fliehen, das Entſetzen bannte ſie an den Boden feſt, und ehe ſie es hindern konnte, hatte ihr Ebenbild Julia's Hand ergriffen, ſie feſt zu halten.

„Warum erſchrickſt Du Julia!“ fragte das Bild mit einem Ton des Spottes, in dem Julia ſchaudernd die eigene Stimme erkannte, „warum erſchrickſt Du vor dem Meiſterwerke Giovanni's? Du verlangteſt das Bild ſolle lebendig heraustreten aus dem Rahmen, Dein ſtrahlender Doppelgänger. Du ſiehſt, er hat Deinem Wunſche genügt, das Bild iſt lebendig, und ſchöner, ſtrahlender als Du ſelbſt!“

Bei dieſen Worten hielt die Geſtalt der Donna einen Spiegel vor Augen, und mit Schrecken gewahrte Julia die Veränderung, welche mit ihr ſelber vorgegangen war. Alle Farbe, aller Glanz der Jugend hatten ſie verlaſſen, ſie ſah todt und grau aus, wie ein ganz verblichenes Gemälde, ſie konnte kaum noch in dem matten, ſchattenhaften Spiegelgebilde ihre eigene Geſtalt erkennen.

Vergebens verſuchte ſie ſich von der Hand des lebenden Bildes zu befreien; vergebens warf ſie ſich im angſtvollen Ringen vor ihrer Doppelgängerin nieder und beſchwor ſie, ſie zu laſſen; die ſchöne Hand hielt ſie wie mit eiſerner Gewalt, während Julias Ohr die Worte vernahm: „So feſt haſt Du das Herz des Unglücklichen gehalten! ſo unerbittlich wie ich an Deiner Qual mich weide, haſt Du Dich geſättigt an dem Leid des treuſten Herzens!“

Julia lag in Thränen auf dem Boden. Sie war keines Wortes mehr mächtig. Nicht nur ihre Jugend hatte das lebende Bild in ſich geſogen, auch ihre Stimme hatte es geraubt. Sie war nur noch ein Schatten, und mit ſtrenger Hoheit ſagte das Bild: „Ein Schatten warſt Du nur von jenem Bilde, das die Liebe in Dir ſah, — ſo werde denn jetzt auch zum Schatten. Verſchwinde und erwirb Dir Befreiung von den böſen Geiſtern, denen Du verfallen biſt!“

Da war es Julia als löse ihr ganzes Wesen sich auf, eine Art von Ohnmacht umfing sie, und der letzte Eindruck, dessen sie sich bewußt blieb, war der Eintritt des Dogen, der ihre Doppelgängerin mit all der Zärtlichkeit in seine Arme schloß, mit der er Julia an sein Herz zu drücken pflegte.

Als sie wieder zu sich kam, gewahrte sie sich in einer ihr völlig fremden Umgebung. Es war eine Künstlerwerkstatt voll fröhlichen Lebens, voll ernster Bemühung, heiterer Fleiß auf den Gesichtern der Jünglinge, die vor ihren Staffeleien standen, und in ihrer Mitte ihr Lehrer und Meister Giovanni.

„Wie komme ich hieher?" rief Julia. Niemand antwortete auf ihre Frage. Sie wiederholte den Ruf. Es blieb alles still. Sie trat an Giovanni heran, sie legte die Hand auf seine Schulter. Er sah sie nicht, er empfand nicht die Berührung ihrer Hand. Mit Grauen erkannte Julia, daß sie unsichtbar, unwahrnehmbar geworden für die Sinne der Menschen, daß sie bestimmt war, einsam unter ihnen umherzugehen, lebend, empfindend und doch todt für alle, während ihr Schemen ihre Stelle einnahm in der Reihe der Lebendigen.

Sie wollte fliehen, sie vermochte es nicht. Sie wollte Giovanni nicht anblicken, ihr Auge war an ihn gebannt. Eine furchtbare Verzweiflung kam über sie. Das belehrende, freundliche Wirken Giovanni's zu betrachten, machte ihr Schmerz. Die Ehrfurcht und Liebe, welche seine Schüler ihm bewiesen, entflammte ihren Zorn. Sie haßte ihn in diesem Augenblicke, weil sie ihn nicht lieben wollte. „Soll mein Dasein gebannt sein an das Leben eines Tagelöhners? Und was ist der Maler, der um Sold arbeitet, andres als ein Tagelöhner neben der freigebornen Fürstentochter?" rief sie aus. „Soll des Dogen einzig Kind das Weib eines Malers werden? Niemals! lieber verschwinden von der Erde, lieber das Herz zerfleischen, in dem sein Bild sich einzudrängen wagte!"

In ohnmächtigem Schmerze, in wirkungslosem Zorne schwand der Tag für Julia dahin. Als der Abend anbrach, und die Schüler Giovanni's sich entfernten, trat der Meister traurig vor das Bildniß Julia's hin. Er betrachtete es schweigend lange Zeit, dann seufzte er tief auf, holte einen Vorhang herbei, deckte ihn über das Portrait, wie man den Deckel des Sarges über einen geliebten Todten breitet, und verließ das Gemach.

Eine angstvolle Unruhe bemächtigte sich Julia's bei dieser Scene. Was bedeutete Giovanni's Schweigen, was bedeutete das Verhüllen ihres

Bildes? warum wollte er es nicht mehr erblicken? wollte er ihrer vergeſſen? hatte er aufgehört ſie zu lieben?

Sie mußte ihm nach, ſie mußte wiſſen was er thun würde. Geſpannt folgte ſie ihm durch das Gedränge des Markusplatzes, auf dem das fröhliche Maskengewühl des Karnevals ſich bewegte. Giovanni hatte nicht daran gedacht, eine Maske anzulegen, um ſo häufiger näherte man ſich ihm. Hohe, ſtolze Frauengeſtalten traten an ihn heran, ſeine Aufmerkſamkeit zu gewinnen. Hie und da ward eine Maske behutſam gelüftet, man wollte erkannt ſein, man wollte den ſchönen Maler errathen laſſen, wie ſüße Huld, wie großes Glück für ihn zu hoffen ſei. Giovanni antwortete hier mit einem Scherze ablehnend, dort mit einer Galanterie, noch hatte keine der Frauen ihm eine lebhaftere Theilnahme abgewonnen, und doch war in Julia's Herz ſchon die Angſt der Eiferſucht entbrannt.

Da trat eine Frau an ihn heran, gegen die Sitte Venedigs, in weiße, leuchtende Gewänder gehüllt; höher, ſchlanker, edler in der Erſcheinung, als alle Frauen um ſie her. In ſtaunender Bewunderung folgten ihr die Männer, aber wer es auch wagte, ſich ihr zu nahen, ſie wies ihn von ſich. Lange ſchon hatte ihr Auge nach Giovanni ausgeſchaut, jetzt, da ſie ihn erblickte, hielt ſie ihm ihre Hand entgegen. Ein Karfunkel prangte an ihrem Finger — Julia gewahrte einen gleichen Ring an Giovanni's Hand, und ohne daß die Fremde ſich entlarvte, erkannte der Maler die Erſcheinung alſobald. Er nannte ihren Namen nicht, er ſprach nicht zu ihr, aber ſein Geſicht verrieth die Freude, ſie wieder zu ſehen. Er mußte ſie erwartet haben, er mußte ſie lieben. Sie winkte ihm, er folgte ihr, und durch das Gewühl der Masken eilte ſie mit ihm dem Ufer zu, wo eine Gondel ihrer harrte.

Giovanni und die Fremde beſtiegen das Schiffchen, die Thüre des Gondelhäuschens ward geſchloſſen. Der Diener und die Zofe der Fremden ſtimmten einen lieblichen Wettgeſang an, die Gondel glitt leiſe und ſchnell durch die Waſſer. Wilde Eiferſucht im Herzen, ſaß Julia an dem äußerſten Ende der Gondel, das Auge wie mit Zaubergewalt an die Thüre geheftet, hinter der Giovanni und die Dame ihr entſchwunden waren.

Es war faſt Mitternacht als die Gondel ihre Fahrt zwiſchen den Lagunen beendet hatte, und wieder an der Piazetta anlegte. Giovanni ſtieg ans Land, die hohe Frau winkte ihm freundlich nach, ihr Auge glänzte mild wie des Mondes Licht, das ſich in den leiſe plätſchernden Wellen ſpie-

gelte. Dann ſtieß ihre Gondel vom Ufer ab, und in demſelben Augenblicke landete das Boot des Dogen an der Treppe, Fanfaren und Trommelſchall verkündeten ſeine Ankunft, die Ehrenwache trat zuſammen, das Gefolge ſchritt voran, die Menge machte Platz, auch Giovanni trat zurück. Wie kalt erſchien dieſe allgemeine Ehrfurcht der unſichtbaren Julia. Sie ſah den Dogen die Treppe hinaufſchreiten, ſeine Tochter ging an ſeiner Seite. Giovanni's Wangen färbten ſich, als Julia's Ebenbild in ſeine Nähe kam, ſeine Augen hingen an der Scheingeſtalt, da flog das kalte, ſpöttiſche Lachen über das Geſicht des Schemens, und tief davon getroffen verließ Giovanni den Platz. Ein leiſer Schrei des Schmerzes ertönte neben ihm. Er wendete den Kopf nach der Seite hin, von der er erklungen war, es war niemand zu ſehen. Traurig ſchlich er nach ſeiner Wohnung und müde und erſchöpft warf er ſich auf das Lager nieder.

Was half es ihm, daß Aſtrea ihm eben erſt in gütevollen Worten die Erfüllung ſeiner Wünſche verheißen, daß ſie ihm geboten hatte, ſich keinem Kummer hinzugeben und glaubensvoll zu hoffen? blieb doch Donna Julia unerweicht, hatte er doch eben wieder ihren kränkenden Hochmuth erfahren müſſen. Aſtrea hatte ihm volle Freiheit für ſein Handeln zugeſtanden, er beſchloß ſie zu nutzen. Er wollte Donna Julia nicht wieder ſehen. Sein Genius rang darnach ſich zu erhalten, und er fühlte, daß es ihm unmöglich ſein würde, unter dieſen ewig neuen Schmerzen zu arbeiten und zu ſchaffen. Er wollte Venedig verlaſſen, er wollte Ruhe ſuchen, aber nicht Vergeſſenheit.

Von dieſem Entſchluſſe gekräftig, ſchlummerte er ein, aber Julia wachte an ſeinem Lager. Wenn Giovanni ſchlief, dann gewann die Unſichtbare ihre Geſtalt und Stimme wieder. Leiſe beugte ſie ſich über den Schlafenden, von ſeinem Ringe den Namen des Weibes zu leſen, das er liebte. Aber vergebens! nur ein Sternbild war ſichtbar darauf, und das nämliche Zeichen dieſes Sternbildes war eingegraben auch auf des Schläfers Handgelenk. Julia weinte bitterlich. So feſt war er der Fremden zu eigen, ſo ganz hatte er ſich ihr hingegeben, daß er ihr Zeichen am eigenen Leibe trug, gleich einem Sklaven. Und doch hatte er Julia geliebt! Doch erbleichte er noch vor dem Hohne ihres Ebenbildes! — Ihre Seele fand keinen Ausweg, keinen Troſt. Sie ſchalt Giovanni unbeſtändig. Sie klagte ſich des Hochmuthes an. Sie zürnte ihm und wollte ihm doch ſagen, daß ſie bei ihm ſei, ſie legte ihre Hand leiſe auf ſeine Stirne, ihn zu er-

wecken, aber als er die Augen öffnete, ſchwand ſie wieder dahin zum unſichtbaren Schatten. Sie war für ihn nicht mehr vorhanden.

Am frühen Morgen, als die Schüler ſich verſammelt hatten, trat Giovanni unter ſie, zur Abreiſe gerüſtet. Sie ſahen ihn verwundert an, ſie fragten, ob er fortzugehen denke? „Ja! Ihr lieben Geſellen," ſagte er, „für eine Weile muß ich von Euch gehen. Es treibt mich einmal fort aus der Werkſtatt hinaus in die weite Welt. Arbeitet dann ruhig fort und laßt mich ziehen mit freundlichem Gedenken, bis ich wiederkehre."

So ungern die Schüler ihn entbehren mochten, ſo wagte doch niemand ihm zu widerſprechen. Des Meiſters Kummer war den Schülern nicht entgangen, ſie hofften die Reiſe werde ihn zerſtreuen, und ſo entließen ſie ihn mit guten Wünſchen, mit Hoffnungen auf ſeine ſchnelle Wiederkehr.

Noch zur ſelben Stunde durchſchiffte er die Lagunen, ließ ſich am Feſtlande ausſetzen, und wanderte wie in den Tagen ſeiner Jugend durch das ſchöne Land, nur nicht mehr einſam wie in jener Zeit, denn Julia's Schatten war an ſeiner Seite.

Sie athmete erleichtert auf, als er Venedig verlaſſen hatte. Nun konnte er dem Schemen doch nicht mehr begegnen, nun konnte ihr Ebenbild ihn nicht mehr kränken, nicht Lügen ſtrafen, was ſie ſelbſt empfand. Plötzlich aber entſtand in ihr der Argwohn, daß Giovanni vielleicht nur deßhalb von Venedig ſcheide, um die ſchöne Fremde aufzuſuchen, und jeder Schritt, den ſie weiter wanderten, vermehrte ihre bangen Zweifel.

Indeſſen ein Tag entſchwand nach dem andern und Giovanni blieb allein. Heut raſteten ſie in der Hütte des Landmannes, und Giovanni ward heiter und froh im Verkehr mit ihren einfachen Bewohnern, morgen empfing ſie das Schloß eines fürſtlichen Kunſtfreundes, der in dem Maler einen hochgeehrten Gaſt begrüßte. Die ſchlichten Menſchen fühlten ſich ihm brüderlich verwandt, denn er war einfach und offnen, reinen Herzens wie ſie ſelbſt, die Großen der Erde, die Reichen und die Mächtigen, erkannten in ihm die Hoheit des Genies, das Gott nur ſeinen Auserwählten ſpendet, und alle Menſchen trugen ihm Wohlwollen entgegen und Liebe, nur Donna Julia hatte ihn verſchmäht, ſie, der er genaht war in der demüthigen Huldigung ſeiner tiefen, heiligen Liebe.

Täglich wuchs darüber der Schmerz in ihrer Bruſt, wenn ſie des Künſtlers reines, ſchönes Leben ſich vor ihrem Aug entfalten ſah, täglich

ſtieg aus der Reue die Liebe klarer in ihr empor. Sie ſah ihn heitrer werden, das freute und betrübte ſie zugleich, denn er ward heitrer, obſchon er ſich in weiter Ferne von ihr glaubte.

So oft er eine Kirche betrat, ſo oft er vor einem Heiligenbilde in frommer Andacht weilte, betete ſie für ihn, betete ſie um Erlöſung für ſich ſelbſt, um ihm ihr Leben weihen zu können in der Liebe, die ſie für ihn hegte. Allnächtlich ſprach ſie zu ihm in ſeinen Träumen von ihrer Liebe, von ihrer Pein. Keinen Augenblick zu miſſen, in dem ſie ſich dem Geliebten offenbaren konnte, mied ſie den Schlaf, ſo ſehr ſie ihn bedurfte, und immer und immer blieb ſie nur ein Schatten, immer wieder ſchwand ſie dahin, wenn Giovanni von ihrem Liebeswort geweckt den Tag erblickte.

Sie ahnte es nicht, wie es allein die Hoffnung auf Erfüllung ſeiner nächtlichen Träume war, welche in ihm die Heiterkeit erzeugte, die Julia's Seele ſo beängſtigte. Sie ahnte es nicht, daß er jetzt oftmals ihre Stimme auch am Tage neben ſich vernahm, daß er ihr eigner und ergebener war als je zuvor.

So wanderten ſie fort und fort, ohne daß er ſie an ſeiner Seite wußte, ohne daß ſie ſich in ſeinem Herzen glaubte, und kamen eines Abends am Fuße des Appenin zu einem verfallenen einſamen Wirthshauſe, in dem Giovanni zu raſten beſchloß. Eine unbeſtimmte Furcht hatte Julia beängſtigt, ein Todtenkreuz am Wege, wie es dem Ermordeten errichtet wird, ihre Bangigkeit erhöht, angſtvoll wachte ſie neben dem Geliebten. Kein Lüftchen regte ſich in der Natur, kein Laut war zu hören in dem ganzen Hauſe. Da ward die Müdigkeit Herr auch über Julia, ihre Augenlider wurden ſchwer, ſie fühlte ihren Kopf herabſinken auf die Bruſt und fuhr empor, ſich ſchnell ermannend zu neuer Wachſamkeit für Giovanni. Behutſam ergriff ſie ſeine Rechte, ihn bei dem Nahen einer Gefahr ſogleich zu wecken, und ſanft und zärtlich, als ahne er ihre Nähe, drückte Giovanni träumend des Mädchens Hand an ſeine Lippen. Julia ſank auf ihre Knieen: „Erlöſung! Erlöſung!“ rief ſie betend aus — da ſchimmerte plötzlich ein Lichtſtrahl durch die Wand über dem Lager des Schlafenden. Julia trat erſchreckt zurück. Das Licht wurde heller, die kleine Spalte in der Mauer klaffte auf, dehnte ſich zum weiten Portale, und plötzlich erblickte Julia vor ſich die Prachtgemächer des väterlichen Pallaſts.

In vollem Ornate ſaß der Doge auf dem Throne, Donna Julia an ſeiner Seite. Ein großer Zug von Edelleuten trat in die Halle ein. Ein

Geſandter des mächtigen Herzogs von Burgund befand ſich an ihrer Spitze. Auf goldgeſticktem Kiſſen trug er eine Fürſtenkrone und einen goldenen Ring mit edlem Geſtein geziert. Feierlichen Schrittes nahte er dem Throne, in wohlgeſetzter Rede warb er für ſeinen Herren um Donna Julia's edle Hand.

Als er ſeinen Antrag beendet hatte, entgegnete ihm der Doge: „Euer Antrag ehrt uns und Eure Bitte ſei Euch gewährt, vieledler Herr Geſandter und hochgeborener Graf. Nur einem Fürſten, einem königlichen Herren, hatte Donna Julia gelobt, die Hand der Dogentochter einſt zu reichen, und ſo gehet hin und ſaget Eurem Herren frohe Botſchaft. Er komme, ſobald es Ihm gefällt, ſich ſeine Herzogin von unſrer Hand zu holen."

Da knieete der Geſandte nieder und reichte der falſchen Dogentochter den Trauring dar. Freudeſtrahlend ſteckte ſie ihn an den Finger, mit dem Ausdruck ſtolzen Triumphes drückte ſie die funkelnde Herzogskrone auf ihr Haupt, jubelnde Muſik ertönte und alle Anweſenden riefen: „Heil! Heil! der Herzogin von Burgund!"

Mit immer wachſender Beſtürzung hatte Julia dieſe Scene verfolgt, und als ihr Ebenbild den Trauring an den Finger ſteckte, als man der neuen Herzogin die Huldigung darbrachte, da konnte ſie es nicht länger mehr ertragen. „Rette mich! Rette mich Giovanni!" rief ſie mit flehender Angſt, „errette mich für Dich!" und ſank in Thränen zuſammen.

Giovanni ſprang empor. Er hatte den Ruf gehört, er hatte das Bild geſehen wie Julia, verwirrt, troſtlos blickte er umher. Alles war ſtill und öde. Er fuhr mit der Hand über die Stirne, es war ein Traum geweſen, aber einer der Träume, welche düſtern Schatten werfen über manchen goldnen Tag.

Er konnte den Schlaf nicht wieder finden. Die Schwüle des Zimmers beängſtigte ihn. Er ſehnte ſich in die Luft hinaus, in das Freie. Er wollte gehen, wandern, um ſich dieſen Traum aus dem Sinne zu ſchlagen, und doch konnte er ſich's nicht verbergen, daß, wenn kein Wunder geſchehe, Julia leichter die Gattin eines Kaiſers als das Weib des Malers werden würde, den ihr Stolz verachtete. Freilich hatte Aſtrea ihm verheißen, es ſolle ihm Freude werden und Glück erblühen, aber ſie hatte ihm auch verſprochen, er werde ohne ſein Zuthun Kunde erhalten von der Geliebten, und doch hatte ihm noch niemand, ſo lange er ſchon von der Heimath ferne war, den Namen Donna Julia's genannt, doch hatten nur ſeine Träume ihm ihr Bild gezeigt. Indeß er konnte nicht aufhören auf die Erfüllung ſeiner

Wünſche zu hoffen, denn er liebte Julia mehr als jemals, und Lieben heißt Glauben und Glauben heißt Hoffen; ſie alle drei ſind Eins!

Wo ſeine Hoffnung, wie ſie ſich verwirklichen werde, er vermochte es nicht zu ahnen, und gläubigen Herzens beſchloß er vorwärts zu wandern nach dem heiligen Rom, um in der St. Peterskirche, wohin ſich jedes Leiden Troſt erwartend wendet, auch um Troſt und Glück für ſich zu beten.

Noch am Abende konnte er Rom erreichen, wenn er ſich zeitig auf den Weg begab, und er beſchloß das zu thun. Er erhob ſich von ſeinem Lager, legte ein Geldſtück hin, Quartier und Zeche zu bezahlen, und ſchritt in die Nacht hinaus, ſeine Seele zu erfriſchen, ſein Ziel zu erreichen. Eine Stunde mochte vergangen ſein, da war ihm plötzlich, als flüſtere eine Stimme, die er ſonſt nur im Traume ſo lieblich vernommen hatte: „Hüte Dich Giovanni!“

Er wendete ſich um, es war niemand zu ſehen. Das erſte bleiche Grau des Tages dämmerte durch die Nacht, ein ſcharfer Lufthauch zog kältend durch die Natur. Die Sterne, die ihm Anfangs mild geleuchtet, verloſchen am Firmamente, die Sonne aber ſtieg noch nicht empor, die Gipfel der Bäume rauſchten erſt leiſe, dann immer ſtärker, daß es faſt wie ein unheimlich Stöhnen erklang. Da kniſterte es zu Rechten im Gebüſch und gleich darauf raſchelte es unter den Bäumen zur Linken. Giovanni's Hand lockerte das Schwert in ſeiner Scheide. „Hüte Dich! Hüte Dich!“ tönte es noch banger warnend neben ihm, und noch ehe der zweite Warnungsruf verhallt war, fühlte er ſich von ſtarken Fäuſten gepackt, ſah er die Waffen der Räuber gegen ſich gerichtet. Ein Dolchſtoß hatte ſeine Schulter geſtreift, aber mit Rieſenkraft riß Giovanni ſich von den ihn umſtrickenden Armen der Räuber los. Im Nu war ſein Schwert gezogen, hellleuchtend zuckte es durch die Luft, der Kampf begann — Julia ward machtlos ſeine Zeugin.

Giovanni's hohe Geſtalt ſchien noch gewachſen zu ſein, ſein Auge flammte und die erſten Strahlen der Sonne umleuchteten ihn, daß er herrlich daſtand wie der kämpfende Achill. Seine Kraft, ſeine Beſonnenheit, ſein Muth ſteigerten ſich in der Gefahr. Angſtvoll und doch mit bewunderndem Entzücken ſchaute Julia auf ihn hin. Schon hatte er einen der Räuber leblos niedergeſtreckt, ſchon blutete der Andere aus klaffender Stirnwunde, als deſſen wohlgeführter Stoß des Malers Bruſt traf, und die Waffe ſeiner Hand entfiel.

„Er iſt verloren!“ klagte es verzweifelnd in Julia's Herzen, da tönte Schellengeklingel und ferner Hufſchlag an ihr Ohr. „Hülfe! zur Hülfe!“ rief ſie mit ſolcher Angſt der leidenſchaftlichen Liebe, daß zum erſtenmal ſeit ihrer Verzauberung der Ton ihrer Stimme den Menſchen vernehmbar ward. Das belebte ihren Muth. Immer lauter, immer flehender erſchallte ihr Ruf, ein Troſt des hingeſunkenen Giovanni, ein Entſetzen ſeines Feindes. Wie von einem Geiſte verfolgt, floh er vor dem unſichtbaren Hülferufe in das Gebüſch, und „Julia! Julia!“ ſeufzten Giovanni's bleiche Lippen, der zu ſterben glaubte, als die Rettung nahte.

Eine Geſellſchaft von Reiſenden kam von den Höhen herab, den dunkelrothen Wagen eines Kardinals in ihrer Mitte, anderes Gefährt ſchloß ſich ihm an, und ein Trupp Bewaffneter bildete die Spitze und den Schluß des ganzen Zuges. Als ſie des Verwundeten gewahr wurden, hielten die Erſten an, und der Kardinal ſendete ſeinen Diakonus zu fragen, was es gebe. Der hatte kaum den Maler erblickt, als er ihn erkannte und ſein Ausruf der Beſtürzung, des Bedauerns den Kardinal herbeizog, der ein Botſchafter des Papſtes, von Venedig heimkehrte zu des heiligen Vaters Thron.

„Santa Madonna! Meiſter Giovanni!“ ſprach der Kardinal, „wie finde ich Euch in ſolcher Noth?“ Und da Giovanni nicht zu antworten vermochte, ließ der Kardinal ihn aufheben und in ſeinen eigenen Wagen tragen, um ihn behutſam und gefahrlos mit ſich zu nehmen nach Rom.

Am Abende, als ſie die heilige Stadt erreichten und in ihr des Kardinals Palaſt, ward in demſelben ein Zimmer für Giovanni hergerichtet, und der Kardinal und ſeine ſchöne Schweſter, die Gräfin Vittoria, blieben ſelbſt als ſorgliche Pfleger an ſeinem Lager, die ganze Nacht hindurch, bis am Morgen die Aerzte Hoffnung gaben für das Leben des verwundeten Mannes.

Julia's Pein war hart und ſchwer. Sie mußte es anſehen, wie die Hände einer fremden ſchönen Frau dem Maler die Liebesdienſte leiſteten, die zu gewähren ihr ſelbſt ein Glück geweſen ſein würde, und ſogar die Möglichkeit dem Kranken ſichtbar zu werden in ſeinen Träumen, war ihr jetzt genommen, da die Wächter und Pfleger, welche der Kardinal für Giovanni beſtellt hatte, ihn keinen Augenblick verließen.

Die Krankheit währte lange und Giovanni litt der Schmerzen viel. Wie klagte ſich Donna Julia an, daß ſie es geweſen, die ihn fortgetrieben aus der ſichern Heimat, die ihn in dies Unglück gebracht. Wie blutete in

bitterer Reue ihr das Herz, wenn ſie die Hingebung und Verehrung ſah, mit der die Gräfin Vittoria dem Künſtler begegnete, ſich glücklich preiſend, daß ihr der Himmel geſtatte, einem ſolchen Manne das Leben erhalten zu helfen.

Von allen Seiten erkundigte man ſich theilnehmend nach Giovanni, der Papſt ſelbſt ſendete um Nachricht, als die Kunde von ſeinem Unfalle zum Vatikan gedrungen war, und ließ zu den Häupten von Giovanni's Lager Bilder des heiligen Nothhelfers Johannes und der gnadenreichen Schmerzensmutter hängen, die er ſelbſt geweiht mit eigner Hand zum Troſt des edlen Kranken. Tag und Nacht rang Julia im Gebete vor dieſen Bildern um Erlöſung von ihrem Zauberbanne, und immer heißer wurde ihr Wunſch, ſie zu erlangen, denn ihre Liebe wurde immer größer und immer größer ihre Pein, denn als Giovanni's ſchwerſten Krankheitstage vorüber waren, als man ihn heraustragen konnte aus dem Krankenzimmer, da war es Vittoria, die ihn leitete und führte, die ihn auch jetzt faſt niemals mehr verließ. Immer Neues wußte ſie zu erſinnen, ihn zu unterhalten, ſich ihm angenehm zu machen. Sie ſpielte auf der Harfe, wenn ſie trübe Schatten gelagert ſah auf ſeiner Stirne, ſie ſang ihm ſüße Lieder mit ihrer ſchönen Stimme, ſie las ihm aus den Dichtern ihres Landes vor, bis die Geiſter des Trübſinns wichen von der Stirne des Kranken, und mit der Heiterkeit ihm die Geſundheit wiederkehrte.

Eines Abends, als er ſchon feſten Schrittes in dem Garten umherwanderte, der vom Quirinale hinab die Stadt überſchaute, hörte er Gräfin Vittoria's Stimme aus einem der Boskett's erſchallen und folgte ihrem Klange. Die Gräfin, in roſenfarbenen Gewändern, einen ſilberdurchwebten Schleier auf dem rabenſchwarzen Gelock, die Zither in den weißen Armen blickte ihm ſo liebevoll entgegen, daß Giovanni's Herz davor erglühte und erſchrack.

„Wie ſoll ich es verlernen, Madonna!“ ſagte er, „durch Eurer Lieder ſüßen Klang mein Herz zu laben?“

„Und warum müßte das ſein, mein edler Freund?“ fragte die Gräfin. „Ehrt Rom den Künſtler nicht höher noch als ſelbſt Venedig? Seid Ihr nicht hoch willkommen hier in dieſem Hauſe, ſo lange es Euch gefällt bei uns zu weilen? Und glaubt Ihr, daß man nicht verſuchen wird Euch feſt zu halten in dem ſchönen Rom?“

Sie lächelte dabei mit ſo holdſeliger Schelmerei, ſie blickte ihm mit

ſo zärtlicher Güte in das Auge, daß ein Widerſtrahl derſelben Giovanni's Wangen färbte, und als fürchte ſie zu viel geſagt zu haben, fügte Vittoria hinzu: „hat doch die alte Roma Euch große Ehre zugedacht!“ —

„Und welche Ehre wäre das, Madonna?“ fragte er. — Da rief ſie durch ein Zeichen ihre Dienerin herbei, ſprach leiſe ein paar Worte mit dem Mädchen, das ſich entfernte und bald darauf mit einem Käſtchen aus Elfenbein zurückkehrte, das ſo kunſtvoll mit Gold und Malereien verziert war, daß man vermuthen mußte, ſolch edles Gehäuſe verberge auch ein koſtbar Gut.

Vittoria hielt es erſt ſcherzend eine Weile in die Höhe, damit Giovanni den Inhalt errathe, dann als ihm dies nicht gelingen wollte, zog ſie ein wohlgefaltetes Papier daraus hervor, drückte daſſelbe ehrfurchtsvoll an ihre Lippen, ſchlug es von einander und las wie folgt. „Da Ihr, verehrte Gräfin und fromme Tochter in Chriſto, Euch das Verdienſt erworben habt, durch Eure Pflege und Sorgfalt dem Vaterlande und der Kunſt das Leben des vieledlen Meiſters Giovanni von Venedig zu erhalten, ſo ſei es Euch vergönnt als Euer Lohn, dem Gaſtfreund und Schützling Eures edlen Hauſes die Botſchaft zu verkünden, daß Ihm der Papſt und Rom die ſeltene Ehre zudenken, gekrönt zu werden auf dem Kapitole.“

„Madonna!“ rief Giovanni erglühend in Freude, und warf ſich zu Vittoria's Füßen, „dieſe Gunſt gilt mir höher als das Leben, und Ihr ſeid es, der ich nicht nur mein Leben, der ich auch dieſes Glück verdanke.“

Vittoria war bewegt. Ihre Augen füllten ſich mit Thränen. Sie reichte das eigenhändige Schreiben des Papſtes, der ihr Onkel war, dem Maler hin und ſagte: „Er wußte wohl, der heilige Vater, daß er mir Köſtlicheres nicht zu geben vermochte von allen Schätzen der Erde, die ihm unterthänig iſt, als was Euch Glück bereiten konnte, Giovanni!“ Giovanni bedeckte ihre Hand mit ſeinen Küſſen, und leiſe ſank das Haupt der Gräfin auf des Malers Schulter.

Da tönte ein ſchriller Weheſchrei dicht neben ihnen durch die Luft. Beide ſprangen empor. „Julia!“ rief der Maler, und ſtarr und lautlos blickte ihn die Gräfin an. — „Wen habt Ihr gerufen, Giovanni?“ fragte ſie endlich. Giovanni ſchwieg einen Augenblick, dann faßte er ſich wieder, und bat Vittoria nur um ein kurz Gehör. Schwankend zwiſchen Schreck und Hoffnung, zwiſchen Zorn und Liebe, ſetzte ſie ſich an ſeine Seite nieder, und Giovanni ſprach: „Ich danke Euch mein Leben, Madonna! ich hoffe Euch mehr zu danken, denn Eure Botſchaft verkündet mir die Aus-

ſicht auf mein höchſtes Glück. Wiſſet, daß mein Herz in Liebe entbrannt iſt für eine Jungfrau meiner Vaterſtadt" — Vittoria ließ ihn nicht enden. Bleich vor wildem Schmerz rief ſie: „Ihren Namen! ihren Namen, Giovanni!"

„Julia, des Dogen von Venedigs Tochter." —

Da zuckte es wie Mitleid auf in dem Antlitz der Gräfin und dann auch wieder wie ſchadenfroher Hohn, und ſcharf und deutlich jede Silbe betonend ſagte ſie: „So wißt Ihr es nicht, daß Donna Julia verlobt iſt mit dem Herzog von Burgund, und daß ſchon morgen ihr Hochzeitstag gefeiert werden ſoll? Es iſt ein Botſchafter des heiligen Vaters hingegangen, der neuen Herzogin den Segen zu ertheilen!" Damit verließ ſie den Maler, der regungslos zurückblieb, keines Wortes mächtig, die bleiche Stirne an ein Marmorbild gelehnt.

So fanden ihn die Boten, die ihn für morgen zu der Krönung luden. Er hörte ihre Worte theilnahmlos. Was galten ihm Ehre und Ruhm, wenn ſie ihm nicht mehr Julia gewinnen konnten? Was hatte er erſtrebt, erhofft als Julia allein!

Der Tag verging ihm in düſtrem Brüten. Als die Sterne auftauchten, rief er Aſtrea an, die ihm gelobt hatte, ihm zu erſcheinen, wenn er ihrer in höchſter Noth bedürfen ſollte, aber ſein Ruf verhallte ungehört. Sein Herz ſchlug angſtvoll, ſein Kopf brannte fieberiſch heiß. In derſelben Stunde, in der ihm morgen die höchſte Ehre zu Theil werden ſollte, ſollte auch das Glück ſeines Lebens ihm entriſſen werden für immer, immerdar. Seine Seele konnte dieſen Zwieſpalt nicht in ſich erfaſſen. Er wollte fort, fort nach Venedig noch in derſelben Nacht — aber was hatte er dort zu ſuchen, was zu finden, wenn Julia es verlaſſen hatte.

In der marternden Unruhe ſeines Leidens kam kein Schlaf ſich auf ſeine Augen zu ſenken. Nachtüber wandelte er in den offenen Hallen, in den Gärten des Pallaſtes umher, bis ihn bei Tagesanbruch die Müdigkeit überwältigte, und er auf einer der Bänke niedergeſunken die Augen zum Schlummer ſchloß.

Da ſchwebte Julia leiſe zu ihm heran: „Hoffe, glaube, vertraue!" rief ſie und drückte zum erſtenmale einen Kuß auf ſeine Lippen. Wonnetrunken breitete er ihr die Arme entgegen, ſchlug er die Augen auf — Vittoria ſtand vor ſeinen Blicken.

Mit dunklem Erröthen ſah ſie ſein Erſchrecken. Dennoch ergriff ſie

ſeine Hand und ſprach: „Giovanni, es iſt nicht meine Schuld, daß Donna Julia Euch entriſſen wird, nicht meine Schuld, daß ſie Euch nicht liebte. Ich bin die letzte Erbin meines Namens. Der Papſt, der Euch aus freiem Antrieb die Ehre der Krönung zuerkannte, wird dem ruhmgekrönten Giovanni das Lehen meines gräflichen Hauſes nicht verſagen — und ich liebe Euch, Giovanni!"

Giovanni wendete ſich von ihr und verbarg ſchmerzvoll ſein Geſicht in ſeinen Händen. „Habt Erbarmen, Vittoria!" flehte er, „zwingt mich nicht, Euch zu kränken, die ich ſo tief verehre!"

„Und Du liebſt mich nicht, Du wirſt mich niemals lieben?" rief ſie im aufflammenden Zorne.

Giovanni antwortete nicht. Da richtete ſich Vittoria hoch empor: „Wehe Dir und mir! Fluch über das Leben, das ich Dir erhalten zu meiner Schmach!" rief ſie und verließ den Garten.

Ohne Freude floßen für Giovanni die Stunden bis zur Krönung dahin. Die Pracht des Kapitoles, die hohe Feier des Triumphes, die jedes andre Herz in ſtolzem Schlage gehoben hätten, vermochten kaum ihm eine freudige Wallung zu erregen. Er ſah nicht die ihn umgebende Menge, er ſah nicht den Papſt im Kreiſe ſeiner Kardinäle, er hörte nicht die Rede, die man an ihn richtete. Nur Julia ſah er ſich ſchmücken zur Hochzeitsfeier mit dem Herzog von Burgund, und dann wieder fiel ſein Blick auf die bleiche Vittoria, die mit ihrer Krone von weißen Perlen und ihren weißen Gewändern, ihn feſten, glanzloſen Blickes anſtarrte, wie der Engel des nahen Todes. Er trauerte um Julia, er trauerte um Vittoria, und um ſich ſelbſt.

Den Lorbeerkranz in ſeinen vollen Locken, ernſt und bleich, einem Opfer mehr ähnlich als einem Triumphirenden, trat er auf die hohe Treppe, welche hinabführt von dem Kapitole. Des Volkes lauter Freudenzuruf begrüßte ihn. Sein Name tönte jubelnd von allen Lippen. Gedichte zu ſeinem Preiſe wurden unter das Volk vertheilt. Das ſtolze Rom, die Hauptſtadt der Welt, huldigte dem Genie des Künſtlers. Giovanni ward einem Kaiſer gleich geehrt.

Man drängte ſich an ihn, als er die Treppe hinabſtieg, ihn in ſeine Wohnung zu geleiten, es gelang den päpſtlichen Wachen kaum die Menge von Giovanni abzuwehren, und immer wieder drängten ſich andere heran, die ihn ſehen, die ihn ſprechen wollten. Giovanni's Stimmung erheiterte

ſich in dieſem Wechſelverkehre mit den Menſchen, und eben ſchüttelte er ein paar Römern, die ſich als Kunſtgenoſſen zu erkennen gaben, freundlich die Hände, als ein Dolchſtoß gegen ſeine Bruſt gezückt wurde.

Ein Weheſchrei ertönte durch die Luft, leiſe verhallend wie Todesgeſtöhn, Blutstropfen benetzten Giovanni's Gewänder, man glaubte ihn verwundet, man umringte ihn, man ſuchte den Mörder feſt zu halten, eine allgemeine Verwirrung entſtand, Giovanni war genöthigt in das Kapitol zurückzukehren, und während man ihm Glück wünſchte, der Gefahr entronnen zu ſein, ſank Gräfin Vittoria zuſammen vor dem Blicke, der ſie aus Giovanni's Augen traf, denn er hatte den Mann erkannt, der den Stoß geführt.

Die Rettung des Malers, der Todesſchrei und die Blutstropfen, welche gefloſſen, ohne daß Giovanni verletzt worden, erregten das höchſte Aufſehen. Man ſah ein Wunder darin, eine Gnade Gottes, und fromme Gemüther riethen ihm, da er die höchſte irdiſche Ehre genoſſen habe, der Welt zu entſagen und ſich der Kirche zu weihen, da ihn der Himmel offenbar zu großen Ehren auserſehen haben müſſe.

Giovanni aber hatte nur einen Gedanken, nur ein Ziel — Venedig. Eine Sehnſucht, die er ſich nicht zu erklären vermochte, da Julia bei ſeiner Rückkehr Venedig verlaſſen haben mußte, zog ihn dorthin zurück. Es war ihm, als ſei er dort nöthig, das Leben Julia's zu erhalten, und Tag und Nacht, in ununterbrochener Reiſe, eilte er dem Norden zu.

Je näher er Venedig kam, um ſo größer wurden ſeine Spannung und ſeine Unruhe. Noch eine halbe Tagereiſe mochte er davon entfernt ſein, als er einem Boten der Republik begegnete, der anſcheinend eben ſo große Eile hatte ſüdwärts zu kommen, als Giovanni nach dem Norden. Während ſie ihre Roſſe tränkten, fragte Giovanni ihn: „Was habt Ihr Neues mitgebracht aus unſrer Stadt?“

„Nun was Ihr wiſſen werdet, Signor, was alle Welt jetzt weiß, das große Wunder!“

„Nichts weiß ich,“ entgegnete Giovanni, „denn ich komme geraden Wegs von Rom herauf.“

„Und dahin gehe ich um Raths zu erholen von des heil'gen Vaters Stuhl, weil niemand das Wunder zu erklären weiß. Hört zu, was ſich in unſerem Venedig begeben hat mit unſeres Dogen Tochter. Es war der Hochzeitstag der edlen Donna Julia. Koſtbar geſchmückt kniete ſie vor dem Altare in San Marco, ihr zur Seite der Geſandte des Herzogs von

Burgund, der bei der Trauung ſeinen Herrn zu vertreten hatte. Der Doge, der Nuntius ſtanden hinter ihr, ein Kreis von Edeln umringte ſie, niemand konnte ihr nahen ungeſehen, ſie war ſchön und blühend vor den Augen aller Anweſenden, plötzlich ſtieß ſie einen furchtbaren Weheruf aus, wie zum Tode getroffen, eine tiefe Wunde klaffte in ihrer Seite auf, ihre bräutlichen Gewänder waren im Augenblicke mit Blut überſtrömt, und bleich und leblos ſank ſie zu den Füßen ihres Vaters nieder."

In immer ſteigender Bewegung hatte Giovanni den Worten gelauſcht. „Und ſie iſt todt?" fragte er endlich faſt tonlos, als der Erzähler geendet hatte.

„Todt eben nicht, aber ſie liegt wie eine Leiche bewegungslos da, und keine Kunſt der Aerzte hat bisher vermocht, ſie wieder zu erwecken."

Noch während der Worte des Redenden ſaß Giovanni ſchon wieder zu Pferde, und drückte ſeinem Roſſe aufs neue die Sporen ein, es vorwärts treibend, ſo ſchnell es ihn nur tragen konnte. Wie Schatten flogen die Gegenden an ihm vorüber, es war noch hell am Tage, als er in Meſtre ſich in eine Gondel warf und reichen Lohn den Gondolieren bot, wenn ſie ihre Ruderſchläge verdoppeln wollten. Schon neigte ſich die Sonne ihrem Untergange zu, ſchon färbte ſich der Himmel mit röthlichem Glanze, als er aufgerichtet im Boote ſtand, die Zinne des Palaſtes einen Augenblick früher zu erſchauen, der ſein Liebſtes, ſeine Welt umſchloß.

Erſtaunt ſah die Dienerſchaft des Dogen beim Beginne der Nacht den Maler, den man in weiter Ferne glaubte, beſtäubt vom weiten Ritte, in der Tracht des Reiſenden, durch die Gemächer des Palaſtes eilen, als würde er erwartet. Niemand wagte ihn aufzuhalten, ſo gebieteriſch, ſo berechtigt ſah er aus. An der Thüre von Donna Julia's Gemach hielt er ſtille. Wie betend hob er zwiſchen Angſt und Hoffnung ſchwankend die Hände zum Sternenhimmel empor, noch ein Schritt, ein Druck der Hand, die Thüre öffnete ſich, und mit Verwunderung wurden Julia's Frauen, wurde ihr Beichtiger und ward der Doge, die an Julia's Lager weilten, des Malers anſichtig.

Kaum aber hatte dieſer ſich ihr genähert, als Donna Julia's Augen ſich allmählig öffneten, als ſie ſich langſam, langſam erhob, und daſtand in ihren weißen herabwallenden Gewändern, wie ein Weſen, das zurückkehrt aus den Gefilden einer andern Welt. Da litt es Giovanni nicht länger in ſeiner bittern Pein. „Julia! Julia! fliehe nicht von mir!" rief er mit liebevoller Klage, während heiße Thränen ſeine Augen füllten.

Und als hätte ein Wort Gottes ſie getroffen, ſo durchzuckte ſie der Laut.

Sie drückte ihre Hände gegen ihr Herz und mit dem Rufe: „Mein Erlöser und mein Herr!“ ſank ſie zu ſeinen Füßen nieder.

Giovanni hob ſie an ſeine Bruſt. Sprachlos ſtaunten der Doge, die Frauen und der Beichtiger den räthſelhaften Vorgang an, als leiſes Klingen ſich vernehmen ließ, das ſich zu immer vollern Tönen geſtaltete und endlich in Akkorde überging, wie keines Menſchen Kunſt ſie je hervorgebracht.

Und die Wände des Gemaches wichen zurück, daß man Aſtrea gewahr wurde in ihrer ſternenfunkelnden Herrlichkeit und Schöne. Langſam ſchwebend kam ſie aus den Wolken hernieder und weilte vor den Liebenden.

„Liebe iſt Wiedergeburt, Liebe iſt Erlöſung vom Tode! Liebe iſt Leben und Heiligkeit!“ ſangen die beiden Genien zu ihrer Rechten und zu ihrer Linken, und der Chor der Uebrigen jubelte: „Ehre ſei Gott in der Höhe! Frieden auf Erden und dem Menſchen ein Wohlgefallen!“

Da ſanken Julia und Giovanni auf die Kniee vor der himmliſchen Erſcheinung, und die andern knieten und beteten wie ſie. Und Aſtrea neigte ſich herab und ſteckte den Rubinring mit dem Sternenbilde, den Giovanni getragen bis zu dieſer Stunde, an die Hand der neubelebten Julia, und ſegnete ſie mit dem Spruche des Friedens, mit dem Zeichen des Kreuzes, dann erklangen in rauſchenden Harmonien die Jubeltöne der Sphärenmuſik, und in einem Strome unirdiſchen Lichtes entſchwand die himmliſche Erſcheinung den Augen der Anbetenden.

Der Doge aber, als er ſein Gebet beendet hatte, richtete ſich auf und ſprach: „nicht mein Wille geſchehe, ſondern der Wille deſſen, der ſich uns kund gethan durch ſolche Wunder!“ — Und er nahm Donna Julia's Hand und legte ſie in die Hand Giovanni's und befahl dem Beichtvater den Trauſegen zu ſprechen über die Liebenden.

So ward Donna Julia, des Dogen ſtolze Tochter, die Erwählte des Herzogs von Burgund, des Malers Giovanni Weib. Der Papſt ſelbſt, als er die Kunde des Wunders erhalten hatte, übernahm es den Herzog von Burgund zufrieden zu ſtellen, und ernannte Giovanni zum Grafen von Aſtreo. Vittoria aber ward der Rath gegeben, ſich zurückzuziehen in die Stille eines Kloſters. Dort lebte ſie und ſtarb, während die Nachkommen Giovanni's und Julia's noch heute unter den Geſchlechtern des italieniſchen Adels blühen. Unter einem ſtrahlenwerfenden Sternbilde führen ſie Pinſel und Palette im Wappen, und die Meiſterwerke des Stammvaters ſind noch heute der koſtbare Beſitz ſeiner kunſtliebenden Nachkommenſchaft.

Familien-Concert.

Von

F. W. Hackländer.

Herr Regierungsrath Zwicker mit Frau gibt sich die Ehre, den Herrn Hofrath Claremann mit Frau Gemahlin, Herrn Sohn und Fräulein Töchtern auf eine Tasse Thee und zu musikalischer Unterhaltung für Dienstag den 4. März, Abends 7 Uhr, ganz ergebenst einzuladen.

U. A. w. g.

Wenn du, geneigter Leſer, eine ſolche Karte empfängſt, zierlich gedruckt, ſauber beſchrieben, ſo denkſt du nicht daran, welche Mühe, welcher Kummer, wie harte Tage und ſchlafloſe Nächte unter dem Spiegel dieſer glatten Linien verborgen liegen. Warſt du nicht ſelbſt ſchon Unternehmer von Familien-Concerten und Hausbällen, ſo haſt du keinen Begriff davon, wie viel ſaure Arbeit vorhergehen mußte, ehe dieſe Einladungskarten zum Austragen bereit da liegen. Du überſiehſt dein Haus, du rechneſt nach, wie viele deiner Bekannten du unterzubringen vermagſt, wenn du dein Appartement vergrößert haſt durch Ausräumen der Schlafzimmer und durch Herrichtung des Hausflures, der vermittelſt eines Teppichs und ein paar Wandleuchter zu einem comfortablen Entrée umgeſchaffen wird. Ich glaube, es gibt eine mäßige Berechnung, wie viel Platz ein Menſch haben muß, um ohne Schaden für ſeine Geſundheit eine Zeit lang athmen zu können; wenn ich nicht irre, gibt es für Sklaven- und Auswanderer-ſchiffe darüber eine Verordnung. Leider nicht für Familien-Concerte und

Hausbälle! Iſt man doch da Augenzeuge von Erſcheinungen, die an's Fabelhafte ſtreifen. Und wollteſt du am andern Tag nach einem Familien-Concerte jemanden in den Appartements herumführen und ihm ſagen: hier zwiſchen der Tiſchecke und dem Ofen ſtand ſtundenlang ein Menſch, dort hinter der Sophalehne ein anderer, in der engen Thüre aber, die du dort ſiehſt, ſechs neben einander, von ſieben bis neun, und noch obendrein auf ihren Zehenſpitzen, dabei huthaltend, ſchweißrieſelnd und applaudirend, — er würde dich mit einem Blicke beſchenken, den man einem verächtlichen Lügner zollt.

Doch ſehen wir weiter. Das Appartement kann alſo ſo und ſo viele Perſonen faſſen, dazu ſchlägt man noch zwanzig Procent für Abmeldungen wegen plötzlichen Unwohlſeins und ferner zehn vom Hundert weiter, was man in der Verpackungsſprache „Einſtreuſel" nennt, junge Supernumeräre, Kanzlei-Aſſiſtenten, ganz neue Lieutenants und angehende Aerzte ohne Praxis. Das iſt jung, ſchmiegſam, vor allen Dingen aber für die bejahrten Töchter ehrbarer Familien hoffnungsvoll, wird geduldet, zwiſchen ſich verſteckt und findet ſchon ſein Plätzchen. Wo? iſt freilich eine andere Frage. Auch ich war einmal jung und wurde gern gelitten und befand mich in ähnlichem Falle als Mittelſtück zwiſchen einer ſtarken Directorstochter und einer wohlbeleibten Wittwe, — ich als dünne Fleiſchſchnitte, das Ganze einem ungeheuren Sandwich vergleichbar, einem rieſenhaften Butterbrode mit Schinken.

Iſt die Frage des Wieviel? glücklich erledigt, ſo kommt die wichtigere des Wer? zur Berathung und zu dieſem Zwecke hat auch Herr Regierungsrath Zwicker eine Liſte der ganzen Freundſchaft angefertigt, die nun ſchon vierzehn Tage vor dem Feſte einem kleinen Familienrathe vorgelegt wurde. Dieſer Familienrath beſtand aus Madame Zwicker, einer ziemlich corpulenten Frau mit freundlichem Geſichte, etwas ſtark röthlichem Teint und hellblonden Haaren, ſo wie aus den beiden Fräulein Zwicker, reſignirten, zuweilen ſeufzenden Weſen von ungefähr achtundzwanzig bis dreißig Jahren, die es von dem großen Schiller ziemlich abſurd fanden, daß er einſtens geſungen:

O daß ſie ewig grünen bliebe
Die ſchöne Zeit der erſten Liebe!

Denn Amalie meinte: „was iſt eine erſte Liebe? — ein Unding, ein Probirſtein, um zu erfahren, ob das eigene Herz auch ächtes achtzehnkarä-

tiges Gold iſt." — „Ein Wahnſinn," ſagte dabei Laura, die Jüngere, „die erſten ungenießbaren Schößlinge eines Spargelfeldes, das Durchblättern von Titeln und Vorreden eines jungen Romans."

Ausgeſchloſſen von dieſem Familienrathe war der junge Herr Zwicker, Kanzlei-Aſſiſtent und Mitglied der Liedertafel. Er hatte bei einer ähnlichen Gelegenheit zu extravagante Ideen an den Tag gelegt und gemeint, das Schöne ſei und bleibe ſchön, auch wenn es in der allerletzten Rangklaſſe erſcheine.

Der Regierungsrath, ein kleiner, ſehr lebhafter Mann mit einer ſehr hohen Stirne, die ſich von Jahr zu Jahr vergrößerte, auf welche er ſich aber etwas einbildete, ſchritt im Zimmer auf und ab, las die betreffenden Namen vor, und wo weder Frau und Töchter etwas zu erinnern hatten, fügte er einen dicken Bleiſtiftſtrich hinzu. „Herr Director von W." Die Regierungsräthin machte eine zuſtimmende, tiefe, ehrfurchtsvolle Verbeugung. — „Mit zwei Töchtern." — Ebenſo. „Und ſeiner ſchönen Nichte." — „Die könnte man weglaſſen," meinte Amalie entſchieden, während Laura, boshaft lächelnd, auf ihre Kaffeetaſſe ſah. — „Wo denkſt du hin!" entgegnete der Regierungsrath; „es wäre eine Unhöflichkeit gegen den Herrn Director, und dann —" ſetzte er ſchüchtern hinzu. — „Und dann?" fragte Amalie, etwas gereizt. — „Nun ja, und dann —" fuhr der Vater fort, indem er wie zur eigenen Ermuthigung mit ſeinem Papier in der Luft herumfuchtelte, „dann muß man auch Rückſicht nehmen. Du weißt, daß der Herr Referendär von Strammer von jeher die Zierde unſerer Concerte war. Er ſingt göttlich." — „O nur zu wahr!" ſeufzte Amalie ſtill in ſich hinein. — „Und," fuhr der Papa fort, „warum ſoll man den jungen Leuten nicht ein unſchuldiges Vergnügen gönnen? Seine Stimme iſt unbedingt ſchöner, ſein Vortrag feuriger, ſowie er der ſchönen Clara gegenüber ſingt." Amalie warf einen kleinen Blick gen Himmel, dann einen zweiten auf ihr Butterbrod, und als Mama ernſt und bedächtig mit dem Kopfe genickt, wurde die ſchöne Nichte des Directors von W. mit einem Striche verſehen.

Eine Menge Namen, die nun folgten, wurden ſtillſchweigend gutgeheißen; man merkte es bei dieſen auch der Stimme und dem Geſichte des Regierungsraths an, daß er vor jedem Widerſpruch ſicher ſei. Dies war nicht der Fall, als er nun fortfuhr und mit etwas ſchüchterner Stimme und ohne aufzublicken las: „Herr Doctor A. mit zwei Töchtern." — „Niemals!" ſagte entſchieden die Regierungsräthin; Amalie zuckte verächtlich

mit den Achſeln und Laura lächelte höhniſch. „Ich will keine Mädchen einladen," fuhr Madame Zwicker nach einer Pauſe fort, „die es beſtändig darauf anlegen; ſich vor meine Töchter zu drängen, ſie zu verdunkeln." — „Zu verdunkeln iſt nicht das wahre Wort, Mama," ſprach geringſchätzend die ältere Tochter. „Ich würde ſagen: die ſich bemühen, immer aufdringlich und naſeweis zu ſein." — „Aber es ſind doch eure Freundinnen," meinte der Papa. — „Junge Affen ſind es!" ſagte entrüſtet die Regierungsräthin; „kaum aus der Schule, die ſich ein Anſehen geben wollen, indem ſie mit älteren und geſetzten Mädchen umgehen." — „Kaum aus der Schule?" lachte krampfhaft Laura. — „Aeltere und geſetztere Mädchen?" meinte Amalie. „Was man ſich von dir nicht alles muß ſagen laſſen, Mama. Aber mir iſt es gleichgültig, ladet ſie nur ein. Wo denkt Papa überhaupt an etwas, was uns Vergnügen macht. Iſt's nicht wahr, Laura? Auf der ganzen Liſte bis jetzt keine zwanzig junge Herren." Der Regierungsrath ſah fragend in die Höhe, und Mama ſagte: „Das kommt noch." Dann fuhr ſie fort: „Nein, Eduard, den Doctor und ſeine Töchter laß fort; ich verſichere dich, ſie haben ein aufdringliches Weſen. Ich ſehe das auf den Muſeumsbällen; ſprechen meine Töchter mit ein paar jungen Herren, gleich ſind die A.'s da. Und dann iſt es nicht wegzudisputiren, daß ſie, Gott weiß, auf welche Art, ausſpioniren, was Amalie oder Laura anzieht. Neulich kamen unſere beiden Mädchen in gelben Baregekleidern; was ſehen meine Augen, als die A.'s ankommen? Ebenfalls gelbe Baregekleider und hochroth aufgeputzt. Ach, ich ſage dir, das hat mich tief empört. Ich hatte gelb gewählt, weil es etwas hervorſticht; blau, weiß, roth iſt ordinär; es fragt ſich ſo gut auf ſo 'nem Ball: wer ſind die in Gelb? — Regierungsrath Zwickers u. ſ. w. Nein, nein, die A.'s läßt du mir fort, darauf beſtehe ich feſt."

Hienach erhält der Doctor A. mit ſeinen Töchtern keinen Strich und der Regierungsrath las weiter, lauter an ſich unbedeutende Namen, aber wohlgefällig klingend in den Ohren der beiden Töchter. Papa holte hier das Verſäumte nach und der Lieutenants, Supernumeräre, Referendäre, Candidaten und Aſſiſtenten durch alle Rubriken war kein Ende. Zuletzt kam das eigene Kanzlei-Perſonal, und dabei horchte Laura mit ungetheilter Aufmerkſamkeit. Doch es ſchien ihr wie der Prinzeſſin im Taucher zu gehen: wenn auch alle Waſſer heraufrauſchten, alle möglichen Namen genannt wurden, der des Jünglings, den ſie meinte, wurde nicht genannt. Nur nahm ſie ihr Schickſal mit weniger Reſignation hin, denn als der Vater

geendigt, warf ſie den Kopf in die Höhe, zuckte unmuthig zuſammen und blickte dann auf Amalie, worauf ſich dieſe beeilte, dem Zorne ihrer Schweſter Worte zu geben. „Aber Papa," ſagte die ältere Tochter, „haſt du abſichtlich den Herrn Volontär Schmelzing vergeſſen? Iſt er doch ein anſtändiger junger Mann von ſehr guter Familie und hat ſich beſtens bei uns vorſtellen laſſen." Der Regierungsrath ſchüttelte mit ernſtem Stirnrunzeln ſein Haupt und bemerkte: „Nicht vergeſſen, abſichtlich weggelaſſen, ſehr abſichtlich. Dieſer Herr Schmelzing iſt ein leichtſinniger junger Menſch, wird nie eine Carriere machen, und bemüht ſich nicht einmal, durch Achtung gegen ſeine Vorgeſetzten, ſowie durch Fleiß ſein früheres Betragen vergeſſen zu machen. Erhält auf der Univerſität das consilium abeundi und treibt bei uns ſeine Wirthſchaft fort, ſo daß, wenn ich unparteiiſch und gerecht ſein dürfte, ich ihn von meiner Kanzlei ſchon lange nach Haus geſchickt hätte." — „Aber Protectionen!" ſagte Mama wichtig. — „Ja leider Protectionen," wiederholte der Regierungsrath, „Protectionen von oben herab, und auch in meiner Familie. Aber hier bin ich Herr und will keine Schmelzings bei meinen Soiréen." Dies ſagte er ſo entſchieden und ſchlug dabei ſo beſtimmt mit der Papierrolle auf ſeine Frackſchöße, daß Mutter und Töchter wohl einſahen, es ſei in dieſem Augenblicke nicht möglich, zu Gunſten Schmelzings zu operiren. Doch waren noch mehrere Tage bis zur Soirée, und wir bitten den geneigten Leſer, nicht erſtaunt zu ſein, wenn eine der erſten Perſonen, die ihm beim Familien-Concerte aufſtoßen, der Herr Schmelzing iſt. Manus manum lavat, und nach dieſem ſehr richtigen Satze erhielt Lauras Protegé ſeine Einladung zu gleicher Zeit mit dem Herrn Doctor A. und ſeinen beiden Töchtern.

Nachdem die Einladungsliſte auf die eben bezeichnete Art berathen und feſtgeſtellt war, rollte Papa Zwicker ſie zuſammen und übergab ſie ſeiner älteſten Tochter Amalie zur Ausfertigung. Danach legte er die Hände auf dem Rücken zuſammen und ſchritt nachdenkend mehreremale im Zimmer auf und ab; eigentlich tänzelte oder hüpfte der Regierungsrath, denn er liebte in allem die ſchnelle Gangart. — „Apropos," ſagte er nach einer Pauſe, während er vor Laura ſtehen blieb, „am Concertprogramme wird doch hoffentlich nichts mehr geändert? Sei ſo gut und lies es mir noch einmal vor, es macht mir immer Vergnügen, wenn ich ſo eine fertige Arbeit betrachte, deren Zuſammenſtellung viel Mühe gekoſtet und die nun glatt und fertig vor uns liegt. — Habt ihr euch zu zwei Abtheilungen mit einer

Pauſe entſchloſſen?" — „Natürlich," entgegnete Madame Zwicker würdevoll. „Man kann doch die Sachen nicht ſo in einem fort herunter leiern. Ich habe noch nie ein Concert gehört ohne zwei Abtheilungen, und dann iſt eine Zwiſchenpauſe ſo nöthig; man muß doch eine kleine Converſation machen laſſen, man muß doch ein paar kleine Erfriſchungen herumreichen." Bei dieſen Worten blickte die Regierungsräthin auf ihre Kaffeetaſſe und dachte an Himbeerwaſſer und Mandelmilch. Der Regierungsrath ſah an die Decke des Zimmers empor und vergegenwärtigte ſich den Augenblick, wo in der Pauſe der Departementschef zu ihm treten, ihm herablaſſend die Hand drücken und zu ihm ſprechen würde: „Ihre Arrangements ſind vortrefflich, mein lieber Zwicker; man iſt nirgends ſo comfortable wie bei Ihnen." Amalie ſtarrte in die Einladungsliſte hinein, wobei ſie an Herrn Strammer dachte; Laura trommelte mit den Fingern auf dem Tiſch den Mendelsſohn'ſchen Hochzeitsmarſch aus dem Sommernachtstraum. Jede Note widmete ſie Schmelzing, und ſo war die ganze Familie glücklich.

„Wir haben alſo," ſagte Vater Zwicker nach einer Pauſe, „zur Introduction die Sonate pathetique von Beethoven, drei famoſe Theile, welche Herr Schwicheler außerordentlich ſchön ausführen wird. Dann folgt Prumes Melancholie, und ich bin feſt überzeugt, daß die erſten Geiger der Hofkapelle ſich ein Muſter an dem jungen Sternbach nehmen können. Darauf Fräulein Windel, der kleine Rekrut von Kücken. — Es gefällt mir eigentlich," unterbrach der Regierungsrath ſeinen Vortrag, „daß Fräulein Windel, die ſonſt auf die großen Arien verſeſſen iſt, Kückens kleines reizendes Lied gewählt hat. Sie fängt an, beſcheiden zu werden und das freut mich." Bei dieſen Worten lächelte Madame Zwicker ironiſch und ihre beiden Töchter lachten laut und höhniſch hinaus. „Beſcheiden?" meinte Laura achſelzuckend. „Das iſt der Beweggrund nicht. Gott, wer weiß nicht, wie auffallend ſie mit dem Lieutenant von W. ſchmachtet. Dem zu Ehren ſingt ſie das Soldatenlied." — „Bah," ſagte der Regierungsrath einigermaßen verdutzt, „wär's möglich? Ja, wie kann unſereeins auf ſolche Schwänke kommen! Aber das Lied iſt ſchön, ich habe nichts dagegen einzuwenden. — Weiter! Phantaſie von Böhm für Flöte und Pianoforte — Fräulein Laura Zwicker — Herr Wölfel. — Kind, die Phantaſie iſt ſchwer, ich hoffe, daß du ſie außerordentlich einſtudirt haſt. Damit ſchließt die erſte Abtheilung, wir haben eine halbe Stunde Pauſe, und alsdann Herr Strammer ſeine zwei Sachen hinter einander. Wenn das ihm nur nicht

zu viel wird!" — „O nein," verſetzte eifrig Amalie. — „Ja, mein Kind, die Cavatine aus Guido und Ginevra, das iſt fatiguant — das bringt ein Pferd um, wie ſie mit dem Kunſtausdruck ſagen." — „Dafür iſt auch die andere Nummer leicht und tändelnd," bemerkte Amalie, wobei ſie träumeriſch auf ihren Teller niederſah. — „Ach, wenn du wärſt mein eigen!" ſang Laura halblaut und blickte die Schweſter mit einem ſchalkhaften Lächeln an. — „Ganz richtig," meinte Vater Zwicker, „Ach, wenn du wärſt mein eigen, Wie lieb ſollt'ſt du mir ſein! — Worte von der Gräfin Hahn-Hahn, ehe ſie in's Kloſter ging, wunderbar komponirt von Kücken. Darnach Schluß des Ganzen, Liszts große Polonaiſe von Fräulein Laura Zwicker."

Nach dieſen Worten rieb ſich der Regierungsrath vergnügt die Hände und hiermit war das Geſchäft vorderhand bereinigt; der Vater ging auf ſeine Kanzlei, Mama beſah die Schätze ihrer Speiſekammer, Laura probirte ihre Sonate und Amalie ſetzte ſich an den Schreibtiſch, um nach der vorliegenden Liſte die Einladungskarten auszufertigen.

So ſind nun dieſe entſtanden, vielgeliebter und geneigter Leſer, und wenn dich der glatte Druck mit der zierlichen Handſchrift — Amalie ſchrieb ſchön — ſo klar und freundlich anblickt, ſo kommt dir alles das ſo unverfänglich und wohlmeinend vor. Es iſt, wie ſo mancher Händedruck, begleitet von einem freundlichen, herzlichen Worte, wobei doch Geber und Empfänger zu gleicher Zeit dachten: „Hol' dich der Teufel!" Auch ohne gerade die beiden Fräulein A. oder Herr Schmelzing zu ſein, kannſt du überzeugt ſein, daß es Debatten gekoſtet und viel unangenehmes Hin- und Herreden, ehe dein Name aus der Wahlurne zum Concert hervorgegangen; du haſt manches Achſelzucken gekoſtet, manchen Seufzer. Aber gleichviel! Wie der Feſtgeber die Einladungskarte abſendet, ſo nimmt ſie häufig der Empfänger in die Hand: ebenfalls mit Achſelzucken, mit einem gelinden Seufzer. Gott, ein Familien-Concert! Das wird langweilig. Der Abend könnte beſſer benützt werden. — U. A. w. g. — „Und Abends wird getanzt," überſetzt ſich das ein junges Mädchen, die ſich zur erſten Soirée rüſtet, vielleicht auch: „Und Abends wird geſungen," während ein alter, ergrauter Kämpfer in der Arena familienconcertlicher Freuden nachdenkend murmelt: „Um Ausdauer wird gebeten."

So iſt denn der große Abend gekommen; Regierungsrath Zwickers wohnen im erſten Stock, die Treppe iſt mit einer Spiegellampe taghell beleuchtet, oben ſind die Glasthüren entfernt und im Gange ſtehen rechts und

links in Kübeln zwei Oleander, auf einer Seite die Küchenthüre verdeckend und zu gleicher Zeit ein mäßiges Spalier bildend, welches die Ankömmlinge in den Salon weist. Dieſer iſt vortrefflich erhellt und ſanft erwärmt. Rechts und links ſind die Thüren in die anſtoßenden Zimmer ausgehoben, und wenn ein Unkundiger die fünf geöffneten Piecen durchwandelt, alle zum Empfang der Gäſte hergerichtet, ſo muß er eine große Meinung haben von den Appartements des Regierungsraths. Denn natürlich iſt alles feſttäglich, nirgendwo Betten und gewöhnliche Haushaltungsgeräthe; die Räumlichkeiten dazu, denkt man, werden hinter der letzten Thüre anfangen, und dort noch eine Enfilade von wenigſtens vier weitern Zimmern ſein. Aber nur die Freunde des Hauſes wiſſen, daß dort das Ganze mit einer kleinen Kammer abſchließt, die aber am heutigen Abend wie ein vollgepfropftes Möbel-Magazin ausſieht. Dort iſt eine förmliche Wagenburg von Betten und Möbeln dritten Ranges, eine Wagenburg, die nur eine kleine Ecke frei läßt, in welcher ſich auf dieſe Art eng umſchloſſen die beiden jüngſten Sprößlinge der Zwicker'ſchen Familie befinden. Dieſe erſchienen, nachdem das eheliche Glück der Familie eine längere Zeit pauſirt, — zwei Buben von vier bis ſechs Jahren, verwegene Geſellen, zu allen möglichen tollen Streichen aufgelegt. Nicht einmal durch die aufgethürmte Wagenburg ſind ſie zu bändigen, denn dieſe wurde von dem älteren ſchon einmal erklettert, worauf er, an der andern Seite hinabrutſchend, eine Waſchſchüſſel und ein paar Gläſer mit herunterriß, was einen erſchrecklichen Lärmen verurſachte. Dies geſchah glücklicherweiſe vor Anfang der Soirée und veranlaßte den Vater Zwicker zu einer ernſten Rede, welche Belohnung und Strafe verhieß, — ſehr viel Kuchen nämlich oder ſehr viel Prügel.

Endlich kommen die Gäſte, zu Fuß oder zu Droſchke; die letzteren werden von der Regierungsräthin freundlicher begrüßt. Zuerſt füllt ſich der Salon, dann fließt die Maſſe der Eingeladenen in die angrenzenden Zimmer, und ſo immer weiter, bis endlich der ganze Boden bedeckt iſt. Man freut ſich, einander zu ſehen, man ſtellt vor und wird vorgeſtellt, man lacht und plaudert; junge, angehende Kanzleibeamte, nachdem ſie ſo glücklich waren, einen freundlichen Gruß, ja vielleicht einen Händedruck ihrer Vorgeſetzten zu erhalten, drücken krampfhaft den Hut auf den eingezogenen Bauch und tapeziren Ecken und Wände. — Der Thermometer zeigt achtzehn Grad. — Selbſtbewußte Damen der höheren Beamtenklaſſe, ſowie anerkannte Schönheiten halten die Mitte der verſchiedenen Zimmer und ſtehen da wie Felſen

im brandenden Meer, empfangen Huldigungen und theilen gnädige Blicke aus. Junge Damen von verſprechender Zukunft, die aber noch nicht alt genug ſind, um ſelbſtändig auftreten zu können, umgeben dieſe Felſen der Geſellſchaft wie friſches Moos oder ſaftige Pflanzen die altersgrauen Steine; und vor ſie hin wirft die ab- und zuſtrömende Flut unterſchiedliche Seethiere dieſes Geſellſchaftsmeeres, Krabben und Seekrebſe in Geſtalt von ſchwarzen, ernſthaften Aſſeſſoren und Referendären mit ſeltſamen Frackſchößen und Brillen auf der Naſe; Sterne in Form von dicken Kanzleiräthen mit dem Verdienſtkreuz auf der Bruſt; ſchillernde, bewegliche und zappelnde Molusken, dargeſtellt durch bunte, gelenke Lieutenants, und als ordinäres Muſchel- und Schneckenwerk Kaufleute, Maler, Bildhauer, Schriftſteller und dergleichen Geſindel. — Der Thermometer hat ſich unterdeſſen beeilt, auf vierundzwanzig Grad zu ſteigen, und das Lächeln der Regierungsräthin Zwicker, welches bei achtzehn Graden bald majeſtätiſch, bald gnädig oder ſchalkhaft war, fängt an krampfhaft zu werden, wobei ſie ſchwer athmet und ihre röthliche Geſichtsfarbe ſtark in's Bläuliche ſchimmert.

Der Regierungsrath ſteht noch immer an der Thüre, noch fehlt der Departementschef, und ihn nicht am Eingang zu empfangen, wäre mehr als Majeſtätsverbrechen. Endlich kommt er und nachdem er ſich an der Thüre die Brillengläſer abgewiſcht, die ihm von der furchtbaren Hitze ſogleich anliefen, ſchreitet er an der Seite ſeines Untergebenen durch die Zimmer, begrüßt Madame Zwicker, winkt und nickt nach allen Seiten und iſt ſo freundlich, das Appartement außerordentlich charmant zu finden. Nach ihm erſcheinen durch die Thüre des Nebenzimmers, die aber ſogleich wieder verſchloſſen wird, zwei Dienſtmädchen, Thee und Backwerk tragend: die Magd des Regierungsraths und Hofraths Rike, von ihrer Herrſchaft der Regierungsräthin freundſchaftlichſt geliehen. So oft die Rike in die Nähe der Hofräthin kommt, ermangelt dieſe nicht, ihr nach Verhalten einen ſtrafenden oder billigenden Blick zuzuwerfen. In dieſem Gewühl eine Taſſe Thee oder etwas Backwerk zu erhalten, iſt ſchon nicht ſo ſchwierig, als das Erlangte in Ruhe und Frieden zu verzehren. Bald wird man angeredet und muß eine Mandelſchnitte, ohne ſie noch geſchmeckt zu haben, hinunterwürgen; bald wird man geſtoßen, und in der Angſt der Nachbarin das Kleid zu begießen, ſchüttet man ſich ſelbſt die halbe Taſſe auf die eigene weiße Weſte, und iſt für den ganzen Abend ruinirt.

In dieſem wichtigen Zeitpunkte ſind jene die Glücklichen, die an den

Wänden ſtehend, einen rückenfreien Platz erobert haben. Leicht kann man den Hut irgendwo unterbringen und ſteht nun da, in der Hand die Taſſe, deren Rand hoch mit Backwerk belegt iſt, im beruhigenden Gefühle der Sicherheit. — Unterdeſſen ſcheint der Alkohol im Thermometerglaſe ſeinem Gefängniß entwiſchen zu wollen und ſteigt auf dreißig Grad. Eigentlich braucht man ihn gar nicht mehr zu betrachten, um die vergnügliche Hitze des Appartements, namentlich des Mittelſalons, zu ermeſſen; rothe und blaue Geſichter, thränende Augen, lang herabfallende Locken, ſchwitzende Stirnen und halb unterdrückte Seufzer ſprechen deutlich genug. Ja durch alle fünf Sinne kann man die in den Zimmern herrſchenden dreißig Grade erkennen.

Obgleich die Geſellſchaft obenhin betrachtet ein unabſehbares Gewirre zu bilden ſcheint, ſo gehört doch keine große Beobachtungsgabe dazu, um zu erkennen, daß ſich alles wieder vergnügt oder verſtimmt, jedenfalls aber zu beſondern Zwecken in verſchiedenen Gruppen zuſammenfindet. Was ſich liebt oder durch andere Beweggründe zu einander hingezogen wird, weiß ſich zu finden und hie und da verſtohlen zu plaudern; was ſich haßt, weiß ſich zu ärgern, indem es ſich auf gewiſſe Art bald den beſten Platz im Saale ſtreitig macht, jetzt zu viele Trabanten um ſich zu verſammeln ſucht, um mit dieſen über den geringfügigſten Gegenſtand ein lautes, für den andern Theil verletzendes Gelächter erſchallen zu laſſen und ſich dann wieder gegenſeitig und auffallender Weiſe den Rücken zukehrt, und, als ſei in der Nachbarſchaft plötzlich was Schreckliches bemerkt worden, raſch davonrauſcht. Wofür man ſich intereſſirt, das läßt man nicht aus den Augen. So folgte Madame Zwicker ihren beiden Dienſtmädchen beſtändig mit den Augen, wobei ſie bald erröthete, bald erbleichte, wenn irgend eine Ungeſchicklichkeit vorfiel. Dabei aber eilte die geplagte Frau häufig an das Ende des ganzen Appartements, ſcheinbar, um mit ihren Gäſten freundliche Worte zu wechſeln, in Wahrheit aber, um an der Thüre des Nebenzimmers zu lauſchen, ob von dort kein Getöſe oder Siegesgeſchrei zu hören ſei, wenn nämlich ihre beiden Sprößlinge vielleicht abermals die Wagenburg erklettert hätten. — Gott ſei Dank! alles war dort ruhig. Die beiden Buben hatten nämlich ein anderes Amuſement entdeckt, eine gefüllte Waſchſchüſſel, und darin ließen ſie kleine Schiffe von Papier ſchwimmen.

Vater Zwicker folgte dem Departementschef, wo das nur eben thunlich war, Amalie ließ die beiden Fräulein A., ſowie den Herrn Strammer nicht

aus den Augen, was ihr aber zu ihrem großen Schmerze sehr leicht gemacht wurde, denn dieser junge Herr war immer in der Nähe der Töchter des Doctors zu finden und folgte denselben schwenzelnd von Zimmer zu Zimmer. Einen würdigen Gegensatz zu ihm bildete der Herr Volontär Schmelzing; er stand in einer Ecke des Salons zwischen einem Tische und einem Sopha, mit dem Rücken an eine kleine Etagère gelehnt, auf der sich Porzellanfiguren befanden, aß viel Backwerk, welches neben ihm auf dem Tische stand; seine Blicke aber eilten dabei beständig durch den ganzen Saal. Glückliche Laura! du hast alle Ursache anzunehmen, daß du es bist, die von den grauen, aber glänzenden Sternen aufgesucht wird.

Nach vielen verzweifelten Anstrengungen ist es dem Regierungsrath, dessen Frau, den beiden Töchtern und dem halberwachsenen Sohne, der sich bisher unbeachtet unter der Menge umhergetrieben, endlich gelungen, die Massen der Gäste so lange aus dem mittleren Salon zu entfernen, bis man dort für die Damen einige Reihen Stühle gestellt, bis man das Piano in die Mitte des Zimmers gerollt und durch Oeffnung eines Fensterflügels einige frische Luft hereingelassen. Zu letzterem war es aber auch die höchste Zeit, denn der Thermometer drohte, einen Selbstmord zu begehen, die Stimmung des Klaviers war fast um einen halben Ton gewichen und Herr Sternbach, der die Melancholie geigen sollte, meinte, das sei bei einer solchen tropischen Hitze, um selbst melancholisch zu werden.

Als die Vorbereitungen so weit gediehen waren, räusperte sich Herr Regierungsrath Zwicker laut, lange und auffallend. Die jüngern Beamten seiner Kanzlei verstanden dies Zeichen und forderten durch zahlreiche Bst! zur Stille auf. Bald legte sich auch Gemurmel und Geräusch im Salon, dann ebenfalls im anstoßenden Zimmer und nach einer kleinen Viertelstunde trat Herr Schwicheler vor, ein hoch aufgeschossener, bleicher, junger Mensch mit lang herabwallendem, blondem Haar und sehr nichtssagenden blauen Augen. Er strich das Haar aus dem Gesicht, öffnete lächelnd seinen großen Mund, was er besser unterlassen hätte, dann zog er die Handschuhe aus, warf sie nachlässig von sich und sank mehr auf den Stuhl, als er sich darauf hinsetzte; auch knickte er hiebei so auffallend zusammen, daß man hätte glauben können, es wandle ihn plötzlich eine Schwäche an, schnellte aber gleich darauf wieder in die Höhe, hob die Hände und fing an, auf das unglückliche Piano loszuhämmern, daß es zitterte, klagte und in allen Fugen krachte.

So ging der erste Satz des Allegro vorüber, und beim Andante schien Herr Schwicheler etwas weniger ergrimmt. Er neigte sein Haupt, und wenn man seine Finger so matt über die Tasten hinschleichen sah, so hätte man meinen können, es gehe mit dem Mann zu Ende und in der nächsten Sekunde werde er mit einem unheimlich pfeifenden Tone ein- für allemal aufhören. Aber leider hörte er nicht auf, wurde vielmehr beim dritten- und letzten Satze, dem Rondo, gelenkig wie ein Frosch im Wasser, der in großer Behaglichkeit mit allen Vieren zappelt. Dabei hüpfte Herr Schwicheler munter auf seinem Sitze hin und her, seine Füße hüpften für sich allein, seine Finger ebenfalls, ja seine Nase schien zu hüpfen und sein langes blondes Haar. — Endlich hatte er ausgehüpft und das Publikum ausgelitten. Beethoven ist ein großer Meister, aber seine Sonate pathetique stehend hören zu müssen bei einigen dreißig Graden Hitze, eingekeilt in einen Menschenhaufen, das ist sogar für ein klassisches Gemüth zu viel. Das Publikum schien sichtlich befriedigt, aber drei Viertheile desselben gewiß wegen endlichem Aufhören dieser Marter; alles applaudirte dem Spieler und beglückwünschte sich selbst.

Nummer Zwei trat vor: Herr Sternbach, ein strammer, untersetzter, junger Herr, der schon im Nebenzimmer, wo er nochmals gestimmt hatte, die Geige zwischen Kinn und Halsbinde festklemmte, den Bogen hoch erhob und so gerüstet vortrat in die Schranken, wie ein biderber Ritter der alten Zeit mit Schild und Lanze. Den rechten Fuß fest vorgesetzt, riß er seine Melancholie herunter, daß es eine Freude und ein Vergnügen war. Da er selbst durchaus nicht melancholisch aussah und es auch in der That nicht war, so schien er zu denken: warte Melancholie, wir wollen dir zeigen, wo du her bist! Er faßte seine Aufgabe ironisch auf, ging der Melancholie im Allgemeinen zu Leibe und riß das Publikum zu Beifall und Heiterkeit hin.

Fräulein Windel, die nun folgte, ließ dem denkenden Virtuosen kaum Zeit, gehörig abzutreten; sie schien den kleinen Rekruten in allen Gliedern zu fühlen und gab das Lied keck und unverzagt von sich. Jeder Vers war für das allgemeine Publikum, der Refrain aber jedesmal für ihn, der hinter dem Ofen hervorsah und die Nuancen, welche sie hineinlegte, wohl zu verstehen schien. Als Fräulein Windel unter einem wahren Beifallssturm geendigt, küßte ihr Lieutenant von W. zärtlich die Hand und sagte: „Unter Ihrer Fahne einzutreten, mein Fräulein, wäre das höchste Glück meines Lebens.“

„Bs—s—st! — Bs—s—st!“ riefen nun die Kanzleibeamten Vater Zwickers, und Herr Wölfel, von dem nicht viel mehr zu ſagen iſt, als daß er ein kleiner Mann war mit einer großen Flöte nnd ſich in einem ſchwarzen Frack befand, führte Fräulein Laura an's Klavier, die ſehr ſchüchtern that und nur dann und wann aufzuleben ſchien, wenn ſie einen Blick gethan in jene Ecke, wo ſich die Porzellanfiguren-Etagère befand. Die Phantaſie ſäuſelte los und machte bei den Zuhörern den Effekt, als wollte ſich Klavier und Flöte überbieten, welches von dieſen beiden Inſtrumenten am langweiligſten ſein könne. Die ganze Nummer wirkte nervenberuhigend; einige älteren Damen ließen, wie um die Muſik beſſer genießen zu können, ihre müden Häupter niederſinken, nnd ein alter Domänenrath hätte ſich faſt durch einen lauten Schnarcher verrathen, wenn ſein Sohn, der neben ihm ſtand, denſelben nicht noch zur rechten Zeit durch einen kräftigen Huſten verdeckt hätte.

Pauſe mit Komplimenten und Erfriſchungen. Es floſſen Ströme von Mandelmilch und Himbeerwaſſer; Stühle wurden gerückt, die Damen erhoben ſich fächernd nnd mit gelähmtem Geiſt und Körper; junge, lebenskräftige Mädchen ſandten einen ergebungsvollen Blick gen Himmel, und der Menſchenkenner konnte auf manchen gefurchten männlichen Stirnen die erſten Anfänge von Selbſtmordgedanken leſen.

Aber glücklich, wer nur unter den allgemeinen Freuden des Familien-Concerts zu leiden hatte; glücklich, wer nicht noch daneben einen nagenden Schmerz im Buſen trug, wie die unglückliche Amalie, welche ſich von jenem Ungeheuer, Strammer genannt, nicht nur total vernachläſſigt ſah, ſondern es ſogar mit anſehen mußte, daß er der jüngeren Fräulein A. auf Schritt und Tritt nachging. Strammer, ſonſt ein taktvoller junger Mann, dem die ſtille Neigung der Regierungsrathstochter für ihn nicht entgangen war und der es mit einem Hauſe nicht verderben mochte, wo man im Familienkreiſe gut zu Mittag ſpeiſte, bemühte ſich heute in der That gar zu auffallend um Fräulein A. Dieſem ſeltſamen Benehmen lag eine triftige Urſache zu Grunde, und zwar in der Geſtalt eines jungen, unternehmenden Kavallerie-Lieutenants, welcher ſich der Fräulein A. gleichfalls auffallend näherte, und dem dieſes hübſche, aber leichtſinnige junge Mädchen den unglücklichen Herrn Strammer opferte. Wer ruhiger Beobachter war, ſah zwiſchen dieſen betreffenden Perſonen ein kleines Rennen mit Hinderniſſen. Wo ſich der Kavallerie-Lieutenant befand, dahin wurde auch Fräulein A. durch ſeine bezaubernden

Blicke gezogen; dieſer folgte Herr Strammer, glühend vor Eiferſucht, und wo es galt, in ihre Nähe zu kommen, da gab es für ihn kein Hinderniß, weder eine dicke Kanzleiräthin, noch die unermüdliche Zunge einer dürren Hofräthin: er ſetzte kühn über alles hinweg, um die Ungetreue beobachten zu können. Gekränkt im tiefſten Herzen folgte ihm die unglückliche Amalie, und in dem Zimmer, wo er ſich befand, da wußte ſie, nicht fern von ihm, irgend ein Geſpräch anzuknüpfen, ſo unbedeutend, ſo nichtsſagend, daß es ihr vollkommen Zeit ließ, den ſchlechtdenkenden Schrammer zu überwachen.

Da die Regierungsräthin Zwicker nie eine Soirée ohne Souper gab, ſo war auch heute eins vorbereitet, ſollte aber erſt am Schluſſe des Concertes eingenommen werden. Doch hatte der fühlende Vater Zwicker im letzten Zimmer ſchon während der Pauſe einige Weinflaſchen aufſtellen laſſen und ſeinen Bekannten einen Wink gegeben, ſich dort für die zweite Abtheilung zu ſtärken. Viele machten von dieſer Freundlichkeit einen mäßigen Gebrauch, wie das denn auch ſelbſtredend war, nahmen ein Glas und entfernten ſich wieder. Dabei aber können wir unmöglich verſchweigen, daß der Herr Volontär Schmelzing dieſes Weinzimmer häufiger als jeder andere betrat und ſich auch dort viel länger aufhielt als nothwendig geweſen. Um aber dem Gange unſerer Geſchichte nicht vorzugreifen, müſſen wir ſagen, daß er zu Anfang der zweiten Abtheilung wieder an der Porzellan-Etagère lehnte, daß Amalie zitterte, als ſie ſehen mußte, wie der treuloſe Strammer nur Blicke für Fräulein A. hatte, welche vor ihm auf einem der erſten Stühle ſaß, nicht weit von dem entſetzlichen Kavallerie-Lieutenant, der ein fades und ſchmachtendes Geſicht machte. So erſchien es nämlich dem unglücklichen Sänger. Alles hatte die früheren Plätze wieder eingenommen, ſelbſt die Regierungsräthin, nachdem ſie am Nebenzimmer gelauſcht und dort von ihren beiden Sprößlingen kein unanſtändiges Geräuſch vernommen. Die beiden Kinder ſpielten nach wie vor mit ihrer Waſchſchüſſel, die ſie durch Hinzuthun von weiterer Flüſſigkeit bis an den Rand gefüllt.

„Bö—s—s—t! Bö—s—s—st!“ riefen die Kanzleibeamten und als Herr Strammer neben das Piano hintrat, war es wieder ziemlich ſtill im Salon und den angrenzenden Zimmern geworden; aber es war größtentheils nicht mehr die Stille eines aufmerkſamen und erwartungsvollen Publikums, es war die Stille der Ermattung, der Verzweiflung.

Herr Strammer ſtand alſo da, die linke Hand auf die Hüfte geſtützt, mit der rechten das Notenblatt zierlich zum Munde führend, und dann

machte er den Verſuch, der ſchönen Fräulein A. durch Zeichen an den Tag zu legen, daß er nur für ſie allein lebe, athme, ſinge! — Leider aber ſchien Amalie Zwicker dieſe Zeichen beſſer zu verſtehen, als diejenige, der ſie galten. Jetzt ſchlug der begleitende Muſiker die erſten Töne an und Herr Strammer begann. Es iſt eigenthümlich, daß bei dieſem Geſange das Auge größere Unterhaltung hatte, als das Ohr. Es war in der That höchſt ergötzlich, anzuſehen, wie der Sänger ſein Notenblatt bald tief herabſenkte, bald hoch gegen das Herz erhob, dabei blickte er ſchmachtend gegen die Decke des Zimmers, öffnete und ſchloß die Augen, machte einen ſeltſam melancholiſchen Mund, und da dieſer Mund, ſowie das ganze Geſicht ſehr breit war, die Stirne aber höchſt niedrig, ſo ſah der Kopf des Herrn Strammer dem eines Froſches nicht unähnlich, der ſeine Serenade in die dunſtige Nachtluft hinausſingt; nur waren beide in der Farbe ſehr verſchieden, denn die unſeres Sängers ſpielte ſchon nach den erſten Takten in's Röthliche und ging bei einem hohen Tone, der ausgehalten werden mußte, ſo entſetzlich in's Bläuliche, daß man jeden Augenblick einen Schlagfluß befürchten konnte. Von dem Geſange ſelbſt iſt wenig zu ſagen; es war, als habe Herr Strammer einen eiſernen Ring um den Hals, der ſich bei jeder Anſtrengung noch mehr verengte und jeden Ton einzeln zerdrückte und erſtickte. Endlich waren ſeine Leiden zu Ende, man applaudirte und er trat ab. Dem Programm nach hätte er gleich darauf Rückens Lied ſingen ſollen, doch hatte ſich noch ein vielverſprechender Baritoniſt gemeldet, eine viereckige Geſtalt, mit einer gewaltigen Bruſt, mit der er kokettirte, und langem, ſtraffem Haare, das er trotzig mit ſeinen fünf Fingern von der Stirne wegwarf. Er brüllte — den Mönch von Meyerbeer, und es war ein Glück, daß er ſich hören ließ, denn ſeine gellende und krächzende Stimme erweckte die halb Eingenickten und ſchon Schlummernden in allen Zimmern.

Abermals Herr Strammer, — diesmal war ſein Auftreten ſchmachtender, hingebender, auch zuverſichtlicher. „Ach, wenn du wärſt mein eigen,“ lag ſeiner Stimme vortrefflich, und er hatte es bei ſich zu Hauſe ſo lange einſtudirt, bis es die Nachbarn überdrüſſig waren und ſein Hausherr ihm mit Aufkündigung gedroht. Jeder fühlende Leſer wird begreifen, was es ſagen will, vor einem geliebten Gegenſtande ſingen zu dürfen:

„Ach, wenn du wärſt mein eigen,
Wie lieb ſollt'ſt du mir ſein!“

In dieſe wenigen Worte und Töne kann man eine ganze Liebes-

geſchichte legen, und wenn ein weibliches Herz hierdurch nicht gerührt wird, ſo iſt es gar nicht zu rühren.

Ach, wenn du wärſt mein eigen,
Wie lieb ſollt'ſt du mir ſein,
Wie wollt ich tief im Herzen
Nur hegen dich allein. —

So ſang Herr Strammer, und bei der letzten Strophe — „Nur hegen dich allein" — blickte er gegen die Zimmerdecke, um gleich darauf alle Glut ſeiner Blicke, ja ſeine ganze Seele auf den geliebten Gegenſtand ausſtrömen zu laſſen, der kaum vier Schritte vor ihm ſaß.

Und alle Wonn' und alles Glück
Mir ſchöpfen nur aus deinem Blick.

Leider aber ſchien der unglückliche Sänger weder Wonne noch Glück in dieſem Augenblick aus dem Blick der Geliebten zu ſchöpfen. Fräulein A. hatte bei der Stelle

„Wie wollt ich tief im Herzen
Nur hegen dich allein,"

ihren Blumenſtrauß fallen laſſen und der unternehmende Kavallerieoffizier war mit einem zierlichen Schleifer auf den Blumenſtrauß losgeſtürzt, hatte ihn ergriffen und indem er ihn der Fräulein A. zurückgab, den Augenblick benützt, um hinter den Stuhl derſelben zu manövriren. Er gab den Blumenſtrauß, ſie nahm ihn lächelnd an, und als der unglückliche Strammer ſang:

Und alle Wonn' und alles Glück
Mir ſchöpfen nur aus deinem Blick,

hob Fräulein A. ihr Köpfchen in die Höhe, der Kavallerieoffizier ſenkte ſein Haupt herab, und der leiſe geliſpelte Dank drang dem Sänger wie ein Dolchſtoß in's Herz und zog ihm den eiſernen Ring, von dem wir vorhin zu ſprechen die Ehre hatten, ſo feſt zuſammen, daß, als er wieder anſetzte

Ach, wenn du wärſt mein eigen,

ſeine Kehle gar keinen Ton mehr von ſich gab, ſondern er nur gurgelte und quackste, was auf Amalie Zwicker, deren gebrochenes Herz alles wohl verſtanden, einen ſo fürchterlichen Eindruck machte, daß ſie mit einem lauten Aufſchrei in ihren Stuhl zurückfiel.

Herr Strammer hatte indeſſen ſeine Haltung gänzlich verloren. Er verſuchte es noch einmal wieder anzufangen, aber er brachte keinen Ton aus

der trockenen Kehle hervor, worauf er den beſten Ausweg ergriff, ſein Notenblatt ſinken ließ, ſchnell ſein Schnupftuch hervorholte, und indem er Naſenbluten affektirte, nicht ohne einen wahrhaft entſetzlichen Blick auf den Kavallerieoffizier davonſtürzte.

Naſenbluten iſt nichts Gefährliches, vielmehr nur eine Erleichterung, und die ſchien ſich der ganzen Zuhörerſchaft in dieſem Augenblicke mitzutheilen, denn alle hofften, nach dieſem Zwiſchenfalle würde das Concert zu Ende ſein und ihnen die Polonaiſe geſchenkt werden. — Vergebliche Hoffnung! — Fräulein Laura Zwicker, die ihre Schweſter mit einem ſanften Ellenbogenſtoß wieder zu ſich ſelbſt gebracht hatte, ſchritt erbarmungslos auf das Piano zu, der Flötiſt Herr Wölfel legte die Noten auf und blieb zum Umwenden an ihrer Seite. Glücklicherweiſe hatte das Abſtürzen des Herrn Strammer einige Aufregung, einiges Stuhlrücken verurſacht, und dieſes Geräuſch den Herrn Volontär Schmelzing aus ſeinem Halbſchlummer erweckt, in den er, gelehnt an die Porzellan-Etagère, verſunken war. Jetzt blickte er auf, ſah Laura am Klavier ſitzen und hatte die Geiſtesgegenwart, nicht nur freundlich zu lächeln, ſondern ſeine Hände zu erheben und pantomimiſch im Voraus zu applaudiren. Daß jetzt ringsumher tiefe Stille herrſchte, dafür ſorgten die Kanzleibeamten des Regierungsraths Zwicker. Laura ſpielte nicht übel, und Liszts Polonaiſe begann, würdig des ſchönen Werkes; aber ein tückiſcher Dämon ſchien ſich nun einmal vorgenommen zu haben, das Familien-Concert zu keinem glänzenden Ende gelangen zu laſſen. Schmelzing, das Ungeheuer, war nach den erſten Takten wieder ſanft entſchlummert. Laura, die häufig auf ihn blickte, mochte vielleicht ſein geſchloſſenes Auge für ein inniges Genießen der Muſik halten, denn daß ſein Kopf keine auffallende Bewegung machen konnte, dafür ſorgte die Porzellan-Etagère, an welche er ſich feſtlehnte.

Eine Stelle der Polonaiſe, wo die Finger ſanft über die Taſten hingleiteten, piano pianiſſimo, hatte Laura meiſterhaft vorgetragen und die Zuhörer fühlten ſich wirklich erfriſcht davon, — da, mit einemmale vernahm man einen tiefen, ſchnarrenden Ton, es war gerade, als wenn eine Säge von kräftiger Hand geführt, ſich bemüht, durch ein aſtvolles, hartes Holz zu dringen. Entſetzlich, dieſer Ton wiederholte ſich zwei- und dreimal. Laura, die erſchrocken aufblickte, fühlte, noch ehe ſie ſah, wer der Urheber dieſer Unterbrechung ſei. Ihr Auge irrte umſonſt durch die Noten, ihre

Hand zitterte, vergeblich taktirte Herr Wölfel mit Fuß und Hand, die unglückliche Spielerin war aus ihrer Bahn geworfen, wie Jammerrufe klang noch der Anschlag einzelner Tasten hie und da, dann warf Laura einen scheuen Blick rings umher auf die Versammlung, und als sie bemerkte, wie die Umsitzenden bald sie, bald den Herrn Schmelzing anstarrten, nicht nur mit Erstaunen und Schrecken, sondern verschiedene auch mit höhnischem Lächeln, da preßte sie ihr Taschentuch vor die Augen und fing an zu weinen.

Hätte nur in diesem Augenblicke der Kavallerieoffizier, der sich dicht neben Herrn Schmelzing befand, denselben nicht auf so unsanfte Art erweckt! Doch vielleicht in der guten Absicht, dies nicht auf auffallende Art zu thun, indem er ihn z. B. am Arm rüttelte, stieß er ihn mit dem Fuße an, aber leider so kräftig, daß Herr Schmelzing ausrutschte, niederstürzte und indem er sich an der schwachen Etagère zu halten versuchte, diese sammt den Porzellanfiguren auf den Boden niederschmetterte. Nachdem der Unglückliche bei dem ersten Versuche, sich wieder aufzurichten, noch einen Fenstervorhang herabriß, auch mehreren Damen auf die Füße trat, dabei eine furchtbare Verwirrung anrichtete, in welcher er sich ohne augenblicklich einen Ausweg finden zu können, wie ein Kreisel umherdrehte, fand er endlich mit Beihülfe des Kavallerieoffiziers die Thüre, stürzte in das hinterste Zimmer, dort wo es zur Schlafstube hineinging, in welcher sich die beiden kleinen Zwicker befanden. — Zerknirscht und beschämt, auch etwas betäubt von dem Falle, den er gethan, lehnte er sich mit dem Kopfe an die Thüre, und seine Gedanken beschäftigten sich eifrig damit, wie sein Paletot und Hut zu erlangen sei und wie es möglich zu machen, daß er nicht mehr in die Kanzleistube und vor das Angesicht des Regierungsraths Zwicker zu treten brauche. —

So fand ihn nach wenigen Minuten der Regierungsrath Zwicker, der ihm gefolgt. War dessen Gesicht schon vorher vom Zorne geröthet, so wurde dasselbe bei der Stellung, in der er Herrn Schmelzing traf, und die allerdings auch auf einen andern Zustand, als den der Verzweiflung gedeutet werden konnte, jetzt dunkelblau; seine Hände ballten sich ein wenig, und wer weiß, was geschehen wäre, hätte es Herr Zwicker nicht vortrefflich verstanden, sich zu bemeistern. So zuckte er einfach mit den Achseln und sagte ruhig und groß: „Herr, verlassen Sie mein Haus, Sie sind unverbesserlich und in einem unzurechnungsfähigen Zustand."

Daß die Polonaiſe nicht zu Ende geſpielt wurde, brauchen wir dem geneigten Leſer wohl nicht zu ſagen. Wenigen der Zuhörer war dies übrigens ein Kummer, denn das Familien-Concert hatte bis nach elf Uhr gedauert. Madame Zwicker, eine Frau von Takt und Einſicht, ließ übrigens die Verwirrung im Salon nicht überhand nehmen, vielmehr öffnete ſie im entſcheidenden Momente die Thüre des Zimmers neben der Küche, die am Anfang des Concerts geſchloſſen worden, und bald ging der angenehme Ruf von Mund zu Mund: Wenn es gefällig wäre — zum Souper. Mit wahrem Heroismus vermochte ſie einſtweilen zu überhören, daß von fern Lärm und Geſchrei der beiden kleinen eingeſperrten Buben zu ihren mütterlichen Ohren herüber klang. Nach längerem Spielen mit ihrer Waſchſchüſſel ſollte der See, den dieſelbe vorſtellte, in bewegtem Zuſtande dargeſtellt werden; dieſe Bewegung wurde aber zu heftig ausgeführt, die Schüſſel fiel um, und das Waſſer übergoß die Spieler und floß unter der Thüre durch in das letzte Geſellſchaftszimmer. Erſt nachdem die Ordnung am Tiſch hergeſtellt, ſchlüpfte Madame Zwicker hinaus, um die Urſache des Lärms zu erkunden. Dann aber überließ ſie einer in der Küche helfenden Frau das Waſſer aufzutrocknen nnd die kleinen Unholde zu beruhigen, und nahm in ruhiger Größe ihren Platz am Tiſche ein.

Die meiſten Gerichte des Soupers waren gut zubereitet, und da nichts ſo geeignet iſt, eine augenblickliche Aufregung und Verſtimmung zu beſchwichtigen, wie ein gutes Eſſen, ſo fanden ſchon nach der erſten Schüſſel die meiſten, daß Abtheilnng I. des Concertes glänzend geweſen, daß die Störung der Abtheilung II. höchſt bedauerlich ſei, daß man ſich aber im Allgemeinen vortrefflich amuſirt habe. An verſchiedenen Torten und Punſch zum Schluſſe fehlte es auch nicht, und ſo trennte man ſich denn um Mitternacht ziemlich heiter und zufrieden, wobei ein alter Kanzleirath meinte, man müſſe alles Angenehme in dieſer elenden Welt mühſam erkaufen, aber wenn ſpäter noch ein gutes Souper folge, könne man ſich die Qualen einer muſikaliſchen Unterhaltung ſchon gefallen laſſen.

Vier Perſonen aus der Geſellſchaft aber waren und blieben während des größten Theiles der darauf folgenden Nacht mißgeſtimmt und unglücklich. Davon fanden ſich Herr Strammer und Herr Schmelzing noch im Kaffeehauſe zuſammen, aßen und tranken viel, ſprachen wenig, und als ſie nach Hauſe gingen, begegneten ſie dem Doctor A. und ſeinen beiden Töch-

tern, deren eine von dem glücklichen Kavallerie-Lieutenant geführt wurde. Vielleicht war es ein Glück, daß Herr Strammer in dieſem Augenblick keine Waffen bei ſich führte; wohl dachte er einige Augenblicke an Selbſtmord, verwarf ihn aber hohnlachend und zähneknirſchend als ein feiges Vergnügen. — Später noch gingen Amalie und Laura zu Bette; letztere ſang dabei halblaut und klagend jene Stelle der Polonaiſe vor ſich hin, jene ſchreckliche Stelle, bei welcher der Schnarcher des Herrn Schmelzing ihr Spiel und ihr Herz zerriſſen. Amalie öffnete aber noch einen Fenſterflügel, blickte in die Nacht hinaus, das Auge von Weinen getrübt, und liſpelte ſtill vor ſich hin:

„Ach wenn — Trotz alle dem, was geſchehen! — du wärſt mein eigen,
Wie lieb ſollt'ſt du mir ſein!“ — —

Skizzen.

Von

Luckenbein.

I.

Aus den Aufzeichnungen eines Arztes.

Ein Vorfall in einer mir befreundeten Predigerfamilie war so komischer Art, daß ich verſuchen will, ihn den Leſern in Folgendem mitzutheilen.

Die kleine Judith, das einzige Kind des Paares, war in jeder Hinſicht der Augapfel der Eltern. Dagegen hätte ſich nun freilich durchaus nichts ſagen laſſen, da ſich die ganze Liebe des Vaters wie der Mutter ungetheilt auf dieſen alleinigen Zeugen einer längeren glücklichen Ehe ſammeln mußte. Auch war die Kleine in der That ein liebenswürdiges Weſen, zart und duftig wie eine Roſe, aber wie eine weiße, mit großen, dunkeln, klugen Augen in dem durchſichtig feinen Geſichtchen. Weniger wirkliche Kränklichkeit, als der überbeſorgte Schutz der Mutter vor allem, was der jungen Pflanze hätte ſchädlich werden können, erzeugte gerade, was man verhüten wollte: eine ungemeine Empfindlichkeit und Empfänglichkeit für nachtheilige Einflüſſe. Die gute Frau Predigerin war darin durchaus keine Homöopathin, ſondern eingefleiſche Allöopathin. Was etwa ein rauhes Lüftchen hervorgerufen haben mochte, wurde nicht durch eine, wenn auch nur allmählige Gewöhnung an die Luft für die Zukunft zu vermeiden geſucht, ſondern in ſolchem Falle eine förmliche überlange Abſchließung von aller freien Luft beliebt. Und da Weiber ſchließlich immer recht haben oder zu behalten wiſſen, ſo war gegen dieſe hartnäckig erneuerte Aeußerung mütterlicher Zärtlichkeit wenig auszurichten. Auch der einſichtigere Vater litt trotz dieſer beſſern Einſicht, wenn er je einmal ein anderes Verfahren durchzuſetzen gewußt hatte, dennoch oft genug Schiffbruch. Die kleine Senſitive brachte von einem unter zwieſpaltiger Meinung der Eltern ausgeführten Spaziergange gar leicht einen Schnupfen oder dergleichen mit nach Hauſe, und dies gab denn natürlich der auf kurze Zeit beſiegten Anſicht der Mutter wieder

ihr volles Recht zurück und bestätigte sie nur um so mehr in ihrem Absperrungssystem. Uebrigens dürfen wir billiger Weise nicht zu erwähnen vergessen, daß die gute Frau allerdings Grund hatte, für die kleine Judith besorgt zu sein. Sie hatte einmal einen Croupanfall zu bestehen, und wer die Symptome dieser ängstigendsten aller Kinderkrankheiten zu beobachten Gelegenheit hatte, weiß gar wohl, wie dann jedes Hüsteln des Kindes sofort die Besorgniß wachruft, das heimtückische Uebel könnte zurückkehren, was es ja nach der bekannten Erfahrung leider auch so gern thut. Eltern, die diesen grausamen Würgengel zarter, geliebter Wesen einmal haben nahen oder sein trauriges Amt wirklich ausüben gesehen, schweben in beständiger Angst und in jenem unleidlichen Zustande, der in der geringsten Unpäßlichkeit schon den mörderischen Unhold kommen zu sehen fürchtet.

So war denn die ängstliche Besorgniß unserer lieben Predigerin erklärlich, und nur zuweilen äußerte sie sich doch in einer Weise, die über das billige Maß hinaus zu einem Lächeln nöthigen mußte. Eine Scene dieser Art ist es eben, die den Gegenstand dieser Mittheilung bilden soll.

Der würdige Geistliche war auf mehrere Wochen abwesend gewesen und im Begriffe nach Hause zurückzukehren. Ein lebhafter Briefwechsel zwischen den Gatten während der Trennung konnte selbstverständlich nicht verfehlen, sich hauptsächlich um das Wohl und Wehe der kleinen Judith zu drehen. Da wurde mütterlicherseits über das Befinden des holden Kindes Stunde für Stunde sorgfältig Bericht erstattet. Es war im beginnenden Frühlinge nach einem langen, rauhen Winter, der doppelte Aufmerksamkeit erfordert hatte, während der Eintritt in die bessere Jahreszeit wieder jene Reihe verschiedener Unpäßlichkeiten besorgen ließ, wie sie mit solchem Wechsel verbunden zu sein pflegen. Unglücklicherweise hatte der gleichfalls sehr in's Detail gehende Vater in seinem letzten Briefe erwähnt, daß neben dem Hause seines vorübergehenden Aufenthaltes Kinder am Scharlach darniederlägen.

Diese gewiß mehr harmlose als von eigener Angst zeugende Notiz fiel auf einen nur zu fruchtbaren Boden mütterlicher Aengstlichkeit. Die aufgeregte Phantasie malte sich sogleich alle Schrecken einer möglichen Ansteckung aus. Wenn der Vater dem eigenen Kinde mit der Begrüßung den Keim einer neuen Krankheit heimbrächte, wenn der Kuß der Zärtlichkeit der Bote des Leidens und des Todes sein sollte! — Solche Gedanken

durchwogten den Kopf der armen Predigerin und jagten ſie in fieberhafter Unruhe umher. Aber ein Weib iſt ſelten um ein Auskunfsmittel verlegen. Noch war Zeit zu einer Antwort an den Erwarteten. In fliegender Eile wird ſie auf's Papier geworfen, und jenem nichts weniger zur heiligen Pflicht gemacht, als ſich bei ſeiner Ankunft an dem Zimmer der Mutter und des Töchterchens vorüber ohne Bewillkommnung, ohne Aufenthalt in einen entlegenen Theil des Hauſes zu begeben und daſelbſt drei Tage — ſtrenge Quarantäne zu halten. Wirklich wird für den ſo Contumazirten drei Treppen hoch und in der Nähe des luftigen Bodens ein Zimmer hergerichtet und dann ſeiner Ankunft mit ängſtlicher Spannung entgegengeſehen. Die Freude über das Wiedererſcheinen des Gemahls wird von der Pfarrerin zugleich mit dem heimlichen Seufzer herumgetragen, daß man ſich aber drei Tage lang nicht ſehen dürfe. Die davon unterrichteten Bekannten lächelten und erlaubten ſich Einwendungen gegen die übertriebene Furcht, aber natürlich vergebens.

Der Verdächtige erſcheint; er ſchleicht an der Thüre des Wohnzimmers vorüber, — das Kindermädchen hat ſpäter verrathen, daß die gute Frau doch durch das Schlüſſelloch nach dem Verbannten zu ſchauen verſucht habe, — hinauf in ſein einſames Exil. Der Nachmittag rückt heran; zu der Sorge um das Kind hat ſich auch die Sorge um den Mann geſellt. Wie wird es ihm gehen? Es fehlt ihm doch nichts? Dies alles ſtürmt durch den Kopf der ſich ſelbſt peinigenden Frau. Die Verſuchung iſt mächtiger als die Furcht. Sie ſchleicht die Treppen hinauf, gefolgt von einer befreundeten Nachbarin. Leiſe wird an die Thüre der Quarantäne geklopft, das Herein! aber nur flüſternd mit den Worten erwidert: „Ich bin es, ich will nur ſehen, wie es dir geht.“ Aengſtlich hält die Begleiterin ihre Freundin hinten am Rocke, als fürchte ſie, die eheliche Zärtlichkeit könnte die weiſe Vorſicht über den Haufen werfen und die Schranken durchbrechen. Eine Scene, des Pinſels eines Callot würdig!

Da fliegt die Thüre auf und die gute Predigerin auf den Flur zurück. Im Zimmer ſteht der Prediger, im Gefühle ſeiner ſonderbaren Rolle ſchwankend zwiſchen leiſem Aerger und Lächeln, draußen in gemeſſener Entfernung die beiden Frauen wie ſcheue Tauben. Er ruft hinüber, daß er ja gar nicht mit den ſcharlachkranken Kindern in Berührung gekommen, daß ſie nur im Nachbarhauſe gelegen, ja daß eine ſolche Angſt ſchließlich doch etwas kindiſch ſein dürfte und ſie beide zum Geſpötte müſſe werden laſſen. Dieſe

Erzählung, aus der die Predigerin abnahm, daß der gute Mann sich doch nicht in unmittelbarer Gefahr einer Ansteckung befunden, machte allerdings einigen Eindruck, aber doch nicht genug, um sofort die Absperrung völlig enden lassen zu können. Vielleicht war eine Abkürzung der Contumazzeit möglich, für heute aber schloß sich die Thüre noch wieder zwischen den getrennten Wiederverbundenen.

Hatte ich auch ernstlich Mitleiden mit der Lage des Armen, so hütete ich mich doch, sie durch ein entscheidendes Wort von mir enden zu lassen. Ich weiß zu wohl, wie leicht der Zufall sein böses Spiel haben kann, und wie dann doppelte Vorwürfe die vermeintliche Sorglosigkeit des Arztes anklagen und seinen Kredit untergraben. Mit solcher Art mütterlicher Hartnäckigkeit ist nicht zu parlamentiren. So warf ich denn nur halb im Scherze hin, daß es auch gut sein würde, den verdächtigen Ehemann zu räuchern. Was ginge bei einer Natur wie die Predigerin verloren! Der Gedanke beschäftigte die selbstquälerische Frau die ganze Nacht hindurch; hier bot sich ihr vielleicht ein Mittel, den Vertrag zwischen ihrer mütterlichen Sorge und der ehelichen Zärtlichkeit ohne Verlust für beide abzuschließen. Und wirklich wurden andern Tages die Präliminarien in dieser Richtung eröffnet.

Was wollte der Einsiedler im Dachstübchen machen? Er fügte sich auch dieser neuen Präventivmaßregel und unterwarf sich geduldig der Prozedur des sorgfältigsten Räucherns von Kopf bis zu Fuß. Und damit hatte denn auch das Martyrium sein letztes Stadium erreicht und waren die Skrupel allzu gewissenhafter Mutterliebe beseitigt. Der Erlöste wurde die Treppen hinuntergeleitet und durfte endlich sein Töchterchen an's Herz drücken. Ich dankte Gott, daß er die so sorgsam gehütete junge Pflanze im Laufe dieses Jahres vor Scharlach und andern Leiden bewahrte; denn wäre dies nicht der Fall gewesen, nach Monaten noch würde ohne Zweifel die wackere Predigerin mit unbestreitbarer Gewißheit die Ursache davon in der Abkürzung der Quarantäne gefunden haben.

Pariſer Atelierbeſuche.

Aus den Briefen eines Künſtlers.

I.

Paris, den 24. März 1855.

Morgen iſt der Termin, an welchem alle Bilder zur großen Kunſtausſtellung abgeliefert werden müſſen. Ich habe daher in den letzten acht Tagen viele Ateliers beſucht und kann Ihnen alſo über manche Bilder einige Mittheilungen machen. Bei Yvon ſah ich ein großes und bedeutendes Bild, von 27 Fuß Länge, mit koloſſalen Figuren, die im Vordergrund von 10 Fuß Höhe ſind. Es ſtellt dar: „Marſchall Ney, der den Rückzug der Franzoſen in Rußland deckt.“ Yvon, der Reiſen in Rußland gemacht und ſchon mehreremal große Bilder ausgeſtellt hat, die aber nicht allgemeine Anerkennung gefunden haben, war diesmal glücklicher im Wurfe. Die Scene des Bildes ſpielt auf unabſehbaren Schneefeldern, in deren Ferne man eine Stadt brennen ſieht. In koloriſtiſcher Hinſicht iſt es nun freilich ſo gut wie unmöglich, eine vollkommene Harmonie durch ſo große mit Schnee bedeckte Flächen zu erzielen, und hierin liegt das Mangelhafte und nicht völlig Genügende des Bildes. Jedoch iſt dem Künſtler dies nicht als großer Vorwurf anzurechnen, da es ſelbſt dem großen Maler der Kaiſerzeit, Gros, nicht völlig gelungen iſt, und durch große Vorzüge bei beiden Künſtlern vergeſſen gemacht wird. Eigenthümlich in der Anordnung iſt die Hauptgruppe: Marſchall Ney, der ſelbſt ein Gewehr in der Hand hat und mit ſeiner bekannten Bravour ſeiner Umgebung das Beiſpiel gibt, ſich gegen die andringenden Koſacken zu vertheidigen. Dadurch, daß dieſe Gruppe dem Zuſchauer zugekehrt iſt und aus dem Bilde herausfeuert, befindet ſich derſelbe gewiſſermaßen zwiſchen dem Feuer der Franzoſen und Koſacken. Erklärt wird dies Manöver durch eine rechts vom Bilde im Hintergrunde heranſprengende Koſackenabtheilung. Links zieht ſich in langer Perſpektive die halb erfrorene und erſchöpfte franzöſiſche Kolonne hin, in ihrer Mitte

mehrere Wagen mit Kranken und Bleſſirten, wo der Künſtler Gelegenheit genommen hat, die ergreifendſten Scenen darzuſtellen, die oft durch die rothen Augenlider faſt zu wehe thun. Einzelne Köpfe ſind jedoch mit großer Meiſterſchaft gemalt.

Gerome malt augenblicklich auch ein kleines Ruſſenbild, aus dem Leben gegriffen, das er vor anderthalb Jahren auf ſeiner Reiſe durch die Wallachei beobachtet hat: Ruſſiſche Soldaten, im Kreiſe geordnet, die dem Nationaltanz eines ihrer Kameraden zuſchauen; die komiſch-brutalen Charaktere dieſer Kerle ſind höchſt lebendig aufgefaßt. Gerome wird vielleicht das größte Bild ausſtellen, ein Werk nicht weniger als 32 Fuß lang (alſo noch um etwas größer als Veroneſes große Hochzeit zu Cana im Louvre, die nur 30 Fuß breit und 20 hoch iſt), — darſtellend die „Apotheoſe des Zeitalters des Auguſtus;" eine überaus figurenreiche Kompoſition, die vielleicht, um durch den Vergleich eine deutlichere Vorſtellung zu geben, mit den großen Kaulbach'ſchen Kompoſitionen eine gewiſſe Aehnlichkeit hat. Auf den höchſten Stufen eines von korinthiſchen Säulen getragenen Tempels ſitzt Auguſtus, ihm zur Rechten die allegoriſche Figur der Roma gelehnt, zur Linken ein vielleicht etwas zu naturaliſtiſcher Adler. Der Roma mangelt die Würde, es iſt eine zu kokette Figur. Zu beiden Seiten des Auguſtus ſind die berühmten Zeitgenoſſen: Maecenas, Agrippa, Tiberius, Horatius, Virgilius u. a. m., wohl an vierzig Figuren. Alle dieſe Figuren tragen den Stempel der Porträtwahrheit und ſind mit ſcharfer Charakteriſtik wiedergegeben. Um die Stufen des Tempels ſchaaren ſich alle Völker, die dem römiſchen Weltjoche unterthan waren oder mit ihm in Berührung ſtanden, Gallier, Hiſpanier, Germanen, Afrikaner, Egyptier, Briten, Griechen, Araber, Aſiaten, ſelbſt Indier und Chineſen erblickt man; ferner ein lebensgroßer Elephant, der die ferne indiſche Welt veranſchaulicht; drei Kameele und zahlreiche Roſſe beleben die Gruppen. Auf den Stufen des Tempels ſind die Epiſoden angedeutet, die den Thron des Auguſtus gegründet und befeſtigt haben. Man erblickt den ermordeten Cäſar, die Geſtalten des Brutus und Caſſius, die aufzubrechen ſcheinen, den letzten Verſuch zu machen, den freien Staat zu erhalten; endlich auch die Leichen des Antonius und der Cleopatra. Den Hintergrund des Bildes ſtellt einen großen, mit Volk erfüllten Circus dar, und ganz im Vordergrunde iſt eine Krippe mit dem Chriſtuskinde, vor ihm die Maria und Joſeph, von einem Engel beſchützt. Letztere Epiſode iſt dem Künſtler, der eigentlich vorzugsweiſe nur in der

antiken Welt heimisch ist, am wenigsten gelungen; sie scheint gewissermaßen nur auf das Bild aufgeklebt und nicht organisch verbunden mit der übrigen Komposition. Welche Schwierigkeiten eine so riesige Komposition zu überwinden hat, geht schon aus der Schilderung des Gegenstandes hervor, und ich möchte nicht behaupten, daß die Ueberwindung derselben völlig gelungen sei. Jedenfalls imponirt das Bild durch die enorme Kenntniß und die Gewandtheit des Arrangements in vielen Theilen, und ist mit einer riesigen Energie in verhältnißmäßig kurzer Zeit, nämlich in kaum mehr als zehn Monaten verfertigt. Mit der Idee trug sich der Künstler freilich schon mehrere Jahre herum, hat aber während der Zeit sehr viele und theilweise sehr tüchtige Bilder gemalt. Gerome bildet eine eigene Schule, in der das archäologische der Kunst eine wichtige Rolle spielt. Koloristisch ist das Bild nicht von wesentlicher Bedeutung; auch ist es eigentlich kein Bild, in dem die Zeichnung in großen Linien der Komposition eine Hauptrolle spielt.

Hamon, der vor zwei Jahren einen so entschiedenen Erfolg durch sein poetisches Bild: „Ma soeur n'y est pas" gehabt hat, gehört einer ähnlichen Richtung an, die man die neuhelleniſtische nennen könnte, und deren Ursprung von Gleyre herrührt. Hamon ist nicht, wie Gerome, Meister des Handwerks, besitzt aber ein sehr unmittelbares Gefühl und hat originelle Ideen, die jedoch nicht immer verständlich sind, weßhalb er denn bisweilen bei Schilderung seiner Nüancen an der Klippe scheitert, zu fein, das heißt „kindisch" zu werden. Ein kleines skizzenhaftes Bild, das er später in größerem Maßstabe auszuführen gedenkt, ist betitelt: Le troupeau de l'amour. In einer phantastischen, aber einfachen Landschaft treibt ein fliegender Amor einen Trupp Menschen, der sich bis zum fernen Horizont hin erstreckt, daher. Die Idee, daß die Liebe eine treibende Potenz im Leben ist, der sich wohl keiner zu entziehen vermag, ist hier, wenn auch ein wenig chaotisch, in reizenden Gruppen ausgedrückt, unter denen man auch sehr berühmten Männern und Frauen begegnet. — Ein anderes Bild, in dem vielleicht jene Klippe des Kindischen nicht ganz vermieden ist, stellt folgende Scene dar: Drei Kinder haben gespielt und eine kleine Amorstatue zerbrochen; ein kleines Mädchen, welches die Schuld ihrer Puppe zuschreibt, ist eben im Begriff, dieselbe durch die Ruthe zu bestrafen, als eine Thüre sich öffnet und ein reizendes, blühendes Mädchen, durch den Lärm der Kinder geweckt, hereintritt. Die Costüme sind antik, ohne im mindesten an die hergebrachte Weise zu erinnern, und dienen dem Künstler nur dazu,

eine größere Schönheit in den Formen zu entwickeln. — Ein anderes Genrebild von Hamon ſtellt drei Waiſenkinder dar, in Schwarz gekleidet, zwei reizende Mädchen und einen kleineren Knaben. Das eine Mädchen fädelt zur Arbeit eine Nähnadel ein, das andere iſt bei der Arbeit eingeſchlafen und wird von dem Knaben geweckt, wie denn Kinder immer Schlafende zu beunruhigen ſuchen. Die Geſten ſind von einer großen Grazie und mit einem bedeutenden Schönheitsſinn empfunden. — Eine poetiſche Abendlandſchaft deſſelben Künſtlers zeigt am Horizonte die drei Kreuze, an denen Chriſtus und die zwei Schächer geheftet waren, im Vordergrunde die heiligen Frauen betrübt hinwallend, von Johannes getröſtet und unterſtützt.

Toulemouche, der durch den Einfluß von Hamon gebildet iſt, ſtellt ein Bild aus, deſſen Motiv einfach und oft behandelt, aber ſehr reizend in den Einzelheiten iſt. Ein junges Mädchen hält zwiſchen ihren Knieen ein reizendes Kind, das ein junger Mann zeichnet, indem noch andere liebliche Mädchen ihm zuſchauen.

Meynier gibt zwei heilige Familien, hart gemalt und trocken empfunden.

Mazerolles bringt eine phantaſtiſche Scene: ein alter galliſcher Wagen, in welchem ſich Weiber und Kinder befinden, von ſechs Pferden durch eine wilde Landſchaft am Meeresſtrande gezogen. Das Bild gleicht einer Viſion, die Conception iſt nicht klar empfunden.

Robert Fleury hat einen ſeiner Lieblingsgegenſtände noch einmal behandelt: eine Judenverfolgung in Venedig. Das Bild iſt ein Höhenbild, und die Scene, die in den hohen und engen Gaſſen Venedigs vorfällt, dadurch ſehr gut lokaliſirt. Im Vordergrunde ſieht man den Söller eines Judenhauſes, in welches das durch die Prieſter fanatiſirte Volk eingedrungen iſt, um zu plündern. Auf der Treppe ſieht man eine figurenreiche Gruppe höchſt brutalen Volks, das die armen Juden aus dem Hauſe gezerrt hat und ihre Habſeligkeiten fortträgt. Dieſe Gruppe bildet das Centrum des Bildes. Vorn vor dem Söller ein Prieſter, der Schriften der Juden verbrennt, neben ihm eine jüdiſche Magd, die mit Entſetzen ihre ſchöne Herrin auf der Treppe in den Händen des rohen Volks erblickt; neben ihr iſt der greiſe Vater, der mit Fauſtſchlägen hinausgeſtoßen wird. — Die Köpfe ſind meiſterhaft. Die Behandlung des Bildes dem Gegenſtande gemäß voll bewegten Lebens. Die Lokalfarbe von einer großen Kraft, theilweiſe an die

alten Venetianer erinnernd, in einzelnen Gewändern jedoch zu ſtark potenzirt, beſonders in dem blauen Kleide der ſchönen Jüdin zu ſchreiend gemalt. Robert Fleury, der große Hinneigung für deutſche Künſtler zu haben ſcheint, empfängt dieſelben ſehr freundlich. Er malt gegenwärtig ein Bild: Peter der Große und Menſchikoff, das er, wie er mir ſagte, für eine deutſche Ausſtellung beſtimmt hat.

Merino, Director der Akademie zu Lima in Peru, der ſich ſeit einiger Zeit in Paris aufhält, ſtellt neben einer Scene von Indianern ein hiſtoriſches Bild aus: Chriſtoph Columbus, in ſeiner Verlaſſenheit mit ſeinem jungen Sohne unter Bettlern vor einem Kloſter, wird von den Mönchen erkannt und erſucht, bei ihnen einzutreten und ein vorläufiges Aſyl anzunehmen. Die Mönche und der Hof des Kloſters haben viel Schönes in koloriſtiſcher Hinſicht; auch einige Bettler im Mittelgrunde ſind ſehr charaktervoll, in den vorderen Bettlergruppen jedoch iſt manches Mangelhafte.

Höckert, ein Schwede, hat ein Bild mit lebensgroßen Figuren gemalt, das ein bedeutendes Talent für naturaliſtiſche Auffaſſung bekundet. Wir ſehen das Innere einer lappiſchen Kirche, ein Blockhaus mit andächtigen Lappländern, einer Predigt zuhörend, die dem Ausdrucke des Predigers und der Zuhörer nach, nur Wahres und Erbauliches zu enthalten ſcheint. Die Aufgabe, den kleinſten und häßlichſten Menſchenſtamm künſtleriſch zu behandeln, iſt vollkommen gelungen, die Figuren ſehr wahr im Charakter und Coſtüm, die Behandlung iſt dem berühmten Courbet verwandt, der mit ſo ergreifender und faſt grauſiger Wahrheit große Scenen aus dem unmittelbaren Leben darſtellt.

Ebenfalls aus dem unmittelbaren Leben haben zwei tüchtige Genremaler Brion und Knaus, obgleich beide in verſchiedener Weiſe, ihre Motive gewählt; beide malen gewöhnlich Bauern aus dem Schwarzwalde, der eine im Sinne des franzöſiſchen, der andere im Sinne des deutſchen Naturalismus. Brion, aus dem Elſaß gebürtig und durch ſeinen Namen an die berühmte Seſenheimer Epiſode aus Goethes Leben erinnernd, hat eine ſehr ergreifende Scene gemalt. In einer bergigen Schneelandſchaft, bei graukaltem ſtürmiſchem Himmel, zieht eine Familie auf einem kleinen Schlitten den Sarg eines Dahingeſchiedenen zu der letzten Ruheſtätte. Ein trauerndes in einen Mantel gehülltes Mädchen trägt ein kleines Kreuz voran, hinten ſchaut noch eine alte Frau über den Zaun dem

Zuge nach. Alles im Bilde wirkt vereint, um einen tief traurig ergreifenden Eindruck zu machen. — Ein zweites figurenreiches Bild deſſelben Künſtlers ſtellt ein großes Rheinfloß dar, das ſich bei trübem Nebel im Horizont verliert, indem Floß an Floß gebunden iſt. Auf dem Floße ſind Zelte aufgeſchlagen, wo mannigfache Scenen des Kochens, der Unterhaltung, des Ruhens dargeſtellt ſind; aber beſonders vorzüglich ſind die kräftigen Kerle, die das Floß in Bewegung ſetzen, in den verſchiedenſten und wahrſten Attitüden dargeſtellt. Das ganze Bild jedoch macht nicht den harmoniſchen Eindruck, da ein Fehler der Beleuchtung im Bilde iſt, indem ſich die vordern Figuren hell im Nebel abſetzen, wie von der Sonne beleuchtet, während doch im Nebel ſelbſt Figuren im Vordergrunde ſich dunkel gegen die Luft abheben ſollten. Jedoch hat das Bild vortreffliche Eigenſchaften, die es als ein bedeutendes Werk erſcheinen laſſen. — Ein drittes Bild zeigt Bauern, die aus einem überſchwemmtem Kartoffelfelde noch zu retten ſuchen, was zu retten iſt. Die Handlung ſehr kräftig und die Stimmung des Bildes düſter und wahr, dem Gegenſtande gemäß. Brion, im Gegenſatze zu Knaus, legt ſein ganzes Intereſſe im einfachen Hergange der Handlung in ſehr breiter Weiſe ohne ſtörende Detaildurchführung, die nicht zum Effekte des Ganzen beiträgt, und ohne Anekdotiſches und Humoriſtiſches mit in ſeine Bilder aufzunehmen. Letzteres nennen die Deutſchen oft Idee, wobei ſie indeſſen nicht genug die maleriſche von der novelliſtiſchen Idee ſondern. Bei Knaus ſpielt das Humoriſtiſche häufig eine Hauptrolle und daher kommt bei ihm die liebevolle Detailduchführung, die indeſſen manchmal der Breite ermangelt.

Knaus hat ein Bild vollendet, das in techniſcher Hinſicht ſeinen früheren Bildern wohl noch überlegen iſt und ſehr glücklich und verſtändlich ſeinen Gegenſtand ſchildert. In einem großen Eichenwalde lagert eine herumziehende Zigeunerbande. Der Obrigkeit des nächſten Dorfes ſind dieſe Vagabunden denunzirt und ſignaliſirt, daher ſieht man bei ihnen den Ortsvorſteher mit einer Brille eifrig die Papiere der Zigeuner muſternd, die ein altes Weib zu erklären ſucht, während ein großer Strolch, ruhig an einen Eichenſtamm ſich ſtützend, dabei ſteht. Die übrigen Zigeuner und Zigeunerinnen ſind theils mit ihrer Toilette und ihren Kindern, theils mit Nichtsthun beſchäftigt; ein Affe der Bande grinſet den Spitz des Bürgermeiſters an; im Hintergrunde ſtehen die Bauern bewaffnet mit Senſen, ſie wagen ſich zwar nicht näher heran, geberden ſich aber mit

deſto größerer Bravour. — Beſonders vorzüglich iſt die Hauptgruppe gemalt, die Obrigkeit höchſt komiſch, die alte Hexe ſehr charakteriſtiſch, der große Kerl ein Strolch vom reinſten Waſſer, und beſonders vorzüglich die Gruppe des Affen und des Hundes, ſowie die Bauern im Hintergrunde. Die Landſchaft iſt ebenfalls ſehr gut, nur in der Farbe ein wenig zu giftig grün. Vielleicht fällt dies jedoch in der Ausſtellung nicht auf, wo die Umgebungen ſo brillant wirken.

Im Atelier von Karl Müller ſah ich „Romeo und Julie im Grabgewölbe.“ Auf dem Fußboden, vom Sarkophage geglitten, liegt Romeo todt, neben ihm Julie, den Oberkörper auf Romeo gelehnt, ihn anblickend, im Sterben. Müller ſagte, während ich und einige Bekannte das Bild betrachteten, daß er ein gutes Motiv wüßte, das Bild zu karrikiren, nämlich eine Schlafmütze für den Romeo und die Unterſchrift: Suites d'une nuit orageuse. Mein und meiner Freunde Urtheil war, daß das Bild auch ohne dieſe Unterſchrift verſtändlich genug ſei. Das Bild macht durch die leichte, aber gewiſſenloſe Behandlung Prätenſionen und reiht ſich den flachen Winterhalter'ſchen Bildern an, die der Bourgeoiſie ſo ſehr gefallen und die ſtechen zu laſſen ſich immer Kunſthändler bereit finden.

Ein Namensvetter von Karl Müller, Victor Müller, hat ein ſehr poetiſches Bild gemalt, dem man die Mängel des Vorigen in keiner Weiſe vorwerfen kann; es iſt vielleicht ein wenig unklar gedacht oder ausgedrückt, allein jeder, der das Bild ſah, fand einen poetiſchen Anklang, ohne die Idee genau interpretirt zu haben. Bei dunklem, nächtigem Himmel liegt ein nackter Mann im Schooße einer weiblichen Figur in tiefen Schlaf geſunken, während neben der Gruppe ein nacktes Weib auf der Violine ſpielt, dem Schlafenden zugeneigt. Ich glaube, dieſe Figur ſoll den Traum bedeuten, der in die Nacht des Schlafes hineinleuchtet. — Die Farbenharmonie des ganzen Bildes, wenn auch vielleicht hie und da etwas zu ſchwarz, iſt ſehr poetiſch; die ſchlafende Figur ſehr ſchön gemalt, die übrigen Figuren nicht mit gleicher Kraft. — In dieſem Bilde ſieht man ein ähnliches Streben wie bei Feuerbach, deſſen Freund V. Müller iſt. Des Letztern Bild iſt jedoch gewiſſenhafter gemalt, der Künſtler hat auch ſehr lange Zeit daran gearbeitet. Ueber Feuerbach habe ich erfahren, daß die Karlsruher Jury ein für die hieſige Ausſtellung beſtimmtes Werk von ihm zurückgewieſen hat. Das Bild ſtellte die Verſuchung des heiligen Antonius dar. Es kann wohl

ſein, daß dem Bilde eine gewiſſe Flüchtigkeit vorzuwerfen war. Aber dennoch möchte ich zweifeln, daß Karlsruhe andere Künſtler mit mehr Talent beſitze. Noch beſchränkter wäre es von der Jury, wenn die Idee, die doch dem katholiſchen Dogma entſpricht, Grund zur Verweigerung geweſen wäre.

Berthelemy ſtellt ein Marinebild aus mit ziemlich großen Dimenſionen und vielen Figuren. Zurückkehrende Fiſcherboote laden ihre Beute im Hafen aus. Das Ganze iſt breit gemalt, auch der Sonnenblick, der auf die Hauptgruppe fällt, ſehr intereſſant, jedoch fehlt die Feinheit, welche man durch die Bilder von Ziem in dieſem Genre an ſolchen Gegenſtänden gewohnt iſt. Ziem's Bilder für die diesjährige Ausſtellung habe ich nicht zu ſehen Gelegenheit gehabt, ſie laſſen jedoch, wie ich höre, Bedeutendes erwarten durch ihre gewohnte Feinheit und die Pracht der Farben in ihrer Perſpektive.

Von Grün aus Stettin ſah ich einen Napoleon, der dem Brande von Moskau vom Kreml aus zuſchaut, und eine Hagar mit ihrem Kinde in der Wüſte. Beide Bilder, gewiſſenhaft und tüchtig gemalt, das letzte jedoch ein wenig an die Köhler'ſche Kompoſition deſſelben Gegenſtandes erinnernd. Eine originelle Seite iſt den Gegenſtänden nicht abgewonnen, wie man es bei vielbehandelten Gegenſtänden eigentlich beanſpruchen muß.

Der Berliner Güterbock ſtellt neben dem Genrebilde von Konſtantinopel, welches ſich auf der Berliner Ausſtellung vorfand, einen türkiſchen Flickſchuſter aus. In einer Hausniſche von Brettern, mit Weinlaub umrankt und überdacht, ſitzt ein alter Schuſter mit ſeinem Lehrjungen, dem ein Türke ſeine Schuhe zum Flicken hinreicht.

Couture hat eine Scene aus dem modernen Pariſer Leben dargeſtellt. In einem Kabinet des maison dorée, eines berühmten Reſtaurant, ſieht man die Reſte eines Dejeuners nach dem Opernballe; ein betrunkener Pierrot ſitzt auf dem Tiſche, auf dem neben ihm die leeren Champagnerflaſchen herumliegen; an der Erde liegt ein betrunkenes Mädchen nebſt andern Masken. Eine Scene, wie ſie Gavarni ſo geiſtreich und intereſſant darzuſtellen verſteht. Das Couture'ſche Bild ſcheint ſpottweiſe den Namen la décadence des Parisiens erhalten zu haben, doch finden ſich in maleriſcher Hinſicht vortreffliche Sachen in dem Bilde. Couture wird das Bild nicht ausſtellen, ſcheint aber auf daſſelbe großen Werth zu legen, wie aus einer langen Diskuſſion hervorging, die ich mit ihm über zu behandelnde

Gegenſtände gehabt habe. Er behauptet nämlich, zu dem Reſultat gekommen zu ſein, daß der Künſtler nur Gegenſtände ſeiner Zeit behandeln dürfe. Hiſtorienmalerei will er ſomit jetzt gänzlich verwerfen, ebenſo die bibliſche Hiſtorie, obgleich er ſelbſt noch damit beſchäftigt iſt, die großen Bilder in der Kirche St. Euſtache zu vollenden. Dies iſt um ſo mehr eine Blague, als man aus der Geſchichte der Kunſt, durch welche er beweiſen will, daß alle Künſtler, die bis auf unſere Zeit geblieben ſind, ihre Zeit dargeſtellt hätten, vielmehr das Gegentheil beweiſen könnte. Es gibt ſogar ſehr berechtigte Kunſtepochen, die ihre Zeit faſt ganz unberückſichtigt gelaſſen haben, wie die ſpaniſche Kunſt. — Daß man nur die Ideen ſeiner Zeit darzuſtellen habe, damit bin ich ganz einverſtanden. Und da die Zeit ſo viele ſich kreuzende Ideen aufzuweiſen hat, ſo wird der Spielraum auch wieder ſehr weit, und ein Overbeck ſchildert ſogar die Ideen einer gewiſſen pietiſtiſchen Richtung, die ſich ja gleichfalls in unſerer Zeit zeigt.

Briefe aus Neapel.

Von

Ferdinand Gregorovius.

III.

Ich habe nun die drei herrlichſten Seeſtädte Italiens, Genua, Neapel und Palermo geſehen, welche um den Vorzug ihrer Lage ſtreiten, und kann ſie alſo mit einander vergleichen. Unbezweifelt wird hier Neapel den Sieg davontragen; denn welche Stadt rühmte ſich eines ſo klaſſiſchen und ungeheuren Amphitheaters der Natur, eines ſolchen Golfes, des Veſuvs, der Küſten von Caſtellamare und Sorrent, und ſolcher zauberhaft ſchönen Inſeln? Die Farbenpracht, die Größe und Weite dieſes Totalbildes iſt wohl ohne Gleichen in der Welt; die Dimenſionen ſind ſo rieſengroß, daß ſie das Auge nicht zuſammenfaſſen kann; in's Endloſe ſcheint ſich hier das Werk der Menſchen wie die Natur auszudehnen und die ſchöne Erſcheinung aus den Grenzen der Ferne in Licht und Glanz weithin ſich aufzulöſen. Man kann dies Totalbild Neapel nicht überſehen, wenn man es aus der Nähe anſchaut; es ſondert ſich dann gleich in Gruppen. Um es ganz mit dem Blicke zu umſpannen, will es einen verkleinernden Augenpunkt, die Perſpektive aus der Höhe, oder die aus der Meeresferne, wo dann die Formen der Stadt ſich verlieren und nur die der Natur allein wirken.

Dagegen gewähren die kleineren Seeſtädte Genua und Palermo die Anſchauung eines überſichtlich von dem prächtigſten Rahmen umfaßten Gemäldes; jenes amphitheatraliſch mit ſeinen ſchönen Paläſten und Landhäuſern auf die Berge hinaufgeſtellt, dieſes mit ſeinen Kuppeln und Thürmen im üppigſten Thal verbreitet und von braunen, ernſten, plaſtiſchen Bergen unbeſchreiblich ſchön eingefaßt, welche zu beiden Seiten das Cap

Pellegrino und das Vorgebirge Zaffarana in nicht zu großer Weite in das Meer hinausſtrecken. Sie machen alſo ein Bild, deſſen Farbenreichthum ſowohl als deſſen Formen das Auge entzücken. Bei Neapel iſt alles Weite, ja faſt in Licht ſchwimmende Unendlichkeit, welche die Sinne mit ſich fortreißt und dem zertheilten Blicke keine Ruhe geſtatten will. Wo man nun auch ſeinen Standpunkt wählen mag, um Neapel anzuſchauen, auf dem Caſtell San Elmo, auf Camaldoli oder auf dem Veſuv ſelber — und dies ſind die erhabenſten Standpunkte für dieſes wunderbarſte Panorama der Erde, — überall wird ſich Neapel ſelbſt als Stadt formlos im Unendlichen verlieren, überall die Landſchaft und das Meer übermächtig und bewältigend hervortreten. Die ungeheure Häuſermaſſe, welche ſich um den Golf ergoſſen hat, wirkt nicht durch ihre architektoniſchen Formen, ſondern durch die Vorſtellung von ſchrankenloſer Ausdehnung, welche hier das Menſchenleben in einer elyſiſchen Natur genommen hat. Lage und Ausſicht iſt dem Menſchen hier genug; und es ſcheint, als hätte er in der Bewunderung ſo allbewältigender Herrlichkeiten und in der Entzückung an dieſem Naturſchauſpiele ſeine Hände in den Schooß gelegt und es aufgegeben, mit der Natur in erhabenen Werken zu wetteifern. Nichts ſtrebt aus dieſem Häuſermeere Neapels auf, endlos dehnen ſich die platten Dächer, eben ſo viel Schauplätze, auf denen man des Anſchauens froh werden kann, wenige Kirchenkuppeln, und dieſe winzig und unſcheinbar, faſt nirgend ein Thurm, unterbrechen die Einförmigkeit der horizontalen Linie. Unvergleichlich viel ſchöner und maleriſcher nimmt ſich Conſtantinopel aus, deſſen zahlloſe Kuppeln ſich über die Stadt aufſchwingen, und deſſen ſchlanke Minarete über die Cypreſſen und Pinien ſich hinwegſtreckend dem Gemälde der Stadt einen größeren Reiz geben.

Es iſt mir dieſe architektoniſche Unterſchiedloſigkeit, ja völlige Unbedeutendheit Neapels immer höchſt weſentlich für ſeinen Begriff erſchienen. Sie ſpiegelt ſo vollſtändig auch die Geſchichte Neapels ab, den Unbeſtand und Wechſel flüchtiger Herrſchaften, das Unorganiſche, die Unentſchiedenheit, die Beſtimmungsloſigkeit des Volksgeiſtes für irgend eine kulturgeſchichtliche Aufgabe, Paſſivität und Genuß, das Gegenwärtige, höchſte Lebendigkeit der Sinne und allgemeine, heitere Lebensentfaltung. Die Geſchichte hat hier keine Form gewonnen; deßhalb iſt auch die Stadt formlos und unmonumental im höchſten Grade. Weder der Geiſt der flüchtigen Herrſcherdynaſtien, noch der Volksgeiſt hat ſich hier in beſtimm-

ten Monumenten ausgesprochen; denn Monumente sind im höchsten nationalen Sinne Denkmäler von Kulturprinzipien, sinnliche Darstellungen des innern Wesens, der lebendigen Ideen, welche eine Zeit beherrscht haben oder noch beherrschen. Es ist für Neapel höchst charakteristisch, daß seine vorzüglichste Kulturleistung der Musik angehört. Scarlatti und sein Schüler Porpora, Leonardo Leo, Francesco Durante, Pergolese, Paisiello und Cimarosa und alle jene Meister, welche bis auf Rossini, Bellini und Mercadante aus der musikalischen Schule Neapels hervorgingen, sind seine Größen. Alle anderen geistigen Potenzen, so viele glänzende Köpfe auch dies mit dem lebendigsten Geiste ausgestattete Neapel hervorgebracht hat, haben entweder keine dauernde organische Entwicklung gewonnen, oder sind nur als einzelne Erscheinungen bedeutend.

Doch will ich nicht abschweifen. Denn im Angesichte des schönen Neapels wollte ich doch von seinem architektonischen Charakter reden. Dies geschichtslose und unmonumentale Wesen der Stadt wird dem Beschauer noch mehr in die Augen fallen, wenn er eben aus Rom kam, welches doch die monumentalste Stadt der Welt, ja das Monument der Weltgeschichte selber ist. Aber auch abgesehen von diesem innern Charakter Roms, glaube ich, daß es keine Stadt mehr auf der Erde gibt, welche so wie diese die Landschaft und die Architektur in völliges Gleichgewicht und Harmonie setzte, und wieder auch ohne die Natur gesehen, allein durch ihre architektonischen Massen den Geist zur Bewunderung hinrisse. Man muß sich, um jene wunderbare Verbindung des Landschaftlichen und Architektonischen zu erkennen, auf den Monte Testaccio, auf den Monte Mario, auf San Pietro in Montorio, auf den Thurm des Kapitols stellen; um die Größe der architektonischen Wirkung aber allein zu erfahren, genügt ein Bild auf Rom vom Monte Pincio, wo die Stadt für sich selbst in majestätischen Formen, großen Linien, ernsten, gewaltigen Massen als ein erhabenes Riesenwerk der Geschichte sich darstellt. Hier bestimmt das Monumentale der Kulturperioden, die Ruinen des Heidenthums, die triumphirende Kuppel des Christenthums den Eindruck, die Richtung der Gedanken, die besondere Vorstellung. Man weiß, was Rom bedeutet.

Was sich nun in dem lebensheitern Neapel, dieser Stadt der Gegenwart, als architektonisch auffallend sondert und in die Augen springt, sind weder römische Ruinen noch Kirchen. Die Ueberreste des Alterthums sind spurlos verschwunden; nie ward hier für die Ewigkeit gebaut. Das ein-

zige, aber erſtaunliche Monument alter Zeit, welches Neapel beſitzt, ſind ſeine Katakomben, welche vielleicht nicht einmal von denen in Syrakus an Ausdehnung erreicht werden, die Katakomben Roms aber weit übetreffen; auch iſt's die merkwürdige Grotte des Poſilip. Beide Monumente der Vergangenheit ſind unterirdiſch. An Kirchen beſitzt Neapel mehr als genug, aber ſie zeichnen ſich nicht aus; ja die wahrhaft demokratiſche Unterſchiedloſigkeit, mit welcher ſie ſich anſpruchslos den Häuſern anreihen und in der Straße aufgehen, thurmlos und mit ſchlechten Façaden, gibt den Beweis, daß das neapolitaniſche Volk, obwohl von Geiſtlichen und Mönchen wimmelnd, dennoch zu jeder Zeit religiös indifferent geweſen ſein muß. Begeiſterung für die Größe der Kirche aber, für den Glauben hat hier nicht geherrſcht; und lange Zeit hat ja auch Neapel unter den Hohenſtaufen mit den Päpſten in entſchiedenem Kampf gelegen. Die Lebensluſt hat endlich alles Geiſtliche verweltlichen müſſen, und ich glaube recht deutlich ſpricht ſich dies in dem neueſten kirchlichen Prachtbau Neapels aus, der Kirche San Francesco a Paola, welche Ferdinand I. für die Wiederherſtellung ſeiner Herrſchaft gelobt und gebaut hat. Dieſe Nachbildung des Pantheon zu Rom dient eigentlich nur zur Verſchönerung der Piazza reale; und wie weit die Kirche davon entfernt iſt, auf religiöſe Würde Anſpruch zu machen, kann man in ihrer Arkade ſehen, in welche Verkaufsläden mit eleganten Firmen eingebaut ſind, in denen Klaviere verkauft und geſpielt werden.

Nirgend ragen alſo in Neapel die Kirchen hervor, welche doch in jeder andern Stadt Italiens die Hauptarchitekturen ſind; nur der ſchlanke Thurm der Maria del Carmine iſt es allein, welcher ſich vom Mercato her bemerklich macht. Auch die Paläſte, nebſt den Kirchen die anſehnlichſten Bauten in italieniſchen Städten, verlieren ſich in der Unendlichkeit der Häuſer, umbaut und eingeengt, als große zum Theil geſchmackloſe Maſſen reizlos, oder ſelbſt wenn ſie durch Majeſtät imponiren könnten, wie der ſtolze, burgartige Palaſt Maddalone, nicht recht genießbar, weil ſie eben nicht frei genug ſtehen. So ſpringt nirgend das Mittelalter in die Augen, überall der moderne Charakter.

Wer nur in dieſem Sinne des architektoniſch Auffallenden Neapel betrachtet, wird endlich finden, daß ſich am meiſten bemerklich machen die reizenden Villen und Caſinos auf den Hügeln, die Arſenale und Hafenbauten, das königliche Schloß und vor allem andern die drei großen Caſtelle.

Ueberall treten ſie in dem Totalbilde Neapels als die weſentlichen Glieder der großen Stadt hervor. Hoch auf dem Vomero thront über ganz Neapel das ſchöne Caſtell San Elmo, unendlich maleriſch gelegen und von bezaubernder Schönheit in der Morgen- oder Abendbeleuchtung; in den Golf hinein ſtehen die Caſtelle dell' Ovo und Caſtell Nuovo, prächtige, bizarre, doch ernſt drohende Maſſen aus grauem Tuff, herrlich von Farbe, ſeltſam, wie beſonders das erſte durch die runde Geſtalt und von überraſchender Wirkung in ihrer ungewöhnlichen, ſtumpfen Architektur. So wird das wilde, feurige Roß Neapel gezügelt.

Es war mir nicht geſtattet, das Innere des Caſtell dell' Ovo zu betreten. Es gehört zu den älteſten Gebäuden Neapels, da es ſchon dem Lucullus den Urſprung verdanken ſoll. Der Kaiſer Friedrich II. vollendete das Schloß im Jahre 1221, nicht ahnend, daß es einſt der troſtloſe Kerker ſeiner letzten Nachkommen ſein würde. Denn nach der unglücklichen Schlacht bei Benevent, in welcher der König Manfred Reich und Leben verlor, ſetzte man in jenes Caſtell, welches damals Iſola del Salvadore hieß, ſeine Gemahlin Helena und ſeine junge Tochter Beatrix gefangen. Helena ſtarb bald darauf vor Gram, Beatrix ſchmachtete achtzehn Jahre lang in dem Gefängniſſe. Ihre Befreiung verdankte ſie der ſicilianiſchen Vesper. Amari, der jüngſte Geſchichtſchreiber derſelben, erzählt dies ſo. Es war am 5. Juni 1284, als die Sicilianer die berühmte Seeſchlacht im Angeſicht von Neapel ſchlugen, unter dem Befehl des großen Admirals Ruggiero Loria. Karls von Anjou Tochter ſchaute der Schlacht von den Zinnen des Caſtells zu, ängſtlich des Ausgangs harrend, und nicht minder ängſtlich mochte die unglückliche Tochter Manfreds der Entſcheidung entgegengeharrt haben. Die Prinzeſſin ſah die neapolitaniſche Flotte unterliegen, untergehen, fliehen: ihr Bruder Karl ward gefangen; es kamen zwei ſicilianiſche Galeeren an das Caſtell geſegelt; Loria forderte die unverzügliche Auslieferung der Tochter Manfreds, wo nicht, ſo drohte er, würde er Karls von Anjou Sohn auf ſeinem Schiff im Angeſichte Neapels enthaupten laſſen als Opfer für die Manen Manfreds und Konradins. Die Gefangene ward unverweilt aus dem Kerker gezogen und dem Sicilianer ausgeliefert. Nach achtzehn Jahren ſah Beatrix die Freiheit wieder, ihre ganze Jugend hatte ſie im Kerker verlebt. Man führte ſie im Triumph nach Meſſina, wo ſie ihre Schweſter Konſtanzia, Gemahlin Peters von Arragon, welche ſie noch nie geſehen,

wie eine von den Todten Erſtandene in die Arme ſchloß. Dieſe Epiſode der ſicilianiſchen Vesper iſt die einzige Verſöhnung, welche dem tragiſchen Geſchlechte der Hohenſtaufen vergönnt geweſen. Darum wollte ich ihrer hier in Neapel gedenken.

In demſelben Caſtell beſchloß Romulus Augnſtulus, der junge, letzte Kaiſer Roms ſein Leben.

Das Caſtell Nuovo iſt noch bedeutender, als jenes, und das größte Architekturwerk Neapels. In ihm befindet ſich der merkwürdige Triumphbogen, welchen Alphonſo I. von Arragon im Jahre 1470 von Giuliano da Majano oder nach andern von Pietro di Martino errichten ließ. Der Bogen ſpannt ſich zwiſchen zwei Thürmen aus, auf korinthiſchen Säulen ruhend, und zeigt in mehreren Abtheilungen über einander viele intereſſante Reliefs, welche ſich auf den Einzug jenes ſiegreichen Königs in Neapel beziehen. Die bronzenen Thüren mit Reliefs ſind ein Werk des Guglielmo Monaco. Dieſer Triumphbogen iſt das bedeutendſte Monument, welches Neapel aufzuweiſen hat, und auch hier muß es auffallend erſcheinen, daß dieſes Werk der Oeffentlichkeit entzogen in einem Caſtell verwahrt gehalten wird. Man hatte zwar die Abſicht, es vor dem Dome aufzuſtellen, aber zufällige Bedenken verhinderten dies.

Das Caſtell Nuovo iſt übrigens eine Anlage Karls von Anjou aus dem Jahre 1283. Ueberhaupt ſind es die Anjous geweſen, welche die größten Bauten in Neapel ausgeführt haben, und auch die wichtigſten Kirchen der Stadt ſchreiben ſich aus dieſer Periode her. Sie ſind die wahren geſchichtlichen Denkmäler Neapels, nicht allein um mancher intereſſanter Grabmäler der Anjous willen, ſondern weil ſie ihre Entſtehung größtentheils geſchichtlichen Ereigniſſen zu verdanken haben. Wir werden dies ſofort ſehen, wenn wir die größten Kirchen der Stadt anführen. Den Dom baute Karl von Anjou auf der Stelle eines Neptuntempels, und ihn vollendete Robert I. Er bezeichnet den Beginn der anjouiniſchen Periode. San Domenico Maggiore baute Karl von Calabrien im Jahre 1289, um ein Gelübde zu löſen, welches er gethan, als er in die Gefangenſchaft des Ruggiero Loria fiel. San Lorenzo Maggiore baute Karl I. im Jahre 1265, um ein Gelübde zu löſen, welches er nach der Schlacht von Benevent gelobt hatte. San Pietro Martire baute Karl II. von Anjou, San Chiara der König Robert im Jahre 1310; die Incoronata, verherrlicht durch Giottos

Fresken, gründete Johanna I. zum Andenken an ihre Vermählung mit Ludwig von Tarent. San Giovanni a Carbonara, Montoliveto, San Antonio Abbate bauten Ladislaus und Johanna. Auch das köſtliche Kloſter San Martino auf San Elmo verdankt Urſprung und Ausbau den Anjous, und endlich bezeichnen Carmine Maggiore und das Porgatorio del Mercato den Fall des Hohenſtaufengeſchlechts, weil in jener Kirche die Grabſtätte Konradins und ſeine im Jahre 1847 von Maximilian von Baiern errichtete Statue ſich befinden, und in dieſer Kapelle die Porphyrſäule ſteht, welche Karl von Anjou auf der Stelle errichten ließ, wo Konradin und Friedrich von Habsburg enthauptet wurden. Wie bekannt iſt, lautet die freche Inſchrift darauf:

Asturis ungue, Leo pullum raplens Aquilinum
Hic deplumavit acephalumque dedit.

Weder die Normannen noch die Hohenſtaufen haben in Neapel irgend einen nennenswerthen Bau ausgeführt, und keine jener intereſſanten mauriſch-normänniſchen Architekturen, von denen Sicilien angefüllt iſt, darf man dort ſuchen. Neapel war ein unſicheres Beſitzthum, und die beſtändigen Kriege verwehrten die Kunſt daſelbſt zu pflegen. Die Gründung der neuen Herrſcherdynaſtie von Anjou, welche nach dem Verluſte von Sicilien auf Neapel allein ſich concentrirte, entwickelte auch dieſe einzige Blüthe der Architektur und Skulptur, die Neapel hervorgebracht hat, und indem der romaniſche Bauſtil der Baſiliken aufgegeben wurde, trat an ſeine Stelle der germaniſche. Dieſe Periode dauerte etwa hundert Jahre, bis gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts, und ihr Gipfelpunkt iſt die Regierung des großen und kunſtliebenden Königs Robert. Neapel brachte damals die beiden Maſuccio hervor, von denen der Zweite auch als Bildhauer ausgezeichnet war. Er verfertigte die Grabmäler des Karl von Durazzo, der Katharina von Oeſterreich, Roberts von Artois und der Johanna von Durazzo in der von ihm nach älteren Plänen ausgeführten großen Kirche San Lorenzo, er baute auch die merkwürdige gothiſche Kirche San Chiara und verfertigte dort hinter dem Hauptaltar das intereſſanteſte Werk neapolitaniſcher Skulptur, das Grabmal Roberts des Großen, welcher im Jahre 1343 geſtorben war. Es erhebt ſich im gothiſchen Tabernakelſtile mit

vielen Skulpturen in einer reichen Anordnung, und wenn auch die Formen noch nicht frei entwickelt ſind, ſo machen dieſe Bildwerke doch immer den Eindruck einer künſtleriſchen Kompoſition und einer wohlthuenden Naivetät. San Chiara iſt reich an ſolchen Grabmonumenten, denn es liegen in der Kirche noch viele andere Anjous beſtattet, Karl der Erlauchte von Calabrien, Roberts Sohn, Johanna I., Gemahlin Karls von Durazzo, und mehrere Prinzeſſinnen.

Im Allgemeinen drängt ſich vor den Grabmälern der Anjons die Bemerkung auf, daß ſie alles Charakters der Feierlichkeit oder der imponirenden Würde gänzlich baar ſind. Wie wir vor den Grabſtätten dieſer Herrſcher, deren Geſchlecht für die menſchliche Kultur bedeutungslos geweſen iſt und endlich in wüſter Luſt und byzantiniſchen Gräueln unterging, nichts empfinden, was Rührung oder Nachdenken erweckt, ſo weiß auch die Skulptur an den Denkmälern eigentlich nichts Innerliches auszuſprechen. Es iſt ein Reichthum gothiſcher Ornamentik, ſchon nach dem Bizarren, Seltſamen neigend, bisweilen eine glückliche Naivetät, öfter ein wunderliches, linkiſches Weſen. Man fühlt ſich auch hier in dem Geſchmacke Neapels. Und rettungslos, nicht durch den Verfall des Hauſes Anjon, nicht durch Schuld der Zeiten, ging die neapolitaniſche Kunſt in das Ueberladene, Schmutzige, Bizarre über. Sie erzeugte dann dieſen ganz ungeheuerlichen Geſchmack im Innern, wie im Aeußern der Kirchen, Façaden von unſagbarem Charakter, wie jene von Geſu nuovo, welche von einem Feſtungsbau entlehnt zu ſein ſcheint, oder andere, welche ganz irdiſch ausſchweifend ſind; und ſelbſt die ältere gothiſche Architektur ward durch öftere Reſtaurationen in Folge von Erdbeben in das Wüſte und Ungeheuerliche mit hineingezogen.

Der Gipfelpunkt dieſer Bizarrerie neapolitaniſcher Architektur und Skulptur ſind jene drei Obelisken, Guglia genannt, della Concepzione, di San Gennaro und di San Domenico, pyramidaliſch aufgethürmte Stockwerke, welche auf der Spitze die vergoldeten Heiligen tragen und mit ganz unbeſchreiblichen Bildwerken, Figuren, Ornamenten in der ſchwulſtigſten Uebertreibung bedeckt ſind.

Hier erkennt man auch ſchon den Einfluß des fanatiſchen Spaniens, welches unter ſeinen Vicekönigen in einer Folge troſtloſeſter Zeiten das ſchöne Land Neapel beherrſcht hat. Die Spanier haben manches Denkmal

dieſer Periode in Neapel zurückgelaſſen; ſo auch die größte Fontäne, die Fontana Medina, ein Werk des Domenico Auria auf Befehl des Vicekönigs Olivares im Jahre 1593 entworfen. Dreimal wurde dieſer Springbrunnen, unter Caſtro, Alba, Montery, bald hierhin, bald dorthin translocirt, bis ihn Donna Anna Carafa, Gemahlin des Vicekönigs Medina, auf ſeine jetzige Stelle ſetzen ließ. Auch dieſer Brunnen iſt ohne große Wirkung, ein reiches, überladenes Figurenwerk von Tritonen, Delphinen, Meerweſen, aus deren Mitte ſich über einer von drei Satyrn getragenen Muſchel Neptun erhebt. Aus ſeinem Dreizack ſpringen, nicht übel anzuſehen, Waſſerſtrahlen.

Das beſte Denkmal ſpaniſcher Vicekönige wird immer der Toledo bleiben, welcher dem Vicekönige Pietro di Toledo aus der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts ſeinen Glanz verdankt.

IV.

Ich habe die merkwürdigen Katakomben Neapels beſucht. Der Eindruck, welchen man dort empfängt, iſt gemiſcht aus Grauſen, Verwunderung und lebhafteſtem Intereſſe an jenen dunkeln Zeiten, welche dieſes unterirdiſche Werk ſchaffen und pflegen, ja mit Leben durchdringen und mit einer gewiſſen heitern Kunſt regieren konnten.

Die Katakomben von Syrakus ſind vielleicht ausgedehnter als die Neapels, aber ſie ſcheinen minder ſchrecklich, weil ihre Gallerien und Gräberſtraßen durch eine ſtaunenswürdige Symmetrie geregelt ſind. Dagegen ſind die römiſchen Katakomben, ſo weit ſie eben zugänglich gemacht wurden, unbedeutend, nur enge, niedrige, kunſtloſe Gänge und Kämmerchen; aber doch ſind ſie die intereſſanteſten, weil ſie in der Hauptſtadt der Welt ſelber die Stätten waren, wo das Chriſtenthum ſein nächtliches Leben nährte und wo es ſich gleichſam aus der Erde emporwühlte, um endlich Rom und die Welt zu beherrſchen.

Die Katakomben Neapels liegen gegen die nördlichen Höhen von Capo di Monte unterwärts in dem Tufffelſen, durchbrechen die Hügelkette, zwei, ja wie man behauptet, drei Stockwerke hoch, und dehnen ſich als eine

wüſte Todtenſtadt bis gegen Puzzuoli aus. Kein Stein mochte leichter zu bearbeiten und kein Fels leichter zu durchgraben ſein, als dieſer gelbe vulkaniſche Tuff Neapels; und wie mit der Zeit ſolche unterirdiſche Höhlungen und Stollen entſtanden ſind, kann man überall da in Neapel erkennen, wo dieſe Tuffwände als Steinbrüche für den Häuſerbau angegriffen werden. So auf der neuen Straße des Poſilip, wo ſich Grotten, Austiefungen und Gemächer im Fels zeigen, welche nun zu Vorrathskammern, ſelbſt zu Wohnungen benützt werden.

Die ungeheuren Räume, welche ſo in der Erde entſtanden und allmählig zu einem troglodytiſchen Labyrinthe anwuchſen, mußten von ſelbſt zu irgend einer Benützung ſich darbieten. Man hat von den Kimmeriern gefabelt, den Anwohnern des neapolitaniſchen Meeres, daß ſie ſich hier in die Erde hineingewühlt hätten. Aber wer möchte ſich ein noch ſo rohes Menſchengeſchlecht vorſtellen, welches im Angeſichte einer ſolchen Natur, unter dem glücklichſten Himmel ſich in ein unterirdiſches Dunkel verkröche? Jene uralten Felſenwohnungen, wie ſie im Thale Iſpica und in Malta gefunden werden, öffnen ſich doch immer dem Tageslichte. Gegen feindlichen Anfall und Bedrängniß indeß konnten dieſe Räume Schutz bieten, und indem endlich die Stadt anwuchs, welche von dorther das Material zu ihren Häuſern holte, war nichts natürlicher als der Gedanke, die Todten daſelbſt zu beſtatten. Daß nicht erſt die Chriſten dieſen Gebrauch von den Katakomben machten, iſt unbezweifelt; daß bereits Römer und Griechen dort Grüfte anlegten, lehrt der Augenſchein. Man findet auch noch heute eine kleine Säule in einem ziemlich geräumigen Gemach der Katakomben, welche in griechiſcher Schrift das Wort Priapos leſen läßt.

Wann indeſſen der Gebrauch aufkam, iſt ungewiß. Das Lokal, die Beſchaffenheit des Bodens bedingte ihn, nicht die Sitte oder der Todtenkultus von vorn herein. Wir wiſſen, daß die Römer ihre Grabmäler über der Erde erbauten, weil ſie auf der Ebene wohnten; in bergigen Gegenden würden ſie, wie die Etrusker, Felſengräber angelegt haben. Aber auch ſchon zur Zeit der Republik gruben ſie Todtenſtätten in den vulkaniſchen Tuff und legten unterirdiſche Gemächer an, worin ſie die Sarkophage aufſtellten, wie denn auch heute die Gräber der Scipionen ganz das Bild einer Katakombe im Kleinen gewähren.

Jene allgemeinen Katakomben nun möchten urſprünglich der Begräb-

nißort des armen Volks geweſen ſein, welches koſtbare Denkmäler über der Erde nicht errichten konnte. Mit geringer Mühe war hier ein Grab in den Tuff gehauen, waren hier Loculi eingegraben, worin man die Aſchenkrüge aufſtellen konnte. Man findet in den Katakomben Neapels auch noch ſolche Malereien, welche durchaus der heidniſchen Zeit und Vorſtellungsweiſe angehören; die meiſten freilich ſind chriſtlichen Urſprungs. Denn nachdem die verfolgte chriſtliche Gemeinde in dieſen unterirdiſchen Stätten Schutz geſucht und ſie zu dem Vereinigungspunkte ihrer Andachtsübungen gemacht hatte, ſchmückte man die Grüfte der geliebten Todten, welche man in dem gemeinſamen Aſyl beſtattete, mit Bildern und Symbolen, die auf den Glauben ſich bezogen. Die Formen dieſer Darſtellungen waren noch die hergebrachten heidniſchen, und man erkennt den heitern Sinn der pompejaniſchen Arabesken auf den Wänden dieſer Chriſtengräber. Selbſt die ſymboliſchen Vorſtellungen ſind noch heidniſch, wie namentlich die vom Bacchus entlehnten Abbildungen der Weinleſe, der Kelter. Man ſieht Rebengewinde, Genien, Trauben, an denen Vögel naſchen. Chriſtus wird als Orpheus vorgeſtellt. Dann entwickeln ſich weſentlich chriſtliche Symbole, Chriſtus der gute Hirte, welcher das Lamm trägt und die Schafe weidet, der Hirſch, der Pfau, der Fiſch, die Taube, das Bild des Kreuzes, Engel. Es macht einen ſeltſamen Eindruck dieſe nun leider durch den Dampf der Fackeln geſchwärzten altchriſtlichen Wandbilder zu betrachten, und hier die Anfänge der chriſtlichen Kunſt aus der römiſchen Wandmalerei hervorgehen, vom pompejaniſchen Stile bis zu dem von Byzanz fortſchreiten und unmittelbar an die heidniſche Mythologie eine neue chriſtliche ſich anſchließen zu ſehen, welche, wie die Religion ſelbſt erſt unterirdiſch ſich entfaltend, in der Folgezeit mit ihren Symbolen an das Tageslicht hervortreten und die Kirchen erfüllen ſollte.

Hier liegt wahrlich das Samenkorn der chriſtlichen Entwicklung, und wie es in eine Grabkatakombe gelegt geweſen und aus ihr emporſtieg, iſt es kein Wunder, daß der Charakter des Chriſtenthums ein katakombenhaftes Weſen mit in die freie Luft hinübernahm: das Todtenhafte, Düſtere, die ſchreckende Majeſtät der byzantiniſchen Heiligen und Chriſtusfiguren, welche wie aus der Unterwelt heraufgeſtiegene Todtenrichter anzuſchauen ſind, — würden ſie ohne das Katakombendunkel entſtanden ſein? Ja das Todtenhafte ſelbſt der chriſtlichen Lebensanſchauung, asketiſche Weltentſagung,

Märtyrerthum, Lebensverachtung, Luſt am Schmerz, endlich finſtere Unduldſamkeit und Fanatismus, würden ſie dem Chriſtenthum ſo tief in das Weſen eingedrückt worden ſein, wenn es ſeinen Kultus in der heitern, ſonnigen Luft über der Erde, in der fröhlichen Natur oben würde entwickelt haben und nicht wäre gezwungen worden, in der dunkeln Grabhöhle bei düſterem Fackellichte, in beſtändiger Angſt vor dem Verfolger bei den Grüften der Märtyrer zu wohnen?

So hat mich denn in Neapel nichts ſo tief bewegt, als der Eintritt in dieſe Katakomben und der Eintritt in Pompeji. Beide ſo nahe bei einander ſind ganz unſchätzbare Denkmäler der menſchlichen Geſchichte; beide liegen im Schooße der Erde; und wahrlich kann man die Katakomben das Pompeji des Chriſtenthums nennen. Beide erſchließen uns den tiefſten Blick in zwei große Perioden der Menſchheit; ihr Widerſpruch kann nicht greller ſein. Sehen wir dort die nun auch leichenhaft und grauſig öden Wohnungen des Heidenthums, ſo lacht uns doch aus Haus und Säulentempel wie von den bemalten Wänden der lebensheitere Menſchenſinn entgegen, der ſich mit den Formen des anmuthig Schönen umgibt und unter und mit ſeinen Göttern genießt, welche er in das Reich der Poeſie geſtellt hat. Hier blicken wir in die Wohnſtätte eines andern und doch deſſelben Menſchengeſchlechts. Es ſind Griechen und Römer, wie jene in Pompeji, noch derſelben Periode angehörig, und wie verſchieden! Den heitern, pompejaniſchen Geiſt ſcheinen ſie noch nicht vergeſſen zu haben, ſelbſt in der Wüſte der Katakomben. Wie in der Erinnerung haben ſie die pompejaniſche Freske, die zierliche Arabeske, die Weinkultur des Dionyſos auf die dunkeln Wände übertragen; aber ſie ſchmücken Gräber. Sie ſelbſt ſitzen an Gräbern, ſie genießen unter und mit den Todten ihre Liebesmahle, die Agapen. Sie erfüllen dieſe düſtern Gallerien mit ihren Klagegeſängen und ihren monotonen Gebeten. Einſt werden ſie hervorkommen; ſie werden an das Tageslicht mit ſich nehmen fürchterliche Götter, von ſchreckendem Angeſicht, wie das Meduſenhaupt, Götter des Todes, vor denen das ſchöne Leben der Natur verſteinern wird, Märtyrer, Todtenſchädel, zahlloſe Gebeine, Knochenſplitter, Reliquien der Todten, welche über die Welt ſich verbreiten werden und die man einſt auf die Altäre zur Anbetung niederlegen wird, wo die ſchönen Statuen griechiſcher Götter ſtanden. Das wird aus dieſen Katakomben hervorſteigen, und mehr als der Veſuv über

Pompeji ausſchüttete, wird die Katakombe über die Welt ergießen — Aſche der Trauer.

Sollten dieſe unheimlichen Vorſtellungen vielleicht mehr als Katakombenphantaſieen ſein? Ich laſſe es auf ſich beruhen. Es gibt kein beſſeres Lokal für ſpekulative Theologie und Geſpenſter, als jene Grüfte. Die Luft iſt dumpf, feucht, ſchauerlich; tiefes Dunkel oder ein grauer Dämmerſchein, Modergeruch, fürchterliche Todtenſtille. In die wirren Kammern, durch die langen, verworrenen Gallerien, zu deren Seiten mit Knochen und Moder gefüllte Gräber ſich endlos ausdehnen, oder Niſchen und Loculi ſich ſehen laſſen, ſchlüpft man hinein, wühlt man ſich hervor. Grell leuchten die Fackeln in die Schatten, und herauf zu den Malereien in den Niſchen, zu Geſtalten der Abgeſchiedenen, welche mit aufgehobenen Händen, ſteif, geſpenſtiſch, überirdiſch herunterblicken. Verwiſchte Inſchriften, griechiſche, römiſche, ſelbſt hebräiſche, ob zu entziffern oder nicht, und zahlloſe Symbole, Monogramme, Zeichen bringen recht in's Bewußtſein, daß man in einer Welt ſich befinde, wo alles Myſterium, Allegorie und Räthſel iſt. Zwei Hoſpitaliten von Gennaro dei Poveri, Greiſe, welche in jenem Kloſter am Eingange der Katakomben verpflegt werden und die Fremden in die Grüfte führen, halten die Fackeln, erklären und gehen voran. Paſſendere Führer in dieſe Unterwelt kann man nicht finden. Sie ſchleichen in ihren langen, blauen Kutten, die Fackeln in den Händen, wahrlich wie Geſpenſter; von Alter gekrümmt, mit ſilberweißem Haar, eingefallene Geſichter und todtenbleich; wahrlich wenn ich dieſe Alten betrachtete, ſchienen ſie mir bereits todt wie die Gerippe, welche ihr Fackelſchein beleuchtete, und als lebten ſie ſchon tauſend Jahre in den Katakomben. Der Eine las vor zwei Figuren in einer Niſche, indem er die Fackel hielt: Votum solvimus nos quorum nomina deus scit: Wir haben unſer Gelübde gelöst, wir deren Namen Gott weiß. Man muß es an Ort und Stelle empfinden, wie bei einmal aufgeregter Phantaſie ſolche myſteriöſe Sprüche ſich anhören; mir ſchien es, als ſagten dieſen Spruch die beiden Alten von ſich ſelber, und als wollten ſie mir damit zu verſtehen geben, daß ſie bereits abgeſchieden ſeien. Ich ſah ihnen in's Geſicht, und wie ſie ſo daſtanden in ihren Kutten und mit dieſen todtenfarbenen Geſichtern, überkam mich ein heimliches Grauen, und ich wollte nichts mehr hören noch ſehen. Dieſe Myſterien, dieſer tiefe, ſchwarze, nächtige Grund des Lebens, in welchen uns die Natur wieder

einmal hinunterſtürzt, — bliebe er doch dem menſchlichen Auge ſtets verſchloſſen. Mir ward unendlich weh, in den Spalt der Schöpfung hinunterzuſehen. Ich bat die Alten, mich wieder an's Licht zu führen, ich hätte genug. Sie ſchmunzelten und ſchlichen nun zurück. Am Eingange überzeugte ich mich denn auch, daß ſie beide noch lebten, denn ſie bedankten ſich herzlich für das Silberſtück, das ich ihnen gab, ihr altes Herz mit einem Trunke Wein zu verjüngen.

Um ſich nun auch mit dem Gedanken an den Tod auszuſöhnen, kann man nichts Beſſeres thun, als von jenen Katakomben nach dem neuen Campo Santo Neapels hinüberzugehen. Man ſagt, daß er der ſchönſte Kirchhof Europa's ſei, und wohl möchte ich es glauben, denn ſeine Lage iſt ebenſo entzückend, als ſeine Monumente inmitten eines paradieſiſchen Gartens freundlich und dem Auge wohlgefällig ſind. Man hat ihn auf einem Hügel unter Poggio reale angelegt, welcher die Straße nach Nola beherrſcht, und von wo aus das herrliche Panorama auf Stadt und Golf, die Küſten von Sorrent, den Veſuv und reiche Vegetation zu ſeinen Füßen offen liegt. Man hat dieſen Hügel mit Grabmonumenten bedeckt, welche meiſtens in der Form kleiner, ſehr zierlicher Säulentempel ſich erheben. Dieſe Tempel bilden bisweilen ganze Straßen, da ſie auf beiden Seiten ſich aneinander reihen, und indem man zwiſchen ihnen hingeht, möchte man ungefähr in kleinerem Maßſtabe die Vorſtellung von dem haben, was einſt die Via Appia geweſen iſt. Andere ſtehen wieder in andern Gruppen vereinigt, oder ſchließen ſich zu einer kleinen Todtenſtadt zuſammen; und etwa auf der Höhe des Hügels erhebt ſich eine Säulenhalle und eine Kirche in ziemlichem Umfange, wo Todtenmeſſen geleſen werden. Auch hat man weiterhin ein ſehr zierliches kleines Kloſter in gothiſchem Stile aufgebaut, worin zwölf Kapuzinermönche wohnen und Gottesdienſt halten. Die größte Anzahl jener Tempel gehört den Brüderſchaften Neapels; dieſe höchſt wohlthätigen Vereine zum Zweck der Beſtattung von Todten, ohne Frage die trefflichſten ſocialen Gemeinſchaften, da ſie auch Kranke und Nothleidende pflegen, belaufen ſich in Neapel auf die Zahl von 174. Man lieſt ihre Namen an den Fronteſpizen der einzelnen Grabmäler. Andere Monumente ſind Familiengräber. Die kleinen Tempel haben Raum zu einer Kapelle, welche durch eine Gitterthüre verſchloſſen wird. Es befindet ſich darin ein kleiner Altar, ein Madonnenbild, die ewige Lampe; auch fehlt es

nicht an Bildern und Büſten der Todten. Hier können ſich denn die Nachgebliebenen zum Gebet verſammeln und ſind nicht ganz von der Gemeinſchaft mit geliebten Todten getrennt. In jeder Weiſe erinnern dieſe Grabmonumente an die der Alten: heiter und ſinnreich, ſauber und angenehm, in graziöſen Formen, ſelbſt in pompejaniſcher Weiſe mit Farben geſchmückt, machen ſie einen ungemein beruhigenden und verſöhnenden Eindruck. Nun dieſe Haine von blühenden Bäumen, dieſe Oleanderbüſche, Amaranten, Tulpenbäume, dieſe köſtlichen Hortenſien, blühenden Myrthen all überall; ſie drängen alles Düſtere und Farbloſe zurück, und indem man unter der Blüthenpracht dieſer zierlichen Grabtempel ſitzt und der Blick weithin das geſegnete Campanien und das abendlich verklärte Meer umfaßt, muß man ſich ſagen, daß den Todten hier recht wohl gebettet iſt. Der ſchöne Kirchhof wurde erſt im Jahre 1845 eingeweiht.

Die Tochter der Schauſpielerin.

Nach den Aufzeichnungen einer Dame

von

A. Widmann.

Der Vater hatte mehrere Jahre in einer ſüddeutſchen Reſidenz zugebracht, um einen Erbanſpruch unſeres Hofes durchzuſetzen. Dieſes Geſchäft war jetzt beendigt und wir lebten wieder in Berlin. Da aber der Vater jeden Tag von Neuem verſchickt werden konnte und die Mama ſich erholen ſollte, ſo beſchloß man, kein eigenes Haus einzurichten und kaum mit den nächſten Freunden und Bekannten zu verkehren. Deßhalb wurde nur die Jungfer und ein Bedienter beibehalten und in der unteren Wilhelmsſtraße ein zweiter Stock als chambre garni gemiethet.

An Stille fehlte es uns nicht. Die Straße da unten iſt ſo langweilig, breit und menſchenleer, ein Haus ſieht faſt aus wie das andere, und wie groß auch die Gebäude ſein mögen, guckt doch die Armuth zu allen Fenſtern heraus. Nur ſelten ſteht zwiſchen dieſem Einerlei eines von jenen alten trefflich gebauten Berliner Häuſern mit hohen Zimmern und weiten Räumen, wobei man ſich doch noch etwas denken kann.

So war unſer Haus. Den ganzen Tag blieb die Einfahrt verſchloſſen und die ſtarke Glocke ſchallte nur ſelten, weil ſelten ein fremder Menſch Einlaß begehrte; jeder einzelne Bewohner aber erhielt einen zierlich gearbeiteten Hausſchlüſſel von unſerem Wirth, und nun hörte man vollends nicht, daß jemand aus- oder einging, ſo ſanft drehte ſich die ſchwere eichene Thüre in den wohlgeölten Angeln.

Von Außen ſah ſich das Gebäude düſter an; die maſſiven, ſtarken Wände waren von der Zeit geſchwärzt; die hohen Fenſter, wie groß auch die Spiegelſcheiben ſein mochten, lagen tief in der Mauer und ſahen ernſt und dunkel aus.

Um ſo freundlicher trat das Innere des Hauſes entgegen. Gerade aus

durch die stets offene Hinterthüre sah man über einen sonnigen Hof weg in einen großen Garten, wohlgepflegt und voll der schönsten Blumen, weil er das einzige Vergnügen unseres Wirths ausmachte, eines reichen Maurermeisters, der sich zur Ruhe gesetzt hatte und mit seiner Frau allein das Parterre bewohnte. In den ersten und zweiten Stock aber gelangte man durch ein weites Treppengebäude, in welchem man gleich von unten bis unter das Dach sehen konnte und wo jedes laute Wort, jeder feste Tritt durch das ganze Haus schallte, so daß man ganz von selbst bedächtig und leise sprechend die bequemen Stufen emporstieg. Alles darin war proper und rein, wie es nur sein konnte, das eichene, dunkelgefirnißte Geländer und die schwere Lampe, die von Oben herabhing, glänzten von Sauberkeit, auf den Treppenteppichen lag kein Stäubchen; überdies war jeder Stock durch eine breite Glasthüre für sich abgeschlossen.

Zu dieser Stille der Wohnung kam, daß mein Vater in demselben Maße, wie er sich jetzt von dem eigentlichen Gesellschaftsleben zurückzog, wieder angefangen hatte, als wäre er unverheirathet, alle möglichen Clubs aufzusuchen. Dann ließ er sich oft, wenn er sich bei einer Schachpartie oder im Lesezirkel gefiel, den ganzen Abend nicht wieder sehen, und unser Haus blieb einsam, wenn sich auch jeden Abend doch noch einzelne Freunde einfanden; besonders für mich einsam, weil ich die politischen und litterarischen Unterhaltungen, womit sich Mama die Zeit verkürzte, nicht nach meinem Geschmack finden konnte, mich im Gegentheil königlich auf die Zeit freute, wo ich einmal nichts mehr zu lernen brauchte.

Diese Zeit war noch nicht ganz da; ich mußte vielmehr noch jeden Tag einzelne Unterrichtsstunden in einem nahegelegenen Institute besuchen. Bei diesen Gängen fand ich aber auch nicht viel Unterhaltung, denn ich fürchtete mich, wenn es schon heller Tag war und der Bediente hinter mir ging, vor den öden Straßen und sputete mich deßhalb hin und her, ohne die Augen aufzuschlagen. Erst wenn Jean die schwere Hausthüre hinter mir leise und sachte zudrückte, fühlte ich mich wieder sicher und nahm mir vollkommen Zeit, im Garten auf und ab zu spazieren und mir von Herrn Bröseke Blumen schenken zu lassen, oder die Treppen langsam emporzuschlendern und auch einmal einen neugierigen Blick durch die Glasthüre des ersten Stockes zu werfen, wenn ich schon wochenlang niemand und dann höchstens eine alte häßliche Magd sah, welche sich nicht einmal Mühe nahm, mich zu grüßen.

Wie es in der großen Stadt so herkömmlich, kümmerte sich kein Mitbewohner des Hauses um den andern; wir wußten kaum, daß im ersten Stock eine fremde Dame mit ihrer Tochter wohnte und daß sie niemand sah, als hin und wider einen älteren in Trauer gekleideten Herrn, der uns öfter auf der Treppe begegnete und mich immer sehr freundlich grüßte.

Neugierig war eigentlich im ganzen Hause niemand, als ich und unsere englische Jungfer, die Jane; und zwar ich aus ganz gerechtfertigten Gründen, denn ein junges Mädchen, welches mit mir unter Einem Dache wohnte und offenbar in Verhältnissen war, die einen Schluß auf gute Erziehung nothwendig machten, schien mir vielmehr geeignet zu Umgang und Freundschaft, als die diplomatischen und gelehrten Freunde meiner Mutter.

Aber ich hoffte wochenlang vergeblich, das Mädchen zu sehen, und wie viele Mühe sich auch Jane, meine Verbündete, gab, so erfuhren wir in dieser langen Zeit doch weiter nichts, als was sich von vorneherein aus allem hätte schließen lassen: nämlich daß Frau von Chavanny sehr reich und ihr Freund, der so oft aus- und einging, ein fremder katholischer Geistlicher sei.

Der Zufall mußte das Beste thun; denn als ich einmal um eilf Uhr Vormittags aus dem Institut nach Hause kam und langsam die Treppe emporstieg, blickte mir hinter den Scheiben der Glasthüre im ersten Stock ein reizendes Gesicht entgegen und warf mir eine Kußhand zu. Ich blieb stehen, weil ich wohl bemerkte, daß auch sie absichtlich auf mich gewartet haben mußte, denn ich konnte mir nicht anders denken, als daß sie mir öffnen oder zu mir herauskommen würde. Als ich deßhalb einen Schritt auf die Thüre zu machte, winkte sie mir fast ängstlich, nicht zu sprechen und ja nicht an der verschlossenen Thüre zu klinken, und verschwand plötzlich bei einem kleinen Geräusch, mit einem allerliebsten Entrechat vor meinen Augen mit einem letzten Gruß, welcher heißen sollte: auf Wiedersehen.

Ich machte mir allerlei Gedanken; doch sagte ich vorerst weder der Mama noch der Jane das Geringste von meinem Geheimniß, und ließ, als ich des Nachmittags hinter meinem Stickrahmen saß, noch einmal jeden Zug, jede Bewegung, die ganze Toilette des jungen Mädchens an mir vorübergehen.

Je mehr ich aber an diesem Urtheil formte, um so lieblicher und heller trat die Erscheinung vor meine Seele. Ich sehe die wundervollen dunkeln Augen und Augbraunen, die schlanke bewegliche Gestalt noch vor mir und

muß heute noch ſagen, daß mir nie wieder ein ſolches Bild der Anmuth vorgekommen; und doch war ihr Geſicht nichts weniger als regelmäßig, ja die Naſe nicht einmal ſchön. Wenn aber Pauline, ſo hieß ſie, in das Zimmer trat, mußte die größte Schönheit vor ihr unbemerkt bleiben, um ſo mehr, als ſie die beſte Toilette machte, welche von ihrer Mama mit großer Weisheit und offenbar nach den gründlichſten Studien dirigirt wurde.

Kurz ich war bezaubert, bevor ich ſie noch des andern Tages zu derſelben Stunde wiederſah und als dies geſchah, trafen wir uns ſchon leidenſchaftlich wie zwei Verliebte, die alle Rückſicht hintanſetzen und jede Liſt für erlaubt halten, um zuſammenzukommen und das volle Herz vor einander auszuſchütten. Wir küßten uns ſogar durch die Scheiben, mußten aber doch noch lange warten und erſt viele Tage unſer ſtummes Spiel fortſetzen, bis Pauline endlich freudig durch die Thürſpalte flüſtern konnte: „Meine Mutter geht heute Nachmittag in die Kirche; um vier Uhr ſehen wir uns im Garten.“

Wer war froher als ich. Meine Mama begriff nicht, was mich heut ſo beſonders luſtig ſtimmte, und ſogar der Vater, der zu Hauſe meiſt ſchweigſam war, weil er, wie alle verwöhnten Diplomaten, zum Liebenswürdigſein ein Publikum brauchte, ließ ſich von mir fortreißen und wurde geſprächig.

„Nun weiß ich doch,“ ſagte er, als wir ſchon beim Nachtiſch ſaßen und er ſich ſeinen Apfel ſchälte, „nun weiß ich doch, mit wem wir in einem Hauſe wohnen, liebe Liddy; — ich hätte das Wichtigſte faſt vergeſſen; du wirſt dich wundern!“ —

„Ich denke, es iſt eine Madame Chavanny mit ihrer Tochter,“ entgegnete die Mama. — „Ja, ja doch,“ fuhr er fort; „aber ſuche einmal in deinem Gedächtniß nach, denke zuerſt an Hamburg, dann an Petersburg. — Und nun?“ —

Ueber die bleichen, feinen Züge meiner Mutter flog plötzlich ein leichtes Roth; mit einem eigenthümlichen Blick auf mich rief ſie: „Herrgott, es wird doch nicht die damalige Mademoiſelle Vernier ſein!“

„Dieſelbe,“ antwortete der Vater lächelnd, „dieſelbe, — ich würde ſie aus Millionen heraus erkennen und wäre ſie verhüllt wie eine Nonne. Wie ich ſo eben die Treppe heraufgehe, um zu Tiſch zu kommen, tritt unten im erſten Stock der verdächtige Schwarzrock, der mir ſo oft hier begegnet und den ich aus alter Dankbarkeit gegen die dunkeln Väter unbekannter

Weiſe haſſe, und hinter ihm eine große, ſchlanke Dame aus der Glasthüre heraus. Sie war zugeknöpft bis unter den Hals in einem grauſeidenen Kleid, ihren ſehr einfachen Strohhut mit weißen Bändern hatte ſie ſich tief über das Geſicht geſetzt, und zum Ueberfluß hing noch eine dichte, breite Blonde darüber herunter. Ich ſah aber doch Einen Blick ihres Auges, wie ſchnell ſie auch die weichen Augenlider mit ihren langen Wimpern fallen ließ, und dieſes Auge habe ich ſo wenig vergeſſen wie du. Sie muß mich übrigens auch erkannt haben, denn ihre eingepreßte Lippe zuckte, als ſie meinen Gruß wie eine Wildfremde erwiderte. Hinter der Thüre ſah ich noch ein allerliebſtes Mädchen, welches mich neugierig betrachtete. Schade, es wäre ein Umgang für Emma, wenn nur nicht —"

Er ſagte den Satz nicht zu Ende, weil er bemerkte, daß Mama eine weitere Erörterung in meiner Gegenwart nicht wünſchte. Mir aber war das Blut in das Geſicht geſchoſſen, die hellen Thränen traten mir in das Auge. „Ich ſoll auch immer leben wie im Kloſter," klagte ich gereizt. Aber der Vater lachte nur, ſtand auf und ſagte: „Mache es mit deiner Mutter aus, liebes Kind; meinethalb könnt ihr thun, was ihr wollt."

Als er weg war, ſtreichelte mich meine Mama und ſagte: „Du kennſt ja das junge Mädchen gar nicht, wie kannſt du denn ſo heftig ſein. Und es iſt beſſer, du lernſt ſie gar nicht kennen; ein näherer Umgang wäre doch nicht möglich."

Ich hätte gern geantwortet, daß ich das Mädchen wohl kenne, aber die Angſt, ſie heute dann nicht ſprechen zu dürfen, verſtockte mich. Ich war im Gegentheil ſehr zufrieden, daß der Vater noch einmal aus ſeinem Arbeitszimmer herausſah und Mama bat, bei ihm einzutreten. „Dann will ich ein bischen in den Garten gehen," rief ich und flog, als Mama freundlich nickte, in weiten Sätzen die Treppe hinab.

Es hatte ſchon längſt vier Uhr geſchlagen. Aengſtlich lief ich von einem Ende des Gartens an das andere und durchſuchte jeden Buſch, bevor endlich Pauline hinter einem Boskett auftauchte und mich lebhaft näher winkte. Sie hatte den Platz gut gewählt, eine kühle, ſchattige Laube, wo wir vom Hauſe aus nicht beobachtet werden konnten.

Natürlich umarmten wir uns zärtlichſt und erzählten uns zuerſt alle Anſchläge, welche wir ſeither gemacht hatten, um unſere Sehnſucht nach

einander zu befriedigen, plötzlich aber faßte sie meine Hand, sah mir scharf in die Augen und sagte fast ernsthaft: „Hast du einen Geliebten?“ —

In meinen damaligen Verhältnissen konnte mir jemand kaum eine komischere Frage thun. Ich brach vor Erstaunen in lautes Lachen aus. „Du bist mein Geliebter; ich hätte mir nicht so viel Mühe mit dir gegeben, wenn ich einen Geliebten neben dir hätte,“ entgegnete ich scherzend.

Sie hörte mich aufmerksam an, ihre Augen wurden groß und weit, als bildete sich ein ganz neuer Gedanke in ihr. „Am Ende will meine Mutter mich darum nicht heirathen lassen, weil ich dann einen Herrn neben ihr hätte. — Ach Emma, ich bin recht unglücklich! — Zu was kauft mir denn Mama die schönen Kleider, wenn ich mich für niemand putzen soll. Heute zum erstenmal, seit wir nach Berlin zurück sind, habe ich Toilette gemacht für deine Augen; sonst bin ich ja ein Vogel im Käfig; es ist zum Sterben langweilig, sich selbst etwas vorzutanzen und Romanzen zu singen, damit meine russische Amme sagen kann: „Uebsch, Bauline, übsch.“ — Siehst du, ich begreife Mama nicht, sie war doch auch jung und tanzt — wunderschön! Ich lerne es bloß von ihr.“

Während dieser Worte hatte sich Pauline erhoben und stellte sich vor mich hin, indem sie sich in sich selbst wiegte, denn ihr leichter Sinn litt nicht, daß sie ruhig blieb, selbst nicht, wenn sie ernsthaft sein wollte. Ich meinte, daß sie doch recht undankbar sei; sie habe ja in Fülle, was Tausend andere entbehren müßten: eine Mutter, welche ganz für sie lebe, Schönheit, Reichthum. —

„Sage das nicht!“ unterbrach sie mich heftig; „zur Schönheit gehören Männer, die sie bewundern, der Reichthum aber ist ja grade mein Unglück. Mama hätte wohl nichts dagegen, wenn ich hundert Herren an einem seidenen Band hinter mir führte; denn des Sommers im Bade, wo man kommt und geht, schnell bindet und leicht löst, darf ich alles mitmachen; aber die zehn Monate, welche wir hier sind, sperrt sie mich ein, weil mich die Herren gleich heirathen wollen; und endlich meine Mama selbst —“ sie stockte, setzte sich wieder neben mich, schlang ihren Arm um meinen Nacken und flüsterte mir in's Ohr, als sollten es nicht einmal die Bäume und Blumen hören: — „Mama? — ich glaube, ich fürchte mich vor meiner Mama.“

In dieser Weise unterhielten wir uns und tauschten Hoffnungen wie Schmerzen aus, bis es fünf Uhr schlug. Pauline sprang auf, als hätte

man ſie bei einer böſen That überraſcht, küßte mich nochmals und eilte im Fluge durch Garten und Hof, während ich langſam nach der Thüre vorſchritt und mich in die vorderſte Laube ſetzte, um vielleicht die Mutter Paulinens von Weitem zu ſehen, wenn ſie aus der Kirche zurückkehren würde.

Allein Mama ließ mich rufen. Sie war ſehr ernſthaft und ſagte mir, wie ich mich kaum neben ſie geſetzt, daß der Vater bei dem plötzlichen Tode des däniſchen Geſandten Befehl erhalten habe, noch in der heutigen Nacht nach Kopenhagen abzureiſen. „Wir werden alſo vielleicht ein halbes Jahr und länger allein hier bleiben und du wirſt dich darein ergeben müſſen, wohl noch ſtiller zu leben als ſeither," ſchloß ſie ihre Rede, wie es ſchien befriedigt, daß ich dieſe Nachricht ohne Thränen und heiterer als ſonſt aufnahm.

„Ich habe zum Erſatz dafür heute das reizendſte Weſen von der Welt kennen gelernt, das mir lieber iſt als alle Diplomatie und ein ganzer Schachklub," entgegnete ich; „ich bin eine ganze Stunde mit Pauline Chavanny im Garten geweſen und denke ſie oft zu ſehen, ſie iſt der Liebreiz ſelbſt. Ihre Mama iſt freilich ſehr eigen und begleitet das Mädchen wie ihr Schatten; es wird ſich aber doch auch ohne die Mutter machen, wenn dir dieſe nicht convenirt."

Die Mama ließ mich ausreden und hörte mit größtem Intereſſe meine genaue Erzählung alles deſſen, was wir mit einander geſprochen hatten. Ich redete mich ſo eifrig in meine Darſtellung hinein, daß ich darüber nicht beachtete, wie Mama eigentlich gar nicht ausſprach, was ſie ſelbſt dazu denke. Das Packen und Abſchiednehmen zerſtreute mich vollends und ich ſchlief mit keinem andern Gedanken ein, als daß ich Pauline nun jeden Tag ſehen und ſprechen würde.

Des andern Morgens aber, als wir allein beim Frühſtück ſaßen, wobei Mama immer am mittheilendſten war, ſagte ſie freundlich: „Du haſt mir geſtern von der Tochter Chavanny erzählt, ich will dir heute von der Mama Chavanny erzählen, damit du begreifſt, warum ich keine Intimität wünſche. So höre denn."

„Wenige Jahre nach unſerer Verheirathung, noch ehe du geboren warſt, lebten wir in Hamburg und beſuchten fleißig das Theater, weil ich immer große Neigung dafür gehegt habe. Der allgemeine Liebling war

damals eine kaum ſechszehnjährige franzöſiſche Schauſpielerin, welche ſich noch während dieſer Zeit an einen Abenteurer verheirathete, oder vielmehr an ihn verkauft wurde. Ich habe ſeinen Namen vergeſſen, doch thut das nichts zur Sache. Dieſer Mann errichtete jetzt ein Geſellſchaftshaus, welches zwar Anfangs von allen Herren, auch der haute volée, beſucht wurde, aber ſchon damals als Spielhölle verrufen war. Die jungen Herren, die unſern Salon beſuchten, kannten auch ſämmtliche Verhältniſſe der Schauſpielerin, wollten aber, wie entzückt ſie von der Schönheit der Frau waren, von ihrem Charakter nichts gutes wiſſen; man nannte ſie herzlos, habſüchtig, perfid, und wollte, wenn ich ſie vertheidigte und von ihrer mißleiteten Jugend und ihrem unglücklichen Verhältniß zu dem verworfenen Manne ſprach, gar kein Unglück zugeben, ſondern behauptete, ſie hätte ſich mit dem Manne über ihren Antheil am Gewinn genau verſtändigt. Wenn wir dann aber nach Tiſch in das Theater fuhren, ſo verwandelten ſich dieſe Feinde in begeiſterte Anbeter, und ich erinnere mich ſelbſt mit Entzücken einer Aufführung des Barbe bleu, wo ſie, vor einem Spiegel ſtehend, die Worte zu ſprechen hatte: „Ah que je suis jolie!“ — Das Haus erſchütterte von Jubel, ſo reizend ſchön war die junge Frau.

Man konnte es kaum abſtreiten, daß Mademoiſelle Vernier, ſo nannte man ſie fortwährend, auch als ſie einen andern Namen führen ſollte, ausnehmend gefährlich und frivol war, und doch wollte man nicht das glauben, was man mit Händen greifen konnte, denn ihr äußeres Erſcheinen war ſo ladylike und beſcheiden, und wenn ſie nicht für beſonders geiſtreich galt, wurde ſie doch durch einen vollendeten Takt zu einer vollendeten Schauſpielerin; ſogar die Frauen theilten die Begeiſterung für ſie und vergaben ihr den Beifall, weil man ſie für unterdrückt und unglücklich hielt.

Als wir endlich Hamburg verlaſſen hatten, hörte ich mehrere Jahre nichts von meinem Protegé, bis wir in Petersburg in der vornehmſten Geſellſchaft wieder auf die ſchöne Frau ſtießen und dies und das reden hörten. Sie war von ihrem Manne, als dieſer mit Schande und Spott aus Hamburg fliehen mußte, nach Petersburg geſchleppt und dort abermals durch einen Kauf und Verkauf an den erſten Kammerdiener des Kaiſers Paul übergeben worden. Es war dies noch ein Vortheil für ſie, denn ſie war jetzt den früheren trüben Verhältniſſen entriſſen und ihr neuer Mann, ein Monſieur de Chavanny, behandelte ſie auf das Liebenswürdigſte, ſie lebte ſogar auf großem Fuße und wurde in der erſten Geſellſchaft geſehen,

ja vorgezogen, weil allgemein als öffentliches Geheimniß galt, daß ſie nur zum Schein an Herrn von Chavanny verheirathet, eigentlich aber die Geliebte des Kaiſers ſei.

„Die arme Pauline!“ rief ich aus. „Sie ahnt von all dem nichts und hat mir ſo gläubig erzählt, ihr Vater ſei ein früh verſtorbener ruſſiſcher Offizier, und ihre Mutter habe gleich nach der Ermordung des Kaiſers Petersburg verlaſſen, weil die Feinde ihres Mannes an die Macht gelangt ſeien.“ Und ich umarmte meine Mama mit den Worten: „Nun da ich alles weiß, mag ich das unglückliche Mädchen erſt recht nicht verlaſſen. — Gott, wenn ſie es erführe!“

„Du ſollſt ſie auch nicht verlaſſen, mein Kind, du ſollſt ſogar mit ihr umgehen, aber vergiß nur nie, daß wir mit der Mutter in keine andere, als entfernte Berührung kommen können. Doch nach dem, was dein Vater von ihr ſagt und was ich ſelbſt von dem Takt dieſer Frau weiß, wird ſie ſelbſt die richtige Linie finden.“

Und ſo war es. Mama machte der Frau von Chavanny einen erſten Beſuch, welcher förmlich und feierlich erwidert wurde. Dies zog jedoch, gleichſam durch ein ſtilles Uebereinkommen, nichts weiteres nach ſich, als daß wir Mädchen uns öfter beſuchten und ſo lange es noch die Jahreszeit erlaubte, fleißig in unſerem Garten luſtwandelten.

Der Zauber, welchen mir Pauline angethan, verlor ſich darum aber nicht, wenn ich auch bei näherer Bekanntſchaft wohl entdeckte, daß ſie die Neigung zu übermäßiger Koketterie mit dem Blute geerbt haben mußte und ihrer Mutter gegenüber eine unerklärliche Schwäche zeigte, auch da, wo ihre Empfindung ernſt und ihr Herz im Spiel war.

Es war im Weſen ihrer Mutter etwas für ſie Unbegreifliches, welches wie Schrecken wirkte; ſie fühlte, wenn auch unklar, daß in der fernſten Ecke des ſie umgebenden Horizontes, der ſonſt ſo hell hätte ſein können, eine ſchwere Wolke ſtand, welche der Sturm jeden Augenblick herantreiben konnte. Und ich wußte ihr nicht zu helfen, wie ſehr ſie mich oft dauerte, ich wagte nie mit ihr über dieſe Angſt zu ſprechen.

Dagegen gab es zwiſchen uns manche kleine Scene, weil mir die geſchmackloſe Koketterie, womit ſie ſich die Langeweile vertrieb, unrecht ſchien. Denn Pauline konnte ſtundenlang unter dem Fenſter ſitzen bleiben, um denſelben Offizier, welcher ſchon ſechsmal vorübergegangen war, noch ein ſiebentes Mal grüßen zu ſehen; ja wenn gelegentlich eine Zeit oder

ein Tag kam, wo ihre Anbeter ausblieben, kokettirte ſie wenigſtens mit mir oder gar mit ſich ſelber. So beobachtete ich ſie einmal von unſerem Flur aus, wo man in ihr Ankleidezimmer ſehen konnte, wie ſie, um ſich zu beſchuhen, ihren zierlichen Fuß auf das Fenſterbrett ſtellte und ihn ſtill und lange bewunderte. Sie kam, als ich ihr dies wieder erzählte, mehr aus der Faſſung, als wenn ich ihr einen andern tieferliegenden Fehler vorgeworfen hätte.

Ein ſolcher war namentlich ihr Mangel an Wahrhaftigkeit gegen ihre Mutter, welchen man vielleicht mit der verrückten Erziehung hätte entſchuldigen können, wenn er nicht auch anderwärts zum Vorſchein gekommen wäre, wo mir kein Grund einleuchtete.

„Du kennſt meine Mutter nicht," pflegte ſie zu antworten, wenn ich ihr darüber Vorwürfe machte; „ſie hält alles für erlaubt, meine Gefangenſchaft zu verewigen, darum iſt mir alles erlaubt, meine Feſſeln zu erleichtern. Glaube doch z. B. nur nicht, daß Mama uns allein ließe, — denn es iſt das erſtemal in meinem Leben, daß ich mit einer Dritten allein bin, — wenn ſie uns nicht ſo und ſo oft belauſcht hätte und darum wüßte, daß du viel beſſer biſt, als ich."

Sie umarmte mich dann, wenn ſie ſo redete, ſchwärmeriſch und ſetzte, wenn ich ſie ungläubig anſah, mit einem Seufzer hinzu: „Ja, ja, — du ſagſt immer, mein Leben könne ein Tanz ſein. Ich tanze wohl, aber zwiſchen Fußangeln und Eiern, und wehe, wenn ich eins zertrete! — Ich möchte am liebſten ſterben."

Damit brach ſie in krampfhaftes Weinen aus und ſah ſo unglücklich und ſtarr vor ſich hin, daß ich wohl merkte, es müſſe noch allerlei Schmerzliches im Hintergrund liegen, wovon ich nichts wußte und nichts wiſſen ſollte. Denn wie oft ich in ſie drang, wie kindiſch offen ſie in andern Dingen vor mir war, ſo ließ ſie mich doch an dieſem Punkt wie vor einer Mauer ſtehen und antwortete nur mit Thränen.

Ein Zufall erſt ließ mich tiefer blicken.

Der November hatte ſehr regneriſch begonnen, und wir waren ſeit mehreren Tagen an das Haus gebannt; meine Mama hatte aber doch einige Beſuche zu machen, welche ſich nicht länger aufſchieben ließen, und war deß-

halb, ich vergeſſe dieſen Montag nie, ſchon bei Zeiten ausgegangen, ohne mich mitzunehmen. Ich ängſtigte mich jedoch nicht, daß ſie mehrere Stunden wegblieb, und bemerkte eben ſo wenig, daß während dieſer Zeit der Wind umgeſchlagen hatte.

Ich ſaß ruhig vor meinem Buche und zeichnete ſo emſig und behaglich, daß ich nicht einmal aufſtand, als es auf der Straße laut wurde. Erſt als die Stimmen lebhafter und die Hausglocke ſtärker angezogen wurde, trat ich an das Fenſter und ſah gerade noch, wie fremde Menſchen meine todesbleiche Mama aus dem Wagen hoben und in den Hausflur führten.

Ich erſchrack ſo ſehr, daß mir die Kniee einſanken, als ich die Treppe hinunterzueilen ſuchte, und war auch nicht getröſtet, als mir Mama faſt ſchon am erſten Stock begegnete und ſich zum Lächeln zwang, während ſie ſagte: „Es iſt nichts Bedenkliches, mein Kind, ich bin nur auf dem Glatteis geſtürzt.“ Denn ich ſah wohl, daß der eine Arm matt und kraftlos herabhing, und empfing deßhalb Pauline und ihre Mutter, welche jetzt aus der Etage heraustraten, wie zwei Boten des Himmels. Ich konnte ihnen die Mama übergeben und eilte nun ſelbſt zu unſerem Arzte, welchen ich glücklicherweiſe gerade am Mittagstiſch traf.

Als ich mit dem Medizinalrath zurückkam, hatte Frau von Chavanny die Mama bereits zu Bett gebracht und für alles geſorgt, was zu dem Verbande nöthig ſein konnte, wie die geſchickteſte Wärterin. Dann nahm ſie mich, während der Arzt und Chirurg ihre Pflicht thaten, unter dem Arm und führte mich in das andere Zimmer, wo ſie mich neben ſich auf den Sopha niederzog und mich ſo liebevoll tröſtete, daß ich ihr allein darum alles vergeben hätte.

Endlich rief mich der Arzt, welcher ſeinen Verband vollendet hatte, wieder herein, um mir die Verhaltungsregeln für die Kranke auseinander zu ſetzen. Mama hatte ſich jetzt auch von dem erſten Schreck und Schmerz erholt und fragte, indem ſie ſich umſah: „aber wo iſt denn die Frau von Chavanny, daß ich ihr danke, ſie hat mich durch ihre Liebe und Güte überwunden.“

Ich trat in das andere Zimmer, um die Verlangte zu rufen, indeß ſie hatte ſich entfernt und nur Pauline ſaß noch vor meiner Zeichnung und vollendete die Striche, welche ich in meinem Schreck unvollendet gelaſſen hatte. „Mama hat mir befohlen,“ ſagte ſie, „als Schildwache hier zu bleiben und ſie ſogleich zu rufen, wenn deine Frau Mutter etwas bedarf.“

So hielt es die ſeltſame Frau die ganze Zeit hindurch. Sie kam nur, wenn Mama ſie bitten ließ, zu kommen; wir waren aber wie umgeben von einer unſichtbaren Hand, welche alle Bedürfniſſe und Wünſche einer ſolchen Kranken ſchon zum Voraus erfüllt hatte, ohne dafür den geringſten Anſpruch zu machen. Aber auch dann, wenn Mama nach ihr verlangt hatte und ihr in jeder Weiſe das Gefühl des Dankes ausſprach, verſchwand Frau von Chavanny immer, ſobald andere Perſonen eintraten, und ſie ließ ſich faſt gar nicht mehr ſehen, als die Kranke, in der Geneſung begriffen, mehr Beſuche unſerer theilnehmenden Freunde annehmen durfte.

Pauline dagegen hatte jetzt Erlaubniß, faſt den ganzen Tag bei mir zuzubringen, und lebte dadurch immer mehr auf, weil ſie nun mehr mit Menſchen in Berührung kam. Am glücklichſten aber waren für uns die Stunden, in denen Mama nach Tiſche ſchlief und wir beide ungeſtört im vorderen Zimmer auf dem Sopha bei einander ſitzen konnten.

Jetzt erfuhr ich auch nach und nach, was Pauline ſo ſehr bedrückte. Denn als ich mich einmal über die Liebenswürdigkeit und aufopfernde Güte der Frau von Chavanny für meine Mama ausſprach und dabei die Worte brauchte: „die Krankenpflege verſteht ſie wie eine soeur grise," antwortete Pauline raſch: „ich wollte, ſie verſtände es nicht; ſie iſt ſo fromm, daß die Geiſtlichen deßhalb meine Vormünder ſind. Der Père Lacorde iſt auch ſchuld, daß ich eine Gefangene bin und donnert bei jeder Kleinigkeit gegen meinen Weltſinn; er hat gut reden, er iſt alt und ich bin jung, und zu einer soeur grise bin ich einmal verdorben; es wird mir ſchon übel, wenn ich daran denke."

Sie ſagte dieſe letzten Worte mit einer Bitterkeit, daß ich leicht ſah, wie viel ſie von dem Einfluß der Geiſtlichen auf ihre Mutter, welchen ich mir beſſer erklären konnte, als das arme Mädchen, gelitten haben müßte. Denn ich hatte hundertmal meinen Vater über die Jeſuiten reden hören, bei denen er erzogen war, die er aber verſpottete und haßte, weßhalb wir Kinder auch proteſtantiſch unterrichtet wurden. Noch ehe wir die Chavanny's näher kannten, hatte er, als er von den Geiſtlichen hörte, welche ſo oft bei unſern Mitbewohnern aus- und eingingen, ſeine herben und ſpöttiſchen Bemerkungen über dieſen Verkehr gemacht und hinzugefügt: er wünſche nur, daß die Herren, wie an die Mutter, nicht auch an das kleine Fräulein dächten. — Die Mama hatte den Vater abſichtlich unterbrochen;

vielleicht gerade darum aber hatte ich die Rede beinah Wort für Wort behalten und wiederholte ſie jetzt meiner Freundin.

„Ich wollte, dein Vater wäre hier, daß ich ihn um Rath fragen könnte; ſie wollen mich zur Braut Gottes machen und ich wollte viel lieber die Braut — Pauline ſtockte — die Braut des Herrn von Werner ſein, den ich liebe. Aber verſprich mir bei allem, was dir heilig iſt, zu ſchweigen, damit niemand erfährt, daß ich ihn liebe, ſonſt iſt vollends jede Hoffnung vorbei. Meine Mutter meint noch, ich ſei gegen ihn gleichgültig, und quält mich deßhalb weniger mit ihren Anklagen und ihrem Spott wegen dieſer Geſchichte.“

Ich ſelbſt kannte dieſen Herrn von Werner, doch ſo oberflächlich, daß ich mir heute noch kein Urtheil erlauben darf, ob er Pauline in der That liebte oder nicht. Ich wußte von ihm nichts, als daß er Gardeoffizier und in der guten Geſellſchaft gerne geſehen war, daß er gut ritt, hübſch tanzte und für einen ſoliden jungen Mann galt. Ich wurde aber gleich für ihn eingenommen, weil er, wie ein ehrlicher Menſch, deſſen äußere Verhältniſſe klar und deſſen Familie angeſehen waren, ſich zuerſt an die Mutter Chavanny gewendet und ohne Intriguen um Pauline angehalten hatte.

Eine beifällige Bemerkung über dieſes Verfahren beantwortete meine Freundin mit einem Achſelzucken. „Hier haſt du,“ ſagte ſie, „gerade ein Beiſpiel, was bei deiner geprieſenen Offenheit und Wahrheit meiner Mutter gegenüber herauskömmt. Die Mama ſagte mir erſt wochenlang gar nichts von dem Antrag, und endlich an einem beſonders langweiligen Abende trug ſie die Sache lachend vor und ſagte weiter gar nichts, als ihre gewöhnliche Redensart: „il t'aime autant que le grand Turc; il ne veut que ton argent.“ — Du haſt ſie noch nicht lachen hören,“ ſetzte Pauline hinzu, als ich zwiſchen ihre Thränen hinein ſelbſt in Lachen ausbrach; „die Mama kann lachen, daß man an ſich und der Welt irre wird, und das, worüber ſie ſich luſtig macht, zuletzt ſelbſt für die größte Thorheit hält. — Es wäre ja entſetzlich, wenn mich Werner um meines Geldes willen liebte!“ —

Sie ſah bei dieſen Worten wieder ſo unglücklich aus, daß wenn je eine Spur von Neid über Mädchen in meiner Seele hätte ſein können, welche reicher waren als ich, dieſe Spur heute ausgetilgt worden wäre, denn ich mußte mir geſtehen, daß ſelbſt ein ſtärkerer Charakter als Pauline durch den Beſitz eines ſo großen Reichthums unglücklich werden mußte, weil das Mißtrauen und die Angſt, nicht um ſeiner ſelbſt willen geliebt zu

sein, den unbefangenen Schlag des Herzens trübt und namentlich bei einem so ganz jungen Geschöpf die Thatkraft hemmt, Hindernisse zu überwinden und das Unvollkommene zu ertragen.

Damals freilich wußte ich für Pauline keinen bessern Trost, als daß ich ihren Schmerz theilte und ihr zuredete, beharrlich zu bleiben. Denn ich hielt Herrn von Werner für einen braven Mann und erinnerte meine Freundin an ein Wort meiner Mutter, daß in der Ehe nichts so wichtig sei, als daß der Mann immer und überall ein Gentleman sei und bleibe. Diese gute Meinung rechtfertigte der Geliebte Paulinens auch in der Zukunft durch eine jahrelange immer gleiche Treue.

Schließlich wurden wir darüber einig, daß Pauline mit meiner Mutter reden sollte. Allein es kam nie dazu, weil es durch einen zufällig eintretenden Besuch nicht gleich dazu kommen konnte; denn den Naturen, wie meine Freundin, welche durch verkehrte Erziehung listig und verstockt werden, ist jede Offenheit eine Qual, sie lassen das Schicksal willenlos über sich hereinbrechen, ehe sie sich entschließen können, klar und wahr zu handeln und zu sein. Pauline schleppte sich unter ihrem Druck weiter und suchte nur auf Stunden Hülfe in ihrer Munterkeit und ihrem leichten Sinn, ohne dadurch auch nur einen Schritt vorwärts zu kommen.

Auch auf mir lastete eine dumpfe Ahnung und vernichtete nach und nach den Zauber, welcher mich an das Mädchen gefesselt hatte, weil dieser Schwäche des Herzens gegenüber mein Vertrauen wankend wurde. Man saß neben ihr fortwährend unter einem Schwert, und ich fühlte wohl, daß meine Unbefangenheit und damit mein bester Schutz von dieser Unruhe Schaden nahm.

Zwar war jetzt die äußerliche Verbindung zwischen uns Mädchen erleichtert und wir sahen uns öfter, sogar auch in kleinen Gesellschaften, welche jetzt die Frau von Chavanny gab und wozu sie hin und wider selbst junge Männer einlud, wenn ein Russe oder sonst ein Fremder einen Empfehlungsbrief an sie mitgebracht hatte. In demselben Maße aber, wie diese äußere Verbindung wuchs, wurde Pauline verschlossener gegen mich, vielleicht weil ich ihr mit meinem Drängen, sie solle doch gegen meine Mama offen sein, unbequem ward. Denn wenn auch ihre Zärtlichkeit und Liebenswürdigkeit gegen mich die gleiche blieb, so erzählte sie mir doch von ihrer Liebesgeschichte mit Herrn von Werner nur so viel ihr gut dünkte. Anfangs war ich empfindlich darüber, zuletzt aber dankte ich es ihr innerlich, daß sie

mich aus dem Spiele ließ, denn ihre Angelegenheit war endlich in eine Sphäre der Intrigue hineingerathen und wurde durch Bestechung der Dienstboten und so fort weitergeführt, und mein Unbehagen über das schiefe Verhältniß von Mutter und Tochter nahm mit jedem Tage mehr zu.

Man hatte zu zittern, so oft ein fremder Mensch mit den Chavanny's in Gesellschaft zusammen war, und alle Augenblicke kam der Fall vor, daß die harmlosesten Aeußerungen eine Deutung und Beziehung auf die Vergangenheit der Mutter zuließen, die mich erbleichen machten. Besonders waren es zwei Fälle, die mir fest im Gedächtniß bleiben werden.

Es war einmal ziemlich zahlreiche Gesellschaft bei uns, darunter auch ein Attaché der russischen Gesandtschaft, ein Baron Brockberg aus Kurland. Nun war damals in Berlin viel von einer kurischen gräflichen Familie die Rede, welche mit dem letzten Grafen vor kurzem ausgestorben und deren Erbe bereits an Seitenverwandte übergegangen war, als eine seither unbekannte Tochter mit Ansprüchen auf diese Güter auftrat. Der Baron meinte die ganze Gesellschaft zu verbinden, wenn er die Sache im Einzelnen vortrug, und wußte uns ernstlich für das junge Mädchen zu interessiren, deren Legitimität von der Seite ihrer Gegner in Abrede gestellt wurde. Namentlich schilderte er sehr lebhaft den Kummer des jungen Mädchens darüber, und Pauline rief mitten zwischen dieser Erzählung aus: „Mein Gott, ich würde mich in diesem Fall um's Leben bringen!"

Glücklicherweise ging man unbefangen über diese Aeußerung weg; vielleicht hörte und beachtete sie niemand, als ich und der Baron, und doch prägte sich mir dieser Schrecken so tief ein, daß ich des Nachts davon träumte.

Noch grausamer spielte der Zufall ein anderesmal, als wir bei der Frau von Chavanny um den Theetisch saßen. Es waren nur junge Leute, die Töchter ihres Banquiers, einige Polen und Russen anwesend und doch war es kalt und langweilig. Die Chavanny verstand es nicht oder wollte es nicht verstehen, die Conversation lebhaft zu erhalten und so kam man öfters auf das fatale Auskunftsmittel der Gesellschaftsspiele. Darum schlug auch diesmal, wie sehr ich im Stillen protestirte, Pauline ein französisches Spiel mit Karten vor, auf welchem man innerlich und äußerlich geschildert und auch Beschäftigung und Ruf derjenigen Person angeführt ist, von welcher das Blatt gezogen wird.

Wir spielten schon längere Zeit, als Pauline plötzlich darauf bestand, ihre Mutter müsse auch mitspielen; diese weigerte sich so lange wie möglich,

that aber doch endlich, wenn auch mit Widerſtreben, dem Mädchen ſeinen Willen. Pauline zog alſo jetzt für ihre Mutter die Karten und brach in ein kindiſches Gelächter aus, während ſie die letzte Karte emporhielt und rief: „Imagine-toi Maman, tu as reputation équivoque!“

Die Mutter legte den Kopf auf den Tiſch, ſo daß man ihr Geſicht nicht mehr ſehen konnte und lachte ſo natürlich, wie nur eine Franzöſin und große Künſtlerin kann, ſo daß ſelbſt mir, die ich doch alles wußte, die Beziehung erſt einfiel, als ich die conſternirten Geſichter der Fremden anſah. Es wurde mir ganz unheimlich zu Muthe und ich ergriff die erſte beſte Gelegenheit, um mich ſo bald als möglich zu entfernen und zu meiner Mama zu flüchten. Dieſe war aber nicht aufgelegt, ſich nach meiner Erzählung noch weiter mit mir über die Sache einzulaſſen und wich meinen Fragen aus, indem ſie mehr für ſich als zu mir mehrmals wiederholte: „Die arme Frau, die arme Frau!“

Alles dies zuſammen war Grund, daß ſich mein Schmerz weniger heftig äußerte, als mir endlich die Mama ankündigen konnte, daß wir in acht Tagen nach der Schweiz abreiſen und in Bern den Vater bereits treffen würden, um daſelbſt auf mehrere Jahre Wohnſitz zu nehmen. Doch gelobten Pauline und ich uns Freundſchaft für's ganze Leben und briefliche Mittheilung alles deſſen, was uns Wichtiges begegnen würde. In der That kamen auch im erſten Jahre Briefe über Briefe, und ich antwortete pünktlichſt; allein wie es ſo geht, Briefe ſind auf die Dauer nur wichtig für Geſchäfte und ernſte Studien, aber unbefriedigend für zwei junge Herzen. Wir blieben uns werth und gut, aber der Briefwechſel wurde ſchwächer und hörte zuletzt ganz auf, ſo daß ich nach vier Jahren nicht einmal die Adreſſe Paulinens wußte, als ich ihr den Tod meines Vaters hätte anzeigen ſollen.

Wir verließen die Schweiz noch in der ſchönſten Jahreszeit. Da aber Mama das Trauerjahr nicht in Berlin zubringen, vielmehr an einem Orte leben wollte, wo die Schönheit der Natur und der Comfort einer großen Stadt zugleich unſere Einſamkeit erleichtern könnte, ſo wurde zu meinem großen Vergnügen beſchloſſen, Herbſt und Winter in Dresden zuzubringen.

In Leipzig, wo wir Raſttag machten, trafen wir im Hotel die alte Generalin Marwitz und ihre Familie, welche ſonſt in Dresden wohnte,

aber jetzt von einer mehrmonatlichen Badereiſe zurückkehrte. Dieſer Zufall erfreute mich ſehr, denn ich wußte, daß die Pflegetochter der Generalin auch mit Paulinen bekannt war, und fragte darum zuerſt, wie wir kaum um den Tiſch ſaßen, was aus den Chavanny's geworden ſei.

„Pauline?! — Pauline iſt göttlich wie immer und lebt in Dresden," rief der junge Herr von Marwitz, ehe noch ſeine Mutter zu einer Antwort kommen konnte; „ich würde ſie gleich heirathen, wenn ſie mich nur nehmen wollte, der Mutter aber dann täglich acht gute Groſchen geben, damit ſie mir nicht in das Haus käme."

Die alte Excellenz warf ihrem Sohn einen höchſt mißbilligenden Blick zu und ſagte dann: „Sie werden Pauline allerdings ſehr verändert finden, die Geduld iſt ihr ausgegangen und nun iſt ſie verbittert und tief unglücklich, wie alle ſchwachen Menſchen."

„Ja, ja," ergänzte der Sohn, „die Mutter Chavanny iſt ſehr empört über Dresden, weil man es dort für kein Unglück hält, ein ſchönes, reiches Mädchen zu heirathen. Sie theilt den ganzen Tag Körbe aus, und doch iſt die Tochter Chavanny wie ich glaube gerade ſo weit, den Teufel ſelbſt zu heirathen, nur um aus der Geſellſchaft der Mama fortzukommen."

„Rede nicht ſo herzlos, Eduard, du machſt dich immer ſchlechter als du biſt," unterbrach ihn die Mutter, „die arme Pauline iſt ſehr unglücklich; ſie ahnt, was ihre Mutter früher war. Wenigſtens erzählte man in ganz Dresden, noch ehe wir abreisten, daß ein junger Ruſſe, der ſich in die Tochter verliebte und von der Mama höhniſch abgewieſen wurde, aus Rache in großer Geſellſchaft, im Beiſein des Mädchens zu Frau von Chavanny geſagt habe: „Oh, jai bien entendu Madame, que vous avez fait les délices de Petersbourg." Alles entſetzte ſich und Pauline ſoll in Folge dieſer Scene ihrer Mutter erklärt haben, daß ſie mit ihr niemals mehr in Geſellſchaft erſcheinen werde. Weiter weiß ich nichts; aber Ottilie, welche in Dresden zurückgeblieben iſt, kennt die Verhältniſſe genauer und da wir doch das Vergnügen haben werden, Sie bei uns zu ſehen, werden Sie ſich auf das Beſte unterrichten können."

Ich erkundigte mich noch nach der Wohnung Paulinens und ließ dann das Geſpräch fallen, doch hatte ich Zeit genug, über das Gehörte nachzudenken, denn unſer Aufenthalt in Leipzig verzögerte ſich noch einige Tage, und es kam der letzte Auguſt heran, ehe wir im Hotel de Rome in Dresden abſtiegen.

Mama lächelte, weil ich mir kaum Zeit nahm, mich umzukleiden und ſogleich eine Droſchke beſtellte, welche mich an das bezeichnete Haus im italieniſchen Dorfe bringen ſollte.

Zuerſt glaubte ich, der Kutſcher ſei irre gefahren, als er endlich vor einer hohen, langen Mauer anhielt, über welche noch dichte Bäume emporragten, ſo daß man nichts von einem Hauſe ſah. Als er mir aber die von mir angegebene Nummer über dem ſtattlichen Thore in der Mauer zeigte, befahl ich ihm zu warten und klinkte die kleine Nebenpforte auf.

Es war ein großer Garten, der aber feucht und vernachläſſigt ſchien. Das erſte braune Laub lag in dem grasdurchwachſenen Kiesweg, die Blumen, vom Regen niedergeſchlagen, überwucherten ihr Beet, ſo daß der Fuß des Vorübergehenden zu beiden Seiten anſtreifte. Faſt in der Mitte ſtand ein elegantes, wenn auch nur einſtockiges, kleines Haus; aber die Jalouſien waren faſt durchweg geſchloſſen, und wo man die Fenſterſcheiben ſah, waren wenigſtens von Innen weiße Rouleaux herabgelaſſen.

Alles dies war mir unheimlich, ich faßte mir aber doch ein Herz und klingelte. Es erſchien niemand; ich klingelte heftiger, und jetzt kam die alte Hanna, gerade ſo häßlich, wie ich ſie vor vier Jahren gekannt hatte, ſah mich aber, als ich nach Paulinen gefragt hatte, ſo erſtaunt an, daß ich nicht wußte, was ich denken ſollte. Endlich ſagte ſie jedoch, wo möglich in einem noch unverſtändlicheren Deutſch als früher: „Das gnädige Fräulein ſei nicht zu Hauſe.“

„Nun,“ ſagte ich ärgerlich, „ſo melden ſie mich bei Frau von Chavanny.“ Ich mußte dieſen Befehl aber zweimal wiederholen, bevor ſie zu begreifen ſchien. Dann führte ſie mich in ein elegantes Zimmer, in welchem aber wohl ſeit Wochen niemand geweſen ſein mußte, denn die Luft war dumpf und ſchwer und der Staub lag auf den dunkeln Mahagonitiſchen.

Ueber einem langen Warten hatte ich Zeit genug, dieſen ſeltſamſten Empfang zu überlegen, ohne indeß darüber die Faſſung zu verlieren, denn ich kannte die Chavanny ſchon und dachte mir, ihr krankhaftes Mißtrauen habe ſich nun durch irgend eine Klatſcherei auch gegen meine Mutter und mich gewendet. Deßhalb war ich nicht verwundert, als ſie endlich, wo möglich noch ſteifer als ſonſt, das Geſicht noch tiefer in die Schleier gebunden, eintrat und mich begrüßte, wie jemand, von welchem man nicht begreift, warum er noch zum Beſuche kommen mag.

Es wäre ſo einfach und natürlich geweſen, daß ich zuerſt nach meiner

Freundin gefragt hätte; allein dieſe Frage blieb mir auf der Zunge gebannt, und wir wechſelten erſt einige von jenen geſellſchaftlichen Reden, die um ſo peinlicher werden, je gewöhnlicher ſie ſind. Zuletzt aber konnte ich doch nicht mehr an mich halten und ſagte faſt heftig: „Aber mein Gott, gnädige Frau, wo iſt denn Pauline?!“ Ich ſchrack jedoch vor dem ſtechenden, wüthenden Blick zurück, welchen ſie mir entgegenſchleuderte, und konnte es faſt nicht ertragen, als ſie, das Geſicht wieder abwendend, mit tonloſer Stimme ſagte: „C'est une question bien cruelle, Mademoiselle!“

Pauline mußte alſo todt ſein. — Ich brach in heftiges Weinen aus. Was ich ſagte, weiß ich nicht mehr, nur den Ton höre ich noch, wie ſie mir endlich antwortete: „Mehr als todt, — verloren!“ —

Die Natürlichkeit meines Schmerzes ſchien indeſſen ihr Mißtrauen endlich zu überwinden. Doch mußte ich ihr erſt gewiß zehnmal wiederholen und betheuern, daß wir kaum vor einer Stunde in Dresden angekommen ſeien und noch keine Seele geſprochen hätten, bevor ſie mir Glauben ſchenkte und ihrem fortwährenden Ausruf Einhalt that: „Es iſt ja nicht möglich! Dieſe Geſchichte weiß die ganze Stadt; ich kann nicht durch die Straßen gehen, ohne daß die alten Weiber hinter mir flüſtern und die Straßenjungen mit Fingern auf mich deuten; — o ich bin ſo ſehr unglücklich!“ —

Nach und nach ſtieß ſie nun abgeriſſene Sätze hervor, woraus ich abnehmen konnte, daß ſich Pauline von einem Engländer hatte entführen laſſen, und daß die Mutter jetzt gar nicht wußte, wo die Tochter war.

Doch zeigte ſie ſich milder und drückte mir ſogar freundlich die Hand, als ich mich zum Gehen anſchickte. „Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Mutter,“ ſagte ſie, „ich habe in ihr noch Eine Frau, welche ich verehren darf, aber vergeſſen Sie mich, ich gehöre ſchon zu den Begrabenen.“

Vergeblich machte ich einige ſchwache Verſuche zu Gunſten Paulinens zu reden, und erinnerte ſie an das weiche, lenkſame Herz ihres Kindes, welches ſich doch nicht ganz in Bitterkeit und Haß verkehrt und darum in der Wahl ihres Geliebten nicht ganz fehl gegriffen haben könne. Sie ſchüttelte nur das Haupt und ſagte kalt: „N'en parlons plus; je le hais, c'est un Anglais, Protestant, avec une physiognomie italienne mechante!“

Ich weiß kaum mehr, wie ich aus dem Hauſe, über den Garten und wieder in das Hotel kam; es fiel mir aber eine Laſt von der Seele, als ich mich meiner Mutter an die Bruſt werfen und unſere Freunde begrüßen konnte, welche bei der erſten Nachricht von unſerer Ankunft herbeigeeilt waren.

Meine Mama war ängſtlich geweſen, denn als ich ſie kaum verlaſſen hatte, war die Pflegetochter der Generalin, die Gräfin Ottilie von Malden, eingetreten und nicht wenig erſchrocken, als ſie von meinem Gang zu den Chavanny's gehört hatte. Nun aber ließen wir uns ausführlich erzählen.

Pauline hatte, freilich auch nur in der halben Manier, wie ich ſie an ihr gewohnt war, die Gräfin zu ihrer Vertrauten gemacht und war ſchon ſeit Jahr und Tag ganz mit ihrer Mutter zerfallen. „Es muß ein Höllenleben geweſen ſein," fuhr Ottilie fort, „jeden Morgen Streit, jeden Abend Verſöhnung, ohne daß doch der Grund des Streites weggeräumt worden wäre. Die Mutter benahm ſich wie verrückt, wenn ein junger Menſch in Paulinens Nähe kam, und machte die Gefangenſchaft der Armen vollends unerträglich, indem ſie ſie mit bigotten Redensarten quälen und ihr, die immer noch Herrn von Werner als Gott im Herzen trug, durch einen fremden Geiſtlichen, der ſich ſeit einiger Zeit hier aufhielt, fortwährend die Hölle heiß machen ließ."

„Meine Mama und unſere übrigen Freunde gaben ſich alle Mühe, Paulinen dieſen Zuſtand zu erleichtern und ihr auch einmal ein Vergnügen zu verſchaffen; ja man nahm ſogar die Inſolenz der Mama, welche überall Intriguen wittern wollte, mit in den Kauf, ſo ſehr war das arme Mädchen Gegenſtand des Bedauerns in der ganzen Stadt."

„Sie kennen ja unſer liebes Dresden und werden das Vergnügen und die Neugierde ermeſſen, womit die gute Geſellſchaft raſtlos das Ziel verfolgte, die Mama zu ärgern nnd die Gründe herauszubringen, warum ſie die Tochter nicht heirathen ließ. Endlich war ausgemacht, daß Frau von Chavanny, um ihre Vergangenheit zu ſühnen, die Tochter opfere und ſie für das Kloſter beſtimmt habe, um das ganze große Vermögen dem Kloſter Marialicht vermachen zu können, das früher ein Jeſuitenhaus war und in dem dieſer Orden nie ganz ausgeſtorben ſein ſoll."

„Wer es war, weiß ich nicht, aber gewiß iſt, daß irgend jemand dieſe

Vermuthungen an Pauline hinterbracht und ſie auch aufgeklärt haben muß, daß ſie ein ſelbſtändiges Recht an den größten Theil des Vermögens habe, worüber die Mama nicht verfügen könne. Dies mag nun auch außer der Heirath, wodurch Pauline von ſelbſt in den Beſitz dieſes Vermögens hätte kommen müſſen, vielfach zu heftigen Erörterungen zwiſchen Mutter nnd Tochter Anlaß gegeben haben, denn ich erinnere mich eines Nachmittags, daß Pauline noch im Negligé bleich und verſtört bei mir eintrat und ſich halb ohnmächtig auf den Sopha warf, indem ſie ausrief: „Geben Sie mir etwas zu eſſen; ich kann nicht eſſen, wenn meine Mutter dabei iſt. Der Biſſen quillt mir im Munde, wenn ich nur daran denke, wie grauſam ſie mich den Prieſtern opfert.“

„Nur einmal ſchien die Sache eine Wendung zum Beſſern zu nehmen. Pauline trat, kurz nach der obigen Scene, wieder einmal ſtrahlend von Anmuth ganz früh Morgens vor mein Bett und erzählte, daß Abends zuvor nach einem heftigen Streit ihre Mutter endlich geſagt habe: „Wenn jetzt Herr von Werner dich noch haben wollte, ich würde einwilligen, um nur endlich Ruhe zu haben!“ — Berauſcht von Glück ſchrieb Pauline noch bei mir einige Zeilen an ihren Geliebten und erzählte, als dieſer umgehend antwortete, er werde am achten Tage in Dresden ſein, alle ihre Schritte an Frau von Chavanny.“

„Am andern Morgen erhielt ich ein kleines Billet von Paulinen: ihre Mutter habe alles freundlich auf- und angenommen und nur eine kleine, leichte Bedingung gemacht, daß Pauline ſie zur Einleitung für einen ſo ernſten Schritt auf einer viertägigen Wallfahrt nach Mariaſchein begleiten müſſe.“

„Was in dieſen Kloſtermauern vorgefallen iſt, weiß kein Menſch und wird auch wohl niemand erfahren, denn ſelbſt Paulinens Zunge iſt durch einen furchtbaren Eid gebunden. Man hält es aber für wahrſcheinlich, daß man ihr jetzt erſt, um ihr lebhaftes Ehrgefühl tödtlich zu verletzen und jede Energie ihrer Seele zu vernichten, ihre zweifelhaften Geburtsverhältniſſe entdeckte und ihr den Wahn beibrachte, daß ſie, je mehr ſie gerade Herrn von Werner liebe, um ſo mehr verpflichtet ſei, zu entſagen; daß ſie die Sünden ihrer Eltern nur abbüßen könne, wenn ſie ſich ganz der Kirche hingebe.“

„Herr von Werner nahm ſich bei dieſem Unglück wie ein vollendet braver Mann. Er kam zu dem feſtgeſetzten Tage an und traf Mutter und

Tochter bereits wieder hier in Dresden in der Wohnung, welche Sie eben geſehen haben, — das Mädchen bleich und zerknickt, die Mutter kalt und herzlos, die Luft wie in einem Trauerhaus, die Dienſtboten ſcheu und flüſternd. Die Mutter blieb ſtumm, Paulinen aber gelang es endlich, in Thränen aufgelöst, die Worte herauszupreſſen: „Ich kann und darf die Ihrige nicht werden!“ — Sprachlos vor Erſtaunen und Schmerz ſah er ſie an und ſagte: „Aber Pauline, ich beſchwöre Sie, denken Sie an den Brief, welchen Sie mir geſchrieben. Welch ein grauſames Spiel! Ich will Ihnen ja nicht zürnen, alles vergeben, aber nur Wahrheit, Wahrheit! — Warum haben Sie mir das gethan?!“ —

„Frau von Chavanny wendete einen Augenblick den Kopf weg und drückte ihre Stirne an die Fenſterſcheibe, da zeigte Pauline ſtumm auf ihre Mutter, er verſtand und ging troſtlos der Thüre zu. Da er aber das Mädchen ſo außer ſich ſah, kehrte er noch einmal um und fragte: Ob keine Hoffnung ſei? — „Keine!“ antwortete Pauline. Dies war ein Abſchied für's Leben geweſen.“

„Mit Paulinen war es jetzt am Ende. Unſer Hofmeiſter zeigte uns, als ich noch Unterricht beſuchte, die ſogenannten Bologneſer Flaſchen, die ganz feſt ſind, daß man darauf hämmern kann, die aber, wenn nur der kleinſte Theil abgebrochen wird, in tauſend kleine Splitter zerfallen. Dies Bild kam mir jetzt immer in den Sinn, wenn ich Pauline ſah.“

„Sie blieb ſich keine Sekunde gleich, nicht einmal äußerlich; ſie wechſelte des Tages zehnmal die Farbe und konnte Dinge durcheinander reden, daß man davor erſchrecken mußte. Aber merkwürdiger Weiſe ſchien ſich ihr Verſtand ſchärfer zu entwickeln, je mehr ihr gutes Herz zerbröckelte und ſich mit Haß gegen die Mutter und die Prieſter füllte, denn ſie fand ſich jetzt plötzlich in Geld- und Geſchäftsſachen zurecht, worin ſie ſonſt gar zu naiv unwiſſend geweſen war, und der Advokat, mit welchem ſie fortan ungenirt ihre Verhältniſſe beſprach, konnte ſich nicht erſtaunt genug über ihre Faſſungsgabe und ihren Scharfſinn ausdrücken.“

„So kam die arme Pauline faſt über ein ganzes langes Jahr traurig und langſam hinweg. Doch ſchien ſie ſeit dem diesjährigen Frühling etwas ruhiger, nahm ſogar in ihrer alten Weiſe die Cour der jungen Männer wieder an, und zeigte jetzt einen Witz und eine Beweglichkeit des Geiſtes, welche neue Bewunderung erregte, eben weil es unerwartete Eigenſchaften waren.“

„Frau von Chavanny war nämlich den Bitten meiner Mutter und dem beſtimmten Gebot des Arztes endlich nachgekommen, und erlaubte der Tochter, auch ohne ihre Begleitung bei uns und anderen befreundeten Familien Bälle und Geſellſchaften mitzumachen. Die Alte ſchien jetzt überhaupt Paulinens ſicherer zu ſein und ließ ihr mehr Luft und Freiheit als je zuvor.“

„Ich wußte aber wohl, daß Pauline ihre Rechnung ein für alle Mal geſchloſſen hatte, und mit der beſtimmten Abſicht Tag und Nacht umging, ſich dem Einfluß ihrer Mutter und der Prieſter um jeden Preis zu entziehen. Worin aber dieſer Plan beſtand, konnte ich nicht durchſchauen, denn ich bemerkte, wenn ich mir auch hierin ein ziemlich ſcharfes Auge zutraue, nicht die geringſte Veränderung in ihrem Benehmen gegen die unverheiratheten Herren unſerer Bekanntſchaft, die damals ziemlich groß war, weil gerade viele Fremde, namentlich Engländer und Kurländer, in Dresden lebten. Zu den angenehmſten dieſer Fremden gehörte ein Maſter Hannon, aus gutem Hauſe, ſehr geſcheidt, aber ziemlich frivol und moquant, der ſich viel Mühe um Pauline gab, aber wie es ſchien, vergeblich, denn ſie wandte ſeit einiger Zeit den ganzen Zauber ihrer Anmuth auf, um dem franzöſiſchen Geſandten zu gefallen, einem ſehr bejahrten Diplomaten aus der alten Schule, den Sie übrigens auch kennen lernen müſſen, und unterhielt ſich mit ihm ſtets auf's beſte.“

„Ich hatte während der Abweſenheit der Frau von Marwitz die Honneurs im Hauſe übernommen und mußte geſtern vor drei Wochen eine große Geſellſchaft geben zum Geburtsfeſt des Großonkels. Da getanzt werden ſollte, war ich perſönlich zu der Chavanny gefahren, um Pauline einzuladen. Dieſe Erlaubniß erfolgte und Pauline ſchien ſich königlich zu amüſiren. Sie tanzte alle Touren durch und zuletzt noch den Cotillon mit Maſter Hannon. Man ſah die Beiden eifrig mit einander reden, aber ohne daß es aufgefallen wäre. Zuletzt als es zum Souper gehen ſollte, verabſchiedete ſich Pauline in der Stille bei mir; ich begleitete ſie noch bis an die Treppe, hörte ihren Wagen fortrollen und ließ mich dann von dem franzöſiſchen Geſandten zu Tiſche führen, welcher ebenſo wie Mr. Hannon bis zuletzt aushielt und ſich auf das unbefangenſte unterhielt.

Es mochte gegen drei Uhr Morgens geworden ſein. Ich ſtand eben noch im Salon und redete die letzten Worte mit den letzten Herren, die im Gehen begriffen waren, als die Mama Chavanny hereingeſtürzt kam, auf mich

zuflog und in allen Tonarten, von der äußersten Insolenz bis zum fußfälligen jammernden Bitten, ihre Tochter von mir zurückverlangte, und als ich ihr doch keine Auskunft geben konnte, drohend und uns verwünschend wegstürzte."

„Die unglückliche Frau ließ kein Mittel unbenutzt, um den Aufenthaltsort ihrer Tochter zu erfahren, aber weder die Polizei noch ihre geistlichen Beistände kamen auf die geringste Spur. Zwar hieß es schon des andern Morgens in der ganzen guten Gesellschaft, Master Hannon sei der Entführer und der französische Gesandte der Helfershelfer, aber ein Beweis lag nicht vor, und Hannon benahm sich so klug, lebte so unverändert fort, daß der Verdacht auf ihn bereits wieder zu schwinden begann und ganz geschwunden wäre, hätte man ihn nicht nach dem neunten oder zehnten Tage vermißt und wenige Tage darauf bestimmt gehört, daß er mit Paulinen im Opernhause in Berlin einer Aufführung der Zauberflöte beigewohnt habe."

„Aber auch diese Spur ist wieder verwischt, und ich glaube nicht, daß Frau von Chavanny mehr weiß als ich, denn der Zettel, den Pauline hinterließ, läßt annehmen, daß sie sich wohl vorgesehen hatte; dieser Zettel ist kurz und bündig genug: „Je jure que dorénavant les prêtres n'auront plus de pouvoir sur moi; adieu pour toujours, Maman!" —

Soweit Ottilie. — Ich konnte mich nicht trösten über das Schicksal meiner Freundin, und noch weniger, als man noch während wir uns in Dresden aufhielten, nach und nach Näheres vernahm, was mir noch unglücklicher schien. Kaum war Pauline fort, so hatte ihr Advokat einen Prozeß gegen die Mutter begonnen über Herausgabe des Vermögens, und die Herren unserer Bekanntschaft, welche Juristen waren, zweifelten nicht, daß der Sachwalter der Tochter reussiren werde. Mir kam dieser Prozeß unnatürlich und grauenhaft vor, namentlich wenn ich bedachte, daß während dieser Zeit Mr. Hannon und Pauline von Ort zu Ort irrten und nirgends getraut werden konnten, weil die nöthigen Papiere fehlten, bis endlich ein edelgesinnter Fürst eines thüringischen Staates die Schuld auf sich nahm, diese Kirche und diese Polizei geringer zu achten, als die Ehre und das Glück zweier Menschen. Sie wurden getraut und lebten erst in Süddeutschland, dann in Mr. Hannon's Heimath, wie man hörte, glücklich.

Ich hatte eine tiefe Abneigung gegen Frau von Chavanny gefaßt und äußerte dieselbe eines Abends, als wir in kleiner Gesellschaft bei Ottilie

waren, auf das Härteſte, indem ich hinzuſetzte: „Ich kenne jetzt alle Verhältniſſe und doch geben ſie mir noch keine Erklärung für die Grauſamkeit der Frau von Chavanny, wenn ich nicht zu dem trivialſten Erklärungsgrund, ſie ſei verrückt, meine Zuflucht nehmen will.“ Meine Mama tadelte meine Ausdrücke, der franzöſiſche Geſandte unterbrach ſie aber und ſagte: „In Einem muß ich Ihrer Fräulein Tochter ganz beipflichten; die Verfahrungsweiſe der Frau von Chavanny ſcheint unerklärlich, das gnädige Fräulein täuſcht ſich nur darin, daß ſie ſich über dieſe Sache für vollſtändig unterrichtet hält. Alles was Sie von den früheren unglücklichen Verhältniſſen dieſer harten Frau wiſſen, iſt Kinderſpiel gegen das, was ich weiß. Sie iſt zwiſchen ihren Leichtſinn hinein, während ſie am Abgrund taumelte, einmal und plötzlich von einer wahren aufopfernden Liebe ergriffen, und in dieſer Liebe iſt ſie mit Füßen getreten worden. Ich muß es zu unſerer Schande geſtehen, der Verbrecher, der dies that, war mein Landsmann. Welche von den anweſenden Damen vielleicht vor zwanzig Jahren in den Frankfurter Verhältniſſen bekannt war, wird ſich gewiß eines erſten Legationsſekretärs Mr. de Bouligny erinnern. Er war ſchön, geſcheidt und ehrgeizig bis zum Uebermaß. Dieſer erſchien nach einer Reiſe, die er gemacht hatte, plötzlich mit einer ausnehmend ſchönen Frau, die ihn zärtlich zu lieben ſchien und mit den größten Opfern ſeine derangirten Verhältniſſe in Ordnung brachte. Sie wurde mit offenen Armen in der Geſellſchaft aufgenommen und lebte, von ihm angebetet, von aller Welt geſucht, mehrere Jahre ſehr glücklich, als ſich durch einen Zufall ergab, ſie ſeien nicht getraut und die Frau eine frühere Geliebte eines Fürſten, den man nicht nannte. Die Sache machte natürlich großes Aufſehen, und er war jämmerlich genug, ſie zu opfern, um ſich zu retten. Das heißt man einen Engel aus dem Himmel ſtürzen, und das gnädige Fräulein wird wohl künftig ſtatt Steinen nur Blumen auf das Grab der Frau von Chavanny werfen, denn ſie iſt geſtern Abend einſam, aber wie es ſchien, ruhig geſchieden.“

Wir ſchwiegen Alle.

Eine Seegeſchichte.

Von

Wilhelm Stade.

„Uf, u—ah!“ machte er, indem er aufſtand und ſich ſchüttelte, wie ein Hund, der aus dem Waſſer kommt, — und dazu gähnte er ganz verzweiflungsvoll und reckte ſich, ohne die geringſte Rückſicht auf ſeine menſchlich aneinander gefügten Glieder zu nehmen. „Uf, ſieh an, Heinzen, iſt das ein nichtsnutzig Stück Warten und Lauern! Und wenn man nur wüßte, wie lang es noch dauern kann und ob wir hier nur zum Plaiſir ſitzen nnd gar nichts zu thun kriegen.“

„Nun,“ ſprach der Andere, der noch auf dem weichen Sande lag und die ſpärlichen Grashalme einen nach dem andern ausrupfte und bald durch die Finger, bald auch durch die Zähne zog, — „nun, ſo viel ich ſehe, iſt's bald zehn Uhr und da kann's noch immer ſo ein, zwei, drei Stunden währen. Du kennſt den Grund hier noch nicht, er iſt bös, und ſie dürfen nur langſam vorwärts, ſonſt ſitzen ſie gleich auf dem Jehler Riff. Und wenn der Teufel die Zöllner herführt, kannſt du auch noch genug zu thun kriegen, mehr als dir lieb iſt.“

„Na, na, Schiffsmaat, das wär' viel, denn ein gut Theil wär' mir ſchon recht, ſo eine gründliche kleine nette Klopferei!“ verſetzte der Erſte, ein derber, breitſchulteriger Geſell mit einem wetterbraunen, aber offenen Geſicht und einem kühnen, unverzagten Blick. „Und ich will mich nicht rühmen,“ fuhr er fort und warf ſich neben dem Andern auf den Sand der Düne, „denn am Lande da bin ich nichts nütz, ſteh nur auf den Planken feſt, aber meinen Mann oder auch ihrer zwei ſteh' ich auch hier noch und hätte eine unmenſchliche Luſt zu ihrer zwei, — müßt lügen, wenn ich ſagen wollte, ich hätte ſie nicht.“

Der Andere, ein langer Burſch, der um einige Jahre älter ſein mochte,

lachte gedämpft. „Pfeif' nicht zuviel! Der Teufel könnte ſein Spiel haben, und es könnten auch ihrer Drei über dich kommen." — Der Erſte ſah ſich um, zuckte mit den Schultern, ſah dann auf ſeine höchſt achtungswerthen Fäuſte und meinte: „nun, wenn's gar nicht anders wäre, ſo möchten es auch ihrer Drei ſein. Ich glaube, ich nähm' ſogar Vier an dieſem ungeſegneten Abend, ſo ſchlimm iſt mir zu Muth von all dem Land und der Langweile. Und wenn der Dienſt oft an mich kommen ſoll, irrt ſich der Kap'tän. Ich gehe ihm durch, denn ich bin kein Landmatroſe." — „Horch!" flüſterte Heinzen und richtete ſich mit dem langen Oberkörper auf, um beſſer zu lauſchen. Sie horchten.

Aber es regte ſich nichts. Der Wind kam leiſe von der See her und bewegte kaum das Gras, das ſich an dieſem geſchützten Ort auf der Düne angeſammelt, und die Wellen rollten ſo langſam auf den Strand zu ihren Füßen und fielen ſo ſchläfrig wieder zurück, daß ſie nicht einmal die Kieſel und Muſcheln regten, die dort von frühern Fluten angehäuft lagen. Doch erhob Heinzen ſich leiſe und ſchlich vorſichtig gebückt um den kleinen Hügel und ſchaute aufmerkſam umher, ohne indeſſen etwas zu bemerken. Und es war dort an kein beſonderes Verſteck zu denken. Eine Landſtraße mit ein paar verkrüppelten Weiden zog hinter der Dünenlinie durch das Land, — nach vorn lag die ſtille, dunkle See, und Land wie Meer waren ſo eben und die nächtliche Luft doch von einer ſolchen eigenthümlichen Klarheit, daß der Lauſchende ſicher alles bemerken mußte, was ſich rings umher geregt hätte.

Er kehrte daher auch ziemlich bald zurück, warf ſich neben dem Kameraden nieder und ſagte: „nichts zu ſehen. Und auch mir wird die Zeit lang. Weiß noch ſo wenig von dir, Schiffsmaat, und möchte einmal deine Fahrten hören. Gieb's her." — „Das wäre 'n biſſel zu viel auf einmal," entgegnete der Andere, und legte ſich, die Arme unter dem Haupt kreuzend rückwärts nieder. „Aber ein Stück davon — ein rechtes Garn, das will ich dir abwickeln. Die Geſchichte iſt auch ſonſt kurios für mich und möchte deine Meinung drüber hören." — „Na, ſo laß ſie los," ſagte Heinzen. — „Nur Geduld!" ſprach der Andere, „es kommt ſchon."

„Alſo," fing er nach einer kleinen Pauſe an, „'s mag ſo ein fünfzehn, ſechszehn Jahre her ſein, da hatt' ich im Kattegat mein Schiff verloren, mich in meine Heimat durchgefochten und wartete auf eine neue Heuer." — „Ein langweilig Geſchäft, langweiliger als dies hier, Wilm,"

ſchob Heinzen ein. „Wo war übrigens deine Heimat?“ — „Das geht dich nichts an,“ verſetzte er. „Ich habe keinen Grund, mit ihr in der Welt herum zu trompeten. Und ſtör' mich nicht, ſondern hör' zu. Alſo ich lag da und verzehrte meine paar übrigen Knöpfe, und da keine Heuer kommen wollte, ging ich ein paar Meilen weiter in ein kleines Stadtneſt, wo ſie keine eigene Schifffahrt haben, aber Schiffe auf Beſtellung bauen, und weil's gar nicht anders mehr gehen wollte, half ich da beim Auftakeln und verdiente, ſo viel ich konnte.“

„Na, reich wirſt du dabei nicht geworden ſein,“ meinte Heinzen. — „Reich? Ja, proſt, arm ward ich und ſog an den Hungerpfoten und ward ganz verſtimmt und melancholiſch. Gott weiß, es iſt auch ſo ein verdammtes Neſt und die Menſchenbrut darin nicht zum Ausſtehen, und die Kerle, die mit mir arbeiteten, ein heimtückiſches Geſindel. Denn als ich einmal einen von ihnen, der gar zu vorlaut war, nach ehrlicher Schiffsweiſe vornahm und mich eine Weile mit ihm unterhielt, ward das ganze Rudel aufſätzig und wollte nichts mit mir zu thun haben. Und eigentlich war das noch recht gut, denn was ſollt' ich mit ihnen? In's Wirthshaus gehen — kein Gedanke! Die ſparten ſchon für ihre ungebornen Kinder! — Sonſt einen Jucks machen? — Na proſt! Die waren noch kälter als die ehrlichen Seefiſche, es waren Grashechte und Fröſche. Damit fange der Teufel was an, aber nicht ich.

Nun alſo, ich nahm mir das ganz zu Kopf und ward recht verdrießlich und melancholiſch und gähnte dem Tag in's Geſicht und konnte bei Nacht nicht ſchlafen, das Eſſen ſchmeckte mir nicht und vom Schnaps mocht' ich gar nichts ſehen, kurz es ging mit mir zu Ende und ich war traurig. Denn ſelbſt eine kleine Balgerei gab es nicht mehr, und die brauch' ich von Zeit zu Zeit, wenn ich nicht ganz verſchrumpfen ſoll. Und was eine Liebelei betraf —, das glaubſt du gar nicht, Schiffsmaat, wie es dort zu Lande ausſieht. Da heißt es gleich: dort wohnt der Paſtor und da ſteht die Kirch'. — Und wer meint, daß es damit ja noch Zeit habe, der iſt pfutſch. Kurz ich weiß nicht, was unſer Herrgott eigentlich mit mir vorhatte, denn dazumal war von meinen Sünden wenig zu reden, und es bedurfte noch keiner Strafe für mich.

So komme ich denn eines Abends aus meinem Speiſehauſe, der Wind pfiff mir in's Geſicht und ich dachte: wenn du armer Teufel nun ſo auf der See wärſt und dein Schiff vor einer rechten Briſe hinlaufen ſäheſt!

Kurz mir war ganz thöricht zu Muth und ich dachte mir ſo: willſt zu dem Schiff gehen und dich zum Top hinauf machen, daß du doch ein Stück Tau unter den Füßen ſpürſt. — Und ſomit gehe ich die Straße entlang zu dem Teich, den ſie den Hafen nennen. Und indem ich an's Thor komme, wandelt von der andern Seite eine alte Kuh daher — 's war die letzte von der Stadtheerde — und ſieht mich auch ganz trübſinnig an und beugt dann den Kopf ganz melancholiſch zu einem Kehrichthaufen, denn es war noch zeitig im Frühling und die Stadtwieſen mager und das arme Thier mochte Hunger haben. So ſag ich: „arme Perſon, dir geht's wie mir, es will gar nichts Neues kommen, es iſt zum Todtbleiben, und was meinſt du, Bläß, wenn wir uns zuſammen ein kleines Plaiſir machen, dir könnt' es auch nicht ſchaden!" Und ſie ſchüttelte zwar mit dem Kopf, — denn du weißt, die Frauensleute ſind was zaghaftig, — aber ich kehrt' mich nicht daran und ſaß mit einem Satz auf ihrem Rücken und ſtieß ihr die Abſätze in die Seiten und redete ihr freundlich zu, vorwärts zu gehen. Und ſie ging! Du hätteſt einmal ſehen ſollen, Schiffsmaat, was ſie für 'n Schreck kriegte und für Sätze machte. Aber ich ſaß feſt und ſo ging's hin, was gibſt du, was haſt du, daß die Köpfe aus den Fenſtern fuhren und die Hausthüren voll wurden, und die Jungen auf die Straße und mir nachſtürzten, und die Weiber zeterten und die Bürger ſchimpften. Haidi, es war 'n Spektakel nicht mit Geld zu bezahlen, und die alte Stadt hatte ſo was noch nicht geſehen, ſeit ſie ſtand, und die Leute dachten vermuthlich, der helle Teufel ſei los, denn den Küſter ſah ich ſchon mit den Schlüſſeln zur Kirche laufen, mochte wohl die Glocke läuten wollen. Und dazu das Geſchrei und Gejauchz und Gelach und all der Spektakel. Na, gut war es, das weiß ich, und mir ſchon recht.

Aber der alten Kuh ward das Ding zuviel, kann's ihr nicht verdenken, denn es war kein Spaß, und ich mochte ſagen und thun, was ich wollte, um ſie zu beruhigen und ihr begreiflich zu machen, daß ihr kein Leides geſchehen werde, — ich hatte gut: „a—ſching, a—ſching, halt Aite, prr, — prr — prr!" — ſagen. Sie ſchüttelte ihre Ohren und ſchlug hinten und vorn aus und wedelte mit dem Schwanz und ging dabei vorwärts, als wäre das hölliſche Feuer hinter ihr, ſo daß ich denn endlich wohl ſah, wie dumm ſie wäre und daß ſie auch keinen Spaß mehr verſtände und daß wir uns trennen müßten. Und ſo ließ ich mich bei einem neuen Kehrichthaufen ſacht herunter gleiten und ſetzte mich auch ziemlich ſanft nieder, gab ihr noch einen Tritt und rief ihr nach: „grüß Gott und guten Weg!"

Da ſaß ich denn nun mitten zwiſchen einem Haufen zeternder Mägde und Weiber und ſchimpfender Männer und jauchzender Jungen, und wie ich ſie mir ſo anſah, ſchiens mir an der Zeit, meine Fäuſte parat zu halten, denn es waren da giftige Mienen und wilde Blicke, als ob nicht einer alten Kuh, ſondern einem Chriſtenmenſchen von mir die heilſame Motion gemacht worden. Und indem ich mir nun das ſo überlege und mir ordentlich ſchon den Dickwanſt aufſuchte, gegen den ich im Aufſpringen mit meinem Kopf losrennen möchte, drängt ſich ein Mann in einem langen blauen Sürtout durch den Haufen, ſieht mich an und ſagt: „Haſt du Schaden gelitten von deinem Ritt, mein Junge?“ „Nicht daß ich wüßt',“ verſetz ich und ſeh' ihn nun auch meinerſeits ein wenig ſchärfer an. — Aber ich fand nichts als ein Geſicht, das war, als wenn er damit auf Erbſen geſeſſen, ſo pockengrubig war's, und mitten drin ſtand eine ganz karfunkelrothe Naſe; kein Leuchtfeuer ſcheint heller durch die tiefſte Nacht.

„Junge,“ ſagt' er wieder, „und du mußt ein Seemann ſein, behaupt' ich. Das war ein rechter Seemannsſtreich; ich kenne meine Jungen. Biſt du nicht?“ — „Wohl,“ verſetzt' ich, „ich bin's und der Teufel hole die Landratten. Und was geht's Euch an, mit Verlaub, Meiſter Rothnaſe?“ Und damit ſtand ich auf nnd pflanzte mich vor ihn hin, denn an's Geſindel umher dacht' ich nicht, das war auch zurückgewichen und mauſeſtill. „Nur ſachte!“ gab er mir lachend zur Antwort, „eine Frage wird doch wohl erlaubt ſein! Du ſuchſt eine Heuer?“ — „Könnt Ihr mir etwa eine nachweiſen?“ fragte ich. — „Das könnte ſchon ſein, mein Junge. Wie heißt du?“ — „Friedrich Gottlob — Wilm.“

„Nun Schiffsmaat, hießeſt du dazumal auch ſchon ſo?“ unterbrach hier der Zuhörer den Vortrag. „Ich ſtellte mir vor, du hätteſt damals noch deines Vaters Namen geführt.“ — „Und wer ſagt dir, daß ich jetzt unter anderer Flagge ſegle?“ entgegnete Wilm raſch. „Aber wenn ich weiter erzählen ſoll, ſo ſtör' mich nicht, hab' ich dir ſchon zuvor geſagt. Alſo darauf fragt' er weiter: „woher biſt du?“ — „Von da und da.“ — „So!“ er pfiff durch die Zähne. „Das könnte mir paſſen, es wachſen tüchtige Jungen dort. Und wie kommſt du hieher? Warum fährſt du nicht? Mit wem biſt du zuletzt gefahren?“ — „Mit der Eliza Anna von Hull, Kapitän Dreaver,“ war meine Antwort. „Die liegen aber jetzt im Kattegat oder auch in einem Fiſchmagen. Und daher iſt's mit mir alſo gekommen. Nun aber Herr, wie heißt Ihr? wer ſeid Ihr etwa und wie kommt Ihr mir eigentlich vor

mit Eurem verdammten Examiniren?" — „Das will ich dir ſagen, mein Sohn," ſprach er; „ich bin der Kapitän Ketelhoek —"

„Donnerwetter — Ketelhoek! Nun muß ich mich doch einſchieben!" rief Heinzen beinah laut und fuhr halb empor. „Ketelhoek, Wilhelm Ketelhoek von W. mit der rothen Naſe! Und mit dem biſt du gefahren? Ja, darum kam's mir auch gleich ſo bekannt vor mit dem Pockengeſicht und dem Leuchtthurm und dem blauen Sürtout und den humanen Reden — ich meinte immer, den hätte ich auch gekannt. Und ſo iſt's. Und mit dem biſt du wirklich gefahren?" — „Alſo du kennſt den Wilhelm Ketelhoek, Heinzen?" fragte Wilm ganz betroffen. — „Ob ich ihn kenne, ich denk's," war die Antwort. „Aber erzähl' nur weiter, obgleich ich mir ein gut Theil von dem Folgenden ſelbſt denken kann."

„Nun alſo, ja," fuhr der Erzähler fort. „Der war's; und er habe ein neues Schiff in W. und es ſei ihm in vier Wochen eine ſchnelle, tüchtige Fracht angeboten, wenn er bis dahin auslaufen könne. Das werde Schweiß koſten, aber mit wackern Jungen ſei alles möglich, und er ſei darauf aus, ſich ſolche zu ſuchen. Und wenn ich anders wolle und meine Papiere ihm gefielen, ſo ſei der Handel richtig. Nun, was ſoll ich davon lange erzählen; du weißt, wie's mir ging; ich griff alſo mit beiden Händen zu, zumal die Heuer ganz anſehnlich war, reiste mit ihm ab und arbeitete mit den andern, die ſchon da waren oder bald ankamen am Schiff und ſparte nicht meine Arme und Hände, ſo daß wir, wenn auch mit genauer Noth, in vier Wochen fertig waren und an einem Sonntagmorgen in See gingen mit der Seejungfer, einem dreimaſtigen Schiff von fünfhundert ſiebzig Tonnen, einem Schiff, ſo brav, ſo fix und ſchmuck wie's nur je vor ſeinen Ankern ritt oder über's Waſſer lief. Wir hatten Fracht nach Liſſabon und ſollten zurücknehmen, was ſich eben finden würde, wenn nicht anders Südfrüchte. Nun, das war gut."

„Aber der Kap'tän?" ſchob Heinzen ein. — „Warte nur, er kommt ſchon!" entgegnete Wilm. „Er hat's darnach gemacht, daß ich ihn nicht vergeſſe, und wenn ich hundert tauſend Millionen Jahre lebte, wie Methuſalem. Alſo mit dem Kap'tän Ketelhoek war es ein kurioſes Ding. Zuerſt war es alles blauhimmlige Herrlichkeit mit ihm, und ſo lange wir noch am Land waren und am Schiff arbeiteten, war er die Leutſeligkeit ſelber und wir waren „mein Junge" und „mein Sohn" hinten und vorn und er gab ordentlichen Vorſchuß und meinte höchſtens einmal: „na, mach's nur nicht zu

kraus, mein Junge, wie ſoll es ſonſt bei der Abrechnung werden?" Aber dann ſetzt' er auch wohl noch hinzu: „na, laß es gut ſein, ich habe die luſtigen Leute gern und wir werden ſchon mit einander fertig werden." Und auch das Getränk ſparte er nicht; im Gegentheil, es kam ihm gar nicht an auf ein Glas Wein bei Gelegenheit, ſo daß wir alle mit einander zufrieden waren. Nur das Eine wollte mir auffallen, daß wir lauter junge Leute waren, obgleich der befahrenen Matroſen mehr als einer im Ort umherlungerte. Und einmal als ich Abends im Löffelberg ſaß, ſagte ſo ein alter Hecht zu mir: „na, mein Junge, fährſt du auch mit Kap'tän Ketelhoek?" — Und als ich das bejahte, meinte er, gratuliren könne er mir grade nicht, aber man müſſe alles in der Welt verſuchen und kennen lernen. „Was zum Teufel heißt das, was haſt du gegen ihn?" fragte ich ungeduldig, denn mich verdroß von je und je dies Andeuten und Achſelzucken. „Wirſt's ſchon erfahren," ſprach er lachend. „Zum zweitenmal fährſt du nicht mit ihm." Da war ich denn ſo klug wie ich geweſen.

Am Tag vor der Abfahrt legten wir auf die Rhede hinaus und blieben an Bord bis auf den Alten, der wieder zur Stadt fuhr und dort die Nacht zubrachte. Am andern Morgen aber war er rechtzeitig da und um fünf Uhr gingen wir ſchon davon. Als wir des Kap'täns Boot in der Ferne ſahen, rief uns der Steuermann, ein alter griesgrämiger Kerl, aber ſonſt ein guter Geſell, an die Ankerwinde oder ließ uns die Segel ausſchütten, ſo daß wir darüber nicht viel auf den Kap'tän und ſeine Begleitung achten konnten. Es fehlte uns eigentlich noch ein Mann, denn wir waren alles in allem nur unſerer Siebzehn, und den Achtzehnten brachte der Alte jetzt ſelber mit. Als ich ihn, da wir in Fahrt waren, endlich im Volkslogis ſah, fand ich einen langen hagren ſchwarzen Geſellen mit nur einem ſtechend blauen Auge und ganz ſeltſam krummen Beinen, und er nannte ſich Peter van Auwn."

„Den kenn ich auch," ſprach Heinzen in die entſtandene kleine Pauſe hinein, und diesmal war's kein verwunderter und luſtiger, ſondern ein ſchwerer, dumpfer Laut, mit dem die Worte hervorkamen, und der lange Geſell ſchüttelte dazu auch das Haupt mit einem ſchier ſchwermüthigen Schwung. „Den kenn' ich auch," wiederholte er dann gefaßt, „und es ſoll mich nur verlangen, ob ich am Ende dich nicht auch noch kenne, Friedrich Gottlob Wilm." — „Glaub's kaum," verſetzte der Genannte, „ich habe dich nie geſehen vordem, und ich wußt' auch nicht, daß du dich in dieſer See ſo viel

umhergetrieben. Ich dachte, du seiest drüben in Amerika und an der Goldküste gewesen." — Heinzen schüttelte wieder den Kopf. „Hm, das war später. Aber davon reden wir nicht. Sprich vom Peter, mich verlangt von der Bestie zu hören, er ist mir später aus den Augen gekommen und hab' seit beinah zwanzig Jahren nichts von ihm gehört."

„Glaub's selbst, mir ward's auch nicht anders," meinte Wilm mit eigenthümlicher Betonung, „nur daß es bei mir nicht zwanzig, sondern fünfzehn Jahre seitdem. Aber weiter im Text. Also das war der Achtzehnte," fuhr er fort. „Und da wir jetzt in See waren, ging es mit dem Kap'tän kurios andersum. Das erste, was ich sah, war, daß er einem armen Kerl mit der Handspeiche über den Schädel schlug, der mit drei andern nach oben sollte und sich zuvor nur seine Hosen fester aufzog. „Merkt's euch, Jungen," sagt' er dazu, „ich bin 'n Lamm, wenn's alles prompt und akkurat geht, aber wo ihr loddert und säumt, bin ich 'n wahrer Teufel." Na, er hatte recht mit dem Letztern, von dem Lamm war aber dazumal nichts mehr zu merken. So einen Höllenbrand und Menschenquäler hab' ich Zeit meines Lebens nicht wiedergefunden, wir hatten nicht Tag nicht Nacht Ruh; Segel ausschütten und wieder einnehmen war seine Hauptplaisir; damit ging es fort unabläſſig, ob's Noth that oder nicht. Und als wir im Kanal schweres Wetter kriegten und uns durch sein unsinnig Wirthschaften leck arbeiteten, war der Teufel gar los, er ließ uns nicht mehr von den Pumpen, so daß wir keine Minute Ruh hatten. Und dazu das Schimpfen und Fluchen, und das Schlagen — gleichviel womit und auf wen. Kurz es war ein Höllenleben und ich wußte auch, daß ich nicht wieder mit ihm fahren würde."

„Weiß das alles, als ob ich dabei gewesen," sprach Heinzen. „Hab's auch erlebt." — „Ja, und man vergißt so was nicht," erwiderte der Erzähler. „Nun also, so war's und es war schlimm; es herrschte eine dumpfe, schwere Stimmung an Bord, zumal es sich noch bald genug herausstellte, daß unser Proviant und Wasser so knapp wie möglich und auch so schlecht wie möglich war und daß wir, da wir eine böse, lange Fahrt hatten, bald auf halbe Rationen gesetzt wurden. Doch ich will hier nicht vom Kap'tän erzählen. Das ist für ein andermal. Und so um es kurz zu machen, es war damals ganz übel, und der einzige Mann an Bord, der sich nicht dran kehrte und in seiner alten Weise blieb, war der Peter van Auwn, obgleich er, wie ich nur gleich dazu sagen muß, nicht um ein haarbreit besser dran war als wir andern. Denn zuerst hatte es zwar scheinen wollen, als ob er mit

dem Kap'tän beſſer ſtehe, aber es ſtellte ſich bald genug heraus, daß dem nicht ſo ſei.

Nun, verliebt war keiner in ihn, was in Anbetracht ſeiner beſondern Leibspoſitur denn auch kein Wunder war; ich hab' ſelten einen ſo grundhäßlichen Menſchen geſehen, und dazu kam denn nun noch ſein Weſen und Benehmen, als ob er ſtets ſchon den einen gefreſſen hätte und ſich nun an den zweiten machen wollte. Und ſein Aug' war ſo ſcharfſpitzig wie ein giftiger Dolch, wenn er Einen damit anguckte. Umgänglich war er wie ein Hund an der Kette, d. h. er murrte oder biß, weiter gab es nichts. Ein Freund von vielen Worten war er nicht, deſto mehr aber von Balgereien. Denn ehe man ſich's verſah, hatte man ſeinen Schlag weg und kriegte dann gemeinhin noch mehr, dieweil er bei großen Kräften, und das ſchlimmſte war, daß mit ſo einem ehrlichen Kampf die Galle nicht auslief, ſondern bei ihm blieb und fortbitterte. Denn es war ein heimtückiſcher Geſell; aber du weißt das alles ja ſelber, Heinzen, wenn du ihn gekannt haſt. So war er denn bei uns nicht beſonders daran und er mochte ſein Weſen am beſten allein haben; es ſtörte ihn keiner von ſich ſelbſt.

Ihn hätten wir wohl noch ertragen, denn es geht doch einmal ſo hin in der Welt mit Narren und mit Nichtsnutzen, allein der Geſell hatte noch eine andere Seite, wo er nun gar nicht auszuſtehen war. Er hatte einen Affen mit an Bord gebracht, ein teufliſches Stück Vieh, den er nicht von ſeiner Seite ließ und hielt, als ſei er zum allermindeſten ſein Bruder oder ſeines Bruders Kind, ſo war die Zärtlichkeit zwiſchen den beiden. Und es war noch dazu ein Ding von 'nem Thier, wie eine grauſtreifige Katz' mit einem Maul, das von einem Ohr zum andern reichte, und mit Ohren, die ſo weit abſtanden, als müſſe noch ganz was Beſonderes dahinter ſitzen. Und er hatte der Kreatur eine rothe Jacke angezogen und blaue Hoſen. — Sonntags hatte ſie eine Staatsliveree von Roth und Grün mit Gold — man hätte ſeinen Spaß dran haben können, wenn es uns nicht lauter Verdruß bereitet hätte. Denn ſpielerig und umgänglich war das Vieh gar nicht, ſondern biß uns auf die Finger, daß es knackte, und kratzte läſterlich, ob man's auch noch ſo gut mit ihm vorhatte. Und es beſchmutzte unſer Logis und das Verdeck, verſchleppte unſere Kleidungsſtücke oder zerriß ſie, pfuſchte dem Koch in's Handwerk, kurz es that nirgends gut. Und wo man den kleinen Teufel nur ſchief anſah, war der Skandal mit ſeinem Herrn im Gange.

Wir waren ſchon in der hiſpaniſchen See und hatten nach drei Tagen Sturm wieder eine gute Fahrt, allein wir waren alle verdroſſen, denn es war mit dem Schiff als ob es behext ſei, ſo wenig kamen wir aus der Stelle, und das Leben an Bord war ſchier nicht mehr zu ertragen. Das Mittagseſſen hatte uns die Beſtie von Affen an dem Tage wieder einmal verdorben, und wir hatten dem Peter die höfliche Bemerkung gemacht, daß die Kreatur bei einem nochmaligen ähnlichen Fall über Bord ſpaziere, und er hatte nur höhniſch gelacht, juſt ſo wie der Aff, den er dabei im Arm hielt und ſtreichelte. Wie ich jetzt von einem Geſchäft drunten gegen Abend nach oben kam, war der Lärm ſchon wieder im Gange, und da ich mich umſah, hatte die Kreatur meine beſte Jacke erwiſcht und ſaß damit auf der Fockraa und pflückte und zerrte und riß dran, daß ich ihr immerhin grüß Gott und gute Fahrt wünſchen konnte.

Inzwiſchen ward ich aber häßlich böſe, ſchwur einen Schwur auf den Affen und ging ihm nach zu Maſt, ſo ſchnell ich konnte; und da er was von meiner Abſicht merkte, ſpazierte er zuerſt in den Vormars hinauf und dann weiter und weiter, bis er von dem letzten Halt zuerſt meine Jacke über Bord warf und dann die kahle Stänge hinauf witſchte. Da hatt' ich ihn nun, Gott ſei Dank, und ſetzte mich auf die Vorbramraa, denn oben hinauf mochte ich nicht, und dachte: wir haben gute Zeit. Wo wollt' er nun hin? Er grinste mich an und zeigte ſeine ſpitzen Zähne, grimaſſirte und ſchnatterte. Das war mir alles egal, und ich ſagte: „'s hilft eben nicht, mein Junge, du kriegſt deine Hiebe ſo wie ſo."

Wie ich das ſo ganz behaglich und vergnügt hinauf ſpreche, klingt's mir nicht von oben, ſondern von unten nach, juſt dieſelbigen Worte, vom Deck rufts herauf: „paß auf, Wilm, gib acht!" — Und wie ich ſo ein Aug' hinabſchlage, ſteht 'n Stockwerk unter mir auf dem Vormars der Peter und ſpricht's nun noch einmal: „'s hilft eben nicht, mein Junge, du kriegſt deine Hiebe ſo wie ſo. Und," fährt er fort, „wenn du nicht im Augenblick da herunter kommſt, — im Augenblick! — und meinen Kleinen nicht zufrieden läß'ſt, ſo — Gott verdamme mich, wenn ich dich nicht windelweich klopfe!"

„Nun," ſprach der Erzähler nach einer Pauſe weiter, „ärgern that mich das ganz und gar nicht, es machte mich nur 'n bischen zu lachen. Wir hatten's bis dahin noch nicht ſelbſt mit einander probirt, ſondern uns nur bei Gelegenheit einmal angeſchnoben; und ich konnte daher nicht ſo ganz

genau wiſſen, wer von uns Meiſter war. Allein ſo wie ich's in meinen Armen und Fäuſten fühlte, ſchien's mir gar nicht möglich, daß mir ein anderer Menſch über ſei, und ſo ſagt' ich alſo ganz ſanftmüthig und nur 'n klein wenig ſpöttiſch: „na, mein Junge, wenn das deine ganze Seligkeit iſt, ſo iſt's nicht weit her damit, und deine Verdammniß ſteht ſchon feſt." — „Kommſt du herunter, oder ſoll ich dich holen?" verſetzt' er giftig und biß die Zähne zuſammen, daß mir's war, als hört' ich's. „Geduld, Geduld!" ſprach ich entgegen. „Ruf deinem hübſchen kleinen Bruder da herunter, Peter, daß ich ihm meine Jacke anmeſſe, dann bin ich gleich fertig und wir können's unten probiren, wie du willſt?" — „Kommſt du, oder ſoll ich dich holen?" fragte er wieder und hob den Fuß, und ſein Aug' funkelte giftig. — Da ward mir auch kurios und ich ſagte: „hol mich, aber nimm dich in acht, Patron!" Und mittlerweile nahm ich mein Meſſer heraus und klappt' es auf und nahm mir die Beſtie oben zum Ziel, um wenigſtens vor der Hand mit Einem fertig zu werden. Es war noch gerade ſo hell, daß wir alle Drei einander ſehen konnten. Und ſo brüllte denn der Peter auf wie ein Ochs, und ich ſah's wie auch er das Meſſer herauslangte und zwiſchen die Zähne nahm; und dann kam er zu mir herauf. Da behielt ich denn auch mein Meſſer und warf nicht. Drunten ſahen ſie das alles ſo ungefähr auch oder dachten ſichs, und ein paar Kameraden ſtiegen ihm nach, denn man hatte mich lieb und ihn nicht. Und zugleich ſchrie der Kap'tän, der mittlerweile auf Deck gekommen, herauf: „wollt ihr herunter, ihr Kanaillen?" — Aber auf den hörte diesmal keiner.

Da war er bei mir; es ſchwirrte mir vor den Ohren und Augen, denn ſo nah hatt' ich mir das Himmelreich noch nicht gedacht, wie's jetzt ſchien, und ich ſpürte noch gar keine Luſt, da oben erſtochen und dort unten ertränkt zu werden. Und als er giftig fragte: „kriechſt du zu Kreuz, Junge, und gehſt hinab augenblicks?" — ſo ſagt ich: „Peter, laß uns hinab und es unten ausmachen, aber ſei manierlich! Ruf den Affen und ſtraf' ihn oder laß es mich thun, denn das muß aufhören." — „Wart!" ſprach er dumpf, „ich will dir den Affen anmeſſen!" Und damit ſtand er neben mir auf der Raa. Der Aff' ſchrie oben, der Kap'tän ſchrie unten, die Kameraden waren auch nicht ſtill. Kurz es war Lärm überall. Und was nun paſſirte, kann ich nicht genau ſagen. Ich weiß nur, daß mir ein Stoß den Arm traf und ihn aufriß von einem Ende zum andern und dann, daß mir was an den Haaren zerrte und in's Geſicht kratzte und daß ich ſelbſt ſtieß und mich wehrte.

Digitized by Google

Und im nächſten Moment fühlt' ich mich frei, hörte einen Fall in's Waſſer und den Ruf: „ein Mann über Bord!“ Da fuhr ich hinunter zu Deck, weiß ſelbſt nicht wie ſchnell.

Wir waren in voller Fahrt; die Briſe hatte ſich geſteift und der Kap'tän wollte nichts wiſſen von Beilegen und Bootausſetzen; aber wir fragten nicht nach ihm; der Steuermann drehte bei und das Boot war hinab und wir hinein wie ein Donnerwetter. Aber wir ſuchten umſonſt, es war nichts zu hören und zu ſehen, es war auch ſchon dunkel hier unten. Neben uns war noch ein Boot von einem Emdener, der den ganzen Tag an unſerer Seite geweſen und den Spektakel wohl gleichfalls geſehen; aber denen ſchien es nicht beſſer zu gehen und am folgenden Morgen war er auch nicht mehr in Sicht. Und ſo gingen wir trübſelig an Bord zurück; denn ſo wenig wir den Peter leiden konnten, wir hätten ihm doch ein ander Ende gewünſcht. An Bord tobte und wetterte der Kap'tän und drohte mir mit Ketten und Galgen. Aber damit hatt' er's verſehen, er machte mich nicht bange. Mein Arm war 'n übel Kennzeichen, denn er ward jetzt ganz ſteif; und meine Maate waren alle Zeugen, daß nicht ich der Anfänger geweſen und nachher mich nur meines Lebens gewehrt. Und ſo diente das Reden und Drohen bloß dazu, mich leichter über die ganze Geſchichte und all die dummen Gedanken wegzubringen; denn ich ward trotzig auf mein Recht, das ich nun einmal bei der Sache hatte.

Inzwiſchen gingen wir weiter und kamen nach und nach auch nach Liſſabon. Der Kap'tän zeigte mich richtig an und ich hatte ein lang und breit Verhör vor unſerem Conſul zu beſtehen, woraus jedoch klärlich hervorleuchtete, daß ich in gerechter Nothwehr und gegen meinen Willen das Unglück angerichtet. Unſere Stimmung ward durch das alles dem Kap'tän aber nicht grüner, und wir wären ſicher alle mit 'nander von Bord gegangen, hätte er ſich nicht durch den Conſul Wache zu verſchaffen gewußt und das Schiff hinaus in den Strom gelegt. So kam nur Einer von uns durch ein gutes Glück davon, und wir andern gingen nach einiger Zeit, da ſich nichts anderes finden wollte, mit Früchten und Wein wieder unter Segel und nahmen Cours nach Hamburg.“

Er ſchwieg, ſtand auf und reckte die derben Glieder. „Gott verdamme mich — es iſt ein läſtig Stück Dienſt,“ ſagte er. „Bin ich dazu Matroſe geworden, um am Lande meine Knochen wund zu liegen. Wozu dient das Land? Ich wollte, es wäre alles und alles blaue See. Ein flinkes

Schiff, ein kecker Kap'tän, ein fixer Wind, ein weites Lee und ein ſteifes Glas — möchte mir's nicht beſſer wünſchen mein Lebenlang. Das wär 'ne Gaudia, Heinzen, — meinſt du nicht?" — „Wohl," verſetzte er gleichmüthig. „Und das hätteſt du haben können oder könnteſt es noch. Warum ſtießeſt du den Peter van Auwn über Bord? Der würde auf eine ſolche Rede Beſcheid gewußt haben." — „Und du nicht, Heinzen?" fragte er ein wenig höhniſch. — „Ich? vielleicht, vielleicht auch nicht, wer weiß!" war die ruhige Antwort. „Aber das ſind unnütze Reden. Ich dachte, du wollteſt mir weiter erzählen, — oder biſt du ſchon fertig mit deiner kurioſen Geſchichte?"

„Da — Gottes Donner! — Da!" rief der Andere und warf den Arm gegen die See hinaus, wo in weiter Ferne plötzlich ein blendendes Licht auftauchte und einen leuchtenden blauen Glanz über den Himmel warf und über die See. „Da — und da iſt's hin!" — „Nun, iſt's das erſte blaue Licht, das du ſiehſt?" fragte Heinzen und ſchlug mit phlegmatiſcher Ruhe das rechte Bein über das linke. „Alſo jetzt erſt! Er hat ſich verſäumt und du haſt noch gute zwei Stunden Zeit zu erzählen oder dich zu wundern, wie du willſt. Jetzt aber paß auf. Wenn die Grünfinken das geſehen haben, werden wir ſie bald genug ſpüren. Geh auf die Düne. Ich will unten bleiben." Und ſich aufrichtend kroch er gegen den Strand hinab und blieb der Länge nach auf einem Kieshügel liegen, unbeweglich und ſtumm. Wilm lag ebenſo auf der Düne droben gegen das Land zu.

Aber wie ſie auch horchten und ſpähten, es regte ſich nichts. Kein fremder Ton klang durch das Heranrollen der Wellen und das leiſe Klappern der bewegten Kieſel; kein fremder Gegenſtand zeigte ſich mit tieferem Schatten im Dunkel des Landes, auf dem Düſter der See. Und als ſo etwa eine halbe Stunde vergangen war, kroch Wilm von ſeinem Platz wieder zurück an die frühere Lagerſtelle und gleich darauf, als hätten ſie's alſo verabredet, fand ſich auch Heinzen dort ein. Der lange Geſell ſchlenderte ganz frei und behaglich daher. „Alles gut," ſagte er, und ließ ſich wieder auf den Sand fallen. „Und nun möchte ich das Ding weiter hören." Damit ſchnitt er ſich ein Primchen von der Tabaksrolle und ſchob es in den Mund. Nach einer Pauſe fuhr Wilm fort.

„Alſo wir hielten Cours nach Hamburg. Aber es war, als ob Herrgott oder Teufel mit dem Schiff ihr beſonderes Vorhaben hatten; wir fuhren ab mit der ſchönſten Briſe von der Welt und kamen wacker vorwärts.

Aber in der hiſpaniſchen See gings ſchon wieder los und durch den Kanal kamen wir mit Ach und Krach, und in der Nordſee war's rein zu Ende. Wir wurden ſo zerſtoßen und zerpflückt, daß wir uns nicht länger zu bergen wußten. Weiß nicht, wollte der Kap'tän das Schiff verlieren der großen Verſicherung wegen, oder was es war. Genug unſer Steuermann that, was er konnte, doch vor Havarie konnt' auch er uns nicht ſchützen und wir mußten in — nun es iſt egal, in einem Hafen da herum einlaufen, um Schaden zu beſſern.

Es war ein kleines Neſt, wo nicht viel zu holen, und man konnte für ſein gutes Geld nicht einmal eine eßbare Koſt und ein trinkbar Getränk erhalten. Mit den Werften war auch nicht viel zu machen, ſie hatten weder rechte Vorräthe noch Leute, und wenn wir nur irgend ſeetüchtig geweſen, wären wir wohl gleich weitergeflogen. Doch das waren wir eben nicht und ſo hieß es wohl oder übel bleiben und arbeiten, daß die Arme ſich reckten und die Rippen krachten und die Rücken ſchmerzten. Es war ein hundsföttiſch Leben in dem Dorf — weiter war es nichts, — und wenn wir nur des Landes Gelegenheit gekannt, hätte der Alte wieder das Nachſehen haben können, er hätte keinen von allen behalten. Da ward ich wieder melancholiſch und mochte weder vom Tag noch von dem Neſt was ſehen; denn der eine guckte mir alle Morgen und die langen Stunden blau oder grau in die Augen und brachte nichts Neues, und das Dorf kannt' ich auch in- und auswendig, Häuſer und Bäum' und Menſchen. Es war keine Katze drin, die ich nicht irgend einmal geſehen. Am liebſten hätte ich Tag und Nacht in meiner Hängmatte gelegen und geſchlafen.

In der Mitte des Orts, da an der Kirche, ſtand ein klein Haus, war gar appetitlich anzuſehen, ſauber weiß und mit grünen Sommerläden. Es wohnt' ein Bäcker drin. Und oben an einem Dachfenſter hatte ich ein paarmal im Vorbeigehen ein ſchmuckes Geſicht geſehen, das mir in die Augen ſtach. Aber ſo viel ich da umherlungerte und über die Nothdurft Brod kaufte und auf ſie vigilirte, ich konnte das Dingelchen nie perſönlich treffen und dachte ſchon, das werde auch nichts mehr werden. Hatte mich ſonſt ſchon ordentlich darauf geſpitzt, daß es da ein Bläſir abſetzen könnte, und mir ſchon ein paar ſeidene Fähnchen und Wimpel und ſolchen Kram aus meiner Schiffslade zuſammengeſucht, die ich mir in Liſſabon von einem Schweden eingetauſcht, um ſie mit nach Haus zu nehmen.

Endlich, da wir ſchon abſehen konnten, daß es nächſtens weiter

ginge, ſtand ſie einmal am Pumpbrunnen, der dort auf dem Platz war, hatte den Eimer voll Waſſer und ſah ihn was nachdenklich an, denn er war voll und nicht klein, und ſie ein gar ſchmächtig, zierlich Fahrzeug, ſo dünn über den Hüften, daß ein Mannsarm ſich ordentlich ſcheuen mußte, ſich herzhaft drumzulegen, denn man mußte fürchten, ſie auseinander zu brechen. Und ſo ſprang ich denn herzu und langte an meinen Wachshut und ſchob ihre Hand vom Eimerſeil und ſagte höflich: „ſo was laßt nur ſein, Jungfer, denn der iſt zu ſchwer für Euch, und ein ehrlicher Seemann kann's nicht leiden, daß Ihr Eure ſchmucken Händchen damit abmüht.“ Und damit hob ich ihn herunter. „Danke ſchön, Herr Matroſ',“ verſetzte ſie mit einer über die Maßen angenehmen Stimme, — ich ſage Dir, Heinzen, es war was, wie wenn die Abendluft um's goldne Horn weht, — „danke ſchön, Herr Matroſ', er iſt wirklich recht ſchwer und macht mir's ſauer.“ — „Eine ſo ſchöne Jungfer ſollte ſo ein Ding gar nicht tragen müſſen,“ meinte ich wieder höflich. „Wozu ſind denn die Mannsleute da? Und wenn die Jungfer es mir erlauben will, ſo werde ich ihn tragen, wohin er ſoll, und werde wiederkommen, ſo oft Ihr mich braucht.“

Sie machte einen kleinen Knix und ſchüttelte mit dem Köpflein, um das ſie ein weißes, unſcheinbares Tuch gebunden, und dann ſprach ſie: „o nein, nun trag' ich ihn ſchon ſelber. Ihr ſeid von dem Dreimaſter da, Herr Matroſ'?“ — „Ja Jungfer, von dem dreimaſtigen Schiff, der Seejungfer.“ — „Ihr ſeid ſeither oft da vorbeigekommen,“ ſagte ſie wieder. „Ihr wohnt wohl bei Peter Klaaßen oder habt dort Euren Tiſch?“ — „Das iſt ſchon ſo,“ entgegnet' ich. „Aber weßhalb ich da vorbeiſegle, das iſt von wegen Eures ſchönen Geſichts, das ich Zeit meines Lebens nicht ſchöner und lieblicher ſah. Und Gott ſoll mich verdammen, wenn's nicht 'n Geſicht iſt, dem ich tauſendmal lieber folgte, als dort der Seejungfer an unſrem Spiegel.“

Sie lachte ein bischen und zeigte ein wenig ihre weißen Perlzähne. „So was darf ich nicht hören, denn die Seeleute reden immer in den Wind; das iſt geſagt und ſchon fort,“ ſprach ſie. — „Nichts da,“ meint' ich, „Ihr irrt, Jungfer. Leider Gotts weiß ich, daß es manche ſchlechte Geſellen gibt, auch zur See. Aber ich fahr' nur unter Einer Flagge. Und Gott verdamme mich —“ „Das müßt Ihr Euch nun gleich abgewöhnen, das viele Fluchen iſt gottlos,“ ſchob ſie dazwiſchen, und ſah dabei ſo ernſthaftig und majeſtätiſch aus, daß mir ganz kurios wurde. „Daran ſoll's nicht fehlen,“ ſagt' ich, „obgleich es damit nicht bös gemeint iſt.“ — „Wie heißt

Ihr?" fragte ſie ſanftmüthig lächelnd. — „Ich? Ich heiße Fritz Gottlob Wilm. Und Ihr, ſchöne Jungfer?" „Ich heiße Antje," ſprach ſie lächelnd und ſchlug dabei die blauen Augen nieder und zupfte an ihrem Schürzenbande. Und als ſie dann aufſah, war ſie ſo roth, wie der Weſthimmel zu Sonnenuntergang, ſah ſich ein wenig ſcheu nach ihrem Hauſe um und meinte leiſe, daß ſie nun aber fort müſſe. Du kannſt denken, Heinzen, daß ich mich dagegen wehrte, daß ich ihr zum mindeſten den Eimer nach Hauſe tragen wollte, aber ich hatte lange zu betteln, ehe ſie mir das erlaubte. Dann aber an der Thüre verſprach ſie mir, in einer Stunde etwa wieder da an der Thüre zu ſein und noch ein bischen zu plaudern.

So lief ich denn zu Peter Klaaßen, wo ich ein Bündel Wäſche und auch die Oſtindia-Tücher und Bänder hatte, ſteckte ſie zu mir, aß noch flink ein bischen und promenirte dann durch die Straßen und am Strande bis es ſechs Uhr ſchlug. Da ging ich wieder hin und ſie war ſchon da, war in ein dickes Tuch gewickelt, ſaß vor der Thüre auf der Bank und ſtrickte da in der Dämmerung einen ſehr ſauberen weißen Strumpf. „Der iſt wohl für ein Kind?" fragt' ich, da ſie mir freundlich Platz gemacht und ich mich geſetzt. — „Nein, für mich, Sonntags, wo ich mich ſtädtiſch trage," verſetzte ſie lachend. — „Hätt's mir denken können," meinte ich und betrachtete ihr feines Füßlein und dann das Strümpfchen, wo ſie ſchon am Zuſpitzen war, „Ihr habt auch 'nen Fuß wie ein zwölfjährig Kind, Jungfer Antje." Und dabei faßt' ich das untere zuſammengerollte Ende des Strumpfs in die Hand. Aber ſie ſchlug mir auf die Finger. Kurz alſo, wir führten unſern Diskurs weiter. Ich erfuhr, daß ſie eine Waiſe und ſeit einem Jahre bei einer verwittweten Offiziersfrau diene, die gar gut mit ihr ſei und ſie thun und treiben laſſe, was und wie ſie's wolle. Sie habe auch die Abſicht, bei ihr zu bleiben und im nächſten Sommer mit ihr nach Kiel zu ziehen. So ging es fort. Als ich dazwiſchen was von uns beiden fallen ließ, ob ich ihr nicht etwa beſſer zuſage als die alte Dame, da verſtand ſie's nicht und antwortete nicht darauf, weder dafür noch dawider. Und zwiſchen all dem Diskutiren ſchielte ſie alle Naſ'lang einmal über ſich nach dem Dachfenſter oder ſeitwärts nach dem Bäckerfenſter, ſo daß es mir auffiel und ich ſie fragte, ob ſie was fürchte? — „Was denn?" verſetzte ſie aber wie verwundert; „auf der Welt nichts. Ich bin mein eigener Herr."

Darauf bevor ich ging, ſagt' ich ihr, daß mir das weiße Kopftuch gar nicht gefalle, es ſei zu arm für ſie und zu ſchimpflich für ſo einen Prin-

zeſſinnenkopf; ſie ſollte nun dieſe oſtindiſchen Fähnchen dafür nehmen. Und zugleich ſagt' ich ihr auch noch, wie die Frauensleute auf den weſtindiſchen Inſeln ſolche Sächelchen trügen und legten, daß es ihnen ſchmuck ſtände. Zuerſt wollte ſie nicht recht daran und weigerte ſich ein für allemal; doch ich bat ſo beweglich und ließ nicht nach, und ſo ward ſie denn zuletzt nachgiebig. Welches Frauenzimmer hat jemals auch bunten Fahnen widerſtanden? Da ſind ſie alle mit einander gleich. Nun, ſie gab mir denn die Hand und dankte dabei höchſt höflich, und erlaubte mir auch, am andern Nachmittag wiederzukommen und ſagte: „Herr Fritz, Ihr ſeid ein guter Menſch!“ Dabei ſah ſie mich ſo ein bischen blöde lächelnd unter den langen Wimpern hervor an; dann hieß ſie mich gehen, und es ward weiter nichts gereicht. Außer daß ſie mir ihr Händchen gegeben und mir vorhin auf die Finger geſchlagen, waren wir 'nander nicht nahe gekommen. Ich trollte mich aber doch als ein ganz glückſeliger Menſch, denn ſie war ein gar zu herzlich liebes und ſauberes kleines Fahrzeug,“ ſchloß der Erzähler mit einem tiefen Seufzer und fuhr ſich über ſein rechtes Auge.

„Bei alledem ging es übrigens mit euch beiden donnermäßig raſch,“ bemerkte Heinzen kopfſchüttelnd. „So gleich drauf und dran hat mir nie gefallen.“ — Wilm ſeufzte wieder. „Ja du lieber Gott, das iſt nun ſo; ſie war eben keine komplimentenreiche Natur, ſondern ſchien nichts als Herz von den Zehenſpitzen bis in die Zöpfe. Und höflich war ich auch und ſehr liebevoll, und übrigens dazumal ein hübſcher Junge, der ſich überall ſehen laſſen konnte. Das iſt nun alles hin.“ Er fuhr ſich jetzt mit dem Vorfinger über das linke Auge und ſchob mit einem neuen tiefen Seufzer das Primchen in die rechte Wange. Der Andere lachte leiſe. „Na, fange nur nicht noch an zu weinen, armer Geſell. Das iſt nicht anders. Menſchen müſſen alt werden und Frauensleut ſind nur zum Vergeſſen gut. Das haben wir alle erlebt. Erzähl' weiter, aber laſſe das Jammern, das paßt nicht zu dir.“ — „Wohl freilich,“ entgegnete er. „Aber meinſt du, daß es einem Fahrzeug gut iſt, das zur Zeit durch alle See rollte und nun im Hafen verſanlt?“ — „So weit iſt's noch nicht mit dir. Was Teufel, Mann, wie kommſt du zu ſolcher Weichherzigkeit und wollteſt eben noch vier Grünfinken zur Nachtkoſt eſſen? Friſch auf und erzähl'.“ — „Ja, ich weiß nicht, wie's ſo kommt. Aber es kommt ſo, wenn ich zuweilen an mich alten Sünder denke. Warum erzähl' ich auch all das dumme alte Zeug.“ Und als ſie

dann einen kurzen Ausblick genommen und ſich von der ungeſtörten Ruhe überzeugt hatten, fuhr Wilm wieder fort.

„Am folgenden Nachmittag, ſo gegen Abend, war ich wieder zur Stelle und traf ſie ſo lieblich, wie am erſten, nur war ſie noch 'n bischen unruhiger und drehte den Kopf unaufhörlich hin und her, ab und auf. Aber ſo oft ich fragte, was es gebe, was ihr ſei, ſo oft ſagte ſie: „gar nichts, in der Welt nichts, es iſt nichts, ich horche nur, ob meine Frau auch ruft.“ Oder was dergleichen ſonſt war.

Na, ich beruhigte mich dabei, zumal ſie mir ſpäter, als es ordentlich dämmerte, endlich erlaubte, daß ich meinen Arm um ſie legte, und dann ſehr ſtill an mir ſaß. Aber als ſie einmal wieder auffuhr und ich wieder fragte: „aber Antje, was haſt du?“ — da kam die Antwort nicht von ihren Korallenlippen, ſondern diesmal von oben und ſie lautete: „Antje, du Teufelskind, was treibſt du da? Willſt du herauf? — Und du, Schiffsmaat, ich ſag' dir, laß das unterwegs mit der Dirne.“ Das klang mir ſo ganz abſonderlich in's Ohr, daß ich aufprallte und hinaufſah und dann beinah auf den Rücken gefallen wäre, ſo erſchrack ich. Denn der das ſprach und im Mondſchein droben aus dem Dachfenſter ſah, war der leibhaftige Peter van Auwn und die verdammte Affenkatze ſaß neben ihm.

„Biſt du's?“ — ſagt' ich nur, ſo beſtürzt war ich und es lief mir kalt den Rücken hinab, — wie kam der Teufel wieder daher? — „Bin's ſchon, mein Junge,“ lachte er dagegen, „doch biſt du's, Wilmchen, mein Püppchen? Einen ſolchen Teufelsſegen hätt' ich mir nicht träumen laſſen! Aber wart', ich komme ſchon.“

„Antje,“ ſagt' ich zu ihr, die leichenblaß und dann feuerroth geworden. „Segelſt du unter falſcher Flagge? Was hat der mit dir zu thun?“ — „Nichts, ſo wahr mir Gott helfe, nichts!“ flüſterte ſie ſchnell. „Glaub mir's, Wilm, nichts! Ich kann ihn nicht ausſtehen, wie ſehr er mir nachläuft, — rette mich, ich will ihn nicht!“ — „Schon gut,“ verſetzt' ich, aber —“ Doch in dem Moment rief eine Frauenſtimme „Antje!“ — und des Peters Schritt kam auch ſchon über den Flur, und ſie flüſterte noch: „morgen früh um ſechs Glocken hinten an der Gartenthür,“ — und fort ſtürzte ſie. Es gab noch ein Wort zwiſchen ihr und dem Nahenden, das ich aber nicht verſtand, — und da war er neben mir. Der Aff ſaß ihm wie vordem immer auf der Schulter und putzte ſich die Naſe.

„Ei, ſieh da, Wilm!“ ſprach er höhniſch, „wie geht's mein Püppchen?

Biſt recht erſchrocken geweſen?" — „Es freut mich, daß du damals nicht von mir den Tod genommen," entgegnete ich. — „Na, das iſt nichts," ſprach er grinſend; „Unſereiner iſt nicht ſo leicht ums Leben zu bringen. Aber ich kann dir nun doch dein Kapital zurückgeben und die Zinſen dazu, mein Knabe, und das macht mir ein wahres Gaudium. Du kommſt mir grade recht dahier. Ich trage aber nicht nach," ſetzte er dann hinzu, „und wenn du hübſch aus meinem Fahrwaſſer bleibſt und die Dirne läßeſt, kannſt du dich trollen; ich wills dir ſchenken."

Mir ſchwoll das Blut zu Kopf bei den thörichten Reden. Aber was half's? Ich wußte ja noch nicht, woran ich war; und ich ſchlug daher die Arme übereinander, ſtand hart vor ihm und ſagte: „Du ſuchſt Streit mit mir, Schiffsmaat. Aber ich habe nichts gehört. Sag lieber, wie du davonkamſt, denn es freut mich, wie ich's vorhin ſagte." — „Der Teufel iſt dein Maat und nicht ich," erwiderte er patzig. „Und hör's noch einmal, aber nun hör's auch, rath' ich; mache daß du davon kommſt und dich hier nicht wieder blicken läßeſt, oder —!" Und er fuchtelte dabei mit ſeiner Fauſt auf und ab; doch ich hielt mich. „Mann," ſprach ich, „überhebt Euch nicht mit Euren dummdreiſten Reden. Wir ſind hier nicht auf der Vorbramraa, ſondern auf des Herrgotts Erdboden, und habt Ihr droben von mir Schläge gekriegt, ſo könnt Ihr hier unten noch mehr kriegen. Aber ich will nicht, es wird ſich alles finden." Er holte mit dem Arm nach mir aus, doch ich fing ihn an der Fauſt auf und drehte ſie ihm herum, daß ſie im Gelenk knackte und der Aff von der Schulter fiel. Und dazu ſagt' ich: „Ihr ſeid ein alter Thorenmenſch, Peter van Auwn. Ich gehe nun, aber nicht vor Euch. Wir werden uns ſchon wieder finden und es wird dann auf Euch ankommen, ob wir neben einander bleiben können, oder ob ich Euch die Wege zeigen muß." Damit ging ich. Er lachte mir ingrimmig nach.

„Und wunderſt du dich, Schiffsmaat, daß alles ſo ruhig abging," fuhr der Erzähler fort, „ſo kann ich dir nur ſagen, daß mir gar ſchlimm zu Muth war. Daß der Geſell wieder da war, hatte mich beſtürzt, und daß das Mädchen ſich ſo kurios ſtellte, machte mich ganz unglücklich und unklug. Ich hatte eben mein Herz knall und fall in ihr ankern laſſen. Sie war ein gar zu herziges Ding, ſo ganz anders wie die andern, und es verdrehte mir ſchier den Kopf, daß ſie trotzdem ſein ſollte wie die ganze Frauennation, die mit den Mannsleuten weiterſpielt, wo ſie die Puppen

abgeſchafft. Ich that die Nacht kein Auge zu und ging auch nicht zur Ruh. Stunde auf Stunde ſaß ich bei Peter Klaaßen und trank ein Glas nach dem andern. Und als die Uhr fünf ſchlug, ſchüttelte ich mich zurecht, ſtand auf und ging zum Strand hinunter und immer dran entlang, bis ich an's Ende des kleinen Neſtes kam und dort links umſchwenkte. Denn da war rechts eine Wieſentrift für die Gänſe und ſonſtiges Vieh, und links zogen ſich die Bretterzäune der Gärten hin. Jetzt aber war alles leer; das Vieh war in den Ställen, die Gänſe ſaßen auch drinnen und wurden gemäſtet, und der Wind war's nun allein, der auf dem Platz die gelben und welken Blätter hütete, daß ſie flogen. Denn wir waren ſchon tief im Oktober, und als ich an die Gärten kam, ließ die Dämmerung ſich noch kaum ſpüren, obgleich kein Wölklein am Himmel ſchwebte.

Als ich nun ſo hinſpazierte und dachte: „ja aber wo iſt nun ihr Garten?“ — und mir dabei die Bäume beäugelte und die alten grauen Bretter der Zäune, da witſchte plötzlich aus einer Thür eine Geſtalt hervor und auf mich zu — es war Antje, ſie warf mir die Arme um den Hals und war ſo außer Athem, daß ſie nicht ſprechen konnte. „Fritz!“ nur ſagte ſie, „Fritz, Fritz!“

„Na nu doch, was iſt's, Antje? beruhige dich!“ ſprach ich und ſtreichelte dabei ihren kleinen Kopf, der an meiner Schulter zitterte, obgleich ich mir eigentlich vorgenommen hatte, ſie zuerſt reden und von dieſer ganzen Geſchichte erzählen zu laſſen. Aber das arme kleine Ding war ſo grauſam in Angſt und der Kopf in dem weißen Nachtmützchen ſo ganz über die Maßen hübſch und ſo nah an mir, daß es mit mir rein aus war. Endlich hob ſie das Köpflein auf. „Ich hab mich ſo geängſtigt und mich ſo gegrämt,“ ſagte ſie. „Ich konnt' nicht ſchlafen, ich bin ſchon ſeit 'ner Stunde da und wart' auf dich.“ — „Aber was haſt du?“ fragte ich. „Was haſt du mir nun zu ſagen? Iſt's doch ſo und du biſt unter falſcher Flagge geſegelt?“

Ich hatte ſie losgelaſſen bei meinen Worten und ſah ſie an, halb jammervoll, halb zornig. Und ſie ſtand vor mir, hatte die Hände vor ſich hin gefaltet und die Augen niedergeſchlagen. Und nun redete ſie, ohne mich anzuſehen: „Wilm, ich will's dir ſagen. Ich bin ein armes Mädchen und in Noth. Der Peter — du ſcheinſt ihn zu kennen — iſt der Vaterbruderſohn von dem Bäcker und hat da gewohnt, ſeit ihn vor ein acht, zehn Wochen ein Emdener Schiff da an Land ſetzte.“ — „Der Teufel!“ rief ich

dazwiſchen „ein Emdener war's? Alſo der hat ihn aufgepickt, den Hundeſohn?“ — „Ja,“ fuhr ſie fort, „ein Emdener, hieß es; und da hat er ein Aug auf mich geworfen —“ „Er hat auch nur eins!“ ſchob ich ein, denn das machte mich nicht eigentlich zu lachen, aber ich habe eine abſonderliche Natur darin, daß ich immer ſolche närriſche Einfälle habe, wo es am aller ernſthaftigſten hergeht, und ſie dann für's Leben nicht zurückhalten kann.

„Ach Wilm,“ meinte ſie, „es iſt gar nicht lächerlich. Sieh er warf 'n Aug auf mich, er ging mir nach, und, lieber Wilm, ich mag dabei wohl nicht ganz ohne Schuld geweſen ſein, ich hätte ihn mehr von mir halten ſollen. Aber ſieh, als es mir nun für den Spaß zuviel wurde, — denn du lieber Gott, ich hielt's ja für nichts andres als Spaß! — da ging's nicht mehr, ich hatte böſe, böſe Tage und keine Stunde Ruh, und gefragt ward ich gar nicht mehr. Es hieß, ich ſei ſeine Braut, er hieß mich ſelber ſo. Mein Wehren half nichts, meine Frau iſt auch nur eine ſchwächliche Dame, die auch nicht ein Einſehen thun konnte. Doch ſchwöre ich dir, er iſt mir mit keiner Hand noch nahe gekommen, davor ſchützt ich mich ſchon. Ich hätte ihm das giftige Auge ausgeriſſen. Vor drei Wochen reiste er ab und ſagte, er wolle nun ſein Heimweſen beſtellen und bei ſeiner Rückkehr mich heirathen. Ich habe Nein geſchrieen, — aber ſie lachten mich aus. Dann dacht' ich, ich wolle nur mit meinem jämmerlichen Leben in's Waſſer laufen, daß die Qual zu Ende ſei, und dabei ward ich ruhig.“

„Da kam aber euer Schiff,“ fuhr ſie fort, „und ich ſah dich, Wilm. Ich dachte: o wenn der dir hülfe, da hätt's keine — keine Noth! Und wie du mich nun gar grüßteſt — es ſchoß mir heiß durchs Herz. Und wie ich dich endlich am Brunnen traf — gern hab' ich dich immer gemocht, aber nun hab' ich dich lieb, Wilm! Und ſieh, nun biſt du gleich mit ihm zuſammengerathen, — vorher dacht' ich dummes Weib gar nicht daran — und nun kann ich mich ſchier todt ängſtigen, denn ich habe dich ja ſo lieb! Ach Fritz, es gibt 'n Unglück! Er iſt ſo ein Unmenſch! Lieber — lieber Fritz, geh du davon! Laß mich elendes Weibsbild gehen! Es muß doch mein Tod ſein! Mache dich fort, Fritz, denn er iſt dir über, er iſt kein Menſch, ſondern ein Teufel, — ach du Gott, wenn ich dich nun in Noth gebracht und in Tod —“

Das ging ſo fort, daß ich nichts hineinſchieben konnte als etwa einmal: „Antje, aber Antje! — Aber Kind!“ — oder ſo was. Und zuletzt weinte ſie mehr als ſie ſprach und hielt ihre Arme ſo feſt um meinen Hals,

daß ich kaum Luft holen konnte. Und wie lieb ich ſie da kriegte in den paar Augenblicken, das läßt ſich nicht ſagen, ſo was Allmächtiges läßt ſich kaum faſſen und denken. Und mir ward weh ums Herz von dem Jammer der kleinen Perſon, obſchon er ja in meinen Augen gar nichts war. Aber es war doch ſo. Und ich möchte nur wiſſen, wozu unſer Herrgott eine ſolche Gewalt und ſolche Macht über uns in die Frauensleute hineingelegt, daß ſie uns ſo um den Finger wickeln, als ſeien wir ein Tauendchen. Es iſt bald zuviel dafür, daß wir für uns nur die Körperkräfte haben.

Endlich wards mir zu kraus; ich machte ſie von mir los, hielt ſie feſt im Arm und ſperrte ihre Hände in meine Fauſt, daß ſie ſich nicht rühren konnte, und ſagte: „nun ſei vernünftig, Antje! Weiter iſt's alſo nichts?“ — „Nein,“ ſprach ſie ſchauernd und dumpf. — „Du haſt ihm nichts verſprochen und ihm nichts zu halten?“ — „So wahr mir Gott helfe, nein,“ ſtammelte ſie wieder. — „Na, was lamentirſt du denn?“ fragte ich. „Da hätt's all des Jammerns nicht bedurft. Von dem wollen wir bald los ſein; ich werde noch heut mit ihm ein Wort im Ernſte reden.“ — „O, er iſt gar kein Menſch, Wilm!“ ſagte ſie darauf. „Er iſt dir weit über, er gibt nicht in Gutem nach und in Böſem iſt es dein und mein Tod.“ — „Dummer Schnack!“ erwidert' ich. „Ich hab' ihn ſchon einmal gezwungen, und — wenn er's doch ſo weit kommen ließe, kann er noch mehr von meiner Art haben. So viel für ihn! Aber er gibt nach, glaub's nur, und ſo tröſt' dich, Antje, und geh jetzt in's Haus, es iſt kalt. Heut Abend um ſechs Uhr haben wir freien Raum.“ — „Ich ſeh dich im Leben nicht wieder,“ flüſterte ſie dumpf, und noch einmal warf ſie mir die Arme um den Hals und küßte mich, als wollte ſie nie von mir laſſen. Und dann ſchlüpfte ſie weg, ohne ein neues Wort, und war zwiſchen den Büſchen verſchwunden. Ich guckte ihr noch einen Augenblick nach und dann ging ich auch, halb verblüfft, halb luſtig, die Geſchichte von dem Emdener hatte mir das Herz leicht gemacht. Es ſchlug von dem alten Thurm grade ein Viertel nach ſechs Glocken, und es ward hell vom erſten Sonnenblick.

Da, wie ich um die Ecke am Strand biegen will, wo es zum rechten Hafendamm hinangeht, ſteht am letzten Eckpfoſten des Gartenzauns Peter in eigener Geſtalt, hat die Arme übereinander geſchlagen und ſieht mich an, — na, Teufel oder nicht Teufel, aber ich kann nicht vorbei und nicht vom Fleck. Ich bleibe ſtehen.

„Nun,“ ſprach er, „das dahinten war wohl recht angenehm, will's

glauben, es ſah wenigſtens ſo aus. Aber zuweilen kommt das Bittere nach, Wilmchen, mein Kind. Und nun habe ich dich hier ſo hübſch allein, und was meinſt du, wenn ich das Ding gleich zum Ende brächte? — Du kannſt dich dann um ſo eher drücken." Ich nahm mich zuſammen; ich wollte keinen Skandal am fremden Ort. Ich redete ihm gütlich zu. Er höhnte mich aus. Ich ſtellte ihm die Sache vor und daß das Mädchen ihm nichts verſprochen und ihn nicht möchte. Er wollte nichts hören. Er trat hart auf mich zu. „Willſt du dich drücken, dich gleich auf die Strümpfe machen und dich nie wieder ſehen laſſen, — da will ich dir die Knüffe ſchenken, du kannſt gehen." — „Hör Peter," verſetzt' ich und ward wild, „mach's nicht zu arg, Prahlhans. Du ſiehſt, ich bin verträglich, aber —" — „Ja, dann hilft's nicht," ſprach er und holte aus und ſchlug auf mich ein. Ich parirte den Streich und ſchlug mit der Fauſt zurück und traf ihn am Kopf. Und er fiel nieder wie ein Stück Holz; ich ſollt' ſagen: er ſchlug um, der Länge nach. Denn ſo war's."

Der Erzähler hatte den ganzen letzten Bericht ſchon in einem gewiſſermaßen gedrückten und gedämpften Ton vorgebracht. Nun da er ſchwieg, ſchüttelte er heftig mit dem Kopf, ließ ihn dann in die untergeſtützte Hand fallen und ſprach kein Wort.

„Nun aber, was weiter?" fragte nach einer geraumen Zeit Heinzen ziemlich drängend. — „Weiter?" wiederholte er den Kopf erhebend und den Geſellen anſehend. „Weiter? — Nichts!" — „Aber Gott verdamme dich, es muß doch weiter gegangen ſein," ſprach der Andere ungeduldig. „Was thu' ich mit ſo einem Garn ohne Ende? Was gab es weiter zwiſchen euch? Er wird da nicht ewig liegen geblieben ſein." — „Vermuthlich nein," war die Antwort. „Aber ich bin nicht ſo lange da geblieben, bis er aufſtand. Er war todt." — „Todt?" Heinzen fuhr mit einem Satz von der Erde. „Todt, wie das vorigemal in der hiſpaniſchen See oder wirklich todt?" — „Mauſetodt," ſagte Wilm eintönig. „Er zuckte mit keinem Finger mehr. Nun," fuhr er dann fort, „als ich das merkte, kriegt' ich einen fürchterlichen Schreck, halb aber ärgerte ich mich auch ebenſo fürchterlich. Denn es war ein nichtswürdiger Streich von dem Patron, da auf den kleinen Kinderſchlag ſchon alle Viere von ſich zu ſtrecken, — rein mir zum Schabernack, weiter nichts! Ich will alles vergeben in der Welt, aber das verzeih' ich dem ſchlechten Menſchen nicht, es war gar zu nichtswürdig. Wie's nun einmal war, half mir aber nicht Schreck, nicht Aerger.

Es galt mich zu ſalviren bei rechter Zeit. Bisher hatte uns noch niemand geſehen, denn die Stelle war einſam und weitab von allem Verkehr. So nahm ich denn meine Füße in die Hand und ſpazierte in Gottesnamen ins Land hinein, und weinte dabei meine blutigen Thränen. Denn daß ich ſo von der Dirne ſchied, und daß ſie recht behielt mit ihrem letzten Wort, das brach mir das Herz beinah mitten auseinander." Er fuhr ſich wieder über das linke Auge.

„Und du haſt die Dirne nie wieder geſehen, Wilm?" fragte Heinzen. — „Doch!" gab er ſchwer zur Antwort. „Aber 's wär' beſſer geweſen, ich hätte ſie nicht mehr getroffen. Ich kam damals davon und traf im nächſten Hafen einen „Engeländer," der mich an Bord nahm und hinauf an die Goldküſte ging. Vor 'n Jahrer vier kam ich dann von da drüben wieder herunter und nach Kopenhagen. Und wie ich in den erſten Laden trat, um mir 'n Ende Tabak zu kaufen, war die erſte Perſon, die ich ſah, die Antje. Ich tippte leiſe an, denn das Herz ging mir auf. Aber ſie verſtand und kannte mich nicht. Die goldenen Fingerringe und all das Fleiſch, das ſie angeſetzt, — denn ſie war ein mächtig Stück geworden, — hatten ihr Gedenken in Ketten gelegt und verſchwemmt. Da hab' ich einen Schwur gethan auf alle Weibsleute."

„Und nun, Heinzen," ſprach er nach einer Pauſe, „nun ſage mir einmal ganz von Herzen deine Meinung darüber. Ich habe mir zuweilen gedacht, ich wolle es irgend einem Paſtoren vorlegen, aber ich dachte dann wieder, daß der mir auch nichts helfen könnte und daß ein Schiffsmaat am Ende doch der beſte Hüter davon ſein würde. Alſo?" — „Ein nichtsnutziger Patron biſt du," ſagte der Andere ernſthaft. — „Ja," ſchob er mit melancholiſchem Kopfſchütteln ein, „ich bin 'n ſchlechter Kerl und tauge den Henker nichts." — „Aber in Anbetracht," fuhr Heinzen fort, „daß er dich reizte, und daß du doch am Ende ſeinen Tod nicht wollteſt und nicht für die Bärenkraft kannſt, die der Herrgott in deine Fauſt wachſen ließ, — und in Anbetracht, daß du dich doch nur ehrlich wehrteſt, ſcheint mir's, als ob du dich dabei beruhigen könnteſt und dein Gewiſſen für klar halten."

„Gott ſei gedankt, wenn das deine Herzensmeinung iſt!" meinte Wilm mit einem Seufzer. — „Und übrigens," ſetzte Heinzen hinzu und ſchob die Hände in die Hoſentaſchen, „und übrigens hat er's reichlich verdient, der Peter van Auwn; es war 'n ganz ſchlechter Patron und die

Welt verliert nichts an ihm." — „Ja," ſprach Wilm ſehr erleichtert und recht angelegentlich, „es war 'n ſchlechter Kerl. Und wie er da an dem Schlag abfuhr, es war auch nichtswürdig. Denn ſeitdem ängſtige ich mich jedesmal, wenn ich einmal recht aushole. Es iſt eine zu grauliche Empfindung, und daran iſt er auch wieder Schuld. Es war ein nichtsnutziger Geſell."

„Na, er iſt todt, ſo laß ihn liegen," ſagte Heinzen. „Aber der Aff'? Von dem hört' ich nichts mehr." — „Weiß auch nichts von ihm," entgegnete Wilm; „bei der letzten Affaire war er nicht zugegen, und ich kann nicht ſagen, ob er ſich todt gegrämt oder auch wie ich ins Land gegangen; vielleicht mag ihn auch die Antje zu ſich genommen haben. Mir iſt er nicht begegnet, denn den hätt' ich mit gutem Gewiſſen todt geſchlagen, und keine Seele gefragt, ob ich recht gethan."

„Aber ſchau, Heinzen," unterbrach er ſich und fuhr vom Sande empor. „Was iſt das — iſt das da das Boot?" Und er deutete hinaus, wo durch das milde Dunkel der Nacht und über die dunklen Wellen ein noch dunklerer Gegenſtand glitt, unhörbar ſich nähernd, getrieben durch eine unſichtbare Kraft. „Siehſt du das erſt jetzt?" fragte der Andere dagegen. „Ich ſah es ſchon drüben an der Ecke. Sie rudern aber gut, man hört keinen Schlag. Geh noch 'mal hinauf, Wilm und ſchau dich um, ob alles ſicher iſt, ſie werden gleich hier ſein." Und in demſelben Moment beinah hörte man auch ſchon, wie der Kiel des leichten Fahrzeugs in den Sand des Grundes ſchnitt, und eine gedämpfte Stimme fragte herüber: „alles wohl?" — „Alles wohl," ſprach Heinzen leiſe zurück.

Ein berühmter Name.

Skizze

von

Friedrich Gerſtäcker.

Viele Menſchen fühlen einen unbeſtimmten Drang in ſich, berühmt zu werden; manchen wird das ſchwer, andere aber ſind leicht befriedigt und halten ſich dafür, ſobald ihnen das Schickſal nur die geringſte Gelegenheit bietet, eine ſolche Vorausſetzung vor ſich ſelber zu rechtfertigen; ein kleines Ordensband hat ſolchen ſchon Thränen der Freude entlockt. Es iſt das eine Diminutiv-Gattung von Ehrgeiz, die den Beſitzer oft unendlich glücklich und ſein ſonſt vielleicht ſehr ruhig und langweilig dahin fließendes Leben wenigſtens für ihn ſelbſt intereſſant macht. In die richtige Bahn gelenkt iſt er auch nicht allein harmlos, ſondern ſogar der menſchlichen Geſellſchaft nützlich, und zwar in einem ſehr verjüngten Maßſtabe, etwa im Verhältniß der Landkarten, daſſelbe Element, was der Muttererde das Feuer in ihrem Innern, was dem Waſſer die Strömung, was der Luft und einem Bitterwaſſer-Trinker die Bewegung iſt. Dagegen aber kann eben dieſer, wenn ich ſo ſagen darf, unentwickelte Ehrgeiz, in eine falſche Bahn gelenkt, auch dem Eigenthümer gefährlich werden, und Spitzbuben und Räuber hatten nicht ſelten zu ihren nichtswürdigen Handlungen eine urſprünglich edle Triebfeder, wie man ja auch ſchmutzige Sachen in ein reines Gefäß füllen kann. Das Gefäß läutert denn freilich nicht den unedlen Stoff, ſondern wird ſelbſt beſudelt, und der alſo auf falſche Art Ehrgeizige muß zuletzt in dem natürlichen Lauf der Dinge zu Grunde gehen, oder müßte es vielmehr, da derlei Sachen auf Erden doch nicht immer ihre Erledigung finden.

Es ist wunderbar, auf welche verschiedene Art dieses gewisse Etwas in unserem Menschengeschlecht zur Blüthe kommt, und doch nur in so wenigen Fällen wirklich genießbare Früchte trägt, denn ich rede hier nicht von dem Ehrgeiz, der seine Belohnung schon darin findet, einfach und ordentlich in der Stellung seine Pflicht zu thun, die ihm sein Geschick oder Beruf angewiesen, — dieser ist mehr einem regelmäßig gepflanzten Kornfeld zu vergleichen, das zu seiner bestimmten Zeit aufschießt, blüht, Saamen trägt, in Garben gebunden und gedroschen wird, der menschlichen Gesellschaft Nahrung zu geben; Gottes Segen liegt auf ihm. Nein, ich meine hier mehr jene einzelnen wild zerstreuten Körner, die Zufall und Wind hier- und dorthin gesäet haben, und die mit einem eigenen Streben aus sich heraus die übrige Welt durch etwas Außerordentliches in Erstaunen zu setzen und ihr zu beweisen wünschen, daß sie eben keine gewöhnlichen Menschen sind, und vor allen Dingen verdienen, ihren Namen mit irgend einer ausgezeichneten Bemerkung, als der Meier oder der Schultze, auf die Nachwelt gebracht zu sehen.

Dafür, daß solche Sachen möglich sind, gibt es genug Beweise. Was für ein Lärm wird mit einem Schiller und Goethe, einem Raphael, einem Cäsar ꝛc. gemacht, warum sollen auch sie es nicht zu etwas Außerordentlichem bringen; das einzig Nöthige ist Glück, das Talent haben sie in sich, denn Gott hätte ihnen sonst nicht diesen unbestimmten Drang in die Brust gelegt. Das einzige Schwierige bei der ganzen Sache bleibt nur, den richtigen Canal zu finden, in den dieser unbestimmte Drang hineingeleitet werden muß, alles Uebrige ist Kinderspiel, die Maschinerie treibt sich von selber, denn die Kraft ist furchtbar! —

Solche Menschen werden gewöhnlich Künstler, oft aber auch Freiheits- und Religionsschwärmer, seltener Soldaten, obgleich der letztere Stand gerade der richtige für sie wäre. Uebrigens sind sie immer gefährlich: als Maler der Leinwand, als Schriftsteller den Buchhändlern, als Architekten dem Publikum überhaupt, als Religionsschwärmer den Heiden, als Freiheitshelden und Völkerbeglücker den Völkern, wenn nicht in diesem Falle etwa der Staat ebenfalls dabei interessirt wäre, die Völker vor ihnen zu schützen, — als Soldaten endlich dem Feind, und außerdem noch immer sich selber. Aber eine gewisse Achtung können wir ihnen nie versagen, und mit stiller Wehmuth denke ich noch immer eines kleinen Deutschen, den

dieſer Drang, nach vielen Kämpfen mit einem unerbittlichen, ſtets verneinenden Geſchick, zuerſt nach den vereinigten Staaten von Nordamerika trieb, wo ich ihn kennen lernte, und ihn dann in die ſtille, kühle Erde bettete.

Mein Freund hieß Uelſicht und ſchon in der Schule, wie er mir oft erzählt, hatte er nicht geruht, bis er der Erſte in jeder Klaſſe geweſen und die beſten Cenſuren ſeiner Lehrer als Siegestrophäen nach Hauſe getragen; aber dabei blieb es nicht. Er beſuchte einſt einen Freund, der Talent zum Malen hatte und hübſche Sachen zeichnen und ſkizziren konnte. Von dem Augenblick an nagte ihm ein Wurm am Herzen, daß er es ebenfalls dahin bringen müſſe, — ſein Entſchluß war im Nu gefaßt, er wollte ein berühmter Maler werden, und verwendete Jahre darauf, einem Phantom nachzuziehen. Es lag nicht in ihm; die Fertigkeit eignete er ſich an, das Mechaniſche der Kunſt; aber der Geiſt fehlte ihm, den der ſtarke Wille nicht zu erſetzen vermochte, und überdies hatte ſich auch ſchon wieder eine neue Idee ſeiner bemächtigt. Er las einen Roman, der ihn entzückte, und am nächſten Tage ſchon lehnte ſeine Palette in der Ecke und er lief hinaus in den Wald, nicht Studien an Bäumen und Büſchen zu machen, wie vordem, ſondern einen Plan auszuarbeiten für einen Roman, den er ſchreiben wollte. Dadurch mußte ſein Name berühmt werden, — ein einzelnes Bild konnte ein einzelner Menſch in den Winkel ſtellen und es war vom Erdball verſchwunden; ein Buch wurde in tauſenden von Exemplaren gedruckt und nach allen Weltgegenden verſchickt, und auf jedem ſtand ſein Name.

Natürlich verſäumte er darüber all ſeine übrigen Geſchäfte, aber das Buch wurde wirklich fertig. — Leider nur fand er keinen Buchhändler, der es ihm drucken wollte.

Als das umſonſt war, warf er ſich auf die Politik. Wenn ihn aber der Staat auch ungehindert ſeine Zeit hatte verſchwenden laſſen, Oelfarbe auf Leinwand zu verſtreichen oder Manuſkripte aufzuhäufen, ſo wurde das doch etwas anders, ſobald er an die Oeffentlichkeit trat und die ſtaatlichen Einrichtungen von unten betrachtete, die nun einmal unter jeder Bedingung von oben betrachtet ſein wollen, wenn ſie den richtigen Eindruck auf den Beſchauer hervorbringen ſollen. — Das Licht fällt wahrſcheinlich von der Seite beſſer auf das Gemälde.

Falſche Anſichten ſind aber ebenfalls ſtrafbar, und Uelſicht hatte in dieſer Sache wenigſtens noch in ſo fern Glück, als er bei Zeiten ſeinem Vaterland entkam und auf ein Bremer Schiff gelangte, das ihn im Triumph unter ruſſiſcher Flagge, — es war Jahre 1849, wo ſich die Deutſchen noch die ruſſiſche Flagge kauften, um unbeläſtigt aus dem Canal zu kommen, — nach Nordamerika hinüberführte.

Hier begann Uelſicht ein neues Leben; er warf ſich mit einem wahren Feuereifer auf die engliſche Sprache, um ihrer bald mächtig zu werden, und fing wieder, unter oft günſtigen, oft ungünſtigen Auſpizien ſeine alte Arbeit an, einen berühmten Mann aus ſich zu machen. Er widmete ſich jetzt dem Maſchinenbau, von dem er ſich ſchon in Deutſchland unter der Hand eine oberflächliche Kenntniß verſchafft, und ſuchte ſo ſeinem Namen durch irgend eine neue überraſchende Erfindung eine Glorie zu verleihen; aber die Modelle, welche er baute, wollten allein nicht arbeiten, erzwingen ließ ſich die Sache auch nicht, und er mußte ſie zuletzt in Verzweiflung wieder aufgeben, nachdem er mehr Geld hineingeſteckt als er eigentlich entbehren konnte.

Er wäre nun freilich gern wieder nach Deutſchland zurückgegangen, denn eine fatale Schwierigkeit, ſeinen Namen berühmt zu machen, zeigte ſich unter den Engländern und Amerikanern für ihn ſchon darin, daß dieſelben dieſen Namen gar nicht ausſprechen konnten. Sie haben weder ein ü, noch ein ch, und Uelſicht mußte täglich faſt die bittere Kränkung erfahren, ihn auf jede nur mögliche und unmögliche Weiſe verunſtaltet zu ſehen. Aber es blieb nicht einmal dabei. Denn das amerikaniſche Wort Dutchman, welches eigentlich Holländer bedeutet, womit der ungebildete Amerikaner aber auch, und noch dazu nur zu oft im verächtlichen Sinne den Deutſchen bezeichnet, verfolgte ihn wohin er ging, ſo daß er endlich, weil ihm nach Deutſchland die Rückkehr doch abgeſchnitten war, in Verzweiflung die weſtlichen Staaten der Union aufſuchte und dort Farmer wurde.

Hier kam er auf eine neue unglückliche Idee. Kaum hatte er ſich nämlich durch unendlichen Fleiß eine kleine Farm angelegt und fing an, die Früchte ſeiner Anſtrengungen zu ernten, als er ausfand, daß noch weiter im Weſten, in der eigentlichen Wildniß, kleine Ströme oder Plätze oft nach den Anſiedlern genannt wurden, die ſich dort zuerſt anſiedelten. Da war Potters Creek und Hillworths Slew und Ermelds Flat, — jetzt förmliche

Anſiedlungen, die den Namen des Glücklichen bekommen und — unſterblich gemacht hatten.

„Uelſichts Creek," einen ganzen Fluß nach ſich genannt, — er wußte in der That nicht, was ihm, nach einem ſelbſt entdeckten Planeten, — aber er war kein Aſtronom, — oder nach einer entdeckten Inſel, — aber er war kein Seefahrer, — lieber geweſen wäre! Auf einem Jagdzug, den er in jene Gegenden unternahm, fand er auch wirklich eine paſſende Stelle; ein kleiner Creek oder Bergſtrom, an dem ſich noch keine Seele niedergelaſſen, kam aus den Ozarkgebirgen herunter und hatte eigentlich keinen beſtimmten Namen. Die nächſten Nachbarn nannten ihn nur, um ihn wenigſtens bezeichnen zu können, die fork (Gabel), weil er ſich in einen andern, größeren ergoß; fork werden aber alle ſolche Plätze genannt, und hier zeigte ſich ihm die endliche Möglichkeit eines Erfolges.

Er verkaufte, trotz dem Abreden und den Vorſtellungen ſeiner Nachbarn Hab und Gut, packte ſeine nothwendigſten Acker- und Hausgeräthe auf einen Wagen und arbeitete ſich durch eine förmliche Wildniß endlich auf dieſen Vorpoſten der Civiliſation. Er war auch der einzige Deutſche in jener ganzen Gegend, und die Nachbarn dort, wenn man Leute, die zehn und zwanzig engliſche Meilen aus einander wohnen, überhaupt Nachbarn nennen kann, bewunderten die Ausdauer des Fremden, deſſen geheime, aber mächtige Triebfeder ſie nicht kannten, und halfen ihm, wo ſie nur konnten, bei ſeiner erſten Einrichtung in der „range." Uelſicht dagegen verſäumte nichts, ſeinen Namen unter ihnen populär und bekannt zu machen, da ja derſelbe, wie er recht gut wußte, mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Er ſchrieb an alle bald um dies, bald um das, wobei er die Briefe großentheils ſelber befördern mußte, und ſuchte ihnen bei jeder Zuſammenkunft die Ausſprache des unglücklichen Namens ſo geläufig als möglich zu machen.

Solcher Art ſäete er ſeinen Namen in die Wildniß, begoß ihn mit Whiskey, wo er nur irgend Gelegenheit dazu bekam, da eine freigebige Hand in dieſer Hinſicht in den weſtlichen Staaten manches durchſetzt, und kam endlich, als er die Sache lange und reiflich genug überdacht glaubte, mit dem offenen Vorſchlag heraus, der „Fork," die nun doch einmal nicht immer nur fork genannt werden konnte, ſeinen Namen zu geben und das kleine, klare Bergwaſſer Uelſichts Creek zu nennen.

Und warum nicht? — Kein Menſch hatte etwas dagegen; es war eigentlich eine Sache, die ſich von ſelbſt verſtand, daß der Creek den Namen des erſten Anſiedlers bekam, ja den „Nachbarn" ſogar ſelbſt bequem, eine genauere Benennung für den Platz auf ſo leichte Weiſe zu finden. Wer dort wohnte, nahm doch das eigentliche und in der That alleinige Intereſſe in Anſpruch, und wie anders hätte das Waſſer heißen ſollen, wenn nicht nach ihm, der demſelben durch ſeine Anſiedlung erſt Bedeutung verliehen?

Uelſicht ſchien in der That den Gipfel ſeiner Wünſche, das Ziel erreicht zu haben, dem er ein Lebensalter hindurch unverdroſſen und beharrlich nachgeſtrebt. Uelſichts Creek! — Wenn er einmal lange unter den grünen Eichen moderte, die er ſich ſchon zu einem beſonderen Begräbnißplatz auserſehen, wenn blühende Städte und Dörfer dieſe Thäler belebten, und Dampfeſſen zahlreicher Fabriken ihre ſchwarzen Zeichen an den blauen Himmel warfen, war ſein Andenken zwiſchen den Tauſenden nicht erloſchen; ſein Name beſtand fort, und die Chronik dieſes Diſtrikts nannte ihn einſt als leitenden Stern und ſegnete ſein Andenken. Uelſicht war jedenfalls unſterblich geworden.

Sein Name ſelber machte ihm da einen böſen Strich durch die Rechnung; der Creek bekam denſelben allerdings, das verſtand ſich von ſelbſt, aber Uelſicht hatte keine Ahnung, daß ihn ſeine Nachbarn um dem fatalen ü und ch zu entgehen, zu dem ſie ihre Zungen nun einmal nicht gewöhnen konnten, kurzweg the dutchman nannten. Ueberdies war er der einzige Deutſche in der ganzen range, wie in den weſtlichen Wäldern ein beſtimmter Jagd- oder Weidediſtrikt genannt wird, und eine Verwechslung nicht möglich. Der Creek theilte natürlich daſſelbe Schickſal; es fiel keinem der dortigen amerikaniſchen Anſiedler ein, ihre Zungen mit dem hartnäckigen Uelſicht „abzubrechen," wie ſie's nannten, und „the dutchmann's creek" hieß der Platz, wo ſich der Deutſche angeſiedelt, ſchon nach den erſten acht Tagen.

Das erſte Bewußtſein aller zertrümmerten Hoffnungen dämmerte dem ehrgeizigen Anſiedler auf, als er eben einen Brief an einen Jugendfreund nach Deutſchland beendet, und darin den Frieden und die ſtille Ruhe ſeines Gemüthes ausgeſprochen hatte, ohne einen eigentlichen Grund dafür anzu-

geben; es verſteht ſich freilich von ſelbſt, daß Uelſichts Creek, wenn auch nur nebenbei, darin erwähnt wurde.

Während er im Siegeln begriffen war, kam ein junger Burſche aus irgend einer benachbarten Range auf ſeinem Pony, die Büchſe vorn quer über den Sattelknopf, an ſeine Fenz geritten und rief nach Sitte der Backwoods das Haus an: „Hallo the house!“ — Uelſicht trat in die Thüre, ſah den Fremden und rief ihm ſein gaſtliches — „Hallo Fremder — ſteigt ab und kommt herein!“ entgegen. „I say,“ rief aber dieſer zurück, ohne der Einladung gleich Folge zu leiſten, — „iſt dies der Platz, den ſie in der Anſiedlung dutchman's creek nennen?“ — „Dutchman's creek?“ rief Uelſicht zurück, und ein eigenes fatales Gefühl zuckte ihm durch das Herz, ohne daß er eigentlich noch recht wußte, weßhalb, „nein — dies iſt Uelſichts Creek!“ — „Creek w a s?“ ſagte der Amerikaner. — „Uelſicht.“ — „Wie buchſtabirt Ihr das?“ — „U, e, l, s, i, c, h, t.“ —

„No — das iſt's nicht — Dutchman's creek ſoll der Platz heißen — wo iſt squirrel hollow?“ — „Etwa eine Meile weiter oben.“ — „Ahem — und die pine ridge?“ — „Gleich hier unterhalb.“ — „Damn it, dann bin ich doch recht,“ ſagte der Amerikaner, — „ſo iſt's mir beſchrieben, und das Dings da, was Ihr vorhin nanntet, Ulsik oder Ilsiks, wie war's? — iſt wohl Euer Name?“ — „Uelſicht,“ ſagte der Deutſche, tief aufſeufzend.

„Well, Ihr ſeid der Mann!“ rief aber der Fremde jetzt, vom Pferd ſpringend, das er an einen jungen Baum mit dem Zügel befeſtigte. Er war herübergekommen, dem Deutſchen Kühe zu verkaufen, und Uelſicht konnte nach kurzer Unterredung mit dem jungen Burſchen nicht länger im Zweifel bleiben, daß ſein Platz wirklich von den bornirten Nachbarn, die nicht einmal im Stande waren, ein fremdes Wort auszuſprechen und zu behalten, mit dem unſeligen Beinamen „Dutchman's Creek“ belegt und verdammt war.

Noch an demſelben Abend ritt er in die Anſiedlung, proteſtirte gegen die Benennung und brachte ſämmtliche geographiſche Beweiſe, daß das Land der D u t c h ein ganz anderes und keineswegs ſ e i n Vaterland ſei. — Umſonſt. Die Leute lachten und drehten die Landkarte, die er ihnen mitgebracht, nach allen Seiten herum, konnten aber keine Form hineinbringen und verſicherten ihn allerdings, Dutchman's Creek ſolle von jetzt an einzig und allein ſ e i n e n Namen bekommen. Aber es war zu ſpät, Dutchman's

Creek blieb es und heißt in der That ſo, bis auf den heutigen Tag, und Uelſicht verkaufte, als er ſich endlich nicht mehr verhehlen konnte, daß all ſeine Anſtrengungen, all ſeine Opfer umſonſt geweſen, ſeine wenigen Habſeligkeiten um einen Spottpreis an ſeine „Nachbarn“ und zog in den Wald, in dem wilden, abenteuerlichen Leben deſſelben ſeine herben Enttäuſchungen zu vergeſſen.

Dort ſah ich ihn wieder, den ich früher in Cincinnati hatte kennen lernen; aber er zog ſich von jedem noch ſo ſeltenen Umgang zurück, kränkelte, verſchmähte ſelbſt dann jede nachbarliche Hülfe und ſtarb endlich in den ungeſunden Miſſiſſippiſümpfen in ſeiner Hütte, wo ihn ein anderer Jäger fand und unter einem ſtattlichen Saſſafrasbaume begrub.

Seinen Namen hatte der aber wahrſcheinlich nie gehört, denn in jener Gegend war er nur unter ſeinem Vornamen Georg bekannt, und die kleine Lichtung, auf der früher ſeine jetzt zerfallene und von einem Waldbrand zerſtörte Hütte ſtand und ſein Grab lag, wurde ſpäter, als ich den Platz wieder beſuchte — wunderliches Verhängniß! — „the dutchman's grave“ genannt.

Pariſer Atelierbeſuche.

Aus den Briefen eines Künſtlers.

II.

Vor Ausſtellung.

Geſtern habe ich faſt den ganzen Tag in den Sälen der Kunſtausſtellung bei den eingelieferten Werken der Malerei zugebracht, von denen etwa zwei Drittheile ſchon placirt ſind. Die Skulpturen zu ſehen, war mir unmöglich, da dies wegen der Schwierigkeit, ſich unter den Gerüſten zu bewegen, noch nicht geſtattet wird. Was die Malerei anbetrifft, ſo ſind alle Nationen, wenn auch nicht vollſtändig ihrem Werthe nach, ſo doch in Andeutungen vertreten, welche mehr oder weniger ausreichend ſind. Von den deutſchen Sachen waren die Cartons von Cornelius, Kaulbach, Schnorr, Schwind u. ſ. w. noch nicht aufgehängt, und ich habe denn auch bisher von keinem Franzoſen etwas darüber gehört. Und doch werden gerade dieſe Cartons wohl die deutſche Ehre retten müſſen, da in maleriſcher Hinſicht das Uebergewicht der Franzoſen über uns ſich denn doch nicht in Abrede ſtellen läßt. Dazu kommt, was die Ausſtellung betrifft, daß ihnen ihre Mittel es erlaubt haben, alle ihre großen und bedeutenden Kunſtleiſtungen aus den Muſeen, Kirchen und Plafonds herbeizuſchaffen. Mit wenigen Ausnahmen ſind auch alle Künſtler und Kunſtrichtungen vertreten. Ingres' Bilder, welche einen eigenen Saal einnehmen, ſind noch nicht zu ſehen. Auch Horaz Vernet hat ebenfalls einen eigenen Saal erhalten, in welchem alle ſeine bedeutenden großen Bilder von Verſailles, ſo wie auch ſeine neuern Sachen ſich befinden. Von Delacroix hängen in einem enormen Raum etwa zwei Wände voll Bilder, während die noch übrigen Flächen mit den Bildern von Paul Flandrin und Henri Lehmann bedeckt ſind. Von Decamps ſah ich gegen dreißig Bilder aufgehängt, dagegen von Ary Scheffer habe ich nur ein Bild geſehen. In dem ſogenannten Salon carré oder Salon d'honneur hängen auf den vier Seiten ſich gegenüber die vier coloſſalen

Bilder: Conture, das römiſche Bacchanal; von Charles Müller die Abführung zur Guillotine während der Schreckenszeit; von Gerome die Apotheoſe des Auguſtus, und endlich Yvons Rückzug der Franzoſen aus Rußland, von welchen letzteren beiden Bildern ich Ihnen in meinem früheren Briefe genauere Mittheilungen gemacht habe. Neben dieſen befinden ſich große Bilder von Trogon, Roſa Bonheur, Chaſſeriau, Robert Fleury, Janet Lange und andern Künſtlern. Außerdem ſind noch viele Säle mit franzöſiſchen Bildern angefüllt.

Die deutſchen Bilder ſind leider nicht zuſammen aufgeſtellt. Preußen hat einen ſehr ſchönen und großen Saal, in deſſen Mitte die große Gruppe von Kiß ſteht; die Oeſterreicher habe ich nicht finden können. Die Badenſer haben einen kleinen Raum, ſind aber ſehr gut placirt. Unter ihnen drei Bilder von Knaus und eines von Winterhalter. Ihnen gegenüber befinden ſich die Schweizer. Die Hamburger haben einen kleinen Eckplatz, faſt ohne Licht, die Württemberger und Frankfurter zuſammen eine Wand, ebenſo die Baiern, die etwa fünfzig Bilder zählen.

Die Engländer ſind ſehr reich vertreten. Sie nehmen einen bedeutend langen Corridor ein. Die Belgier füllen zwei Säle, die Holländer einen. Die Dänen, Schweden, Norweger, Mexikaner und Peruaner ſind im erſten Saale placirt, wo der Eingang ſtattfindet. Die Nordamerikaner waren noch nicht geordnet. Von Piemonteſen und Spaniern ſind bisher nur wenige Bilder angekommen, und überhaupt iſt es unmöglich, vor der Vollendung der geſammten Anordnung und Aufſtellung eine präciſe und detaillirte Ueberſicht des Ganzen zu geben.

Soll ich mir eine allgemeine Bemerkung erlauben, ſo iſt es die, daß alle Nationen die Eigenthümlichkeiten ihres Volkslebens geſchildert und daher ihren eigenen Stil herausgebildet haben. Beſonders haben mich die Engländer überraſcht, die ſehr charakteriſtiſche Bilder eingeſandt haben, in denen ſich ein gewiſſes Element Boziſcher Schilderungsweiſe nicht verkennen läßt. Auch einige ſchöne Landſchaften befinden ſich unter denſelben, meiſt aber ſind es doch übertriebene Effekte oder Naturerſcheinungen, in denen ſie ſich gefallen. Schöne Thierſtücke, aber auch ſchreckliche hiſtoriſche Bilder. Die belgiſche Ausſtellung iſt in der That vorzüglich, inſofern ſie einige der Perlen des ganzen Salons in ſich ſchließt, mit den Bildern von Willems, Leys, Stevens und de Groux, von denen die letzteren beiden Scenen aus dem Volksleben mit großer Energie geſchildert haben. Willems Bilder ſind

in ihrer Art die vollendetſten. Louis Gallait hat nichts ausgeſtellt, wie man ſagt, aus Verdruß darüber, daß er im letzten Pariſer Salon zu ſtark mitgenommen iſt. De Biéfves großes Bild, „der Compromiß," macht ſich ſehr mittelmäßig. Da, wie geſagt, die Cartons der Deutſchen noch nicht aufgeſtellt ſind, ſo iſt auch ein vergleichendes Urtheil noch nicht möglich. In pittoresker Hinſicht ſtehen ſie den Franzoſen und Belgiern nach, natürlich nur den gewiſſermaßen franzöſiſchen Belgiern, zu denen eben Willems, Gallait, Stevens, Leys und andere gehören. Unter den Berlinern jedoch hält Richters Porträt und Hildebrandts Winterlandſchaft Stich, von den übrigen Deutſchen Knaus und Victor Müller. Die Baiern habe ich noch nicht genau angeſehen, doch findet ein Bild von Zimmermann unter den Künſtlern bereits viel Beifall. Unter den Schweden zeichnen ſich Höckert und Tiedemann aus.

Von den Franzoſen hat mich die große Anzahl von Delacroix' Bildern gleichſam berauſcht. Es ſind in der That die Goldminen in der Ausſtellung, wenngleich mit vielen Schlacken. In der Farbe haben dieſe Bilder etwas, das vollkommen neben Tizian und Veroneſe Platz nehmen kann. Auch unter Decamps Bildern ſind viele Edelſteine, und Ricard und Conture haben vorzügliche Bildniſſe geliefert. Unter den Landſchaften mochten die von Rouſſeau, Corot und Hervier, und unter den Thierſtücken die Arbeiten von Roſa Bonheur und Rouſſeau die bedeutendſten ſein. Unter den franzöſiſchen Deſſinateurs ſind einige Sachen von Flandrin vorzüglich, obſchon mir dieſelben im Allgemeinen nicht zuſagend ſind. Ingres Arbeiten habe ich noch nicht geſehen. Im Uebrigen bemerke ich, daß noch ſehr viele ſchöne Bilder dort ſind, die aber bei einem erſten unvollſtändigen Ueberblicke ſich ſchwer klaſſifiziren laſſen. Noch ſchwieriger wird es ſpäter ſein, bei einer eingehenden Vergleichung unſern Landsleuten gerecht zu werden, weil dieſelbe ſchon jetzt in der That faſt etwas Erdrückendes hat. Denn um nur ein Beiſpiel anzuführen, ſo ſind mir bei einem Bilde von Menzel, von dem ich immer ſehr viel hielt, und nicht mir allein, ſondern auch andern, die ſich mit mir in gleicher Lage befanden, große Schwächen erſt hier deutlich zu Tage getreten.

Ich will alſo in dieſem Briefe lieber meine in dem früheren begonnenen

Atelierbeſuche

fortſetzen, und Ihnen die Reſultate derſelben zur Charakteriſtik der neuern franzöſiſchen Malerei mittheilen.

Herrn Gleyre, gebürtig aus der franzöſiſchen Schweiz, fand ich mit mannigfaltigen und in der Erfindung ſehr geiſtreichen Bildern beſchäftigt. Gleyre iſt der Chef einer eigenen kleinen Schule, die durch ihren antiken Geiſt und die genaue archäologiſche Kenntniß des Alterthums von den Kritikern die neuhelleniſtiſche genannt worden iſt. In der Zeichnung ſehr fein empfunden, in der Farbe nicht koloriſtiſch und realiſtiſch, jedoch harmoniſch und nach Flächen modellirt, zeigen die Bilder dieſer Schule vorzüglich ein Streben nach Eigenthümlichkeit des Gegenſtandes, und opfern alles auf, um die Idee deſſelben klar auszuſprechen. Der Ausdruck der Charaktere und die Bewegungen der Figuren ſind auf's Naivſte der Natur abgelauſcht. Gleyre hat ſich vor etwa zwölf Jahren längere Zeit in Griechenland, Kleinaſien und Indien aufgehalten, ſo daß es ihm, inſpirirt durch die lebendige Anſchauung dieſer ſchönen Natur, leicht geworden iſt, das konventionell Antike in ſeinen Darſtellungen antiker Gegenſtände zu überwinden. In einem ſeiner Bilder verſetzt er uns in den hohen dunkelblauen Aether des Südens, wo die drei Parzen thronen, von denen die mittlere ſo eben im Begriff iſt, den Lebensfaden einer Neuvermählten abzuſchneiden. Dies ſagt uns der junge Amor, der ſich auf die Fußſpitzen geſtellt hat, um mit der einen Hand heranreichen zu können an das Kinn der ſtrengen Göttin, das er ſchmeichelnd zu ſtreichen ſucht, während er mit der andern Hand ihr den Myrthenkranz ſeiner Klientin hinhält. Dieſe Bewegung des Bittenden iſt reizend dargeſtellt. Der Beſchauer fühlt, daß der Beſchluß der Parze aufgeſchoben werden wird. Ein anderes Bild, betitelt l'amour lascif, zeigt eine Bacchantin auf einem Ziegenbock reitend, geführt von einem ſchelmiſchen Faunenkinde, das ſeine Freude über einen davonfliegenden Amor hat, welcher ſeine Fackel auslöſcht und mit den Händen das Geſicht verhüllt, weil ihm der Sieg über die ſchöne Bacchantin nicht gelungen. Ein drittes Bild, eine Landſchaft mit phantaſtiſchen Formen, verſetzt uns in die ſündflutliche Urzeit. Im Hintergrunde ſieht man zwiſchen zwei Felſen die Arche Noas ſchweben; die Waſſer der Sündflut haben ſich zurückgezogen und der Stamm eines Oelbaums beginnt bereits wieder einige Sproſſen zu treiben. Zwei ausgeſendete Engel ſehen das erfreuliche Zeichen, daß bald die Thüre der Arche wieder aufgethan werden könne, um die Welt von neuem mit lebendigen Weſen zu bevölkern. Man ſieht es der Landſchaft an, daß ſich der Künſtler zu den phantaſtiſchen Formen derſelben durch den Anblick der wilden Gebirgszüge an den Katarakten des Nil in Nubien hat inſpiriren

lassen. Denn das eben ist das Wesentliche in der neuern Kunst, daß durch die Leichtigkeit des Reiseverkehrs überall ein naturtreuer Realismus an die Stelle der früheren konventionellen Weise getreten ist. Glehre stellt keine Bilder mehr aus. Er ist eine Künstlernatur, die sich eigentlich in der Gegenwart unbehaglich fühlt. Er hat keinen eigentlichen Glauben an die Gegenwart und nächste Zukunft aller Kunstproduktionen, und betrachtet den einzelnen Künstler eben nur wie einen Gärtner, dem die Pflicht obliegt, den Samen der Kunst für andere günstigere Zeiten aufzubewahren.

Ein Künstler von ganz entgegengesetzter Natur, welcher der Kunst nur das Recht zuschreibt, die umgebende unmittelbare Natur und Wirklichkeit in ihrer ganzen Derbheit treulich darzustellen, ist Courbet, welcher in den letzten Jahren eben durch die krasse Excentricität seiner Kunstanschauung viel Aufsehen erregt hat. Courbet weiß sich etwas damit ein Landsmann des berühmten Socialisten Proudhon zu sein, und nimmt auch gern für sich den Titel eines socialistischen Malers in Anspruch. Sein erstes großes Bild, welches er im Salon von 1849 ausstellte, betitelt ein Dejeunée zu Ornans, seiner Vaterstadt, erregte allgemeines Aufsehen durch die ergreifende Wahrheit, wie durch die breite körperliche Auffassung; und zwar mit vollem Recht, da hier die tiefe Realität auch der Poesie nicht entbehrt und somit dem Bilde, das drei Personen in Lebensgröße in gemüthlicher Unterhaltung an einem Tische sitzend, zeigte, den Stempel einer intimen Familienschilderung aufdrückte, wie man ihr wohl in einigen Chamisso'schen Gedichten begegnet. Seit diesem seinem ersten Auftreten ist Courbet jedoch nach und nach immer weiter und weiter in die Darstellungen der trivialen Natur herabgesunken, so daß man ihm kaum noch mit Grund widersprechen kann, wenn er von sich behauptet, er suche in der Natur nur le crapuleux. Ein Bild, welches er für die große Ausstellung geliefert hat, kann dafür einen sprechenden Beweis geben. Es stellt nichts mehr und nichts minder dar als — zwei Chaussee-Arbeiter in Lebensgröße. Allein abgesehen davon, daß die Kerle nur so thun, als ob sie klopfen, und daß die dargestellte Handlung also selbst ohne alle Energie ist, so fragt sich doch am Ende, was denn damit gethan ist, wenn geflickte Jacken und schmutzige Hosen sammt Chausseestaub und Zubehör mit vollkommenster Naturtreue dargestellt werden? — Ein anderes großes Bild, ein Begräbniß zu Ornans, welches bereits die Reise nach Frankfurt und München gemacht und dabei ganz widersprechende Beurtheilungen erfahren hat, ist von der Pariser Jury zurück-

gewieſen worden, und dieſer Umſtand hat dem Künſtler ein Märtyrerbewußtſein gegeben, das nicht geeignet ſein dürfte, ihn auf einen beſſeren Weg zu leiten. Indeſſen muß ich hinzufügen, daß Courbet dennoch ein ſehr begabter Künſtler iſt, daß mehrere Landſchaften von ihm ſehr ſchön und wahr ſind und in ihren Motiven kein Streben nach Häßlichkeit verrathen. Seine Figurenbilder zeigen in ihrem Genre eine gewiſſe, nicht abzuleugnende Verwandtſchaft mit den Figuren von Bettlern, welche ich von Velasquez im Muſeum von Madrid geſehen habe, und ſchon der Vergleich mit dieſem großen Meiſter mag beweiſen, daß Courbet ein höchſt bedeutendes maleriſches Talent beſitzt. Zugleich liefert er den Beweis, daß Originalitäten in unſerer Zeit nicht ſo ſelten ſind, wie man glaubt, und daß in der Kunſt die Individualität immer mehr an die Stelle der Schule tritt.

Wieder eine ganz andere Richtung vertritt der Belgier Willems, in deſſen Atelier ich mehrere Bilder ſah, die zu den Perlen der Ausſtellung gehören werden. Dieſer Künſtler legt auf die Wahl des Gegenſtandes kein eigentliches Gewicht, macht alſo wie die alten Holländer, wie Terburg etwa, aus dem einfachſten Gegenſtande das vollendetſte Bild. Seine Bilder ſind daher faſt den beſten alten an die Seite zu ſtellen, ohne daß man bei ihm, wie das doch bei den gewöhnlichen belgiſchen Künſtlern unſerer Tage leider meiſt der Fall iſt, von bloßer Nachahmung reden könnte. Die Mittel, deren ſich Willems zur Erreichung ſeines Zweckes bedient, ſind ſehr einfach, aber ſo verdeckt, daß es genußreich und belehrend iſt, ihnen nachzuforſchen. Das eine ſeiner neuen Bilder zeigt uns zwei Damen in einem Kaufmannsladen des ſiebenzehnten Jahrhunderts, vor denen ſchöne ſeidene Stoffe ausgebreitet liegen. Die eine der Damen ſitzt vor der Ladendecke auf einem Stuhl, hinter dem ein ſchöner Cavalier ſteht, der den Stoffen wenig Aufmerkſamkeit ſchenkt; der andern Dame, welche mit dem Kaufmann im Geſpräch begriffen iſt, präſentirt ein Diener einen Stuhl, während ein anderer im Hintergrunde Waaren hervorlangt. Die Handlung iſt ebenſo einfach wie lebensvoll dargeſtellt, aus dem Laden iſt keine Plunderbude gemacht, die ausgebreiteten Stoffe ſind in Mäßigkeit und gebührender Unterordnung angebracht. Aber alles in dem Bilde iſt vollendet. Nichts kleinlich und penibel ausgeführt, wie etwa in Meierheims Bildern, und man begreift es, daß die Kunſtliebhaber die Arbeiten dieſes Meiſters mit Gold aufwiegen. Ein anderes Bild zeigt einfach nur eine Dame, die ſich im Spiegel betrachtend ihr Haar ordnet. Obſchon man die Figur nur von der Rückſeite ſieht,

ſo iſt ſie doch von einer ſolchen Schönheit, daß man wünſchen müßte, ſie möchte ſich umdrehen, wenn nicht der Spiegel ſchon ihr Antlitz ſehen ließe. Willems, der vor zwei Jahren in Folge ſeiner ausgeſtellten Bilder dekorirt wurde, gilt ſeitdem mit Recht als der vollendetſte Maler ſeines Genres, und es iſt kein ungünſtiges Omen, daß der noch junge, ſehr ſchöne Mann in ſeinen Geſichtszügen auffallende Aehnlichkeit mit Rubens hat.

Wandern wir jetzt noch durch die Ateliers einiger deutſcher Künſtler, die ſich ſeit längerer Zeit in Paris aufhalten, um von der Fülle aller der Mittel zu profitiren, welche dieſe Weltſtadt für die künſtleriſche Ausbildung darbietet. Da iſt zunächſt der Maler Henneberg aus Braunſchweig. Begabt mit entſchiedenem Talent für die lebhaft bewegte Natur, ſucht er eben deßhalb die Motive zu ſeinen Bildern am liebſten im Getümmel von Roſſen und Reitern. Ich fand ihn arbeitend an einem großen Bilde, „die wilde Jagd.“ Es iſt nicht etwa die wilde Jagd der Ballade gemeint, vielmehr hat ſeine realiſtiſche Natur den Künſtler darauf geleitet, einen großen Jagdzug im Coſtum des vierzehnten Jahrhunderts darzuſtellen, der über Berg und Thal dahin braust, einem fliehenden Hirſche nachzujagen, welcher ſoeben durch ein reifendes Getreidefeld flieht. Vergebens werfen ſich arme Bauern mit verzweiflungsvollem Flehen um Schonung ihrer Ernte dem Zuge entgegen; was gilt der Jammerſchrei niederer Knechte, dieſen von Jagdluſt entflammten ſtolzen, fürſtlichen Reitern! Die wilden Gruppen der Jäger, — auch ſchöne Amazonen befinden ſich unter ihnen, — ſind von höchſt lebensvoller und charakteriſtiſcher Zeichnung, der Effekt und die Farbe phantaſtiſch, die Wirklichkeit energiſch, aber nicht kleinlich nachgeahmt. Das Format des Bildes iſt lang und niedrig. Entſpricht die vollendete Durchführung der glücklichen Erfindung, ſo wird das Werk nicht verfehlen, dem Künſtler einen verdienten Ruf zu erwerben.

Zwei vielverſprechende junge Künſtler ſind ferner die Brüder Louis und Guſtav Spangenberg aus Hamburg. Der erſtere hat ſich für ſeine Landſchaften beſonders die ſüdliche Natur Frankreichs gewählt. Ich fand in ſeinem Atelier eine ſoeben vollendete, überaus heitere Landſchaft mit den graziöſen Bergformen der Küſten des mittelländiſchen Meeres im Hintergrunde, während überaus ſchön geformte Pinien den Vorgrund bilden. Ein Landmann ſucht mit ſeinem Eſelchen, das er vor ſich hertreibt, Ruhe in dem erquicklichen Schatten der Pinien. Die Farbe des Bildes iſt wahr und kräftig, und das Ganze ſehr körperlich und breit gemalt. Guſtav Span-

genberg, welcher ebenfalls alljährlich auf einige Monate ſeine Studien in San Raphael, einem Dorfe am mittelländiſchen Meere macht, iſt ein Genremaler ganz eigener Art, wie Sie ſogleich aus ſeinem neueſten Bilde humoriſtiſch-idylliſchen Inhalts erſehen werden, welches er „der letzte Faun" betitelt hat. Eine Bauernfamilie hat im tiefen Walde einen Faun eingefangen und ihn genöthigt, ein im Walde zuſammen geleſenes Bündel Holz ſich aufzupacken, um es für ſie nach Hauſe zu tragen, während bellende Hunde und neckende Kinder das letzte Exemplar des geſunkenen Halbmenſchen umſpringen.

Willich aus Baden, von welchem auf der letzten Berliner Ausſtellung ein Zigeunermädchen mit einer Eidechſe ſpielend zu ſehen war, hat wiederum mehrere Zigeunerſcenen angefangen, und einige Stillleben, Haſen, Beccaſinen, wilde Enten u. ſ. w. vollendet.

Maron aus Berlin hat für den Kunſthändler Goupil eine Reiſe in die Schweiz gemacht und iſt mit ſehr vielen wohlgelungenen Zeichnungen: Coſtumen, Landſchaften, Volksſcenen, Interieurs u. ſ. w. zur Herausgabe eines Werkes in Lithographieen zurückgekehrt.

Dieſſeits und jenſeits der deutſchen Alpen.

Wanderſkizzen

von

Friedrich Lampert.

III. Von Venedig bis Trient.

In früherer Stunde, als man ſonſt in Venedig aufzuſtehen pflegt, durchgondelten wir zum letztenmal den Canal grande; wieder jagte der Zug über die Rieſenbrücke, und raſch war Meer und Stadt verſchwunden, wie ein Traumbild gekommen, gegangen. Eine in jeder Fußbreite bebaute, mit aller Ueppigkeit des Südens geſchmückte, aber außer der reichen Vegetation dem Auge wenig bietende Ebene hatte uns aufgenommen; an kleinen unbedeutenden Stationen flogen wir vorüber, bei einer ſahen wir Heine's geliebten Fluß, die Brenta. Die erſte Stunde der Fahrt war zu Ende und für uns der erſte Aufenthalt gekommen: Padua. Unſer lieber norwegiſcher Wandergefährte, der nun vom Großglockner an Leid und Freude mit uns getheilt hatte, ſchied hier von uns; er eilte heimwärts. Wie verloren wir ihn ſo ungern! Nun ſind wir weit, recht weit auseinander, aber unſere Gedanken fliegen doch manchmal zuſammen, um mit einander zu plaudern von den gemeinſamen goldenen Tagen an den Ufern der Möll und der Piave und dem Geſtade der Adria.

Wir verſchmähten die Fiacres und Omnibus am Bahnhof und zogen, wie es ſich für ci-devant Studenten geziemte, in die alte, hochberühmte Univerſitätsſtadt hübſch beſcheiden zu Fuß ein. Daß dieſe Stadt nicht von geſtern her iſt und ihre Geſchichte etwas in grauer Alterthumsferne zu ſpielen anfängt, hätten wir, wenn wir auch nicht ſo trefflich in den Annalen der alma mater Patavinensis beſchlagen geweſen wären, gleich aus den alterthümlichen, hohen Häuſern, den engen Straßen, dem etwas italieniſch

philiſtermäßigen Ausſehen der Stadt herausgeleſen. In den Straßen, welche größtentheils von Arkaden eingefaßt ſind, ging es recht lebhaft zu, zwar weniger von den Zöglingen der Hochſchule, denn ſolche waren der Mehrzahl nach ſchon in die Ferien ausgeflogen, aber von allerlei Volk aus Stadt und Land, das der Sonntag hin und her trieb. Die maleriſchen Trachten der Landbewohner, die mit Weib und Kind auf dem zweirädrigen, von Maulthieren gezogenen Wagen zum Thor hereingefahren kamen, wechſelten originell mit der eleganten Feiertagtoilette, in der die Paduanerinnen zur Kirche ſchwebten. Paduas Frauen ſcheinen von der Schönheitsſonne Italiens beſonders freundlich angelächelt zu werden, denn ich habe faſt nicht Ein häßliches Geſicht geſehen, im Gegentheil eine wahre Schönheitsgallerie zogen jene Kirchgängerinnen an uns vorüber. Wir folgten ihnen und dem Glockenruf: der erſte Gang von dem prachtvollen Café Pedrocchi mit ſeinen Marmorſälen und Säulenhallen galt der Kirche des heiligen Antonius. Auch wenn man von Venedigs Kirchen kommt, muß man die Paduas und vor allen die des heiligen Antonius erhaben, würdevoll, vollendet finden. Es war gerade Hochamt; an allen Altären faſt celebrirten Prieſter; überall knieten in die reizenden, weißen, Kopf und Schultern überwallenden Schleier gehüllte Beterinnen — und dieſes reiche, lebendige Innenbild der Kirche, noch dazu in der ſtreitenden Beleuchtung des Kerzen- und Sonnenlichtes, feſſelte faſt mehr und dauernder als Sanſovino's Hautreliefs in der Kapelle del Santo.

Von der Kirche hatten wir nicht weit zum botaniſchen Garten, bekanntlich dem älteſten Europas. Wir hatten Grüße an ſeinen Director auszurichten; da aber il Signor professore noch im Schlummer lag, begnügten wir uns, unſere Karten abzugeben, und wanderten mit dem gefälligen Aufſeher durch die reichhaltigen Gänge und Anlagen. Von den höchſten Bäumen, worunter namentlich prächtige Coniferen, bis zu den kleinſten Flechten findet alles ſeine Vertretung. An einen Baum, eine Palme („Palma di Göthe") knüpft ſich Göthe's erlauchter Name.

Von hier kamen wir zu der ſchon von weitem durch ihre edlen Verhältniſſe auffallenden Kirche der Santa Giuſtina, deren Inneres ebenfalls auf Herz und Gemüth äußerſt wohlthuend und anregend wirkt, in deren Nähe die Straße nach Arqua, Petrarca's Gebnrtsſtätte führt, vor der der große Prato della valle liegt, das originellſte Album ihrer cives academici, das eine Univerſität beſitzt, — der kreisrunde Raſenplatz, den Marmor-

balluſtraden und eine Doppelreihe von Standbildern umgeben, in welch letzteren alle berühmten auditores Patavini uns entgegentreten. Sobieski, Stephan Bathori, Savonarola, Taſſo, Petrarca, Gallilei reden da von alter Zeiten Ruhm und Herrlichkeit. Daſſelbe, und jedenfalls noch eigenthümlicher, thun in den Hallen des Univerſitätsgebäudes die vielen Wappen und Ehrenzeichen der verſchiedenen Landsmannſchaften, die hier einſtens ihr Weſen getrieben. Am ſchwarzen Brett ſtanden tout comme chez nous die Vorleſungen u. ſ. w. angeſchlagen. Wie viel Studenten ſich jetzt unter dieſen Hallen bewegen, weiß ich nicht, aber jedenfalls liegen die Jahre, da es 16,000 geweſen, ſehr weit dahinten. — Von dem Denkmal der geiſtigen Größe Paduas wandten wir uns zu dem ſeiner weltlichen, zu dem Palazzo della Ragione — Juſtizpalaſt, in dem das zwölfte Jahrhundert den größten Saal vielleicht auf der Erde ohne Stützen und Säulen erbaute, welchen Giotto's Meiſterhand mit Fresken ausgeſchmückt hat. — Nur die Auguſtinerkirche agli Eremitani mit den prächtigen Fresken von Mantegna und dem Denkmal des Prinzen Wilhelm von Oranien von Canova blieb uns noch zu beſichtigen übrig, und wir waren mit Padua's Merkwürdigkeiten fertig. Die Stadt, zu der ſonſt Tauſende ſtrömten, um Jahre des Sammelns und Forſchens in ihr zu verleben, verläßt jetzt der flüchtige Wanderer in wenigen Stunden.

Vom Bahnhof hat man noch einen recht ſchönen Rückblick auf Padua; die Landſchaft, durch die nun die Bahn führt, wird faſt noch reicher als ſie bisher geweſen, jedenfalls belebter; die Ebene bekommt wohlthuende Begrenzungen, namentlich treten die euganeiſchen Hügel freundlich heran; Olivengärten und unabſehbare Rebenfelder ſtreiten ſich um den Beſitz des herrlichen Bodens; auf den Höhen erſcheinen in großer Anzahl für uns größtentheils namenloſe, theils verfallene, theils das glänzende Gepräge der Neuzeit tragende Burgen und Schlöſſer; zur Rechten läßt uns das imponirende Vicenza, Palladios kunſtgeſchmückte Stadt, ſchmerzlich bedauern, daß wir nicht anhalten und all ſeine gerühmten Bauten mit Muße beſchauen können. Ja, wenn uns überall zu bleiben vergönnt geweſen wäre, wo uns Luſt und Neigung ein Halt zuriefen, wir wären wohl noch nicht daheim, denn dann hätte uns auch Verona länger gefeſſelt, als nur zwei halbe Tage, — und dies ſchöne, ſtolze Verona lag jetzt, wo die Bahn plötzlich eine Kurve machte, überraſchend und aus ſeinem Thale heraufgrüßend vor uns. Man ſagte uns öfter, wir hätten unſern Reiſeplan falſch angelegt,

wir hätten Verona vor Venedig ſehen ſollen, denn nach dieſem könne jenes unmöglich mehr gefallen. Das war nun wieder ſo ein überall Vergleichenwollen, und das gehört ſich eben einmal nicht, wenn man Genuß vom Reiſen haben will. Da muß man jedem gerecht werden. Und wem fiele das nicht leicht bei dieſem reichen, mächtigen Verona mit dem wunderbaren Gemiſch von Alterthum, Mittelalter und Gegenwart, das es in Straßen und Gebäuden zur Schau trägt, mit dem zauberiſchen Reize einer ſich überall dicht an die Stadt heran und in ſie hinein drängenden lachenden Natur, mit den gewaltigen Erinnerungen, die, Geiſt und Herz nach allen Seiten anregend, hier unwiderſtehlich auf uns einſtürmen! Nein, man mag kommen, woher man will, Verona zum Willkomm oder Abſchied Italiens nehmen, man muß es bewundern, liebgewinnen.

Unſere erſten Schritte — und darin wird es uns wohl jedermann nachthun, — lenkten ſich natürlich zu Veronas größtem, denkwürdigſtem Monument, zum Amphitheater. Wie ſteht der Rieſenbau ſo koloſſal und majeſtätiſch da, ſo mächtig und in unerreichbarer Größe ſich abhebend von den ihn umgebenden Schöpfungen einer ſpätern Zeit, ſo unverſtanden, ſeiner Iſolirtheit bewußt, auf ein ſo ganz anders gewordenes Geſchlecht herabſehend. Es mag von ergreifendem Eindruck ſein und zu den ernſteſten Betrachtungen führen, allein und von niemand geſtört, an dieſer Stätte längſt erſtorbenen Lebens zu weilen, die Schatten einer großen Vergangenheit an ſich vorüberziehen zu laſſen, — aber es hat gewiß auch ſein Eigenthümliches, dieſen ungeheuren Raum belebt zu ſehen, wenn gleich hunderte von Menſchen hier faſt dem Auge noch entſchwinden. So fanden wir's; in Mitte der Arena war eine luftige Sommerbühne aufgeſchlagen, um drei Kreuzer bekam man Eintritt; das Stück hatte ſchon begonnen und ſchien in der erſten Scene gleich einen ſehr langweiligen Verlauf nehmen zu wollen — und auf den Marmorſtufen, wo ſonſt das alte Volk den blutigen Scenen frohlockend zuſah, die da drunten auf dem gerötheten Sande abgeſpielt wurden, ſaß nun das junge zahme Italien, begnügte ſich mit ſehr wenig Aufregung und klatſchte anſtatt den Gladiatoren einem im ſpaniſchen Coſtum ſteckenden, auf und ab polternden Liebhaber und einer ſteifen, häßlichen Primadonna zu. — Wie lag, als wir auf der oberſten Stufe der Arena herumgingen, die Stadt ſo ſchön und lieblich vor uns ausgebreitet, wie glänzte das Silberband der Etſch, wie ſchaute ſo trotzig das Caſtell dort herab, wie grünten da drüben ſo friſch und lockend die Cypreſſen des

Gartens Giusti! Wohin ſollten wir uns nun zunächſt wenden? Von einem Todten findet ſich leicht der Weg zu den andern; vom Amphitheater, dieſer großen Leiche der alten, geht man am beſten zum Campo Santo, dem Leichenfeld der neuen Zeit; wenn man zuvor da geſtanden hat, wo einſt die treuen Bekenner des Chriſtenthums ein Schauſpiel nicht nur den Menſchen, ſondern auch „den Engeln" waren, findet man das beſte Verſtändniß für den ſtillen Ort, wo alle den Schlaf des Friedens ſchlafen, welche ausgerungen und überwunden haben.

Der Friedhof von Verona gehört zu den ergreifendſten Kirchhofbildern, die ich kenne. Ich wüßte ihm nichts an die Seite zu ſtellen. Ein langer Gang von Cypreſſen und Trauerweiden führt zu den vier großen, eiſernen Thoren des Cimitero. Man tritt in ein ungeheures Viereck ein, das eine doriſche Säulenhalle umzieht. An jeder Ecke erheben ſich hohe Kuppeln, unter welchen Altäre ſich befinden; den Thoren gegenüber baut ſich die große, in prachtvollem Stil gehaltene Grabeskirche auf, deren Portal die Inſchrift: piis lacrymis trägt. In den Arkaden ſind die eigentlichen Grüfte; in goldenen Buchſtaben ſind auf den weißen Marmorplatten Namen auf Namen zu leſen, für uns ſo gleichgültig, für die, die ſie da hingeſchrieben haben, ein Gegenſtand ſteten ſchmerzlichen Gedenkens. Auf dem von der Säulenhalle umſchloſſenen Raum, einem öden Grasplatze, reihen ſich Gräber an Gräber, ohne Kreuzes- ohne jeglichen Blumenſchmuck. Nicht Eine Blume in dem ganzen weiten Todtenfeld, nur die nackte, kahle Erde. Von dem Verſöhnungshauch, der auf den Blumenhügeln des Frankfurter Friedhofs oder in den Leichenäckern von St. Peter in Salzburg weht, iſt hier nichts zu verſpüren; da tritt einem der Tod in ſeinem ganzen, ſtarren, unerbittlichen, ſtrengen Ernſte entgegen; es liegt eine Erhabenheit einziger Art auf dieſen Räumen, aber eine, die uns mit Schauer erfüllt. Und dieſes Gefühls kann man ſelbſt nicht beim Eintritt in die Grabeskirche los werden; das Halbdunkel, welches die weihrauchdurchdufteten Hallen umhüllte, die wenigen Kerzen, welche auf dem Altar brannten, die Mönche in der dunklen Ordenstracht, die trauernden Frauen, die hier und dort knieten, — das wirkte auch faſt beängſtigend, und trieb uns wieder hinaus an den friſchen Sonnenſchein, der eben in den letzten Gluten die hohen Cypreſſenwipfel umflimmerte.

Noch ſchöner aber ſpiegelte er ſich in den klaren, raſch dahinwogenden Fluten der Etſch, an deren Ufer wir vom Cimitero aus zurück gelangten.

Das war ſie alſo nun die muntere, vielgewanderte, vielbeſungene Adige, die wir zum erſtenmal zu ſehen das Vergnügen hatten, und welche nun bald auf einige Zeit unſere unzertrennliche Reiſegefährtin werden ſollte; denn von Verona bis zur Malſer Heide iſt ein ziemlich weiter Weg, und ſo lange, alſo faſt ihren ganzen Lebenslauf entlang, hatten wir es mit der Etſch zu thun. Sie durchſchneidet Verona in einem ſolchen Bogen, daß ſie faſt die größte Hälfte der Stadt in dieſe Biegung hineinnimmt; die Häuſer, welche man namentlich von einigen Brücken, wie von Ponte nuovo, in den Fluß gehen ſieht, ſind alterthümlich, und haben mich eigenthümlich an Venedig, aber auch ein wenig an das heimatliche Nürnberg erinnert. Durch die ſonntäglich belebten Straßen fanden wir uns auf die Piazza dei Signori, deren Marmorquadrat von merkwürdigen, mittelalterlichen Gebäuden umzogen iſt, worunter vor allen das Rathhaus ſich aushebt. Ein ſo buntes, tolles Treiben war hier freilich nicht um uns, wie es am Abend zuvor noch auf dem Marcusplatz uns umbrandet hatte; allein in und außer dem Kaffeehauſe, vor welchem wir Platz genommen hatten, ging es doch immer recht laut und lebhaft her; Fremde und Einheimiſche freuten ſich des lauen Sommerabends, ſogar für muſikaliſchen Genuß war geſorgt, indem Geſang und Harfenklang gegen oftmals herumgereichtes Notenblatt unbarmherzig neben uns erſcholl.

Am Morgen galt es noch einen größeren, umfaſſenderen Umlauf in Verona, denn hatten wir auch ſeine bedeutendſten Denkmale geſehen, ſo war uns doch noch viel und Schönes übrig. Darum boten wir der Arena den Morgengruß, wandten uns dann von der Piazza Bra die lange, breite Straße rechts hinauf, kamen dort an das alte Caſtell, einem tüchtigen Mauerwerk, wo eine Brücke mit weitgeſprengten Bogen und prächtiger Ausſicht über die Etſch geht, jetzt aber verſchloſſen war, ſahen auch den Palaſt Canoſſa, und gaben dann auch ein beſcheidenes unmaßgebliches Urtheil ab über die Porta Borſari oder den Triumphbogen des Kaiſers Gallienus und ſeinen Urſprung, von welchem Bauwerk mit ſeinen zwei Arkaden und auf korinthiſchen Säulen ruhenden Giebeln die Gelehrten bekanntlich noch nicht recht wiſſen, ob ſie es beſagtem Kaiſer Gallienus zuſchreiben dürfen, oder ob es nur ein ſimples Thor der alten Stadtmauer iſt. Es wollte mir auch ein Nobile der Stadt Verona, der da herum dämmerte, lange und gelehrte Erklärungen machen, aber ich habe nicht viel davon verſtanden und alles wieder vergeſſen. — Als die ſchönſte der über die Etſch

führenden Brücken erſchien mir die della Pietra, nicht ſowohl wegen ihres grauen Alters, — ſie hat noch zwei altrömiſche Bogen und iſt noch dieſelbe, über die einſt Dietrich von Bern vom Burgberg herab in die Stadt geritten, — als vielmehr wegen des reichen Blickes, der ſich von ihr auf das gegenüber liegende Etſchufer erſchließt. Auf dem Berge thront da das alte Caſtell San Pietro, alte und neue Befeſtigungen durch einander gemiſcht, und Lorbeer, Akazien und Cypreſſen umgrünen beide. Die Fortſetzung des Burgberges zeigt Garten an Garten, Villa an Villa. Einem dieſer Gärten galt unſer Beſuch, dem weit über Verona hinaus berühmten Giardino Giuſti.

Was man ſich von der italieniſchen Pflanzen- und Blumenwelt träumt, umblüht und umduftet einen hier in üppigſter Wirklichkeit. Von den Mauern hängen in langen Guirlanden Ranken an Ranken, Schlingungen von wildem Wein und prachtvollem Epheu; Lorbeer- und Akazienhecken, Oleander und Granatbüſche, Orangen und Citronen, nicht in den dummen Kübeln, ſondern hoch und kräftig frei wachſend; aber das Schönſte im Garten ſind ſeine mächtigen, großen Cypreſſen, die vielleicht unübertroffen ſind und ihr Leben nach Jahrhunderten zählen. Oben auf der höchſten der am Berg ſich hinaufziehenden Terraſſen vergißt man faſt das reizende Gartenbild über dem Landſchaftsbild, das in weitem, ausgedehntem Rahmen vor uns aufgeſtellt iſt. Zunächſt Veronas Häuſermeer, in ſeinem großartigen Eindruck vielleicht einzig dadurch beeinträchtigt, daß gar zu wenig charakteriſtiſche, bedeutende Thürme ſich herausheben; dann über die Stadt hinweg die weite lombardiſche Ebene, im Süden die Berge von Modena, — im Weſten, nach der Richtung hin, wo Julia's Auge ihrem verbannten Romeo folgte, Mantua, die Hügelkette von Piemont den Horizont begrenzend, die Kirchthürme von San Lucia und San Maſſimo, Sommacompagna, Cuſtozza, das Schlachtfeld, auf dem ſo heiß und ritterlich gekämpft wurde, — im Norden nach Brescia hin, die ſchneebedeckte Kette der Alpen. Es war ſchwer, da loszukommen, allein die Stunden flogen.

Wir hatten noch gar keine Kirchen geſehen, da mußte denn nun vor allen der Dom ſein hohes, prächtiges Portal uns öffnen, in deſſen Blenden Olivier und Roland mit ſeinem guten Schwert Durindarde Wache halten, auch außer ihnen Karls des Großen Mutter und Gemahlin in Stein ausgehauen zu ſehen ſind. In erhabener Einfachheit prägt ſich die Kathedrale der Erinnerung tief ein, und ſo in ihr der Altar der Cartolari, denn auf

ihm iſt eine Mariä Himmelfahrt von Tizian. Wie die Jünger ſo trauernd und verwundert in das leere Grab ſchauen, wie die Jungfrau ſo ſelig, verklärt zur Verklärung aufſchwebt! Die Baſilika San Zenone und San Anaſtaſia dürfen auch mit gutem Recht in der Reihe der ſchönſten, würdevollſten italieniſchen Kirchen ſtehen. — Ueber die belebteſten Plätze, die Piazza d'herbe, wo Stadt und Land im bunteſten Marktgewühl ſich zuſammenfand, und die Piazza dei Signori, nebenbei auch die Monumente der Scaliger beſehend, nahten wir dem Ende unſerer Veroneſer Umſchau. Wie durfte ſie beſchloſſen werden, ohne daß ich wenigſtens Ein ſichtbares Zeichen aus dem „Märchen von Verona," eine einzige antike Illuſtration zu dem „Hohenlied der Liebe" geſehen hätte. Am Sarge Julia's über den Untergang alles Süßen und Schönen traurige Betrachtungen anzuſtellen, dazu hatte ich keine Zeit mehr, alſo ließ ich den Sarkophag im alten Kloſtergarten des heiligen Franziskus unbeſucht und ging nur noch zu Juliettas Haus, an dem der zur Stunde noch da hängende rothe Hut der Capuletti es ſagt, daß man vor dem rechten ſtehe. Alles verfallen, wenn gleich bewohnt; es iſt ein Wirthshaus geworden; weiß Gott, was jetzt in dem Saale getrieben wird, wo einſt Romeo die Geliebte zum erſtenmal ſah. So hatte ich denn auch der Romantik mein Opfer gebracht, es war nun nur noch das für den Oberkellner in der colomba d'oro zu leiſten, und unſere Zeit für Verona war abgelaufen. Der Omnibus führte uns durch das großartige, mit ſeinen dicken Marmorſäulen aus dem Graben aufſteigende neue Thor nach dem Bahnhof der Porta nuova. Von dem hatten wir weiter zu reiſen, während wir geſtern an der Porta Vescova angekommen waren.

Der Zug, welcher uns zum letzten Abſchiedsblicke auf Verona's Herrlichkeit nöthigte, ließ lange auf ſich warten. Es wäre uns lieb geweſen, er hätte uns auch etwas langſamer durch dies Gartenland am Fuß der Alpen geführt; denn wenn uns auch der liebe Gardaſee nicht früh genug kommen konnte, ſo war doch Peſchiera recht gut zu erwarten, wo uns die freudige Ausſicht eines vielſtündigen Aufenthaltes lächelte. Und Peſchiera mag eine recht gute, tapfere Feſtung ſein, aber es iſt dabei ein ausgeſucht häßlicher, ſchmutziger, nicht die geringſte Annehmlichkeit bietender Ort, und wie klein! Kaum iſt man mit einem Fuß drinnen, ſo iſt man auch ſchon wieder mit dem andern draußen! Genöthigt iſt niemand, das Innere der Feſtungswälle zu betreten, indem das reiſende Publikum in einem ſehr einfachen Gebäude am Ufer, beim Ausfluß des Mincio aus dem Gardaſee, Unterkommen und dürftige

Reſtauration findet. Man iſt bei ſolchen nächſten Umgebungen froh, den herrlichen Vordergrund zu haben und immer anzuſchauen und Herz und Aug daran zu weiden. — Viel vom See können wir hier noch nicht überſchauen, aber was wir ſehen, iſt hinreißend ſchön. Die Hauptpunkte ſind hier im Südweſt die lange, ſchmale Landzunge Sirmione, „peninsularum insularumque ocellus,“ und im Oſten der Baldusberg und das von ihm ſich abdachende, weit in die See hineinragende Cap San Vigilio, um welches die Waſſerbahn, dem Aug entſchwindend, nach Norden herumbiegt. Dort im Norden ſteigen hoch und ernſt die Alpen empor, uns die Richtung unſerer Fahrt bezeichnend. Wie vor alten Zeiten, da Virgil von ihm ſang, ſtürmt und tobt der Lago di Garda auch heutzutage noch recht gern und oft. Aber diesmal war er faſt ganz ſtill, die Wogen ſchlugen ganz leis an das flache Ufer, wir hatten eine ungetrübte Fahrt zu erwarten.

Die Warteſtunden waren endlich vergangen, man ſah den Dampfer leicht und zierlich von Riva heranſchwimmen; er fuhr ziemlich weit in den Mincio herein, lud ſeine Paſſagiere, die nun dem gelobten Lande zupilgerten, von dem wir ſchieden, aus und uns dafür ein, und rauſchte bald wieder ſeinen gewohnten Weg zurück. Ich bitte meine lieben Leſer, mit mir auf dem Verdecke des eleganten, von einem Offizier der k. k. Marine geführten Dampfbootes Platz zu nehmen, ſich nicht um die Geſellſchaft zu bekümmern, welche aus zwei ſuffiſanten Damen, deren Kammerkätzchen, einem aufdringlichen, den Blaſirten ſpielenden Religionsprofeſſor, einem ſpitzbärtigen Kapuziner, etwelchen Studioſen und anderweitigen Statiſten beſteht, und nun die Wunder des Gardaſees an ſich vorüberziehen zu laſſen. Wie theilen ſich die tiefblauen Wogen vor dem ſcharf einſchaufelnden Rade, das gleichſam blaue Feuerfurchen zieht. Und wenn ihr hineingeſchaut habt in die wunderbare Waſſertiefe, dann blickt auch hinauf zum Himmel über euch, der mit dem ganzen Zauber des Südens ſich über dieſe Paradieſesflut wölbt, und dann ſeht hinüber an die Geſtade zur Rechten und Linken. Anfangs ſind ſie noch eben, an das lombardiſche Flachland angrenzend, aber bald kommen die Berge daher; dort tritt ſchon der ſtrenge, kahle Monte Baldo hervor. Noch ſind wir wenige Minuten vom Ufer abgeſtoßen, ſo können wir ſchon die Dörfer und Villen nicht mehr zählen, die namentlich am öſtlichen Geſtade aus den Obſt-, Oliven-, Feigenwäldern und Rebengeländen auftauchen; das einzige merken wir beſonders, das Garda heißt, das alte Garden mit ſeinen Melodieen vom deutſchen Heldenlied. Nun

können wir Sermione deutlich betrachten, und genau die Trümmer des Landhauſes Catulls erkennen; weht es nicht wie Liedergruß herüber? ſpricht es nicht wie in Geiſtertönen von Cäſar, Carolus Magnus und Friedrich dem zweiten Hohenſtaufen? — Dort im Südweſten liegt Deſenzano, tief in der Bucht links ſchimmert dann aus ſeinem Citronenwald Salo hervor, bald kommt Maderno, und wir haben die Hesperiden-Pflanzungen des Sees ſchon dicht vor uns. Zwiſchen und hinter langen Reihen von Marmorterraſſen ſtehen dicht gedrängt, bunt unter einander gemiſcht Orange und Citrone, Olive und Feige, Maulbeer und Rebe. Erſtere beiden haben jedoch auf dem weſtlichen Ufer entſchieden die Oberhand, der Abſtand des friſchen, hellen oder dunklen Grüns von den blendend weißen Marmorquadern iſt zauberiſch ſchön. Die Ebene hat ſich vom See zurückgezogen, auf beiden Seiten treten hohe, ſteile Berge beengend heran, die im Oſten in der Höhe kahl, am Fuße aber reich bepflanzt. Im Weſten ſteigen die Gärten hoch an den Abhang hinauf; bald ſenken ſie ſich ſchroff, keinen Pfad mehr geſtattend, in die Flut, bald geben ſie wieder blühenden, ſchmucken Städten und Dörfern Raum.

Die eigentlichen Perlen der Uferorte ſind Gargnano und Limone. Wie die aus ihrer faſt undurchdringlichen Wildniß von Limonen und Oliven einem in das Herz hineinſehen, daß man kaum das Gefühl bemeiſtern kann, welches uns lockt und treibt, hier zu bleiben, zu leben und zu ſterben! Aber auch Malſeſine mit ſeinem alten Schloß am öſtlichen Ufer, das Felſenneſt Tremoſine, von dem ein Waſſerfall niederbraust, ſind reizend gelegen. Ueberhaupt ſollte da ein Dorf, ein Landhaus, ein Schloß, ja die ärmſte Bauernhütte nicht glücklich ſein, wo ſie auf ſolchem Grund und Boden fußen? — Wir ſind ſchon lang gefahren; ſchauen wir rückwärts nach dem mehr und mehr entſchwindenden Süden, ſo zeigt ſich kein Land mehr, der See erſcheint geradezu meerartig. Die Berge werden höher, ſchroffer, verengen das Seebecken mehr; hoch oben auf der weſtlichen Seite hat eine Straße die ſtarren Felſenmaſſen durchbrochen; Gallerieen, Terraſſen zeigen ſich in den kühnſten Geſtaltungen, es iſt die neue Straße, die Riva mit dem Ledrothal in Verbindung bringt. Sie verkündigt uns die Nähe Rivas, und wirklich, unſer Boot macht nur eine kleine Wendung, indem es die vorſpringenden Felſen ſicher umgeht, deren einer uns faſt an die Lorelei gemahnt, — und die weißen Strandgebäude von Riva winken uns aus der Ferne entgegen. Sie kommen näher, das Caſtell kündet uns die Exiſtenz

eines kleinen Kriegshafens an; wir ſehen einen zwar nur kleinen Ort vor uns, aber er nimmt uns auf den erſten Augenblick für ſich ein; prächtig und erhaben ſteigen die gewaltigen Berge zu allen Seiten Rivas empor, nach längerem Getrenntſein den alten Liebesgruß uns zurufend. Glutrothe Abendwolken ſchweben ob ihren Häuptern hin; es lagert ſich ſchon thauiger Duft auf ihnen; des Sees Wogen färben ſich noch dunkler; des Abends Nahen empfängt uns — man ſteht ſchon am Ufer, das Schiff erwartend, die Glocke tönt, alles ſtürzt nach Gepäck und Geſellſchaft, dann an die Landungsbrücke, jetzt iſt dieſelbe geworfen — wir ſpringen an's Land, treiben ein Rudel nichtsnutziger Jungen, welche uns Reiſeſack und Taſche entreißen möchten und uns den Weg verſtellen, mit einigen kühnen Stößen auseinander, ſchlagen den kürzeſten Weg ein und haben endlich ein prächtiges Zimmer im Albergo di Caſtello mit der glänzendſten Seeausſicht erobert.

Und nun noch, ehe es ganz Nacht wird, ein kurzer Gang durch Riva, über den Quai, eigentlich Markt-, Stapel- Paradeplatz, Brennpunkt des Verkehrs mit Arkaden, Cafés u. ſ. w. Alles in Allem, nach dem Caſtell, wo die Flotille im Hafen liegt, dann etwas auf der Straße nach Arco hinaus an der Minoritenkirche vorüber, für deren Altarbilderbeſichtigung es leider zu ſpät iſt. Wir möchten auch gern ein wenig in die Gärten hineinſehen, welche da hüben und drüben den Weg einfaſſen, allein die hohen Mauern, die uns von nun an noch oft das Wanderleben verbittern ſollen, fangen hier ſchon an und laſſen nur die höchſten Baumwipfel hervorlugen. Darum kehren wir um, gehen noch durch ein paar enge Straßen, plaudern mit einigen vor den Häuſern ſitzenden freundlichen Leuten und ſtudiren dann in unſerem ſehr gut beſtellten Hotel Lago-di-Garda-Ichthyognoſie. Wie lang ich in jener Nacht noch im Fenſter gelegen, weiß ich faſt ſelbſt nicht, aber da ſo hinauszuträumen in die ernſtſtille Flut, das Spiel des über die Berge heraufſteigenden Mondes in den dunklen Wogen zu beobachten, einen glänzenden Stern nach dem andern an dem tiefblauen Himmel aufflammen zu ſehen, die balſamiſchen Lüfte, welche die Bruſt lebenskräftig erweiterten, einzuathmen, das hatte einen mächtigen, unwiderſtehlichen Reiz, der aber nur dort zu finden iſt. Es war ſtille draußen, der helle, fröhliche Geſang der Mädchen, welche eben noch unter dem Fenſter am Ufer hingezogen waren, war auch erſtorben, nur manchmal tönte ein Schildwachenruf vom Caſtell herüber — es war eine gefeite Nacht.

Riva ſollte nicht verlaſſen werden, ohne daß man die Straße beſucht

hat, welche geſtern ſchon vom See aus unſere Bewnnderung auf ſich gezogen und durch das Ledrothal nach Brescia führt. Sie kann ſich getroſt einer Klamm (in der Gaſtein), einem Kuntersweg, einer Finſtermünz und anderen Kletterſtraßen an die Seite ſtellen. Die von der Flut aus faſt für unerſteiglich gehaltenen Felſen ſteigt ſie mit kühner Leichtigkeit hinan, ſprengt ſie hier in enge, finſtere Päſſe auseinander, bricht dort durch 70 bis 80 Schritt lange Tunnels, tritt dann wieder auf luſtige, ſchwindelnde Terraſſen heraus, von denen das Aug trunken in die tiefe Seebläue hinabſieht, umkleidet ſich an den ſteilen Wänden mit ſchönem grünem, blumendurchwirktem Gewande, ſchmiegt ſich von einer Windung zur andern und hat ſo endlich den Gipfel erreicht, von wo ſie ziemlich eben im Ledrothal fortgeht. Aus dieſem kommt der Ponal herausgeſchoſſen, der der engen Felſenſchlucht zueilt und in dem berühmt gewordenen Falle der ſchönen Seefürſtin von Garda ſich in die Arme wirft. Von dieſer wilden, trotzigen Bergſtraße wenden wir uns über Riva zurückkehrend nun einer andern zu, die, nur an einigen Stellen etwas unfreundlich angethan, mit einem Landſchaftsreiz ſich geſchmückt hat, in dem es ihr wenige zuvorthun können, — der nämlich, welche uns von Riva durch das Val di Sarca nach Trient bringen ſollte.

Unſer Vetturino hatte verſprochen, in vier Stunden uns an Ort und Stelle zu bringen; als daraus ſechs wurden, mußten wir zwar unſeres Rechtes wegen die Erzürnten ſpielen, im Herzen aber konnten wir nicht ungehalten darüber ſein, hübſch langſam all dieſe Herrlichkeiten der nahen und fernen Umgebung an uns vorüberziehen zu ſehen. Die Gartenmauern hörten glücklicherweiſe bald auf, und nichts hemmte nun den Blick, ſich an der Gabenfülle zu weiden, welche über dieſen geſegnetſten Fleck Südtirols ausgeſchüttet iſt; man weiß nicht, hat die Natur hier allein ihr Werk, gibt ſie alles dem Menſchen nur von ſelber, oder hilft er auch ein weniges dazu? Die edelſten Fruchtbäume, Oliven, Feigen, Pfirſich, Granate, Maulbeer, Rebe und alle unſere bekannten lieben Obſtſpenden ſtehen da in ordnungsloſer Wildniß wild durcheinander, Mais-, Melonenfelder zwiſchen ihnen. Ein kleines Bächlein begleitet uns zur Seite, heimatlich mahnende Weiden ſtehen an ſeinem Rand; ſteile Berge umſäumen das Thal, ſtille, ſchmucke Menſchenwohnungen allenthalben am Bergesfuß und am Bergeshang. Der ſtattliche Ort nun vor uns mit der Kuppelkirche und dem es überragenden, von Cypreſſen umwogten Schloſſe iſt Arco; gleich hinter ihm kommt uns die Sarca entgegen, ein den Gruß der Alpen zum warmen Sonnenſchein des

Südens tragender Fluß; ihre erste Führung mahnt uns etwas gar zu sehr an ihr Heimatland, denn wilde Felsen, abgestürzte Blöcke, Gerölle und Schuttmassen werden auf einmal die Straßenbegrenzung. In diese Felsenöde paßt das alte, verfallene Castell di Drena, an dem wir vorüberkommen; es mag von alter Zeiten Streit und Kampf erzählen, wie es die lange Sarcabrücke von den jüngsten Tagen thut. Wir sind über sie weg, und die Gegend hat wieder die alte Lieblichkeit und Anmuthfülle angenommen; ein entzückendes Seebild erscheint: der Doblinosee, das Schloß des Grafen Wolkenstein umflutend. Es schaut uns noch lange nach, nachdem wir schon hinter dem Dorf Padernone, das seine Häuser unter einem Laubdach verbirgt, den Berg hinauf sind, auf dessen Abhängen uns die schönsten Kinder der Alpenwelt, die duftigen Cyclanen, die hier alles roth färben, den Willkomm des Alpenreiches läuten. Vezzano, mit Arco der Ortswürdenträger des Thals, gibt uns einige Rast; in seinem tiefen Thal hinter dem kleinen Vigolo sehen wir Terlago, umgrünt von reichen Geländen, angeschmiegt an den Monte Mezana, am Ufer seines Miniaturſees liegen.

Allmählig senkt sich die Straße, wäre es möglich, würden uns die Pflanzungen von Schritt zu Schritt üppiger, vollkommener dünken; sie wollen uns wahrscheinlich noch einmal ihre ganze Pracht und Schönheit zeigen, um uns die Trennung recht schmerzlich empfinden zu lassen, — denn plötzlich, erschreckend, unerwartet thut sich ein Felsenthor auf, die Straße verschwindet in seiner düstern Mündung und wir können uns kaum fassen ob der jähen Wandlung. Das Paradies des eigentlichen Südens ist geschlossen; es kommt noch viel herrlicher — allein die eigentliche Grenzmarke zwischen Nord und Süd zog sich mir in jener großen Felsenschlucht; hoch hängen die schwarzen Mauern über, kaum drängt sich der Himmel etwas durch, ein Wildbach tritt durch die Kluft — da ist auch sie zu Ende, schon vorher wurden durch die Felsspalten Berge sichtbar, diese sind nun näher getreten, — die Gesellen der Freundin Adige, — zu unseren Füßen zieht diese selbst, — das Etschthal breitet sich vor uns aus, auffallend in dem eigenthümlichen Schmuck, den seine zahllosen Weiden ihm verleihen, und dort, noch etwas entfernt zwar, aber doch schon deutlich sichtbar glänzen von der Abendsonne umleuchtet, die stolzen Kuppeln der Kirchen und Paläste von Trient.

Ueber die Brücke, über welche einst andere Leute als wir, Cardinäle und Bischöfe, Prälaten und Legaten, Italiener, Hispanier, Franz-

männer und Deutsche eingezogen waren, hielten auch wir unsern Einzug in die alte Stadt. Man will es in die Rumpelkammer der Städte werfen dieses Trento, allein so schnell geht das nicht, — in den verfallenen Marmorpaläſten, den breiten Straßen, überhaupt den stattlichen, balkongeschmückten Häusern, den hohen Kirchen trägt sich noch heller Glanz und Schimmer zur Schau. Trient ist eine sehr belebte Stadt, und wenn das auch nicht wäre, so könnte sie immer noch von dem Leben zehren, das sie vom vierten bis sechsten Decennium des sechszehnten Jahrhunderts gesehen hat.

Nach dem Brennpunkt dieses einstigen Lebens zog es mich zuerst, nach der Kirche Sanct Maria Maggiore; es war abendlich still in den einfach würdigen Räumen; da wo einst der bittere Redekampf getobt hatte, ein Anathema nach dem andern geschleudert, die Streitfackel gegen die „abtrünnige Kirche" zu neuer Glut entzündet worden war, regte sich jetzt kein Laut, brannte düster die ewige Lampe, mit den letzten Sonnenstrahlen ein mattes Licht auf das große Gemälde werfend, auf dem die Väter des Concils männiglich abgebildet sind. Erhabener und großartiger als dieser heilige Sessionssaal der oft etwas unheiligen Kirchenversammlung ist der Dom mit seinen zwei Kuppeln und dem Löwenpaar an seinem Portale; er gibt dem Platz, auf dem er steht, ein imponirendes Ansehen, und der Justizpalast, der Springbrunnen und die andern umliegenden Gebäude sind ein würdiges Relief seiner Größe. So lange es der Tag erlaubte, durchschlenderten wir Trient, gingen auch außerhalb der Thore, wo schöne Promenaden, hübsche Landhäuser und das Castell, in welchem das alte in ein neues aufgegangen zu sein scheint. Wir näherten uns Deutschland wieder, das sagte uns schon die Mischmaschsprache, die wir hier fanden; man spricht in Trient selten jemand vergeblich deutsch an, doch ist Leben und Sitte noch völlig wälsch, und darum saßen wir auch noch lange vor dem Café, um uns am letzten Sorbetto noch einmal ein Gütliches zu thun.

Digitized by Google

3 0000 093 402 695

Googl